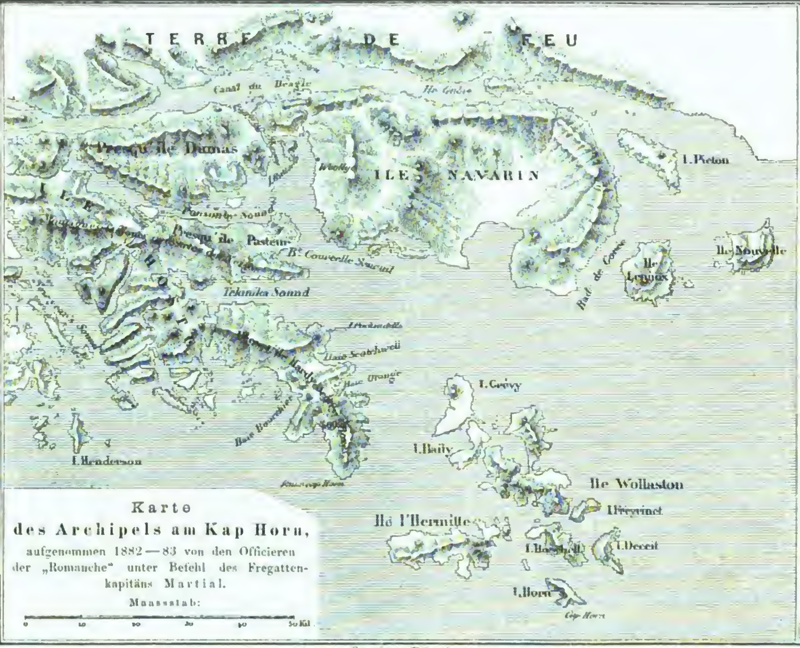

TERRE DE FEU
Canal du Beagle
Presqu'île Dumas
ILES NAVARIN
I. Picton
Presqu'île Pasteur
Tekenika Sound
Ile Nouvelle
Ile Lennox
I. Grévy
I. Baily
I. Henderson
Ile Wollaston
Ile l'Hermite
I. Deceit
I. Horn
Cap Horn
Karte
des Archipels am Kap Horn,
aufgenommen 1882—83 von den Officieren
der „Romanche" unter Befehl des Fregatten-
kapitäns Martial.
Maassstab:
0 10 20 30 40 50 Kil.

Globus

Globus.

XLIX. Band.

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Neunundvierzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1886.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Australien.

Inseln des Stillen Oceans.

Nordamerika.

Südamerika.

Polargebiete.

Oceane.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Vom Büchertische.

Mitarbeiter
(auch Verfasser von übersetzten u. entlehnten Artikeln).

Todesfälle und Nekrologe.

Verzeichniß der erwähnten Autoren, Reisenden u. s. w.

Illustrationen.

Europa.

Belgien.

Rheinpfalz.

Asien.

Hinterindien. (Neis' Reise.)

Babylonien.

(Dieulafoy's Reise.)

Afrika.

(G. Révoil's Reise in Ostafrika.)

Porto Novo.

Tunesien.

Südamerika.

Chile (Feuerland).

Karten.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIX. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Ein Jahr am Kap Horn.

(Nach dem Französischen des Dr. Hyades.)

I.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Ko. Die südliche Spitze von Südamerika hat in neuerer Zeit mehr als in früheren Jahren die allgemeine Aufmerksamkeit gefesselt. Die von den Segelschiffen so gefürchteten Gewässer der Magalhãesstraße mit ihren engen Felsenstraßen und ihren fast unberechenbaren Strömungen haben im Zeitalter des Dampfes ihre Schrecken verloren und werden immer häufiger zur Durchfahrt benutzt, selbst Segelschiffe lassen sich lieber durch die Straße schleppen, als daß sie den Kampf mit den verrufenen Stürmen südlich vom Kap Horn aufnehmen, und nach und nach faßt die Civilisation auch in diesen unwirthbaren Breiten festen Fuß. Der „Globus" hat bereits (in Bd. 47, Nr. 21) einen eingehenden Auszug aus dem Berichte des englischen Missionssuperintendenten Bridge von Ooshooia oder Uschuaja gebracht, der fünfzehn Jahre lang dem unfruchtbaren Geschäfte obgelegen hat, den Pescherähs die Dogmen des Christenthums verständlich zu machen; heute hat er den Bericht eines wissenschaftlichen Forschers vorzulegen, welcher ein ganzes Jahr hindurch dort seine Beobachtungen angestellt hat.

Unter den vierzehn Polarstationen, welche auf die Anregung des verstorbenen Weyprecht hin zu gleichzeitiger Beobachtung unter möglichst hohen Breiten bestimmt wurden, kamen auch zwei auf die südliche Erdhalbkugel; die eine auf Südgeorgien wurde Deutschland zugewiesen, die andere am Kap Horn Frankreich. Die französische Expedition bestand aus fünf Mitgliedern, welche einige Monate hindurch im Pariser Observatorium, am Collège de France und am Museum für ihre Aufgaben eingeschult wurden. Den Bericht, welchem die folgenden Angaben und Abbildungen entnommen sind, verdanken wir dem Dr. Hyades, während der Hauptbericht mit den genauen Beobachtungen, herausgegeben von Kapitän Martial, später als selbstständiges Werk erscheinen wird.

Die Regierung stellte der Expedition die von Martial kommandirte Fregatte „Romanche" zur Verfügung, deren Officiere besonders für diesen Zweck ausgewählt, die Zeit des Aufenthaltes am Feuerlande zu genauen Vermessungen und Sondirungen benutzen sollten. Das Schiff verließ den Hafen von Cherbourg am 17. Juli 1882 und lief am 5. September bei herrlichstem Wetter in die Lemairestraße ein; am folgenden Nachmittage warf es Anker an dem für die Station gewählten Punkte in der Orangebai. Dieselbe liegt an der Ostküste der Halbinsel Hardy, welche von der Insel Hoste vorspringt und deren Südspitze das sogenannte falsche Kap Horn bildet, während das echte, die äußerste Südspitze Amerikas, von einer kleinen Insel südöstlich davon gebildet wird. Die genaue Lage der Station wurde zu 55° 31' 24" südl. Br. und 70° 25' 12" östl. L. bestimmt. Die Bai, deren Ansicht unsere erste Abbildung zeigt, war gewählt worden auf die Angaben von Fitzroy und Wilkes hin, welche sie 1830 resp. 1839 besucht

hatten; sollten die Terrainverhältnisse sich zu ungünstig erweisen, so war in zweiter Linie die südöstlich davon dicht hinter Kap Horn gelegene Insel Hermitte in Vorschlag gebracht.

Die Mitglieder der Expedition begaben sich alsbald ans Land, um einen möglichst günstigen Punkt auszusuchen, der wenigstens die allernothwendigsten Bedingungen darböte: ein genügend ebenes Terrain für die aufzuschlagenden Häuser, Trinkwasser in der Nähe und einen gesicherten Landungsplatz zu leichter Verbindung mit dem Schiffe. Die erste Bedingung fand leider keine Erfüllung, es waren freilich ebene Stellen da, aber diese waren ohne Ausnahme so sumpfig, daß man kaum hindurch kommen konnte, und an ein Aufschlagen von Wohnungen nicht zu denken war. Man mußte also darauf verzichten und sich entschließen, die Häuschen am Abhange an geeigneten Stellen, die nöthigenfalls durch Unterlegen von Baumstämmen horizontal gemacht wurden, zerstreut anzulegen und schwankte nur noch für einige Zeit zwischen einer später Pointe Lephay genannten Stelle und einem niederen Hügel etwas nördlich davon. Schließlich entschied die unmittelbare Nähe des Wassers für letzteren Platz und früh am 8. September begann mit aller Energie die Ausschiffung der Vorräthe und die Arbeit am Lande. Es war keine Kleinigkeit, denn das ganze Terrain war mit einem dichten niederen Urwalde von immergrünen Buchen (Fagus betuloides) und baumartigem Sauerdorn (Berberis ilicifolia) bewachsen, und an vielen Stellen mußte der Felsen mühsam mit dem Pickel abgesprengt werden, um den nöthigen Raum zu gewinnen. Dann mußten die in Paris angefertigten zerlegbaren Holzhäuser aufgeschlagen werden, sie wurden innen mit Filz beschlagen und der Boden mit Linoleum belegt, um ihn einigermaßen gegen die Nässe zu schützen die in diesen Breiten lästiger ist als die Kälte. Erst am 26. September konnten die Beobachtungen eröffnet werden, vier Wochen später als im Programme vorgesehen war; die Einhaltung war freilich schon durch die verspätete Ankunft unmöglich geworden. Die naturwissenschaftlichen



Die Orangebai.

Beobachtungen begannen dagegen unmittelbar nach der Landung. Auch mit dem Studium der Eingeborenen konnte baldigst angefangen werden. Schon bei der Ankunft des Schiffes sah man an verschiedenen Küstenpunkten Rauch aufsteigen und am folgenden Morgen kamen ein paar aus Rinde erbaute Pirogen, jede eine Familie enthaltend, langseit, um Lebensmittel und besonders Schiffszwieback gegen die geringen Erzeugnisse ihrer Industrie, Halsbänder aus Knochen oder aus kleinen Muschelschalen, Harpunenspitzen und dergleichen einzutauschen. Sie erschienen nicht im geringsten erschreckt oder beunruhigt; Tabak und Branntwein waren ihnen noch unbekannt, alte Kleider nahmen sie wohl, aber in erster Linie stand ihr Sinn nach Eßbarem.

„Es ist nicht gerade leicht, den Eindruck genau in Worte zu fassen, welchen die erste Begegnung mit diesen sonderbaren Geschöpfen auf uns machte. Wohl hatten wir während der langen Ueberfahrt alles zusammengelesen, was frühere Besucher, wie Weddell, Fitzroy, Darwin, Wilkes über die Feuerländer geschrieben, und nach der übereinstimmenden Aussage Aller hielten wir sie für die erbärmlichsten, am niedrigsten stehenden Bewohner unseres Erdballes. Nun kamen sie an Bord ohne das geringste Mißtrauen, Männer, Weiber und Kinder, nackt vom Scheitel bis zur Sohle oder höchstens mit einer erbärmlichen Otterhaut oder Robbenhaut über den Schultern, und wir mühten uns ab, an ihnen die charakteristischen Züge zu finden, welche wir nach den Beschreibungen erwarteten. Was uns am meisten wunderte, war, daß wir kein Wort von ihrer Sprache verstanden, obwohl wir die Vokabularien der Alikhoolyp (Alaculoof bei Bridge) und der Tekinika bei Fitzroy sehr eifrig studirt hatten. Nicht einmal, zu welchem der beiden Stämme die Besucher gehörten, konnten wir herausbringen, das einzige verständliche Wort war biskit (Biscuit)."

Erst am anderen Tage erkannte man allmählich, daß man mit Tekinika — einer Abtheilung der Yahgans bei Bridge — zu thun hatte. Einer von ihnen verstand ein paar Worte englisch und nannte sich Jack; er schien durch seine Kenntnisse eine gewisse Superiorität über die anderen auszuüben, hüllte sich aber, als er in seiner elenden

Hütte besucht wurde, sehr bald in ein mißtrauisches Schweigen. Auch seine Landsleute erwiesen sich in ihren Wohnungen viel weniger liebenswürdig und lebendig, als in ihren Piroguen und schienen nicht recht zu wissen, wie sie die dauernde Ansiedelung der Fremden in ihrem Lande auffassen sollten.

Am 1. Oktober lief ein amerikanischer Robbenjäger in der Bai ein; er hatte in Puntas Arenas von der Expedition gehört und kam nun, um ärztliche Hilfe und Arznei für einen schwer erkrankten Matrosen zu suchen; schon früher hatte er in der Bai Holz und Wasser eingenommen. Auf seiner Fahrt hatte er in fünf Tagen auf den Inseln Diego Ramirez und Ildefonso ungefähr 300 Stück Robben erlegt, an einem Tage einmal 70. Man sucht die Robben am Ufer zu überraschen, umstellt sie und erlegt sie dann mit der Kugel; nur die ganz kleinen werden geschont, sonst Männchen und Weibchen gleichmäßig geschlachtet. Man tödtet sie nur um der Haut willen, die man möglichst rasch abstreift und im Salz konservirt, die Körper wirft man ins Meer. Bei dieser Verfolgung nimmt die Zahl der Robben mit reißender Geschwindigkeit ab; auch der Kapitän des „Thomas Hunt“, der nun die siebente Reise mitmachte, gab das zu. Daß dadurch den armen Eingeborenen das Hauptmittel für ihren Lebensunterhalt entzogen wird, kümmert die Amerikaner wenig.

Es ist übrigens ein rauhes und schweres Handwerk, die Robbenjagd in diesen stürmischen Gewässern. Die Verproviantirung der Schiffe ist meist eine ungenügende und die Mannschaft ist wesentlich auf das Fleisch der Pinguine angewiesen. Skorbut ist darum nicht selten; der Kapitän rühmte dagegen Tomatenkonserven, welche rasche



Landspitze Lephay.

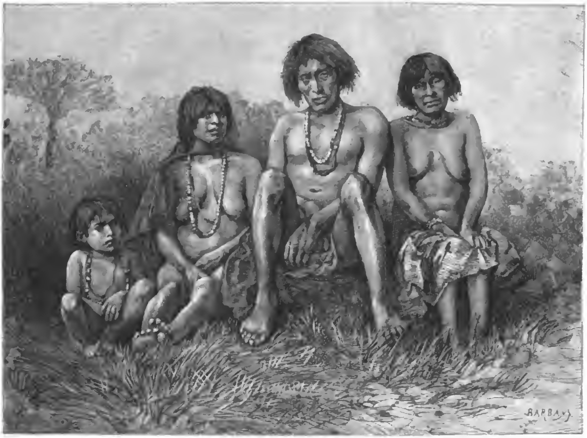
Heilung bewirkt hatten, wo Citronensaft wirkungslos blieb. Häufig setzen die Schiffe auch einige Leute an günstig gelegenen Punkten aus und holen sie später wieder ab; verzögert sich die Rückkehr, so kommen solche Leute oft in die größte Noth und manche solche Jagdgesellschaft ist schon elend zu Grunde gegangen. Auch der Kapitän des „Thomas Hunt“ hatte auf Diego Ramirez ein paar arme Teufel angetroffen, die, nur auf drei Monate verproviantirt, schon vier Monate ohne Nachricht von ihrem Schiffe und dem Hungertode nahe waren; er hatte sie nach der Missionsstation Ooshooia am Beagle Kanal gebracht.

Die französische Expedition sollte mit den Bewohnern dieser Mission auch bald Bekanntschaft machen. Am 11. November Morgens lief ein Schiff unter englischer Flagge in die Orangebai ein und ankerte der französischen Station gegenüber. Zwei Herren kamen an Land, der eine ein alter verwetterter Seemann, der andere der Typus eines „respectable clergyman“. Es war der Superintendent Bridge, aus dessen Bericht unser früher gebrachter Artikel entnommen war, und der Kapitän des Missionsschiffes „Allen Gardiner“, Willis. Auch sie wurden nicht nur durch die Neugierde und das Bedürfniß nach Verkehr mit civilisirten Menschen herbeigeführt, sondern ihr Besuch galt in erster Linie dem Arzte Hyades. Es war nämlich in der Mission, der es an ärztlicher Hilfe ganz fehlte, eine eigenthümliche fieberhafte Krankheit ausgebrochen, welche unter den Eingeborenen arge Verheerungen anrichtete und auch die Familien der Missionare bedrohte. Von Herrn Bridge erfuhren die Mitglieder der Expedition auch, daß der seltsame Name der Missionsstation Ooshooia, der den französischen Zungen große Schwierigkeiten bereitete, richtig Ouchou-ouaya (französisch), also Uschuuaja (deutsch) ausgesprochen werde, oder einfacher

Uschuaja, eine Schreibweise, deren Annahme sich entschieden empfiehlt.

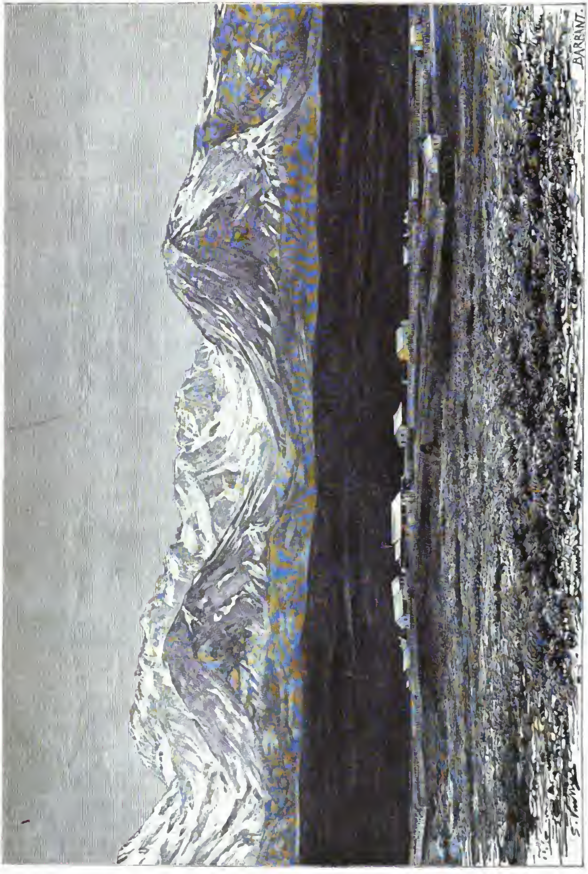
Da aus der Beschreibung des Missionars sich die Natur der Krankheit durchaus nicht erkennen ließ, war Dr. Hyades natürlich gern bereit, ihn auf dem „Allen Gardiner" nach der Station zu begleiten und schiffte sich noch an demselben Abend mit ihm ein. Die Station liegt nur ungefähr 100 Kilometer nördlich, aber Windstille verhinderte das Schiff, sie noch am folgenden Tage zu erreichen und zwang es in einer kleinen Bucht des Beagle-Kanals die Nacht über vor Anker zu gehen. Eine zweistündige Fahrt brachte den Reisenden am anderen Morgen an sein Ziel. Es macht einen recht melancholischen Eindruck, wenn man zum ersten Male diese einsamen englischen Häuser, deren Baumaterial ganz aus Europa herübergebracht worden ist, hier am Ende der Welt in dieser traurigen trostlosen Umgebung stehen sieht. Wie das beistehende Bild zeigt, liegt die Ansiedelung auf einer kahlen Fläche am Meere, ohne Bäume in der Umgebung, mit dem Blicke auf eine kahle, lange Zeit im Jahre schneebedeckte Bergkette. Auch die Eingeborenen tragen gerade nicht dazu bei, den melancholischen Eindruck zu zerstreuen. Zweifelsohne sind sie im Vergleiche mit denen an der Orangebai civilisirter; sie tragen Kleider, haben bessere Hütten, einzelne davon sogar von ganz gut gepflegten Gärtchen umgeben, aber sie sehen keineswegs glücklicher aus als ihre wilden Stammesgenossen.

Was Hyades über die Geschichte der Missionsstationen im Feuerlande sagt, stimmt im Wesentlichen mit den Angaben von Bridge überein und ist wohl auch der Hauptsache nach von diesem mitgetheilt. Der eigentliche Begründer ist der Kapitän Allen Gardiner, welcher mit dem Missionar Williams und vier Fischern aus Cornwallis 1850 nach dem Feuerlande ging, um zu sehen, welchen Einfluß die von Fitzroy 1830 nach England gebrachten und dort erzogenen jungen Feuerländer auf ihre Landsleute ausgeübt hätten. Sein trauriges Schicksal ist bekannt. Sie versuchten mit zwei Booten an der Navarin-Insel zu landen, wurden aber von den Eingeborenen zurückgetrieben und litten dann Schiffbruch an einer unbewohnten Stelle des südlichen Feuerlandes, wo sie dem Hunger und der Kälte erlagen; ein sorgsam geführtes Tagebuch, das man bei den Leichen fand, gab Aufschluß über ihr Loos.



Eingeborene bei der Ankunft der Expedition.

Drei Jahre später sandte die englische Missionsgesellschaft das nach dem Namen des unglücklichen Kapitäns getaufte Schiff aus, konnte aber auf Feuerland selbst keinen festen Fuß fassen und begnügte sich, auf der Falklandinsel Keppel eine Station zu begründen, wo vorläufig einzelne Feuerländer an die Civilisation gewöhnt werden sollten. Begleitet von einem solchen wagten die Missionare 1859 die Niederlassung zu Wollya auf der Insel Navarin, aber am ersten Sonntage während des Gottesdienstes wurden sie von den Eingeborenen überfallen und sämmtlich erschlagen. Für längere Zeit begnügte man sich nun mit der Station auf Keppel-Island; erst 1868 wurde ein neuer, diesmal erfolgreicher Versuch auf Navarin gemacht. Ueber die weiteren Schicksale giebt unser obiger Artikel Auskunft. Hyades bestätigt im Allgemeinen die Angaben



Die englische Mission Uschuaja.

von Bridge über den gegenwärtigen Zustand der Mission, aber er sieht weniger rosig in die Zukunft. Nur ein kleiner Bruchtheil der Eingeborenen hat durch 15 jährige Arbeit gewonnen werden können; die große Majorität nimmt zwar die Hilfe der Missionare zeitweise in Anspruch, aber sie zeigt nicht die geringste Lust, sich dauernd dort niederzulassen. Selbst Mancher, der völlig für das civilisirte Leben gewonnen schien, wirft auf einmal die Kleider wieder ab, läßt Haus und Garten im Stiche und kehrt zur alten Lebensweise zurück. Aber auch die Bleibenden verlieren schnell die Fähigkeit, sich mit den Hilfsmitteln des Landes selbstständig zu ernähren; ihre auf der Mission erzogenen Kinder verlernen den Pirognenbau und die Seehundsjagd, und da der Gartenbau und die Viehzucht im rauhen Klima nicht ausreichen, sie zu unterhalten, sind sie völlig von den Missionaren abhängig und auf deren Unterstützung angewiesen. Auch leiden sie von Krankheiten viel mehr, als im wilden Zustande. Eine officielle Kolonie, welche die chilenische Regierung im Jahre 1884 nach Uschuaja sandte, brachte die Masern mit und gegen 500 Eingeborene, reichlich die Hälfte des Yahgan-Stammes, fielen dieser bei uns so harmlosen Krankheit zum Opfer.

Da die französische Expedition sich auch während des Venusdurchganges am 6. December 1882 im Feuerlande



Gravé par Erhard

Geographische Lage der Station in der Orangebai: 55° 31′ 24″ südl. Br., 70° 25′ 12″ westl. L. Paris.

befand, war sie mit sämmtlichen für dessen genaue Beobachtung nöthigen Instrumenten ausgerüstet, obschon man in diesem Lande ständigen Nebels und bewölkten Himmels kaum auf einen günstigen Erfolg hoffte. Der Tag begann richtig mit Regen; trotzdem war zur angesagten Stunde alles auf seinem Posten, und siehe da, der Himmel klärte sich, die Sonne erschien und der Durchgang des Planeten konnte in befriedigendster Weise beobachtet werden.

Der Sommer der südlichen Hemisphäre wurde zu Anbauversuchen mit verschiedenen Kulturgewächsen verwandt. Freilich von einem Sommer in unserem Sinne konnte man nicht sprechen. Die Mitteltemperatur des December, des wärmsten Monates, überstieg nicht + 7,9° C., während allerdings die des Juni, des kältesten, nicht unter + 2,2° C. fiel. Das versprach keine sonderlich günstigen Resultate. Außerdem war der Boden sehr ungünstig, theils Sumpf, theils mit Pflanzenresten, die aber keinen Humus bildeten, bedeckt. Klärung und Entwässerung erwiesen sich gleich schwierig. Trotzdem wurden zwei Versuchsgärten angelegt, der eine im Walde, der andere in sandigem Boden am Meeresstrande; Bohnen, Erbsen, Kohl, Salat, Rettig, Petersilie wurden in verschiedenen Varietäten angepflanzt, im Strandgarten auch Kartoffeln. Letztere allein gaben einen kleinen Ertrag, Salat, Kohl und Rettig wuchsen kümmerlich, die anderen Sorten gar nicht. Auf dem Terrain der Missionsstation hat man erheblich günstigere

Resultate erzielt; der Boden ist freilich dort besser und die Lage geschützter, auch der Sommer, da das offene Meer weiter abliegt, wärmer, wie der Winter kälter.

Im Uebrigen war der Sommer, obschon regnerisch, nicht ohne Reiz, die langen Tage, die nur durch eine kurze Dämmerung unterbrochen wurden, für Exkursionen vorzüglich geeignet, und die verhältnißmäßig reiche Flora, von welcher einzelne Glieder, wie Berberis ilicifolia, sich sogar durch schöne Blüthen auszeichneten, trug dazu bei, den Aufenthalt ganz erträglich erscheinen zu lassen.

Mons oder Bergen in Belgien.

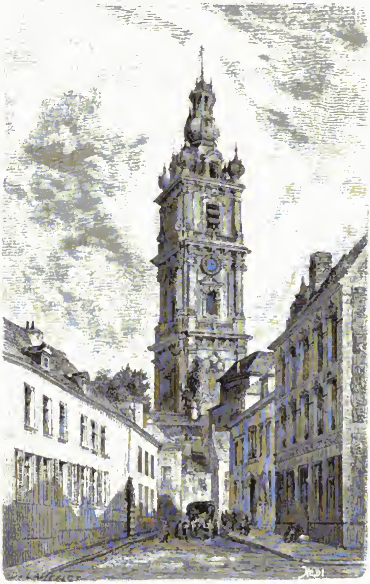
(Die Abbildungen nach Photographien.)

Verläßt man den Bahnhof von Mons, so sieht man vor sich eine breite Straße, welche bald enger wird, sich in scharfen Winkeln umbiegt, öfters keinen Bürgersteig besitzt und zuletzt auf einem großen Platze endet, an welchem sich das Rathhaus erhebt. Sie ist trotz ihrer Unregelmäßigkeit, ihrer Enge und ihrem schlechten Pflaster die Hauptarterie der Stadt, wo der Fremde am besten das Treiben der zu Lustbarkeiten so geneigten Bewohner beobachten kann; hier treiben sich die Müssiggänger umher und hier herrscht der größte Handelsverkehr, es ist die Straße der elegantesten Kaufläden und der buntesten Schaufenster. Hier strömt an Markt- und Kirmestagen aus der ganzen Landschaft Borinage die ungehobelte Masse von Fabrikarbeitern und Kohlenbergleuten zusammen und staut sich vor den farbenprächtigen Auslagen der Händler. Mons ist gleichsam die Hauptstadt dieser Leute, welche nur ein- oder zweimal im Jahre dorthin kommen, um sich einen Feiertag zu machen. Die Dreifaltigkeitskirmeß und die vierzehntägige Messe um den Tag der H. Barbara (4. December) — diese ist die Schutzpatronin Aller, die von einem unbußfertigen Tode bedroht sind, so besonders der Bergleute in den Schachten — sind die Hauptfesttage in Mons, nach welchen sich dort sogar die Zeitrechnung des niederen Volkes richtet, und die nicht nur von den Arbeitern tief drunten im Schooße der Erde, sondern auch von den unteren Schichten der städtischen Einwohnerschaft mit Sehnsucht erwartet werden. In den Buden, die überall an Straßenecken und auf dem Marktplatze errichtet werden, macht man alsdann, wie in Deutschland auch, seine Einkäufe und ergänzt die Geräthe der Wirthschaft, bewundert die Seiltänzer und Somnambulen u. s. w. Den Anfang des Festes macht eine, jedem Montois (Einwohner von Mons) theure Maskerade, der Kampf zwischen dem H. Georg und dem „Dudu" oder Drachen, der innerhalb einer Einzäunung auf dem Großen Platze vor sich geht und durch einen Aufzug mit Begleitung von lustigen Masken eingeleitet wird. Der H. Georg wird gewöhnlich von einem Kavallerieunteroffizier, der fest im Sattel sitzt, dargestellt; der Drache ist eine von einem Menschen getragene Hülle mit schuppigem Leibe, langem Schweife und gutmüthig-dummem Menschengesichte, unter welcher unten die Beine des Trägers hervorschauen. Aber das Volk hängt an diesem seit Jahrhunderten betriebenen Maskenscherze mit einer Zähigkeit, die fast einer besseren Sache würdig wäre. Kurze Zeit vor demselben findet alljährlich ein anderer Umzug statt, eine Procession mit dem „car d'or", in welchem die ruhmreichen Reliquien der Heiligen Waudru (Walrade) ruhen, durch deren wunderbare Kraft der Tradition zufolge im Jahre 1349 die Stadt Mons von einer furchtbaren Pest befreit worden sein soll. Dann erscheint in einer Wolke von Weihrauch der „Goldene Wagen", von etwas weltlichen Amoretten ringsum besetzt und auf hohen Rädern ruhend; er hat mit seinem weißgoldenen Rachen ganz die Gestalt der früheren Hofkutschen, in denen Infanten und Herzoginnen ihre Spazierfahrten machten. Oben thront der von Gold strahlende Reliquienschrein und zwölf prächtige Schimmel ziehen ihn. Das nöthige Beiwerk von Meßgewändern, Bannern, weiß gekleideten Mädchen u. s. w. fehlt natürlich nicht. An demselben Tage stellt auch die Kathedrale alle ihre Schätze aus, und um dem Feste noch höheren Glanz zu verleihen, senden die benachbarten Sprengel von Saint-Denis, Havré, Nimy, Ghlin und Hyon ihre schönsten Mädchen in reichem Silberschmucke herüber; letzterer ist meist Geschenk der in der ganzen Gegend zahlreich vorhandenen Ballspielgesellschaften. Der ganze gewaltige Aufzug mit seiner zahllosen Geistlichkeit, den Baldachinen, Tabernakeln, dem Golde, Edelgesteine und prachtvollen Stoffen ist wohl dazu angethan, in den Gemüthern der Zuschauer einen Eindruck von jener Allmacht zurückzulassen, welchen sich der Katholicismus ebensowohl im wallonischen Lande, als in Flandern zu bewahren verstanden hat.

Sind aber diese großen Festtage vorüber, so versinkt das Leben der Bewohner von Mons wieder in seine frühere Eintönigkeit; aber ihr Charakter, in welchem Witz, Munterkeit, starke Einbildungskraft und Spottsucht eine Hauptrolle spielen, hilft ihnen leicht über die langweiligen Stunden, deren es in einer Provinzialstadt nur allzu viele giebt, hinweg und läßt die Geister nicht, wie anderswo, unter der Last der Beschäftigungslosigkeit und Muße einschlummern und erliegen. In allen Ständen und besonders unter dem niederen Volke gedeiht hier der Spaßmacher von Beruf, dessen Witze und Eulenspiegeleien kein Ende nehmen und bei den Genossen dankbarster Aufnahme gewiß sind. Diese Eigenschaft, die lustigen Feste und Bälle, welche die Jugend von Mons bei Kirmessen und Jahrmärkten zu veranstalten versteht, üben eine große Anziehungskraft auf die Bewohner der nächsten französischen Städte aus, mit denen ohnehin schon ein reger Handelsverkehr besteht. Und daraus sind zahlreiche Familienverbindungen entstanden, welche bei allem Nationalitätsgefühl, das den Bewohnern von Mons eigen ist, doch das Andenken an die Uebel, welche Frankreich zur Zeit Louis' XIV. und Turenne's diesem Lande zufügten, allmählich verwischt haben.

Mons ist heute eine Stadt von hübschem Aeußeren, wohnlich, ohne äußere Prahlerei und hält ihre Spazierwege, Parks und Häuser gut in Ordnung; letztere sind sauber und frisch gestrichen, aber man findet darunter ebenso wenig alte Wohngebäude, wie in der Stadt eine alte Aristokratie. Aber die Männer halten etwas auf eine gute Tafel und ganz besonders auf einen wohlgefüllten Weinkeller, und die Frauen auf Putz, Kleider, Koncerte und Theater. Jeder echte Montois sieht drei- oder viermal im Jahre eine lustige Gesellschaft an seinem Tische, der dann stets mit besonders

gewählten Speisen und Weinen beladen ist; Niemand versteht besser, als der Montois, über die Vorzüge der Traube zu reden und kennt die verschiedenen Vorsichtsmaßregeln beim Lagern der Flasche genauer. Der wallonische Feinschmecker ist im Uebrigen raffinirter, als der viel verschlingende Bürger von Flandern; letzterer hält es mehr mit den Bordeauxweinen, gegen welche der Wallone eine gewisse Geringschätzung nicht unterdrücken kann; denn ihn befriedigen nur die aristokratischeren Gewächse Burgunds. Ja, böse Zungen wollen sogar behaupten, daß in vielen Familien die Kirmes das ganze Jahr hindurch dauert, und daß in solchen weder Mann noch Frau als Muster guter Haushälter dienen könnte; ebenso verbreitet ist in den unteren Klassen die Lust an Tanzvergnügungen und am langen Sitzen im Kaffeehause. Kurzum, das heutige Mons gewährt einen ganz anderen Anblick als das frühere, als jene kleine Stadt, wo

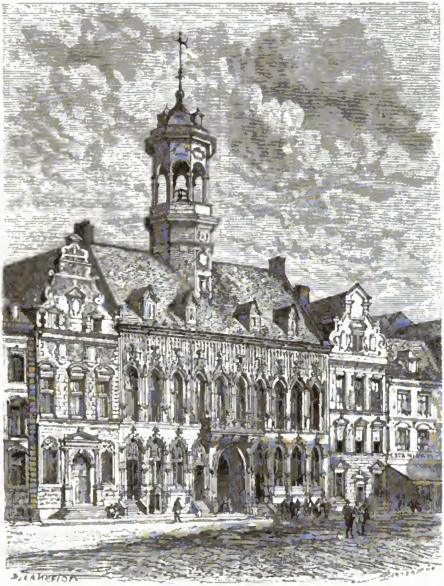


Das Schloß in Mons.

die Pariser Diligence umspannte, und welche mehr einem großen Flecken auf einem Hügel glich.

Dieser Hügel mit den alten rothen Dächern, die sich an seinen Abhängen über einander aufbauen und mit seinem Belfried ist noch heutigen Tages vorhanden, eine Art Oberstadt, an deren Fuße sich seitdem eine neue, regelmäßige, symmetrische Stadt mit prächtigen Façaden, großartigen Kollegiengebäuden und Spitälern, die im Verhältnisse zur Bevölkerung viel zu ausgedehnt erscheinen, gebildet hat. Aber trotzdem zögert Handel und Verkehr, in diese Neustadt hinabzusteigen und fühlt sich in den krummen engen Gassen in der Nähe des Marktplatzes der Oberstadt mehr zu Hause. Auch für das Auge des Reisenden giebt es dort oben mehr zu schauen als in den schnurgeraden, langweiligen Straßen des neuen Stadttheiles, obwohl von wirklich alten Gebäuden oben wenig erhalten ist; aber das Durcheinander von Dächern

in allen möglichen Abstufungen der rothen Farbe und die krummen, winkeligen Straßen, welche man von den Terrassen des Schlosses aus übersieht, lenken den Blick auf sich und ergötzen gerade durch ihre Unregelmäßigkeit. Dieses Schloß ist nebst Sainte-Waudru der höchste Punkt in Mons, darum weithin sichtbar selbst in diesem Lande des Fabrikrauches und eines der wenigen Bauwerke, welche sich in der Altstadt erhalten haben. Freilich datirt der Thurm nur etwa zwei Jahrhunderte zurück und ist darum wohl der jüngste unter allen den Belfrieden, die in flandrischen Landen zum Himmel emporragen. Von der eigentlichen Burg sind nur noch einige dicke Mauerreste eines der ursprünglichen Thore vorhanden. Den alten Thurm hat ein Brand vernichtet; dann errichtete Architekt Ledoulx den jetzigen, der auch schon vor etwa drei Jahrzehnten der Ausbesserung bedurfte. Er zeigt drei Stockwerke klassischen Stils, von einander getrennt



Rathhaus von Mons.

durch italienische Konsolen und Balustraden, und läuft in einen zwiebelförmigen Glockenthurm aus, den an den vier Ecken ebenso viele kleine zwiebelförmige Thürmchen umgeben. Drinnen sind die 36 Glocken des Glockenspieles von Mons untergebracht.

Das Rathhaus der Stadt stammt etwa aus jener Zeit, wo Alba, das unmenschliche Scheusal, in Mons wüthete; aber wie die anstoßenden Häuser, welche alles Alterthümliche verloren haben und sehr gewöhnlich und nüchtern aussehen, so hat auch dieses so viel Veränderungen erlitten, daß es ein Bürger aus jener Zeit schwerlich erkennen würde. Zu der, im zierlichsten Flamboyant-Stile gehaltenen Vorderseite paßt das einfache Dach mit seinen vier Luken ebenso wenig, als der störende Balkon über dem Hauptthore. Das prächtigste Gebäude von Mons ist jedoch die der H. Waudru geweihte Kathedrale, deren Inneres von ergreifender Größe

und Feierlichkeit ist, und die zu den edelsten Kirchenbauten des ganzen Landes zählt. Im scharfen Gegensatze zu den flandrischen Heiligthümern entbehrt sie fast gänzlich des reichen Schmuckes von Statuen und Bildern, nicht zum Nachtheile für die großartige Architektur, deren Schöpfer nicht mehr zu ermitteln ist. Denn Jean de Thuin, welchen man früher für den Erbauer gehalten hat, hat den angefangenen Bau nur zu Ende geführt.

Afrikanisches Klima und europäische Kolonisation.

Von Emil Jung.

> Est autem optimus aër, qui unicuique est nativus.

Jetzt, nachdem sich die Hochfluth kolonialer Begeisterung zu kühlerer Auffassung und Erwägung der realen Thatsachen beruhigt hat, darf man wohl darauf hoffen, daß demjenigen, welcher die Kehrseite des bisher in so anziehenden Farben gemalten Bildes zu zeigen unternimmt, der Vorwurf erspart bleibe, als wolle er den nach so vielen Richtungen hin wünschenswerthen und werthvollen Besitz unserer in Afrika und Australien erworbenen Territorien mäkelnd heruntersetzen. Auch ist es vielleicht jetzt am leichtesten möglich, über die dort herrschenden Verhältnisse, namentlich die klimatischen, uns ein abschließendes Urtheil zu bilden, nachdem gerade in allerjüngster Zeit so viele Kundgebungen bewährter Forscher in unsere Hände gelangt sind. Aber da die Mehrzahl derselben theils in meist nur Fachkreisen zugänglichen Zeitschriften verstreut, theils in umfangreichen Werken unter anderem Materiale verborgen liegen, so dürfte eine Zusammenfassung und Nebeneinanderstellung der Thatsachen manchem Leser dieser Blätter wohl erwünscht erscheinen. Der Schreiber dieser Zeilen glaubt dabei, daß ein langjähriger Aufenthalt auf außereuropäischer Erde, ein vielseitiger Meinungsaustausch mit Männern, welche dauernd auf den betreffenden oder ähnlich veranlagten überseeischen Gebieten thätig waren, endlich eine genaue Einsicht der einschlägigen Litteratur ihm das Gehör aller derer sichern werden, denen eine naturgemäße, dem deutschen Volke ersprießliche Entwickelung unseres neuen Kolonialbesitzes gleich ihm am Herzen liegt.

Nichts dürfte derselben aber schädlicher sein als überschwängliche Illusionen, nichts aber auch in unserer Zeit weniger entschuldbar. Haben wir doch die Erfahrungen verschiedener europäischer Völker, welche sie im Laufe der letzten vier Jahrhunderte sammelten, fertig vor uns liegen mit allen ihren vielfachen Versuchen und Fehlschlägen, Verlusten an Kapital und Menschenkraft und endlichem glücklichem Erfolge. Und giebt uns doch heute die mächtig vorgeschrittene Wissenschaft, die hoch entwickelte Technik, die Vervollkommnung des Handelsverkehrs in allen seinen Zweigen, endlich und nicht am wenigsten unsere hervorragende Stellung unter den Völkern der Erde, mehr wie es je einer Nation zu Theil wurde, die Macht, das Unsere so zu gestalten, daß es am schnellsten und am besten für uns nutzbringend werde.

Als vor mehreren Jahren die Frage: „Bedarf Deutschland der Kolonien?“ dem deutschen Volke zugerufen wurde, da fand dieselbe, auch in ihrer zur Zeit noch unvollkommenen und mangelhaften Begründung, sofort in weitesten Kreisen lebhafte Bejahung. Aber woran man damals und auch später beständig dachte, ja was allein treibend für die ganze, sogleich entstandene Bewegung wurde, das war der Gedanke an Gebiete, in welche der mächtige deutsche Auswandererstrom, der gegenwärtig fast ausschließlich den Vereinigten Staaten von Nordamerika zugute kommt, gelenkt werden könnte, an Länder, welche unseren Auswanderern nicht eine Verzichtleistung auf ihre nationale Sitte und Sprache auferlegten, welche auch eine Fortdauer wirthschaftlicher Interessengemeinschaft zwischen ihnen und uns ermöglichten. „Los von Nordamerika!“ Das war die Parole, welche man ausgab, indem man auf das südliche Brasilien und die Laplata-Staaten hinwies.

Als aber die deutsche Flagge an den Küsten West- und Ostafrikas, auf großen Inselgruppen Oceaniens gehißt wurde, da glaubte man schnell eine befriedigende Lösung der Auswandererfrage gefunden zu haben, denn nun schien es möglich, gleich den Portugiesen, Spaniern und Briten, die überschüssige Bevölkerung des Mutterlandes dessen Kolonialbesitzungen ohne weiteres zuzuführen. Die Freude über unsere überseeischen Erwerbungen hatte in dieser Erwartung allermeist ihren Grund und selbst sonst besonnene Männer stimmten in das verwerfende Urtheil mit ein, welches über die gefällt wurde, deren kühleres Temperament einem überschwänglichen Enthusiasmus nicht folgen wollte und tropische Gebiete nur für Tropennaturen passend erklärte.

Es ist zu verwundern, daß man sich da nicht an die von anderen Nationen in ihren tropischen Gebieten gemachten Erfahrungen hielt. Wir besitzen darüber ja bereits eine ganze Litteratur. Wir erinnern hier nur an die älteren Schriften von Boudin und Clemens, an das jüngst erschienene kleine Werk von Falkenstein, der vielen, in die verschiedensten Reiseberichte eingestreuten Bemerkungen gar nicht zu gedenken. Am deutlichsten, weil am verläßlichsten, sprechen aber die Ziffern, welche man den Beobachtungen bei französischen, englischen und niederländischen Kolonialarmeen verdankt. In den britischen Kolonien handelte man früher, wie anderwärts, nach dem Grundsatze, daß der menschliche Körper durch längeres Verweilen in gesundheitsschädlichen Lokalitäten gegen die verderblichen Einflüsse eines Tropenklimas abgehärtet und widerstandsfähig gemacht werde. Aber die Praxis erwies diese Lehre von einem allmählichen Akklimatisiren als eine gefährliche Täuschung. Von den in England geborenen Soldaten der Garnison auf Ceylon starben auf 1000 im ersten Jahre 44, im zweiten 48,7, im dritten 49,2. In Jamaika stieg in demselben Verhältnisse und demselben Zeitraume die Sterblichkeit von 77 auf 93, in Guiana in 11 Jahren von 77 auf 140.

Erst als man den verhängnißvollen Irrthum erkannte und einen völligen Wechsel des Systems eintreten ließ, machte sich eine Besserung bemerkbar. Es war diese Aenderung ein Verdienst des englischen Obersten Tulloch und des französischen Militärarztes Boudin, welche unwiderleglich nachwiesen, daß der Mensch desto hinfälliger werde, je länger er in einem ungesunden Klima verbleibe, und daß

eine periodische Regeneration in klimatisch ihm besser zusagenden Gegenden zu seiner Erhaltung unbedingt nöthig sei. Tulloch berechnete die Zahl der Soldaten, welche in Ostindien seit Anfang des Jahrhunderts dem Klima erlagen, auf mindestens 150 000, der Besitz von Algerien hat, nach den Angaben Picard's im gesetzgebenden Körper 1864, Frankreich nicht nur drei Milliarden Francs gekostet, sondern auch das Leben von 150 000 braven Soldaten. Von diesen sind bloß 4000 vor dem Feinde gefallen; alle übrigen wurden durch mörderische Krankheiten dahingerafft.

Mit der Einführung des neuen Systems sank die erschreckende Sterblichkeitsziffer, welche für die Garnisonen aller englischen Kolonien im Durchschnitt 48,6 pro 1000 betragen hatte, schnell auf 24 und nach dem Annual Report of the Registrar General für 1872 sogar auf 15,4 pro 1000, immer noch eine sehr hohe Ziffer, wenn wir bedenken, daß bei der preußischen Armee die Sterblichkeit im Durchschnitte der Jahre nur auf 8,9 pro 1000 berechnet wird und daß die der Armee sich zuwendenden Individuen im kräftigsten und widerstandsfähigsten Mannesalter stehen. Darum hat man an der gefährlichen westafrikanischen Küste auch gänzlich von Verwendung englischer Soldaten abgesehen; man verwendet statt derselben heute nur noch mohammedanische Haussa. In Akkra, der Hauptstadt der Goldküstenkolonie, und in Lagos stehen nur ein paar englische Officiere, welche diese eingeborenen Truppen kommandiren.

Die Baseler Missionsgesellschaft ist seit 1828 an der Goldküste thätig und heute liegen von 65 insgesammt herausgekommenen Missionaren und von 38 Frauen nicht weniger als 35 Männer und 16 Frauen auf afrikanischer Erde begraben. Dabei schicken die Missionen nur solche Leute nach Afrika, welche erprobte Aerzte für kräftig genug erklärt haben, den Gefahren des Klimas zu trotzen.

Zöller, der doch selber öfters vom Fieber befallen wurde, und, als nach der Abreise vom Congo die ersten Anzeichen des perniciösen Fiebers auftraten, sich der Ueberzeugung nicht verschließen konnte, daß er nach menschlicher Voraussicht bei einem nur sehr wenig verlängerten Aufenthalte verloren sein würde, behauptet, daß im Großen und Ganzen die oft zu findende Angst vor Westafrika und seinem Klima theils übertrieben, theils gänzlich unbegründet sei. Als ein Beispiel dafür, daß bei vernünftiger Lebensweise die Fieberkeime das Leben nicht abzukürzen brauchen, führt er den schon seit 33 Jahren in Westafrika lebenden Bischof von Gabun an. Leider ist ein solches Beispiel doch gar zu selten. Wie viele ließen sich dagegen anführen, die „bei vernünftiger Lebensweise" in den kleinen stillen Friedhöfen begraben liegen, deren zahlreiche Grabhügel eine traurige Beredtsamkeit haben!

Stanley hat uns in seinem jüngsten Werke das Klima der Uferlandschaften des Congo als gar nicht so gefährlich geschildert. Erkrankungen und Todesfälle unter den Europäern schreibt er zumeist der mangelhaften Anpassung der Lebensweise an die veränderten Umstände zu und er ist mit seinem Tadel durchaus nicht zurückhaltend. Nach Pechuel-Lösche's, zuerst in Auszügen in der Gartenlaube, jetzt auch in Broschürenform veröffentlichten „Offenen Briefen an Herrn Stanley", deren gereizter Ton freilich hier und da einen Zweifel an ruhiger Objektivität aufkommen läßt, wären die Beamten gar nicht in der Lage gewesen, sich gegen die verderblichen Einwirkungen des Congoklimas zu schützen. Jedenfalls ist seinen Ausführungen nach das Klima in der That verderblich für Europäer. Er beruft sich da auf einen Bericht der politischen Agenten der nordamerikanischen Regierung bei dem Congostaate, welcher vor Kurzem in den sehr werthvollen United States Consular Reports erschienen ist. Dieser Bericht liegt vor uns und bestätigt nicht nur voll und ganz Pechuel-Lösche's Angaben, er vervollständigt dieselben noch in einer für den Congostaat keineswegs vortheilhaften Weise.

Tisdel, das ist der Name dieses Agenten, behauptet, daß von 600 weißen Männern, welche der Präsident der Internationalen Association für dieselbe in den letzten sechs Jahren anwarb, um in Afrika drei Jahre lang zu dienen, bisher nur fünf es ermöglicht haben, während ihrer vollen kontraktlich vereinbarten Zeit auf ihrem Posten auszuharren. Die Liste der Todten, so schreibt er, war auf meiner Marschroute (d. h. von der Küste bis Stanley Pool) wahrhaft schreckenerregend und die Internationale Association kann heute in Afrika höchstens 50 gesunde Männer aufweisen, überhaupt aber höchstens 120. Es war eine seltene Ausnahme, einmal einen gesunden Mann zu treffen. Auch das dem Küstenklima weit vorzuziehende Klima am Stanley Pool scheint ihm dieses Lob kaum zu verdienen; nach seiner Erfahrung ist zwischen dem einen und dem anderen nicht viel Unterschied.

Lieutenant Kund bezeichnet in den Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland Stanley's Behauptung, die hohe Sterblichkeit sei wesentlich unrichtiger Lebensweise zuzuschreiben, namentlich der Unmäßigkeit im Genusse an Alkoholika, als durchaus unzutreffend. In den Stationen der amerikanischen Baptisten-Mission, wo alle Missionare Teatotaller, also die strengsten Mäßigkeitsapostel, sind, und in denen der englischen Baptisten-Mission, wo es die meisten sind, ist die Sterblichkeit gerade so groß wie in den Stationen der Association. Von den zehn englischen Missionaren, so schreibt er, starben in den letzten sechs Monaten vier; die amerikanischen hatten im letzten halben Jahre nur einen Todten, jedoch vorher eine große Zahl. Unter den Mitgliedern der Association beträgt nach Kund die Sterblichkeit 25 Proc. im Jahre. Sehr treffend hebt er hervor, daß dies alles Leute im kräftigsten Mannesalter und von durchaus gesunder Konstitution sind, denen nach menschlicher Voraussicht in Europa noch eine lange Lebensdauer beschieden gewesen wäre. Wir haben schon hervorgehoben, daß nur ein bedingungsloses günstiges ärztliches Attest seinen Inhaber zur Annahme eines Missionspostens in Afrika berechtigt.

Stanley spricht sich dahin aus, daß das Innere weit gesunder sei als die Küstenstriche, daß ein großer Theil des Congobeckens mit einer Temperatur gesegnet sei, unter der jeder Europäer gedeihen und sich vermehren könne, in welcher Ansiedler jahrelang zu leben vermöchten. Lieutenant Kund tritt dem ganz entschieden entgegen. Wenn in den Missionen und bei der Association noch die Mittel vorhanden sind, die Leute gut zu ernähren, sie mit Arzneien zu versorgen und ihnen manchen Comfort zu gewähren, so kann dies bei etwaigen Ansiedlern nicht so der Fall sein, diese müssen daher dem Fieber noch zahlreicher zum Opfer fallen als andere Klassen. Stanley giebt den künftigen Bürgern des Congostaates den Rath, nach achtzehnmonatlichem Aufenthalte eine dreimonatliche Erholung im nördlichen Europa zu suchen. Wie viele Ansiedler würden wohl die Mittel dazu aufbringen und sich für so lange Zeit von ihren Geschäften entfernen können?!

Kund fährt fort: es ist oft die Ansicht verbreitet, nur der Küstenstrich sei ungesund; das Innere, besonders die höher gelegenen Gegenden, seien gesunder. Dies trifft nicht zu. Die Küste ist am gesundesten, einmal durch den heilsamen Einfluß der Seebrise, das anerkannt beste Heilmittel für Fieberkranke, zum Anderen durch den weit größeren Comfort an Lebensmitteln, den die stetige Verbindung mit

dem reichen Europa ermöglicht. Er bestätigt somit selbständig die Ansichten Tisdel's und Pechuel-Lösche's, von deren Ausführungen er zur Zeit keine Kenntniß haben konnte.

In voller Uebereinstimmung mit den Berichten Kund's stehen die des Dr. Wolff. „Wenn jemand", so schreibt derselbe aus San Salvador, „behauptet, daß das Klima am Congo gesund und die Leute, die dort krank werden, meist selbst Schuld an ihrem Tode seien, so muß derselbe seine ganz besonderen Gründe haben, dies der erstaunten Welt mitzutheilen. Daß von der Küste nach dem Stanley Pool das Klima stetig schlechter wird, mit geringen Ausnahmen, und der Procentsatz der Sterbefälle zunimmt, ist hier ein allgemein angenommener Erfahrungssatz." Von den Leuten, die mit Dr. Wolff gleichzeitig nach der Westküste Afrikas gegangen sind, liegen bereits viele unter der Erde, in San Salvador wurden sogar sämmtliche mitgenommene Loangos vom Fieber ergriffen.

Daß die Nigermündungen mit ihren Sümpfen und Schlamminseln ein sehr ungesundes Klima haben müssen, erscheint selbstverständlich, daß aber auch der Benuë nicht frei von Fieber ist, bestätigt uns abermals Flegel's letzter Bericht, worin er uns meldet, daß drei seiner Leute auf dem Dampfer „Heinrich Barth" fieberkrank seien und die Herren Dr. Semon und Dr. Gürich auf der Fahrt nach Loko am Benuë in so heftiger Weise am Fieber erkrankten, daß Flegel selber bei seiner Rückkehr zum Flusse es als seine Pflicht erkannte, ihnen zur Erhaltung ihres Lebens die sofortige Rückkehr nach Europa zu empfehlen und sie mit dem „Heinrich Barth" sogleich selbst nach Braß zurückzuführen. Beide sind inzwischen in sehr leidendem Zustande in Europa eingetroffen.

Nun hat man davon gesprochen, nach dem Muster der Engländer in Indien, der Holländer auf Java, an höher gelegenen Punkten Gesundheitsstationen zu errichten, zu welchen sich die vom Fieber Ergriffenen zurückziehen könnten, um ihren geschwächten Körper zu erneuter Arbeit zu stärken. In den beiden genannten Ländern hat man so außerordentlich glückliche Resultate erzielt. Die dortigen Gesundheitsstationen, malerisch gelegen, namentlich die, auf welche die eisigen Häupter des Himalaya herunterblicken, sind ganz dazu angethan, Körper wie Geist der Erkrankten zu regeneriren und mit neuer Spannkraft auszustatten. In der That hat man auch in Fernando Poo an so etwas bereits gedacht. In einer Höhe von 400 m hat die spanische Regierung das Sanitarium Basileh errichten lassen, welches jedoch nichts weiter als ein leeres Gebäude ist, zu dem man, falls der Gouverneur, wie das meistens ohne Schwierigkeit geschieht, die Benutzung gestattet, die nöthigen Lebensmittel selber bringen muß. Zöller bemerkt aber, daß ein an der Westküste der Insel lebender Missionar noch in 500 m Meereshöhe vom Fieber befallen wurde. Buchholz wurde auch in den höheren Lagen des Kamerungebirges das Fieber niemals gänzlich los. Die Beamten der Congo-Association begeben sich zur Herstellung ihrer Gesundheit nach Mossamedes, dem, wie es scheint, einzigen gesunden Orte an der ganzen Küste Guineas. Nach alledem sind die Gesundheitsverhältnisse Westafrikas die denkbar schlechtesten. Wie es schon viele Opfer gefordert hat, wird es auch noch viele Menschenleben verschlingen, und dennoch sehen wir unseren dortigen Besitz ebenso wenig für werthlos an, als es die Völker anderer Länder thun, welche dort theils eine politische Oberhoheit ausüben, theils ohne dieselbe einen einträglichen und jährlich wachsenden Handel treiben, aber wir möchten diesen Besitz auf seinen wahren Werth tarirt sehen, um durch Verhinderung nutzloser Vergeudung von Kapital und Menschenkraft argen Enttäuschungen vorzubeugen, welche den an sich rühmenswerthen Eifer für koloniale Unternehmungen in unserem Volke nothwendig paralysiren müßten.

Tropische Länder können sich nur für tropische Kulturen und darum auch nur für Menschen eignen, welche in den Tropen ihre Heimath haben, ja wir sehen sogar, wie unter einem heißen Himmel geborene Menschen in ganz ähnlichen außerheimathlichen Gegenden nicht gedeihen wollen. Est autem optimus aër, qui unicuique est nativus. Nur durch die Mittel einer höheren Kultur, durch Befreiung von den rohen primitiven Verhältnissen, nur durch Lossagen von der harten Arbeit, zumal im Felde, unmittelbar unter den ungünstigen Einflüssen eines fremden Klimas, ist es dem Menschen möglich, in anderen Zonen zu gedeihen, welche sich von der seines Geburtslandes wesentlich unterscheiden. „Der Mensch ist ein Parasit der Erde. Und nicht nur der Erde, sondern in der Regel auch speciell eines Theiles der Erde, jenes Theiles, den er seine Heimath nennt. Reißt man ihn los vom Boden, darin er erwuchs, so hat er lange und schmerzensreiche Kämpfe zu bestehen, bis er in fremder Erde Wurzel faßt." Der steigende Verkehr, gefördert durch unablässig sich vervollkommnende Verkehrsmittel, arbeitet freilich fortwährend daran, die Wurzeln, die den Menschen an seine Heimath binden, mehr und mehr zu lockern, ihn aus einem Lokalthiere und Heimathsparasiten zum Kosmopoliten zu machen. Aber dennoch gelingt es dem Menschen nicht, überall eine neue Heimath zu finden. Allerdings zeigt sich der Kulturmensch zum Wechsel des Wohnortes weit mehr befähigt als der rohe Naturmensch, der sich auf fremder Erde immer körperlich und geistig fremd fühlen muß und, wie uns die Erfahrung lehrt, selbst unter anscheinend günstigeren Lebensbedingungen als die heimischen nie recht gedeihen will.

Afrika wird immer den einheimischen oder doch verwandten Rassen verbleiben. Wie viele Völker sind nicht in Aegypten eingezogen und haben dort ihre bleibenden Wohnplätze aufgeschlagen und doch ist das Nilland heute noch von demselben Menschenstamme bewohnt wie zu den ältesten Zeiten. Einen furchtbaren Kommentar liefert dazu das Faktum, daß von Mohammed Ali's neunzig Kindern nur fünf erhalten werden konnten.

Aber diese unumstößlichen Thatsachen sollen uns die Freude an unserem tropischen Besitze nicht verkümmern. Mag sich aus ihnen auch nicht ein zweites Indien, ein neues Java entwickeln, unter vorsichtiger und doch energischer, sorgfältig berechnender und doch muthvoll wagender Leitung können sie von großem Werthe für unser Volk werden. Auf diese Vortheile vielseitigster Art wollen wir hier nicht weiter eingehen, sie sind oft genug, auch von uns, hervorgehoben worden.

Aber die Heimath unserer Auswandererkolonien können sie nicht werden, ein „Neu-Deutschland über dem Meere", etwas Aehnliches, wie England es in Nordamerika, in Australien fand, vermögen sie unserem Volke nicht zu bieten. Und es ist erfreulich, daß in Erkenntniß dieser Wahrheit wiederum auf das Land hingewiesen wird, in dem das Deutschthum so wunderbar kräftig gediehen ist und noch weiter und besser gedeihen wird, wenn das Mutterland, nicht wie bisher, sich kalt von ihm abwendet, wenn es vielmehr voll und ganz die Vortheile erkennt, welche aus einer intensiven Kultivirung dieses Gebietes beiden Theilen wechselseitig zufließen müssen. Der außertropische Theil des südamerikanischen Kontinents bietet, das lehrt eine lange Erfahrung, wie kein anderes Land außerhalb Deutschlands die Bedingungen für eine verheißungsvolle Verwendung unserer überschüssigen Bevölkerung. Dieser Wahrheit,

deren Erkenntniß der Centralverein für Handelsgeographie zu Berlin seit Jahren zu verbreiten suchte, welche der Westdeutsche Verein zu Düsseldorf dann gleichfalls auf seine Fahne schrieb, hat sich auch der Deutsche Kolonialverein nicht länger verschlossen und wir sehen nun, wie durch Begründung einer wohlfundirten Gesellschaft die lange ventilirte Frage endlich einer praktischen Lösung entgegensieht. Daß diese Lösung eine befriedigende sein wird, daran werden wir, angesichts der Namen, welche sich an ihre Spitze gestellt haben, durchaus nicht zweifeln dürfen.

N. M. Prshewalski's fünfter Brief aus Central-Asien[1]).

I.

Oase Tschira, 80 Werst westlich von der Stadt Chotan, den 10. August 1885.

„Wir erreichten Ende Januar die Ufer des Lob-Nor-Sees und verbrachten hier beinahe zwei Monate, uns mit der Beobachtung der Zugvögel und dem Studium der Lebensweise der Eingeborenen beschäftigend. Letztere nahmen uns sehr freundlich auf und waren um vieles aufrichtiger, als bei unserem ersten Besuche im Jahre 1876, wo wir diese Gegend in Begleitung der Gefährten Jakub-Beg's von Kaschgar besuchten.

Die Bewohner der Ufer des Lob-Nor, deren Gesammtzahl sich auf gegen 400 Seelen beiderlei Geschlechts beläuft, wohnen in Rohrhütten, beschäftigen sich mit dem Fischfange und der Entenjagd, theilweise mit der Viehzucht, treiben etwas Ackerbau und werden regiert von Kuntschikan-Bek. Dieser prächtige Mensch erfreut sich der allgemeinen Liebe seiner Unterthanen, für die er wie ein leiblicher Vater sorgt. In Folge dessen lebt er auch in äußerster Dürftigkeit, nachdem die Chinesen durch verschiedene Erpressungen ihn seines Viehstandes und seiner Ersparnisse, sechs Kästchen Silber (etwa 800 Rubel), der Früchte seiner langjährigen Regierung des Landes, beraubt haben. Besonders gab es viel zu zahlen, wie Kuntschikan-Bek erzählt, für die Aufhebung des Befehls, Zöpfe zu tragen. Diese Neuerung erschreckte die Umwohner des Lob-Nor dermaßen, daß Kuntschikan-Bek eine Extrareise nach der Stadt Kurla unternahm, den Chinesen sein letztes Geld aushändigte und mit genauer Noth die Erlaubniß erflehte, den Kopf wie früher rasiren zu dürfen.

Dem äußeren Typus nach bilden die Bewohner der Ufer des Lob-Nor eine Mischung der mongolischen und türkischen Rasse. Ihre Vorfahren, die den Namen Kaurier führten, bewohnten ehemals die Stadt Lob, deren ausgedehnte Ruinen sich noch jetzt am Flusse Dschachansai-Darja, ungefähr 50 Werst südlich vom Lob-Nor, vorfinden. Die Stadt Lob wurde gegen Ende des 14. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung zerstört[2]) und die Einwohnerschaft massakrirt. Nur einem kleinen Theile derselben gelang es, in den Dschungeln des Lob-Nor Zuflucht zu finden und leben die Nachkommen desselben noch heute dort; außerdem hat sich eine geringe Anzahl Familien in der Umgegend von Keria, Chotan und Aksu niedergelassen. Anfangs waren die Umwohner des Lob-Nor völlig isolirt und erst vor ungefähr 40 Jahren bei Errichtung der Kolonie Chotan, im Dorfe Tscharchalyk, begannen sie allmählich ein wenig Ackerbau zu treiben und den Zustand vollständiger Wildheit theilweise abzulegen.

Der späte Frühling dieses Jahres hielt den Massenzug der Wasservögel an den Lob-Nor einigermaßen auf, obwohl schon gegen Ende Januar sich kleine Schwärme Enten und Schwäne einstellten, die indessen bald verschwanden, vielleicht in Folge der wieder eingetretenen Kälte. Als dann aber die erste Wärme eintrat[1]), begann mit dem 12. Februar ein ununterbrochener Zuzug von Gänsen und Enten der verschiedensten Gattungen. Schwarm auf Schwarm zogen sie bald niedrig über dem Boden, bald hoch in den Lüften, alle aus Südwesten, aus der Umgegend von Chotan und Keria heran. Unter den Meridianen dieser Oasen ist Tibet am leichtesten zugänglich und den Vögeln aus Indien ist es leichter, ihren anstrengenden Flug über den hohen und kalten Bergrücken zu bewerkstelligen. Jahrhunderte lange Erfahrungen mögen jedenfalls den gefiederten Reisenden diesen leichteren, wenn auch weiteren Weg gewiesen haben.

Nachdem sie den Lob-Nor erreicht, senkten sich einige Zugschwärme eilig zur Rast auf das Eis, während andere am See entlang zogen, um aufgethaute Stellen zu finden. Letzterer gab es aber um Mitte Februar noch sehr wenig, so daß die Vögel sich unwillkürlich mit den schmalen Ritzen der hin und wieder aufgethauten Eisflächen begnügen mußten. Hier sammelten sich Schwärme, jeder aus mehreren tausend Vögeln bestehend, während kleinere Schaaren und einzelne Exemplare wie die Fliegen in den verschiedensten Richtungen sich über dem Schilfmeere tummelten. Dieser Ueberfluß an Wild, das zudem durchaus keine Furcht zeigte, war für den passionirten Jäger eine wahre Freude. Unsere täglichen Jagden lieferten außerordentliche Beute, ganze Säcke getödteter Gänse und Enten wurden nach unserem Lager geschleppt, die dann dem ganzen Detachement zur Nahrung dienten, wobei der über den Bedarf hinausgehende Rest den Bewohnern zufiel.

Diese ungeheure Menge von Vögeln verblieb am Lob-Nor bis in die zweite Hälfte des Februar. In den ersten Tagen des März begannen sie rasch gegen Norden fortzuziehen, so daß auch nicht der zehnte Theil am Platze verblieb. Zugleich begannen sich andere später ziehende Arten von Vögeln einzustellen, die ebenfalls ihre Sommerreise nach den freien Urwäldern Sibiriens antraten. In der zweiten Hälfte des Februar nahm die Frühlingswärme rasch zu, ungeachtet dessen ging der Tarim erst am 27. Fe-

[1]) Aus der „St. Petersburger Zeitung", 1885, Nr. 310 bis 313 und Nr. 316 bis 318. Vergl. des Reisenden vierten Brief „Globus", Bd. 48, S. 26.

[2]) Nach lokalen Ueberlieferungen fand die Zerstörung der Stadt Lob drei Jahre vor Annahme des mohammedanischen Glaubens seitens Togluk-Timur-Chan statt.

[1]) Die Umwohner des Lob-Nor verstehen die Naturerscheinungen genau zu beobachten. So versicherten sie uns, daß die Frühlingswärme eintreten würde, sobald der Februar-Mond durch das Sternbild des Orion gegangen, was sich thatsächlich erfüllte.

bruar [1]) auf und der Lob-Nor befreite sich erst von seiner Eisdecke um Mitte März, als die Mittagstemperatur im Schatten bereits die Höhe von + 30° C. erreichte. Gleichzeitig traten starke Stürme ein, die den ganzen Frühling bis in den Juni hinein währten und ausschließlich aus Nordosten aus den kälteren Gegenden der hochgelegenen Wüste Gobi wehten. Sie führten immer Staubwolken mit sich, die als dichter Nebel die Atmosphäre anfüllten. Dieser Staub blieb, nachdem das Sturmesrasen sich gelegt, so zu sagen in der Luft hängen und verdeckte den ganzen Horizont. Die Staubatmosphäre bildet überhaupt ein charakteristisches Zubehör des Tarim-Bassins; ein klarer blauer Himmel ist hier eine große Seltenheit. Dieser Staub ist übrigens, wenn auch nicht in solcher Menge, auch anderen Gegenden Mittelasiens eigenthümlich und bildet er nach dem Niedergange aus der Atmosphäre jenen eigenartigen, sehr fruchtbaren Boden, welcher unter dem Namen Löß bekannt ist und sich sporadisch auf einem ungeheuren Flächenraume zwischen dem Kaspischen Meere und dem Stillen Ocean niedersenkt.

Am 20. März verließen wir den Lob-Nor und nahmen unseren Weg über das Dorf Tscharchalyk nach der Oase Tschertschen, die vom Lob-Nor 373 Werst entfernt ist. Das letzte Drittel dieses Weges läuft oberhalb des Flusses Tschertschen-Darja, der seinen Lauf am Fuße der tibetanischen Gebirgskette beginnt. Dieses Gebirge umrahmt mit einer ununterbrochenen gigantischen Mauer das ganze tibetanische Hochland vom oberen Laufe des Huan-he (Hwang-ho) bis dicht an den Karakorum-Gebirgszug. In seinem östlichen Theile unter dem Namen Nan-Schan bekannt, heißt der mittlere Altyn-Tagh. Weiter südwestlich dagegen von den Quellen des Flusses Tschertschen hat die erwähnte Gebirgskette bei den Eingeborenen keinen bestimmten Namen und ich gab daher dem Theile, der zwischen den Flüssen Tschertschen und Keria belegen ist, den Namen „Russisches Gebirge“.

Den Boden der Wüste am Fuße des tibetanischen Gebirgsrückens bildet nacktes Kieselgeröll, an das sich Flugsand schließt, der dann die ganze ungeheure innere Ebene des Tarim-Bassins ausfüllt. Aus diesem Sande haben sich unregelmäßig zusammengewehte Hügelgruppen und Abhänge gebildet, die mit Höhlungen und Vertiefungen abwechseln. Hier giebts weder Wasser, noch irgend welche Vegetation oder thierisches Leben. Es müßte denn sein, daß irgendwo innerhalb der Sandebenen unterirdische Gewässer zu Tage treten und dann kleine Oasen bilden, doch sind diese Oertlichkeiten dem Menschen gänzlich unzugänglich.

Der Fluß Tschertschen-Darja nimmt seinen Weg am östlichen Rande der Sandwüste; ihm entlang lag, wie oben bemerkt, unser Weg. Entgegengesetzt den übrigen Flüssen des Tarim-Bassins, welche sich ein tiefes muldenförmiges Bett geschaffen haben, hat der Tschertschen nicht die genügende Kraft, um eine tiefe Rinne zu bilden und ergießt sich daher in einem breiten, oft Krümmungen bildenden Laufe über den beweglichen Sandboden. Die Strömung ist sehr stark, die Tiefe aber, mit Ausnahme von Bodensenkungen, unbedeutend; das Wasser ist sehr schmutzig. Dessen ungeachtet hat der genannte Fluß eine Menge Fische fünf verschiedener Arten, von denen eine eine Länge von 4 Fuß und ein Gewicht von 33 Pfund erreicht.

Die Ufer des Tschertschen bilden breite, mit ärmlicher Vegetation bestandene Streifen Landes. Von Bäumen kommt hier nur die verschiedenblätterige Pappel (Populus diversifolia, Schrenk) unter dem lokalen Namen „Tugrok“ vor, die eine Höhe von 40 bis 50 Fuß und eine Dicke von 2 bis 3 Fuß im Durchmesser erreicht. Dieser Baum ist verkrüppelt und krumm, seine Rinde geborsten und hängt nicht selten herab, dabei immer mit einer dichten Lage Staub bedeckt; an den Bruchstellen krystallisirt statt des Baumsaftes ein Anflug von weißem Salze hervor. Von Sträuchern findet man am Tschertschen in Mengen die Tamariske, Myrikaceen und eine Art Salzkraut; weniger sind vertreten — Sanddorn (Hippophaës rhamnoides), Oleaster (Elaeagnus hortensis), Kendyr oder Feldgurke (Vincetoxicum sibiricum), Tshantak-Tamariske (Tamarix tatarica) und Süßholz (Glycyrrhiza echinata); Schilfrohr findet sich in Menge an den Ufern des Flusses, dagegen sahen wir von sonstigen Gewächsen nur hin und wieder verschiedene Kompositen, Traganth und wilden Spargel. Alle diese Sträucher und Gewächse sind mit einer dichten Staubschicht bedeckt, so daß man sie, ohne sich zu beschmutzen, nicht anrühren kann. Zudem ist der Boden zwischen dem Gestrüppe, wie auch in den Tugrok-Wäldern, kahler Lößlehm mit Sand, entweder mit einer salzhaltigen Kruste bedeckt, oder ganz lose wie Asche. Unter den Bäumen liegen Mengen vom Sturm abgebrochener Zweige und Haufen trockener Blätter, welche, wenn vom starken Winde in Bewegung gesetzt, klappern, als ob sie von Stein wären. Mit einem Worte, die hiesige Vegetation bietet ein unerfreuliches Bild selbst im Frühlinge — in der ersten Hälfte des April. Ungeachtet starker Hitze war fast kein Grün zu erblicken. Nur hin und wieder an feuchten Stellen sproßte das Schilfrohr empor und blühte unmerklich der Tugrok und Sanddorn. An Stelle der Blumen und Schmetterlinge krochen Skorpione umher und bei stillem Wetter schwärmten ganze Wolken kleiner Fliegen und Mücken. Nicht besser war es in der Atmosphäre. Hier erfüllte beständig ein dichter, von den häufigen Stürmen herangewehter Staub die Luft, verdunkelte den Horizont und ließ die näher liegenden Gegenstände in gelblich-grauer Färbung erscheinen. Zudem war der Himmel stets bewölkt und wenn die Sonne auch zuweilen hervorbrach, so erschien sie als matte, glanzlose Scheibe, deren fahle Strahlen dennoch unerträglich sengten.

Die Fauna am Tschertschen-Darja ist ebenso arm. Von größeren Thieren trafen wir die Antilope „Chara-Sult“, Hirsche und Wildschweine in geringer Zahl an; außerdem kommen Wölfe, Füchse, Hasen und kleine Nagethiere vor. Die Vogelwelt ist am stärksten durch die dem Saksaul-Gestrüppe eigenthümlichen Holzhäher und Sperlinge, ferner durch folgende Arten: Specht, Grasmücke, Würger, Segler und Wiedehopf vertreten, nur selten fanden sich Fasanen. Wasservögel und Strandläufer waren im Flußbereiche wenig anzutreffen, weil es hier an Schilfseen mangelt und überhaupt keine geeigneten Rast-, Futter- und Brutplätze vorhanden sind. Ungeachtet dessen, daß wir uns mitten im Frühlinge befanden, hörte man höchst selten das Zwitschern irgend eines Vögelchens. Grabesruhe herrschte nicht nur in der seitab liegenden Sandwüste, sondern oft auch am Flußufer selbst.

Am 14. April erreichten wir die Oase Tschertschen, die in einer absoluten Höhe von 3800 Fuß, ungefähr 60 Werst vom Austritte des Tschertschen-Darja aus dem Gebirge an diesem belegen, gleich den anderen Oasen Central-Asiens eine kleine grüne Insel in der wilden Einöde bildet. Die ganze Oase enthält ungefähr 600 Höfe, die von gegen 3000 Seelen beiderlei Geschlechts bewohnt werden. Diese Ansiedelung ist erst vor 90 Jahren durch Emigranten aus Chotan, Keria, Aksu und Kaschgar gegründet worden. Die ersteren gehören dem Stamme der Matschin, die letzteren dem der Ardbül an. Beide unterscheiden sich dem

[1]) Im Jahre 1876 ging der Tarim in der Nähe des Lob-Nor am 4. Februar auf.

äußeren Typus nach ziemlich scharf von einander. Die Matschin, die alten Ureinwohner des östlichen Turkestan, bewohnen jetzt den südöstlichen Theil desselben von Tschertschen über Keria bis Chotan und die benachbarten Berge; eine kleine Zahl lebt auch in Jarkend. Die Ardbül wohnen nach Mittheilungen der Eingeborenen von Aksu bis Kaschgar inklusive. Oestlich von Aksu dagegen, in den Städten Boy, Kutscha und theilweise in Kurla lebt, nach denselben Quellen, der Stamm der Churassan, der den Traditionen zufolge noch zu Zeiten Alexander's von Macedonien aus Afghanistan eingewandert ist. Diesen Völkerschaften des östlichen Turkestan haben sich andere Stämme zugesellt, die zum größten Theil als Eroberer, seltener als Kaufleute und Kolonisten auftraten. Dergleichen waren im Alterthum die Uiguren, Chinesen, Araber, die die Lehre Mohammed's mitbrachten, die Mongolen und in neuerer Zeit — wieder Chinesen, Andshanen (Bewohner Khokands), Hindus, Afghanen u. A. Individuell konnten wir bisher nur die Matschin beobachten und von ihnen wird weiter unten die Rede sein. Hier will ich nur anführen, daß dieser Volksstamm in seinem Typus eine Kreuzung mit mongolischem Blute zeigt, während die Ardbül, besonders die älteren Leute und Greise, den Juden sehr ähnlich sind, oder richtiger gesagt, eine Mischung der türkischen und semitischen Rasse vorstellen.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die Insel **Ceylon** ist bekanntlich in neuerer Zeit der Hauptproduktionsort für **Chinarinden** geworden. Man hat auch dort die zuerst in Java angewandte Methode eingeführt, daß man Pfropfreiser von besonders gehaltreichen Bäumen auf andere schnellwüchsige Arten pfropft. Die Produktion ist von 16000 Pfd. in 1874, wo der erste Export stattfand, innerhalb des verflossenen Decenniums auf 11678000 Pfd. gestiegen und würde im verflossenen Jahre noch erheblich größer gewesen sein, wenn nicht der jähe Preissturz in Folge der Ueberproduktion viele Pflanzer veranlaßt hätte, mit dem Schälen der Bäume einzuhalten. Neupflanzungen erscheinen bereits kaum noch rentabel. — In zweiter Linie kommt **Java** mit seinen ausgedehnten Pflanzungen hochprocentiger Cinchona Ledgeriana, die aber durchschnittlich noch jung sind und den Weltmarkt noch nicht sonderlich beeinflussen. Indien, Jamaika und Guatemala fallen noch weniger ins Gewicht, am wenigsten **Bolivia**, dessen natürliche Cinchonawaldungen, weil zu abgelegen, bei den heutigen Preisen nicht konkurriren können, während die seit Ende der siebziger Jahre angelegten Pflanzungen noch zu jung sind, um schon einen Ertrag zu liefern.

— **Ed. Naumann, Ueber den Bau und die Entstehung der japanischen Inseln.** — Begleitworte zu den von der geologischen Aufnahme von Japan für den internationalen Geologen-Kongreß in Berlin bearbeiteten topographischen und geologischen Karten. (Berlin, Friedländer. 8°. 91 S.)

Mit unerhörter Schnelligkeit nähert sich Japan der Höhe der Civilisation. Noch vor kaum mehr als 30 Jahren war es selbst für den einzelnen Forscher absolut unzugänglich; heute besitzt es alle Errungenschaften unserer Kultur und seine Gelehrten beginnen, wenn auch meist noch von Europäern geleitet, tüchtig mitzuarbeiten am Werke der Wissenschaft. Unter der Leitung unseres Landsmannes Naumann haben die Arbeiten der geologischen Landesaufnahme bereits solche Fortschritte gemacht, daß es möglich war, nicht nur eine geologische Karte des Inselreiches zu entwerfen, sondern auch die Grundzüge einer Geschichte der Bildung des Landes aufzustellen, welche als Erläuterung zu jener Karte jetzt vorliegt. Sie zeigt Yesso nicht nur jetzt, sondern auch schon in der Urzeit von Japan faunistisch geschieden, Japan selbst durch eine tiefe grubenartige Senke, welche genau der größten Krümmung des Inselbogens entspricht und durch die Vulkane **Fuji**, **Yatsugadake**, **Tateshina** und andere Vulkane eingenommen wird, in eine nördliche und eine südliche Hälfte getheilt, welche ihre besondere Entwickelung genommen haben und, wie die Erdbeben zeigen, auch heute noch geologisch unabhängig von einander sind. Wegen der zahlreichen interessanten Einzelheiten müssen wir auf die Broschüre selbst verweisen. Ko.

Afrika.

— **Georg Ebers, Cicerone durch das alte und neue Aegypten.** (Ein Hand- und Lesebuch für Freunde des Nillandes. Deutsche Verlagsanstalt, 1885. 2 Bde.)

So viel Bücher auch über das Pharaonenland schon geschrieben worden sind, keines von ihnen verdient so sehr die Gunst des Publikums wie das vorliegende trotz seines etwas seltsamen Titels. Man mag über die Figuren von Ebers ägyptischem Romane streiten, mag sie moderne Deutsche in altägyptischer Maske nennen, über den Werth des vorliegenden Buches wird man wohl einig sein. Vor dem gewöhnlichen Reiseschriftsteller hat der Verfasser den Vorzug, daß er ein Aegyptologe ist, welcher den Stoff völlig beherrscht und selbst an der Erforschung des Landes mit gearbeitet hat, vor seinen gelehrten Genossen den noch erheblicheren, daß er den für das größere Publikum nöthigen Ton unbeschadet der Wissenschaft ganz vorzüglich zu treffen versteht. So führt er uns erst in das antike, dann in das moderne **Alexandria** und durch das Delta in das Land **Gosen**, dann nach **Memphis** mit seinen Pyramiden und seiner unvergleichlichen Todtenstadt, und dann wieder über den Nil herüber zur Perle des Orients, dem unvergleichlichen **Kairo**. Dort von Moschee zu Moschee wandernd erzählt er uns die Geschichte der verschiedenen Dynastien, die sich hier durch ihre Bauten verewigten, von dem Eroberer Amr an bis zu den letzten Mamelucken und dem Beginn der Türkenherrschaft, mit welcher die Blüthe der Stadt wie die Aegyptens hinwelkt. Der zweite Band entrollt uns die Neugestaltung des Landes unter Muhamed Ali, unter seinen Nachfolgern, unter denen im Gegensatz zur landläufigen Ansicht der Chediw **Ismail** besonders gelobt wird, und die Wiederentdeckung der Alterthümer, die Verdienste von **Champollion**, **Mariette** und **Maspero**, und das Museum von **Bulâk**. Aber nicht die alten Aegypter allein ziehen den Verfasser an, die Kapitel über die Universitätsmoschee **el Azhar** und über das moderne Volksleben in Kairo gehören zu den besten des ganzen Buches.

Von Kairo aus führt uns eine **Dahabîje** den Nil hinauf, vorüber an den Ruinenstätten von **Medun**, an den Grüften von **Beni-Hasan**, an **Abydos** und **Dendera** nach dem hunderttthorigen **Theben** und seinen Wunderbauten,

an welche sich die Geschichte des alten Aegypten anknüpft, und dann weiter den Strom hinauf bis zum Fuße der Katarakten und der reizenden Insel Philae. Ueber den Todten werden die Lebenden nicht vergessen, das Leben der Fellachen, die Kultur des Landes werden mit unverkennbarer Liebe geschildert, und wenn der Leser am Ende des Buches anlangt, wird er wirklich, wie ihm der Verfasser in der Vorrede verheißt, sich zu Hause fühlen in diesem merkwürdigsten aller Länder. Ko.

— Die Baluba-Leute, welche die Wißmann'sche Expedition aus ihren Wohnsitzen am Lulua nach dem Congo begleiteten, werden unter Führung von Dr. Wolff auf dem, unlängst in Leopoldville angekommenen und zusammengesetzten Dampfer „Stanley" in ihre Heimath zurückgebracht werden. Lieutenant Wißmann befindet sich bereits auf der Rückreise nach Europa in Madeira.

— Seinen zahlreichen Freunden und Bekannten hat Ed. Robert Flegel ein hübsches Andenken übermacht in einer kleinen Broschüre, betitelt „Lose Blätter aus dem Tagebuche meiner Haussa-Freunde und Reisegefährten u. s. w." (Mit einem Porträt Flegel's und seiner beiden Haussa-Freunde. Hamburg, L. Friederichsen u. Co. 1885.) Er giebt darin die wechselvolle Lebensgeschichte des ältesten seiner Begleiter, des Mai gasin baki, der es von kleinen Anfängen zu der hochangesehenen Stellung eines Karawanenleiters und Großkaufmanns gebracht hat, um dann in Folge des Erstarkens des englischen Handels auf dem Benuë wieder zu verarmen. Dann folgen allgemeine Angaben über die socialen Verhältnisse und den Charakter der Haussas und der Fuldes und schließlich Aufzeichnungen aus dem Tagebuche des jüngeren der beiden Begleiter. Die Haussas sind seßhafte Ackerbauer mit blühenden Städten, entwickelter Industrie und großem Handel; es sind Leute von untersetzter Gestalt, gedrungen, fleischig, von guter Muskulatur, dunkelfarben mit kurzem Wollhaar und von Negertypus; die Fuldes dagegen leben abgeschlossen als nomadisirende Hirten, ohne Handel und Industrie, tauschen ihre geringen Bedürfnisse gegen die Ueberschüsse der Erträge ihrer Heerden ein, indem sie in patriarchalischer Art unter einem Familienoberhaupte in größeren und kleineren Gruppen zusammenleben und sich bei zunehmender Vermehrung immer wieder trennen und absondern. Von Körper sind sie schlank und sehnig, hellfarben mit langem, weniger krausem Haare, von mehr kaukasischem Gesichtsausdrucke. Die Haussas sind im Allgemeinen klug und einsichtsvoll, tolerant in Glaubenssachen, muthig und männlich stolz, dem Lebensgenuß leicht ergeben und doch oft sehr mäßig, witzig, heiter, freigebig, gastfrei und herzlich gemüthvoll, aber auch streitsüchtig und leichtgläubig, zuweilen ebenso gedankenlos wie lügenhaft aufschneiderisch, selbstsüchtig, betrügerisch und eigenmächtig; Alter und Erfahrung wird hoch geachtet, dagegen ist das Familienleben oft locker. Die Fuldes sind dagegen verschlagen, schlau, weniger tolerant, voll Leidenschaft, oft hochmüthig und anmaßend, rachsüchtig und nachtragend, geizig, aber auch ernster und strenger, dankbar und treu zu ihrer Ueberzeugung haltend, oft selbst eine kleine ihnen erzeigte Wohlthat nicht vergessend, Ordnung und Gesetz achtend und aufrechthaltend, empfindsam, weich und friedliebend; das Familienleben erscheint sehr ausgebildet, und der Besitz wird auf die Kinder nach dem Rechte der Erstgeburt übertragen. Aber diese Gegensätze zwischen den einstigen Herren, den Haussas, und den seit Anfang dieses Jahrhunderts erst zur Macht gelangten Fuldes, haben sich heutigen Tages schon etwas verwischt. Flegel bezeichnet es heute fast als eine Unmöglichkeit, einen Haussa von reinem Blute herauszufinden unter dem Mischvolke mohammedanischen Glaubens, das sich Haussa nennt, und bei welchem sich Sprache und Sitte, und wohl auch viele Charaktereigenthümlichkeiten der Haussas fortgepflanzt haben. Es fließt ja fast das Blut aller Völker von den Gestaden des Indischen Oceans im Osten, des Mittelländischen Meeres im Norden und des Atlantischen im Westen und Südwesten, bis wenige Grade nördlich vom Aequator, also fast aller Völker bis nahe an das Congoufer im Süden, in ihren Adern. Aehnlich geht es mit den Herrschergeschlechtern der Fuldes und den Städtebewohnern — nur unter den nomadisirenden Fuldes giebt es noch manche Ausnahmen. — Die Gegensätze zwischen Haussa und Fulde bestehen wohl und sind auch für den Fremden leicht erkennbar; dennoch hat eine große Annäherung stattgefunden. — Den Schluß des hübschen Heftes machen einige Blätter aus Madugu dan Tambari's Tagebuche, die einen interessanten Einblick in das Geistesleben dieser Leute gewähren. Als Probe diene Folgendes: „Wir sahen das Haus des Besitzers der bedruckten Papiere (Berliner Tageblatt). Alles war mit Eisen geschrieben, das Eisen faltete auch das Papier, das Eisen warf das Papier, aber die das Papier aufhoben, waren Menschen. Es gab mehr als hundert Männer und Frauen in seinem Hause, welche arbeiteten. In einem Tage schreibt er auf diese Weise 2000 Bücher oder 10000! Es giebt Räume voll Papier, bedrucktes Papier, das ist sein Reichthum, sein Handel. Diese Arbeit hat in uns Staunen erweckt, es war kein Ende."

Inseln des Stillen Oceans.

— Nachdem bereits am 29. November 1878 von den Oberhäuptlingen von Jaluit der dortige vorzügliche Hafen als Kohlenstation an das Deutsche Reich abgetreten worden war, wurde daselbst am 15. Oktober 1885 die deutsche Flagge gehißt und ebenso auf sämmtlichen wichtigen Plätzen der Marshall-Inseln (ihren Namen tragen sie von dem englischen Kapitän, der mit Gilbert zusammen 1788 fast ganz Ratak, d. h. die östliche Hälfte des Archipels auffand). Es sind im Ganzen 33 Inseln, welche von etwa 10000 als freundlich, gefällig und sanft geschilderten Mikronesiern bewohnt werden. Seit 1879 besteht auf Jaluit, der wichtigsten Insel, ein deutsches Konsulat; deutsche Interessen sind dort, sowie auf sieben anderen Inseln, durch die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft und die Firma Robertson und Hernsheim vertreten. Außerdem arbeiten dort eine neuseeländische, eine amerikanische und eine hawaiische Firma. Die Mission ist in den Händen der Boston Mission Society. Die „Hamburger Börsenhalle" theilt folgende Statistik für 1883 mit; unter den damals eingelaufenen 67 Schiffen befanden sich 39 deutsche, 3 englische, 7 amerikanische, 1 französisches, 1 dänisches, 5 hawaiische und 11 unter der 1878 kreirten Jaluit-Flagge. Der Exportwerth der Produkte, welcher sich seitdem gesteigert haben soll, belief sich auf 800000 bis 1000000 Mark.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIX. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1886.

Ein Jahr am Kap Horn.

(Nach dem Französischen des Dr. Hyades.)

II.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Die Mitglieder der Expedition mußten natürlich den größeren Theil ihrer Zeit der Beobachtung der verschiedenen Instrumente widmen, doch blieb auch noch einige Muße übrig für die Untersuchung des ja fast noch jungfräulichen Landes und die auch aus Gesundheitsrücksichten unbedingt nöthige Jagd. Diese war im Anfange wenigstens trotz des Mangels von Hunden nicht schwierig, denn das Wild war durchaus nicht scheu, und selten blieb eine Jagdexkursion ohne Beute. Allerdings war das Wild nicht sehr mannigfaltig und bestand fast ausschließlich in Wasservögeln, Gänsen, Enten, Kormoranen, Möven, die man bequemer aus dem Boote, als wie zu Lande erreichen konnte. Aber auf dem Hochplateau und in den 300 bis 400 m hohen Hügeln fanden sich auch einige schmackhafte Landvögel, eine Gans (Bernicla magellanica Gmel.) und ein kleines Rebhuhn (Attagis malouina s. falklandica), und tiefer unten am Rande der Moore, leider nur zu selten, zwei Schnepfenarten (Gallinago nobilis und Paraguiae). Haarwild fand sich kaum, die Jagd auf die spärlichen Pelzrobben hätte mehr Zeit erfordert, als den Forschern zur Verfügung stand, und die einzelnen Füchse, welche sich in den Waldungen der Umgegend fanden, waren ohne Hunde unmöglich zu jagen; doch gelang es, einige für das Museum in Schlingen zu fangen und dadurch gleichzeitig den kleinen Hühnerhof von gefährlichen Feinden zu befreien.

Fische waren in der Orangebai nichts weniger als selten, aber im Winter schienen sie gänzlich zu fehlen; im Sommer dagegen war das Angeln eine Lieblingsunterhaltung in den Mußestunden und man brauchte nur ein paar Schritte vom Ufer hinauszufahren, um ziemlich große und sehr wohlschmeckende Fische zu fangen. Die Matrosen lernten sie auch bald mit den Händen zwischen den Algen greifen. Die gemeinste Art war eine Notothenia. Reichere Ausbeute lieferte einige Wochen hindurch die Netzfischerei im tiefen Wasser, Merluccius Gayi Rich. wurde in großen Quantitäten gefangen und theils frisch verbraucht, theils eingesalzen. Die Beute wurde leider sehr geschmälert durch die Gefräßigkeit einer Lamprete, welche von ihren Mitgefangenen nur Kopf und Gräten übrig ließ. Auch einige große Krebse (Paralomis granulosus Lucas und Lithodes antarcticus Jaq. et Lucas) fanden sich mitunter im Netze, wurden aber nicht gegessen. Mit dem Winter verschwanden die Fische gänzlich; sie scheinen dann nördlich zu ziehen, denn im Beagle-Kanal findet man sie das ganze Jahr hindurch. Im Süßwasser fand sich nur selten eine kleine Art von Galaxias.

Viel Unterhaltung bot die Photographie. Man hatte zwei Apparate mitgenommen, einen Excursionsapparat und einen größeren, welcher auf der Station aufgestellt wurde. Nach und nach wurden fast sämmtliche Eingeborene der Umgegend aufgenommen, und sie machten nicht die geringsten Schwierigkeiten, selbst die kleinen Kinder ließen sich

durch den Apparat nicht im mindesten aus ihrer Ruhe bringen und hielten mit Erwachsenen, zu Gruppen vereinigt, besser Stand, als man von ihren europäischen Altersgenossen hätte erwarten können. So erhielt man eine ganze Anzahl in ethnographischer Hinsicht äußerst werthvoller Bilder, von denen wir unseren Lesern auch einige vorführen. Sie geben ein treueres Bild von den Feuerländern, als die sorgsamsten Messungen und Beschreibungen. Die Aufnahmen bei Excursionen boten freilich große Schwierigkeiten, denn von Wegen war keine Rede; dem Strande entlang hatte man mühsam über Felsentrümmer zu klettern, im Inneren war das Gestrüpp, ein wahrer Urwald en miniature, kaum zu durchbrechen, und gestattete mitunter dem Fuße durchaus nicht, den Boden zu berühren; anderswo lagen vermoderte Stämme, anscheinend noch ganz fest und mit Moos und Flechten besetzt, in die man beim Darauftreten tief einbrach. Dazu kam, daß man sich überall vor den unpassirbaren Morästen hüten mußte, und so zogen die Forscher meistens vor, ihre Excursionen wenigstens theilweise zu Wasser zu machen, in einem Walboote, dessen Bemannung dann auch als Träger des Proviantes dienen konnte, denn auf die Unterstützung der Eingeborenen war in keiner Weise zu rechnen.

Trotz dieser Schwierigkeiten wurden die meisten Hügel der Hardy-Halbinsel und ein Theil der Insel Holst durchstreift. Eine der interessantesten Excursionen war die nach der Bourchier-Bai an der Westküste der Halbinsel, also schon im Stillen Ocean gelegen. Hyades mit zwei anderen



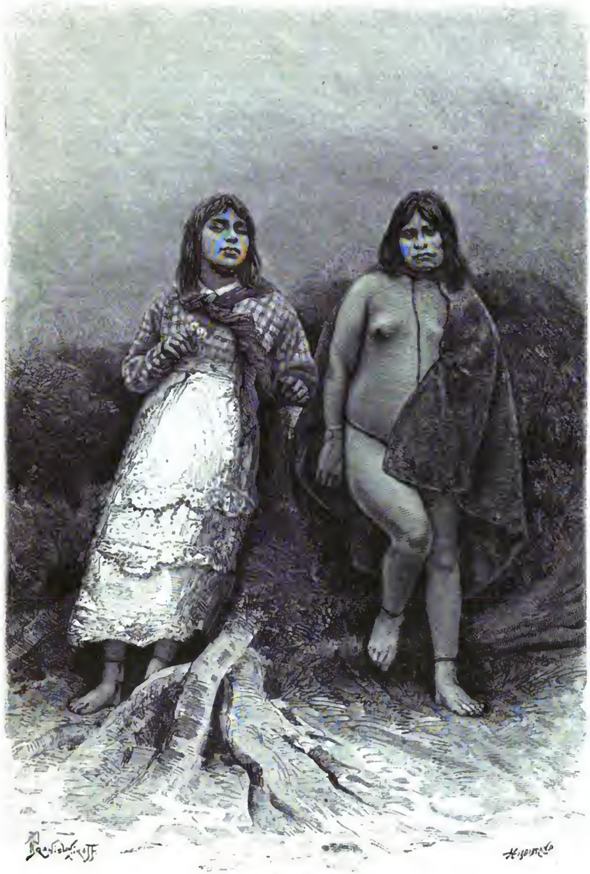
Kleine bekleidete Feuerländerin.



Altes Weib von Feuerland.

Mitgliedern der Expedition und zwei Trägern brach am 25. Januar schon Morgens um 5 Uhr auf; genau westlich marschirend, erreichten sie gegen 11 Uhr die entgegengesetzte Küste, ohne mehr als ca. 200 m Höhe überstiegen zu haben. Ein prächtiger Sandstrand dehnte sich unten aus, aber aus ihm hervor ragten verwitterte Balken und Planken, Reste eines gescheiterten Schiffes, wie man sie an den Küsten der Südspitze Amerikas nur zu häufig findet. Von Einwohnern keine Spur, die Landschaft großartig und wild, das Ufer fast überall senkrecht zu den unzähligen Buchten abfallend, die Steilhänge bedeckt von Buchengebüsch, welches der herrschende Wind gleichmäßig nach Osten gebogen hatte. Die meisten Buchten waren vom Meere her fast unzugänglich, aber den Betten der Wildströme entlang konnte man vom Lande aus leicht zu ihnen gelangen; schwerer war freilich das Wiederemporklettern, doch ging es ohne ernstlichen Unfall ab. Die Reisenden übernachteten, da sie kein Zelt mitgenommen, in einer nothdürftig aus Zweigen hergestellten Hütte, in welcher der Aufenthalt gerade nicht angenehm war, besonders da ein Feuer in ihr nicht angezündet werden konnte; doch war das Nachtlager immer noch viel angenehmer, als manche spätere Nacht, welche in den raucherfüllten Hütten der Feuerländer zugebracht werden mußte.

Am anderen Morgen wurde die Untersuchung der kleinen Buchten fortgesetzt und dabei noch verschiedene Schiffstrümmer, darunter auch solche ganz neuen Datums, gefunden; eine der Buchten, in welcher ein paar Austernfischer (Haematopus leucopus) erlegt wurden, wurde auf der Karte nach ihnen benannt.



Junge Feuerländerinnen.

Ein anderer Landausflug galt der Kette der Guerins oder Sentry boxes (Schilderhäuser), welche die Halbinsel Hardy der Länge nach durchzieht und in dem falschen Kap Horn ins Meer abstürzt. Es brauchte einen scharfen, fünfstündigen Marsch, um den 560 m hohen Gipfel der Kette, zugleich den höchsten Punkt in der Nachbarschaft der Orangebai, zu erreichen. Die Vegetation schwindet schon frühe, über 400 m Meereshöhe findet man nur noch einzelne zwerghafte Alpenpflanzen und verkümmerte Moose, sonst ist der Fels vollkommen kahl. Die Plateauflächen zwischen den von der Verwitterung von Sturm und Regen zerfressenen Gipfeln bestehen aus wild durch einander geworfenen Blöcken, die aussehen, als verdankten sie ihre Gestaltung irgend einer Naturkatastrophe, während sie doch zweifellos auch nur Produkte der durch den ewigen Sturm unterstützten Verwitterung sind. Die Temperatur hatte beim Abmarsche von der Station 6°, bei der Ankunft auf dem Gipfel 1,5° betragen und das Wetter war recht günstig, so daß die Reisenden sich mit den besten Hoffnungen an das Sammeln und Photographiren machten. Aber um 2 Uhr begannen plötzlich Regenböen mit zeitweisem Schneegestöber, das die Aussicht auf ein paar Schritte beschränkte und eine Fortsetzung der Aufnahmen unmöglich machte.

Doch die Reisenden gaben ihren Plan so leicht nicht auf. Während zwei der Naturforscher mit dem Träger nach der Station zurückkehrten, richteten sich Hyades und einer seiner Gefährten darauf ein, die Nacht oben zu verbringen und wo möglich gutes Wetter abzuwarten. Eine



Die Bergkette der Schilderhäuser (Sentry Boxes).

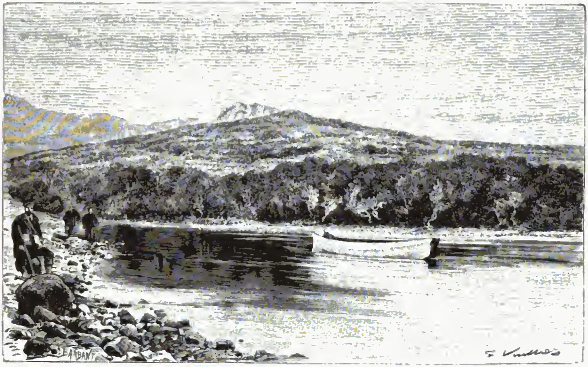
schmale Spalte zwischen zwei ungeheuren Blöcken wurde zum Nachtquartier ausersehen und der Rest des Abends dazu verwandt, um die zahlreichen Lücken und Spalten der Kluft mit Rasen und Erde auszustopfen, bis nur noch an der dem Winde abgewandten Seite ein schmaler Eingang übrig blieb. Einen Augenblick schien es, als sollte ihre Ausdauer belohnt werden; gegen 5 Uhr hellte sich das Wetter auf und sie konnten die spärlichen Alpenpflanzen der Umgebung sammeln und unter den Steinen eine ziemlich reiche Ausbeute an Insekten machen. Aber bald begannen Hagel und Schneesturm wieder und es blieb ihnen nichts übrig, als in das Nachtquartier zu kriechen und zu zweit in einen Mantel gewickelt, ohne Feuer den anderen Morgen abzuwarten. Die Temperatur fiel auf 2 bis 3° unter Null und die Reisenden begriffen nun, warum die Feuerländer in ihren Hütten lieber den Rauch als die Kälte ertragen. Aber die Umgebung bot nicht die geringste Spur von Feuerungsmaterial, und so blieb nichts übrig, als in Geduld den Anbruch des Tages abzuwarten, der zum Glück in diesen Breiten im Sommer schon früh erfolgt. Gegen 3 Uhr begann es hell zu werden, aber es schneite lustig weiter und war an keine Besserung zu denken. Bis um 8 Uhr hielten die beiden Forscher noch aus, dann entschlossen sie sich zum Rückmarsche. Als sie die Station zu Gesicht bekamen, zündeten sie ein kleines Feuer an und man verstand glücklicher Weise dort diese feuerländische Art des Telegraphirens; als sie am Strande anlangten, fanden sie ein Boot vor, das ihnen, die schwer mit den gesammelten Gesteinshandstücken beladen waren, den zweistündigen Marsch um die Cove-Bucht herum ersparte. Zum Glücke blieb die

kalte Nacht, die übrigens nicht die letzte im Freien zugebrachte war, ohne alle schädliche Folgen, wie denn überhaupt Erkältungen bei dieser Expedition so wenig beobachtet wurden, wie bei Polarreisen.

Von der großartigen Wildheit der Scenerie in der besuchten Bergkette giebt die Abbildung, nach einer von Hyades aufgenommenen Photographie angefertigt, eine schwache Vorstellung.

Andere, bequemere Excursionen wurden in dem Walboote der Station gemacht. Eine derselben mag als typisch hier genauer beschrieben werden. Sie wurde von zwei Mitgliedern der Expedition, dem Präparateur des Museums und vier Matrosen unternommen; ein Feuerländer Jonathan, welcher in der Mission und im Verkehre mit den Robbenjägern etwas Englisch gelernt hatte, ging als Führer und Dolmetscher mit; man wollte die Packsattelbai, den Tekinikasund und den Ponsonbysund erforschen und hatte für vier Tage Lebensmittel mitgenommen. Das Wetter war prächtig, das Meer still und glatt wie ein Spiegel. Schon um 11 Uhr war man an der Packsattelbai und frühstückte an einem kieseligen Flachufer gegenüber der gleichnamigen Insel. Dann ging es über die Tekinikabai hinüber; an allen günstigen Stellen wurde gelandet, um Handstücke vom Gestein zu schlagen, und am Abend wurde am Eingange des Ponsonbysundes, welchen die Eingeborenen Kanakushe nennen, am Fuße bewaldeter Hügel Nachtquartier genommen (siehe die fünfte Abbildung).

Früh am anderen Morgen traf man eine Pirogue mit Feuerländern; der eine Insasse hatte sich völlig schwarz bemalt, die anderen trugen wenigstens schwarze Striemen im Gesichte, und alle hatten oben auf dem Kopfe das Haar tonsurartig kurz abgeschnitten. Sie trauerten um die Frau des Booteigenthümers, die ein paar Tage früher gestorben war; der Gatte, Ushtaradeka, war gern bereit, den



Das Walfischboot während eines Ausfluges.

Franzosen das Grab seiner Ehehälfte zu zeigen und stieg in das Boot über. Das Grab befand sich ganz nahe auf einer kleinen Insel; von einer verlassenen Hütte aus führte eine Art Fußsteig nach einer ein paar Meter höher gelegenen Stelle, wo in einer kleinen Einsenkung, von reicher Vegetation umgeben, der Boden nur aus Muscheltrümmern bestand, die man leicht mit der Hand wegräumen konnte (ob ein Kjökkenmödding?). Der Wittwer zeigte genau die Stelle, wo die Leiche lag, und da die Franzosen sie zu sehen wünschten, half er selbst den Boden wegräumen. In kaum 30 Centimeter Tiefe stieß man zuerst auf ein paar grüne Buchenzweige, dann auf ausgebreitete Rindenstücke, und unter diesen lag die Leiche in alte, europäische Kleider gehüllt und mit einer Schnur aus Seehundsfell umwunden. Ushtaradeka löste dieselbe und nun sah man die auf dem Rücken liegende nackte Leiche eines ziemlich jungen Weibes, nur mit schmalen Bändern von Robbenhaut um die Knöchel, dem gewöhnlichen Schmucke der Feuerländerinnen, geziert.

Der Wittwer schien nichts weniger als untröstlich, und als die Franzosen ihm vorschlugen, ihnen die Leiche zu verkaufen, war er es gerne zufrieden und versprach sogar, sie selbst in seiner Pirogue nach der Station zu bringen. In demselben Augenblicke kamen noch ein paar Piroguen mit zahlreichen Insassen an, die eine geführt von einem stolz aussehenden Wilden, Athlinata, vor welchem Jonathan große Angst hatte, da er ein Hauptfremdenhasser und obendrein sein persönlicher Feind war. Die Forscher hielten es darum für gerathen, sich ins Walboot rückwärts zu concentriren, ohne den Versuch der Anknüpfung eines freundschaftlichen Verkehres zu machen. Sie kreuzten den Ponsonbysund, aber der heftige Nordwind erschwerte das weitere Vordringen, und Jonathan's Warnungen vor den Anschlägen seines Feindes bestimmten sie zur Umkehr.

An einem prachtvollen Sandstrande, in der später Courcelle-Seneuil genannten Bai am Ponsonbysunde, wurde in ein paar verlassenen Zweighütten eine köstliche Nacht zugebracht, freilich mit den Waffen in der Hand. Am Strande befanden sich ungewöhnlich stattliche Wälder, von Fußpfaden durchschnitten, welche die Eingeborenen beim Rindensuchen gebahnt hatten; hier ist ein Lieblingsplatz derselben. Noch üppiger war die Vegetation auf den metallreichen Felsen der Packsattelinsel, die am anderen Morgen besucht wurde. Ein Wintersrindenbaum (Drimys Winteri) hatte einen Meter über dem Boden reichlich zwei Meter Umfang. Das Nachtquartier wurde am Eingange des Tekinikasundes genommen, wo bei Lapasha auch ein von den Eingeborenen häufig besuchter Platz ist. Auch diesmal waren drei Hütten aufgeschlagen, fast verborgen in dem üppigen Gekrauте; die Bewohner waren gute Bekannte, ihre Kinder spielten am Ufer mit den Blüthen einer prächtigen Senecio, die über einen Meter hoch wird. Am anderen Morgen zeitig waren die Reisenden wieder in der Station; ob der betrübte, schwarzgemalte Ufhtaradeka seine verstorbene Ehehälfte richtig dorthin abgeliefert hat, wird leider nicht berichtet.

Von der belgischen Küste.

An dem nur 62 km langen, glatten Strande Belgiens hat das Meer eine zwiefache Rolle gespielt: während es, wie wir gesehen haben, bei Damme mit seinem Sande den Meeresarm Zwyn verstopft und so dem reichen Brügge seine Lebensader unterbunden hat, hat unweit davon seine Nähe anderen Ortschaften in kurzer Zeit zu ungeahnter Blüthe verholfen. Die Spekulation hat binnen dreißig Jahren das Ansehen dieses Küstenstriches ganz verändert. Bis

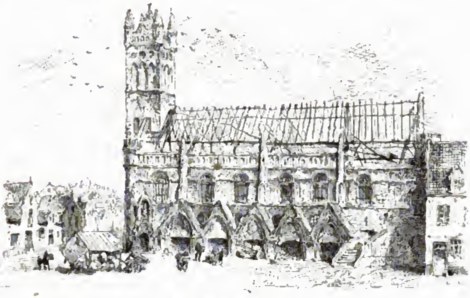


Der Hafendamm in Ostende.

dahin war nur Ostende ein viel besuchtes Seebad gewesen; nun aber that sich Blankenberghe, nördlich von Brügge, als solches auf und lockte zahlreiche Familien an, welchen Ostende zu belebt und zu theuer war, bis endlich das nahe der holländischen Grenze gelegene Heyst ihm Konkurrenz zu machen begann. Das Meer ist für diese Küstenstädte gleichsam eine Bank, in welcher sie in der Gewißheit, reiche Zinsen zu erhalten, ihre Kapitalien anlegen, und die Zahl Derer, die im Getriebe der Großstädte ihre Kräfte zu rasch verbrauchen und sie in der stärkenden Seeluft wieder auf-

frischen wollen, nimmt von Jahr zu Jahr zu. Dazu entfalten diese Strandlandschaften mit ihrer etwas melancholischen Schönheit eine so unwiderstehliche Anziehungskraft, daß die Leute zu Tausenden während der Saison nach Ostende und Blankenberghe strömen. Und wie Viele gehen außer jenen nach Nieuport, la Panne, Middelkerke, Mariakerke und Heyst.

Von Heyst bis nach la Panne, den beiden Endpunkten der Küste, zieht sich eine ununterbrochene Kette von Dünen hin, deren Gipfel stellenweise eine nicht unbedeutende Höhe erreichen und eine treffliche Aussicht über die brandenden Wogen gewähren, so der Mont Blanc bei la Panne und der Hoogt Blekker bei Nieuport. Eine dichte Vegetation, welche je nach der Oertlichkeit wechselt und alle Wunder der Strandflora entfaltet, verleiht diesen Sandhügeln einen eigenen Reiz. Dabei hat jeder Strand seine eigenthümliche Physiognomie, welche ihn von den anderen unterscheidet. Derjenige von Ostende gemahnt mit dem Gewirre von Balken seiner Hafendämme, welche weit in den Ocean hinein verlängert sind, an die zähmende Gewalt des Menschen; das Strenge, welches in den beiden parallelen Molen liegt, wird nur durch das Bunte der Häuser am Deiche gemildert. Blankenberghe mit seinem niedlichen, neuen Damme ist weniger großartig und mehr kokett, und das nahe Heyst, das erst vor Kurzem aus seiner Dunkelheit aufgetaucht und zum Leben erwacht ist, bietet noch die ganze Poesie eines ländlichen Aufenthaltes am Meere. Am anderen, westlichen Ende des belgischen Strandes liegt Bad Nieuport, das die Wünschelruthe eines Millionärs von Tournai aus dem Dünensande hat entstehen lassen; eine von Viehweiden eingefaßte Chaussee verbindet es mit seiner Mutterstadt Nieuport, welche einst eine der berühmten Städte Alt-Flanderns gewesen, heute aber tief gesunken und verfallen ist. Das Bad selbst besteht nur aus wenigen Villen und drei bis vier Gasthäusern und ist überaus still, und darin steht ihm die Stadt nur wenig nach. Nur stundenweise herrscht dort etwas Leben; so des Morgens, wenn die Kuhheerde durch die grasbewachsenen Straßen langsam auf die Weide zieht, vorbei bei den Hallen und ihrem Belfried, einem großartigen Ueberreste aus alter Zeit, der aus dem wie ein



Die Hallen von Nieuport.

Kirchhof so stillen Orte aufragt, und längs der Umfassungsmauern am Fuße eines gewaltigen Thurmes aus der Feudalzeit, dessen Masse sonderbar gegen die Kleinlichkeit alles Uebrigen absticht, zu grasen beginnt. Was ist von den Tempelherren, die hier eine Kirche errichteten, übrig geblieben? Was erinnert noch an die acht Belagerungen, welche die im 15. und 16. Jahrhundert große Stadt auszuhalten hatte, was an den denkwürdigen Kampf der holländischen Verbündeten gegen den Erzherzog Albert, was an den hohen Ruf dieses Hafens, wo Schiffe für weite Fahrten ausgerüstet wurden? Nichts als einige Steinhaufen und Ruinen, an die sich irgend eine Legende knüpft. Aber an solche Erscheinungen gewöhnt sich der Reisende in Flandern nur gar zu rasch, so häufig treten sie ihm entgegen.

La Panne, der letzte und westlichste Badeort an der belgischen Küste, wird nur von wenigen Familien besucht, zu denen sich Sonntags ab und zu einige Ausflügler von Furnes und Dixmude gesellen. Aber sie stören die Einsamkeit nur wenig, und derjenige, welcher das Meer wirklich liebt, findet auch hier Vergnügen genug an dem weiten Ausblicke und der herrlichen Vegetation.

Hier und da drängen sich in einer Vertiefung zwischen den Dünen die niedrigen Dächer eines Fischerdorfes zusammen. In den Hausthüren sitzen Frauen mit brauner, aufgesprungener Gesichtshaut und flicken Netze; daneben werden Wiegen vom Winde geschaukelt, rauchen alte, von Wind und Wetter gelähmte Männer ihre kurze, schwarze Pfeife, wälzt sich ein Esel auf dem Boden. Um die Mittagsstunde steigt ein schmächtiges Rauchwölkchen aus dem Schornsteine auf und verbreitet sich der Geruch von gekochtem Fische oder von Kartoffeln mit Schmalz. Nach und nach kehren auch die Männer und jungen Burschen aus allen Richtungen der Windrose zurück, theils vom Meere, theils von den mageren Feldern, und eine Stunde lang pflegt alles, was Mensch heißt, der Ruhe, und in den öden Dünen bleibt nur der vielgeplagte Esel zurück, Gras und Disteln abweidend. Aber auch für den Menschen, so Mann wie Weib, ist das Leben hier voller Elend und Mühsal und verläuft in einem steten Kampfe mit dem Meere. Wenn

bei anbrechender Nacht die Männer in ihren Nußschalen zum Fischfange auf das offene Meer hinaussegeln, weiß ja keine unter den Müttern, Schwestern und Frauen, welche sie bis zum Strande begleiten, ob sie je wiederkommen werden. Und welch harte Arbeit wartet ihrer draußen bei Sturm und Wetter und Kälte, wenn ihre Kleider von Eis starren und das Salz in den Wunden, welche die Hände Aller aufzuweisen haben, frißt. Und wie so manches Mal fehlt bei der Heimkehr der eine oder andere, der über Bord gewaschen wurde, ohne daß es nur einer seiner Gefährten bemerkt hätte! Zu einer bestimmten Zeit des Jahres verlassen sämmtliche kräftigen Männer ihre Heimath und segeln, reichlich mit Lebensmitteln, Feuerung, Regenmänteln und Netzen versehen, auf den Heringsfang nach den Bänken von Neufundland. Wie bange und langsam verstreichen dann erst den Zurückgebliebenen die Tage und Wochen! So verläuft dieser Bevölkerung das Jahr von Anfang bis zu Ende unter Mühen, Kummer und Sorge. Klopft nicht der Tod an die Pforte, so thut es Krankheit oder Noth. Denn das Meer nährt seine Kinder nur schlecht und der Verdienst ist gering; die Zahl derjenigen Fischer, die ihr Alter in Ruhe zuzubringen vermögen, ist nur gering, und dreißig Jahre Fischfang bringen den kräftigsten Mann so herunter, daß er nur noch gut genug ist, eine Wiege zu schaukeln. Rheumatismus, Augenkrankheiten und Lähmungen sind die verbreitetsten Krankheiten.

Dem weiblichen Geschlechte ist kaum ein besseres Loos beschieden. Schon frühzeitig müssen die Mädchen auf den



Der Marktplatz von Veurne (Furnes).

Garnelenfang gehen und stundenlang bis zur Hälfte des Körpers im Salzwasser zubringen. In Heyst, Nieupoort und la Panne sieht man sie in der Abenddämmerung aus den Dünen hervorkommen, gebeugt unter der Last der schweren Netze, mühsam mit den nackten rothen Beinen durch den Sand watend, und eine nach der anderen zu ihrer anstrengenden Arbeit in das Meer hinein gehen. In Coxcide besorgen die Männer, und zwar zu Pferde, das Geschäft des Krabben- und Sardinenfanges.

Einen Schritt von den Dünen landeinwärts, und man bewegt sich wieder auf historischem Boden. So hat la Panne seine ruhmreiche Zeit gehabt, so Veurne oder Furnes, einst eine stolze Kastellanei, in deren Bezirke wohl ein halbes Hundert reicher Dörfer lag. Von letzterem Orte hat sich wenigstens das prächtige Aeußere erhalten, wenn auch der Inhalt, das einstige Leben, dahin sind und über den stillen, todten Straßen der Hauch tiefsten Verfalles und vollständiger Resignation ausgegossen ist. Noch erhebt sich an einer Ecke des Hauptplatzes das verwitterte Mauerwerk des alten „Steen“ mit seinen Rund- und Spitzbogenfenstern; ferner das Rathhaus mit doppeltem Giebel, der stämmige Belfried gegenüber dem gewaltigen Chore von St. Walburg und anderes mehr. Die köstlichen, fein ausgebildeten Façaden mit Säulen und Balkonen in blühendem Renaissancestile und die zackigen Giebel erwecken die Vorstellung von einstigem großen Wohlstande und stellen einen Rahmen dar, in welchen die schaffende Phantasie sich unschwer das frühere rege Leben und Treiben hineinzudenken

vermag. Kirchen wie Privathäuser tragen das ihrige dazu bei, einen Schein von Blüthe und Wohlstand zu erwecken, der längst dahin ist. Aber nur einmal im Jahre, am letzten Sonntage des Juli, erwacht die Stadt aus ihrem Schlafe, wenn die Procession, welche das Leiden Christi zur Darstellung bringt, durch ihre Straßen zieht und römische Soldaten in Panzern und bunten Mänteln, Pharisäer in langen, schleppenden Gewändern, Apostel mit langen Haaren und in Fellkleidung, Christus selbst mit dem Kreuze auf der Schulter, aus dem Thore von St. Walburg heraustreten. Da erscheinen zuerst die Propheten, dann greuliche Masken, Pest, Krieg und Hungersnoth darstellend, dann der Stall in Bethlehem mit Joseph, Maria und dem Kinde, die vier Schäfer und drei Könige, Simeon, der Jesus in den Tempel trägt, die Flucht nach Aegypten und so fort bis zur Auferstehung — und alles in solcher Treue und Wirklichkeit, daß selbst das verhärtetste Gemüth ergriffen wird, das Grobe des Schauspiels vergißt und den Schrecknissen eines wirklichen Dramas beizuwohnen glaubt. Den Beschluß macht die Geistlichkeit in all ihrem Glanze mit dem heiligen Sakramente, und so zieht die Procession zwischen zwei gedrängten Reihen knieenden Volkes durch die ganze Stadt, indem jeder Theilnehmer im Charakter seiner Rolle spricht und sich mit seinen Gefährten unterhält, die Apostel unter einander, Herodes mit seiner Umgebung, Christus mit den Jüngern, und verschwindet zuletzt nach zahllosen Stationen in den Hallen der Kirche.

N. M. Prshewalski's fünfter Brief aus Central-Asien.

II.

Eine Stadt, d. h. eine mit einer Mauer umgebene Ortschaft giebt's in der Tschertschen-Oase nicht. Es giebt nur einzelstehende Hütten, umgeben von Feldern und Gärten. In den letzteren gedeihen Aepfel, Pfirsiche, Aprikosen, der Maulbeerbaum, Pflaumen, Birnen und der Weinstock. Die Felder werden mit Weizen, Gerste, Reis, Mais, Bohnen, Tabak, Arbusen, Melonen, Möhren und zum kleinen Theil mit Baumwolle bestellt. Das Gesammtareal des kultivirten Bodens ist sehr klein, — ich glaube nicht mehr als 1000 bis 1500 Dessjatinen nach unserem Maße. Hier, wie überall in Central-Asien, sowie auch in ganz China, kann man die Felder, ihres Miniaturumfanges und der sorgfältigen Bearbeitung wegen, weit eher Gemüsegärten nennen, wozu allerdings der Ueberfluß an Arbeitskräften beiträgt. Bei der Anhäufung der Bevölkerung an einem Platze aber und dem Mangel an fließendem Wasser, dessen man unbedingt zur Fruchtbarmachung des hiesigen Bodens bedarf, baut jede Familie nur eben so viel, als sie zu ihrer eigenen Ernährung bedarf. Im besten Falle ist der Ueberfluß nicht groß; viel öfter dagegen tritt Mangel ein.

Dicht bei der jetzt bewohnten Tschertschen-Oase bemerkt man Spuren zweier alter Städte, von denen die älteste, nach den Erzählungen der Eingeborenen, vor ungefähr 3000 Jahren durch den Recken Rustem-Dagestan zerstört worden ist; die zweite neuere Stadt dagegen haben die Mongolen zu Ende des 10. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung vernichtet. Jetzt breitet sich an Stelle der beiden Städte die unfruchtbare, theilweise mit Löß- und Flugsandhaufen bedeckte Wüste aus; hin und wieder ragen Ueberreste von Hütten und Mauern hervor, liegen Scherben von Lehmgeschirr und an einzelnen Stellen auch menschliche Knochen umher. Die Eingeborenen finden Kupfer- und Goldmünzen, Silberbarren, goldene Verzierung der Kleidung, Edelsteine (Brillanten und Türkisen), Glasperlen, Schmiedeschlacken, Kupfergeschirre und was merkwürdig ist, in der älteren Stadt — Glasscherben; außerdem gewährt ihnen die neuere Stadt gebrannte Ziegel zu ihrem Gebrauche im Ueberfluß. Bei Ausgrabungen [1]) sodann findet man auch einzelne hölzerne Särge, in denselben haben sich die Leichen (unbalsamirt), dank der außerordentlichen Trockenheit des Bodens und der Luft, zuweilen sehr gut erhalten. Die männlichen Leichen zeigen einen sehr großen Wuchs und haben lange Haare; bei den weiblichen ist das Haar in ein oder zwei Zöpfe geflochten. Einst fand man ein Grabmal mit 12 männlichen Leichen in sitzender Stellung. Ein anderes Mal wurde in einem Sarge die Leiche eines jungen Mädchens gefunden; bei derselben waren die Augen mit runden Goldplatten bedeckt und der Kopf vom Kinn zum Scheitel mit einem Goldreifen umwunden; der Körper war mit einem langen, aber engen wollenen (gänzlich vermoderten) Gewande bekleidet, das auf der Brust mit einigen goldenen Sternchen verziert war; die Füße waren nackt. Nicht nur die Leichen, sondern sogar das Holz der Särge hatte sich, wie man uns erzählte, so gut erhalten, daß die Einwohner von Tschertschen dasselbe zu kleinen Arbeiten gebrauchten. Zusammen mit den menschlichen Ueberresten findet man auch Knochen von Pferden und Schafen.

Die Tschertschener versicherten uns, daß man am ganzen mittleren Laufe des Tschertschen-Darja in einer Entfernung von 5 bis 15 Werst westlich von seinem jetzigen Bette Spuren alter Städte und Ansiedelungen finde. Endlich hörten wir ebenfalls in Tschertschen und früher am Lob-Nor, wie auch in der Oase Keria wiederholt von der Tradition, daß auf dem Flächenraume zwischen Chotan, Aksu und dem Lob-Nor einst 23 blühende Städte existirt hätten, die jetzt mit dem Sande der Wüste bedeckt sind.

Am Tschertschen, wie am Lob-Nor und ebenso auf unserem weiteren Wege begegnete uns die Bevölkerung außerordentlich freundlich. Andererseits bemühten sich die Chinesen auf alle mögliche Weise, im Geheimen unsere Reise zu hemmen. Sie verboten den Eingeborenen, uns Nahrungsmittel [1]) zu verkaufen und mit Führern zu versehen; versicherten ihnen, daß wir Räuber seien, mit den schlechtesten Hintergedanken unsere Reise unternehmen u. dgl.; mit einem Worte, bemühten sich auf alle Art und Weise uns zu verleumden. Aber, ungeachtet alles dessen

[1]) Die Einwohner Tschertschens machen ihre Nachgrabungen in dem Boden der alten Städte, oder sie halten ihre Nachforschungen nach starken Stürmen, die den Boden bis zu bedeutender Tiefe aufwühlten.

[1]) So hatte in der Oase Keria der Gouverneur (Amban) eine Bekanntmachung erlassen, daß man uns um keinen Preis etwas verkaufen dürfe. Unsere Antwort hierauf war, daß wir das uns Nothwendige mit Gewalt nehmen würden.

bewiesen uns die Eingeborenen ihre ganze Zuneigung und bemühten sich, uns nach Kräften zu dienen. Zu gleicher Zeit klagten sie bitter über ihr armseliges Leben und versicherten uns, daß sie insgesammt bereit seien, sich gegen ihre Unterdrücker, die Chinesen, zu erheben. Hiermit nicht genug, zu wiederholten Malen baten uns die Aeltesten der Oasenbewohner, sowie auch die der Gebirgsstämme um den Befehl, die Chinesen sofort zu vernichten. „Wir wünschen nichts weiter, als uns unter der Herrschaft Rußlands zu befinden", sagte man uns überall. „Wir wissen, welche Gerechtigkeit im russischen Turkestan herrscht. Bei uns aber kann jeder chinesische Beamte, ja jeder Soldat ungestraft schlagen, wen ihm beliebt, ihn seines Eigenthums, seiner Frau, seiner Kinder berauben. . . Man erhebt von uns unerschwingliche Abgaben. Wir sind nicht im Stande, solch eine Schmach länger zu ertragen. . . Wir können uns jeden Augenblick erheben; wir haben uns mit Waffen versorgt, die verborgen sind. Nur ein Uebel giebt's — wir haben kein Oberhaupt, keinen Anführer. Gebt uns, wenn auch nur einen einfachen Kosaken, mag er unser Kommandeur sein."

Solche Reden bekamen wir sehr oft zu hören.

Von Tschertschen nach Keria führen zwei Wege: der eine längs der Sandwüste, der andere am Fuße der Ausläufer des Tibetanischen Höhenzuges. Wir wählten den letzteren, obgleich uns hier größere Schwierigkeiten erwarteten. Unser Lohn bestand darin, daß wir, diesen Weg wählend, völlig unbekannte Gebirgsgegenden durchforschen konnten und unsere Kameele außerdem von der unerträglichen Hitze und den lästigen Insekten befreiten. Die zwei ersten Tagereisen waren die schwersten, da wir in einer Tour 87 Werst zurückzulegen hatten, ohne Wasser anzutreffen — von Tschertschen an bis zum Fuße des Tibetanischen Höhenzuges.

Der äußerste Gebirgskamm hat, wie bereits erwähnt, in diesem Theile keinen besonderen Namen und ich nannte ihn daher den „Russischen Gebirgskamm", ebenso wie ich einst auf der entgegengesetzten Seite Tibets mit demselben Namen einen See benannte, welchem der Gelbe Fluß entfließt.

Der neu entdeckte „Russische" Gebirgskamm bildet eine unmittelbare Verlängerung des Tokus-Doban, welcher seinerseits an den „Moskauer" Gebirgskamm stößt, welcher in Verbindung mit den Gebirgszügen Columbus, Marco Paolo, Burchan-Buddha u. a. den zweiten, inneren Schutzwall des Tibetanischen Hochplateaus bildet, nach der Seite des Zaidam-Thalkessels.

Der „Russische" Gebirgskamm zieht sich in der Richtung von Nord-Ost nach Süd-West hin, zwischen den Flüssen Tschertschen und Keria, in einer Ausdehnung von 400 Werst. Auf der ganzen Strecke der Thalmulde des Tarim erhebt er sich in einer hohen steil ansteigenden Wand, die vielfach bis über die Region des ewigen Schnees ansteigt. Die größte Höhe erreicht der beschriebene Gebirgszug in seinem südwestlichen Ende. Hier ziehen sich mit ewigem Schnee bedeckte Bergspitzen und Eisfelder in ununterbrochener Kette hin, über welcher, in der Nähe des Keria-Flusses, eine pyramidal geformte kolossale Bergkuppe sichtbar wird, die nach oberflächlicher Schätzung 22 000 bis 23 000 Fuß absoluter Höhe erreichen dürfte. Sie wurde „Berg des Zar-Befreiers" benannt.

Von den Schneegipfeln des erwähnten Gebirges stürzen Bäche hernieder, die sich in den Boden der Berglehne tiefe trancheeartige Rinnsale gewühlt haben und unten angelangt, in dem Triebsande der Wüste verschwinden. Das Gebirge bietet in dem Gürtel von 10 000 bis 12 000 Fuß absoluter Höhe erträgliche Weideplätze, auf welchen die Heerden der dort lebenden Matschin grasen.

Der Russische Gebirgszug ist ferner reich an Gold und dem Minerale „Ju-schi" (Nephrit), das in China sehr geschätzt wird. Aus diesem Gesteine werden dort die verschiedenartigsten Gebrauchsgegenstände gefertigt: Tabaksdosen, Schlüsselchen, Kästchen, Mundstücke und dergl. mehr. Nach dem Glauben der Bewohner Turkestans hat dieses Gestein auch besondere Zauberkräfte, indem ein daraus gefertigtes Armband auf den Arm eines Todten gestreift, den Leichnam vor Verwesung schützt. Reiche Leute lassen sich sogar ganze Kissen für ihre Gräber aus „Ju-schi" herstellen, weil sie glauben, die Kraft des Steines müsse dann noch stärker wirken.

Bequeme Pässe über den Russischen Höhenzug nach dem Tibet-Plateau giebt es nirgends, obwohl früher, wie es heißt, durch die Schlucht des Flusses Tolan Chadshi, in der Nähe des Masard (Grabmal) Untschelik-Paschim Wege geführt haben sollen. Dieses Grabmal der Schwester des Imam Dshafer-Sadik, eines der größten Heiligen in Ost-Turkestan, liegt fast in der Mitte der Längenausdehnung des Russischen Gebirgszuges und wird von vielen Wallfahrern besucht. Die Sage geht, Untschelik-Paschim habe sich verfolgt von den Bewohnern Matschins in die Berge geflüchtet und dort, wo sich jetzt die Moschee erhebt, mit dem Tuche einen Wink gegeben und da habe sich einer der Berge aufgethan und die heilige Jungfrau aufgenommen. Als sie eingetreten war, habe sich der Berg wieder geschlossen, aber so unglücklich, daß die Haarflechte der geretteten Heiligen im Spalte festgeklemmt wurde; das Ende der Flechte wird den Gläubigen auch jetzt noch im Fels bei der heiligen Stätte gezeigt. Ferner entspringt dem Berge an dieser Stelle eine Quelle, welche kleine Kalksteinchen von rother, gelber und weißer Farbe mit sich führt. Die Strenggläubigen halten diese Steinchen sehr hoch und nennen sie versteinerte Thränen der Jungfrau Untschelik-Paschim, welche immer noch in ihrem Berge weine über die Sündhaftigkeit der Menschen.

Nachdem wir von Tschertschen 397 Werst zurückgelegt hatten, kamen wir zur Oase Nija, welche am Flusse gleichen Namens, 50 Werst von dessen Austritt aus dem Gebirge, belegen ist. Die absolute Höhe der Ortschaft beträgt 4200 Fuß. Die Zahl der bewohnten Hütten beträgt 1000 bis 1200; sie liegen in Form vereinzelter Farmen zerstreut. Einmal binnen zehn Tagen wird ein Markt abgehalten, zu welchem sich Handeltreibende aus Keria einzufinden pflegen. Die Einwohner, vom Stamme Matschin, sind sehr verderbt durch die Nähe der Goldfelder von Sortschek, welche an demselben Nij-Darja, bei dessen Ausflusse aus dem Russischen Gebirgszuge, liegen.

Einen erfreulicheren Lagerplatz fanden wir in dem kleinen Dorfe Jasulgun, auf dem Wege nach Keria, wo wir einige Tage in Erwartung unseres schon in Tschertschen erkrankten Dolmetschers verbrachten. In Jasulgun ist ein vortrefflicher Teich eingerichtet, in welchem wir uns täglich mehrmals badeten, was uns in der großen Hitze, welche in jener Zeit (Ende Mai) bis auf + 37° C. im Schatten stieg, sehr erquickte. Die Einwohner von Jasulgun sind sehr gutherzig und zutraulich. Das Dorfleben präsentirte sich uns hier in seiner ganzen Einfachheit: die Kinder liefen nackt umher, plätscherten im Wasser und spielten im Sande umher, balgten sich auch wohl mitunter, kletterten wie die Affen behende an den Maulbeerbäumen empor, um die schon gereiften Beeren zu pflücken. Durch die Dorfstraße schwirrten die Schwalben, Spatzengezwitscher ließ sich vernehmen, hier Taubengirren, dort lautes Gackern einer Henne, die ihre ziependen Küchlein zusammenrief — mit einem Worte, man konnte sich in ein Dorf der Heimath versetzt

glauben; das Dorfleben hat eben hier im Allgemeinen dieselbe Staffage wie bei uns zu Hause, und auch die ländliche Bevölkerung ist viel besser geartet als die städtische.

Nach zwei Tagemärschen erreichten wir die Oase Keria, die größte, welche wir bis dahin zu Gesicht bekamen. Sie liegt 300 Fuß höher als die zwei Oasen des Nij-Darja und ist 870 Werst vom Lob-Nor entfernt. Der Fluß Keria-Darja, an welchem die Oase belegen ist, fließt vom tibetanischen Hochplateau herab und bei hohem Wasserstande fließt er noch etwa 200 Werst weit in nördlicher Richtung fort, wo er sich dann in der Sandwüste verliert.

Keria selbst zählt etwa 3000 Hütten; eine Stadt nach asiatischen Begriffen, d. h. eine von Lehmwällen umgebene Ortschaft, ist jedoch nicht vorhanden; ebenso sieht man sich auch nach eigentlichen Läden vergeblich um, von denen nur einige Kramläden existiren. Zweimal wöchentlich wird der Bazar abgehalten. Außer einheimischen Produkten gelangen auch viele russische Waaren, besonders Zeuge und zwar zu mäßigen Preisen auf den Markt, Kattune, Kumatsch, Tücher u. a., auch russischer Zucker (56 Kop. pro Pfund), Zündhölzchen u. a. m. Unser Geld, Scheine sowohl als auch silberne Scheidemünze, wird hier gleichfalls angenommen. Die übliche Münze ist hier, wie im ganzen Ost-Turkestan, das silberne Geldstück „Tenge“, welches etwas größer als unser Silberzehner ist und dem Werthe von 30 „Pull“ (eine Kupfermünze) entspricht [1]).

Chinesische Silberbarren (Jamba) zu etwa $4\frac{1}{2}$ Pfund werden gegen 1200 Tenge oder etwas darüber oder darunter gewechselt. Die Einwohner Kerias sind ebenso verdorben wie die von Nij. Sie arbeiten meist in den Goldbergwerken. Die Bodenkultur befriedigt nur das örtliche Bedürfniß. Gärten sieht man verhältnißmäßig selten; Seidenzucht und Baumwollbau sind unbedeutend. Gewerbthätigkeit wird fast gänzlich vermißt und aus dem Lande wird nichts exportirt als Gold.

Früher hatte Keria keine eigene Verwaltung und hing in dieser Beziehung ganz von Chotan ab. Neuerdings haben die Chinesen aus Keria einen besonderen Bezirk gemacht, der von der Regierung in Kaschgar abhängt. Dieser Bezirk erstreckt sich im Westen fast bis Chotan, im Nordosten bis zum Dorfe Tscharchalyk, in der Nähe des Lob-Nor, umfaßt ferner das Gebiet des Bergstammes Matschin. Im ganzen Bezirke Keria leben, wie man uns sagte, 10 000 bis 12 000 Familien.

Die Oasen Nij und Keria bilden den Anfang einer langen Kette ähnlicher Oasen, die sich mit verschiedenen Intervallen über Chotan und Jarkend bis nach Kaschgar hin und dann um den südlichen Abhang des Tiën-Schan herumzieht. Aussehen und Charakter dieser Oasen sind sich im Allgemeinen überall gleich. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner bilden Acker- und Gartenbau. Ueberfluß an Arbeitshänden, das warme Klima, die außerordentliche Fruchtbarkeit des aus einer Lößschicht bestehenden Bodens im Vereine mit ausreichender Bewässerung machten es möglich, daß der Ackerbau hier schon in den ältesten Zeiten einen hohen Grad der Vollkommenheit erreichen konnte. Der ewige Kampf mit der Noth hat die Menschen dort in der Kunst unterwiesen, zur Bewässerung des Bodens auf die vielfältigste Art Kanäle (Aryk) anzulegen; dieselben verzweigen sich wie Arterien und Venen in einem thierischen Körper und befruchten jeden Fleck des bearbeiteten Bodens. In einer für das ungewöhnte Auge ganz erstaunlichen Weise durchkreuzen und verzweigen sich diese Aryks über die Oase: bald führen sie neben einander her, jedoch in verschiedener Höhe, bald fließt das Wasser in hölzernen Rinnen, die über einander liegen, dahin, bald strömt es in ebensolchen Rinnen über die flachen Dächer und Hütten fort. Ueberall bringt hier das Wasser Leben, es tränkt nicht bloß den Boden, sondern befruchtet und erneuert ihn zugleich durch Löß-Schlamm, den es mit sich führt. Die Hauptkanäle, von denen sich die kleineren Nebenkanäle abzweigen, führen das Wasser oft aus dem viele Werst entfernten Flusse zur Stelle, da das Niveau des Flusses, wenn er die Oase durchströmt, viel niedriger liegt, als die von den Kanälen bewässerten Felder und Gärten.

Die Bearbeitung der Felder an und für sich ist ungemein sorgfältig. Das Erdreich wird dermaßen zerkleinert und zertheilt, daß auch nicht ein Ballen mehr nachbleibt; das ganze Feld wird dabei in kleine Beete eingetheilt, welche besäet werden, während die Furchen dazwischen mit Wasser angefüllt werden. Der Wirth, welcher darin ganz genau Bescheid weiß, bestimmt immer selbst, wann die Berieselung vorzunehmen, wann der Zufluß zu den Furchen abzuschließen ist. Die Felder haben gewöhnlich nur geringe Ausdehnung und sind terrassenförmig über einander angelegt, um die Berieselung zu vereinfachen. In Bezug auf die Nutznießung des Wassers wird strenge Reihenfolge beobachtet, worüber besondere Gemeindeälteste zu wachen haben. Reis wird auf den am niedrigsten gelegenen Feldern gesäet und diese stehen denn auch, wie die Getreideart es verlangt, fast beständig unter Wasser.

Zu jeder Hütte, zu jedem Gärtchen und Gemüsebeete, ja sogar zu jedem größeren Baume, wenn er vereinzelt dasteht, kurz überall hin sind Kanäle gezogen, die je nach Bedarf geöffnet oder geschlossen werden. Die Ränder des Aryk sind gewöhnlich mit Pappeln, Weiden, Oleaster und Maulbeerbäumen bepflanzt. Diese Bäume geben Schatten und dienen ferner als Brennmaterial. Man geht mit ihnen, wenn der Ausdruck gebraucht werden kann, auf das Zärtlichste um. Dafür gedeihen die Bäume aber auch rasch und üppig. Nach Verlauf von 7 bis 8 Jahren giebt die Pappel einen zu Bauzwecken geeigneten Stamm und nach 30 bis 35 Jahren hat sie zwei Klafter im Umfang bei einer Höhe von 100 Fuß. Zu Brennholz fällt man die Bäume (Weide und Pappel) etwa zwei Faden vom Boden. Der Stumpf wird mit Lehm verschmiert, um das Austrocknen zu verhindern. Ein so gekappter Stamm treibt bald wieder frische Schößlinge, die sich rasch zu einer dichten hübschen Krone entfalten, besonders bei der Weide. Nur vertrocknete Bäume werden an der Wurzel gefällt.

In allen Oasen werden die Felder bestellt mit: Weizen, Gerste, Mais, Reis, Hirse, Erbsen, Klee, Wassermelonen, Melonen, Tabak und Baumwolle; in den Gemüsegärten werden gezogen: Zwiebeln, Rettig, Radies, Möhren, Gurken, Kürbiß und Grünzeug für die Küche. In den Gärten wachsen Aprikosen- und Pfirsichbäume, Weinreben, Apfel-, Birnen-, Pflaumen-, Maulbeerbäume, und gedeihen Granaten und Wallnüsse; häufig befinden sich in den Gärten kleine Teiche, welche Bostan genannt werden, ebenso sind Theile der Gärten der Blumenzucht speciell gewidmet und man sieht in ihnen Rosen, Astern, Sammtblumen, Balsaminen und andere Blumen. — Im Allgemeinen sind die Felder der Oasen im Verhältniß zur Einwohnerzahl sehr klein. Ich nehme an, daß auf jede Familie, auf die man durchschnittlich fünf Personen rechnen kann, kaum volle zwei Dessjatinen kommen dürften. Diesem Mangel wird durch die hohen Ernteerträge des Getreides und andererseits durch die Mäßigkeit der Eingeborenen in der Nahrung die Wage gehalten; außerdem erntet hier Jedermann nur für sich

[1]) Westlich von Chotan wird dasselbe Tenge-Silberstück in 50 Pull umgewechselt.

selbst und zum Verkauf dürfte bei all' den vielen Familien kaum etwas übrig bleiben.

Die Gemüsegärten bei den Hütten sind von ergötzlicher Kleinheit, übrigens ist auch das Gemüse, welches darin gedeiht, nicht weit her. Unvergleichlich größer und ergiebiger sind die Fruchtgärten in denselben Oasen. Die Bäume werden äußerst sorgfältig behandelt, wachsen kräftig auf und geben vortreffliche Früchte. Schade bloß, daß die Früchte von den Eingeborenen schon vor der völligen Reife abgepflückt und die reifen Früchte auch unachtsam behandelt werden. Aprikosen, Pfirsiche und Trauben werden getrocknet. In dieser Form bilden die Früchte einen unerläßlichen Bestandtheil jedes „Dostar-Chan", d. h. jeder Bewirthung. Aepfel, Melonen und auch Trauben werden ebenso für den ganzen Winter frisch erhalten. Ueberhaupt bildet im Sommer frisches Obst, im Winter getrocknetes Obst einen Hauptbestandtheil der Nahrung bei den Bewohnern jenes Landstriches.

Ich setze nunmehr den Bericht über unsere Reise fort.

Die chinesischen Beamten, welche wir in Keria zuerst trafen, empfingen uns mit zur Schau getragener Ehrfurcht, handelten aber nach dem alten System, vor unseren Augen zu schmeicheln und hinterrücks im Stillen uns zu schaden. So befahl beispielsweise der Amban, als er in Erfahrung brachte, daß wir nach Tibet vordringen wollten, in den Pässen zwei Brücken zu zerstören und die Wege durch Steine zu verbarrikadiren. Gleichzeitig wurde dieser Amban durch unsere Ankunft dermaßen in Angst versetzt, indem er im Zusammenhange damit einen Aufstand der örtlichen Bevölkerung befürchtete, daß er den Einwohnern mit Gewalt alle vorhandenen Getreidevorräthe abnehmen und an einen Ort in acht Hütten zusammentragen, und, wie die Eingeborenen uns versicherten, diese Häuser mit Minen umgeben ließ. Sein Plan war dabei, im Falle einer Empörung die Minen und damit die Vorräthe in die Luft zu sprengen und die Aufständischen auf diese Weise der Lebensmittel zu entblößen. Mehrere Nächte nach einander verließ der Amban die Oase und übernachtete mit seiner Bedeckung in Zelten, weil er überrumpelt zu werden fürchtete. Vorher wurden den Eingeborenen in Keria ihre kleinen Handmesser, die sie im Gürtel zu tragen pflegen, abgenommen und die Spitzen davon abgeschlagen, um diese an und für sich schon ungefährliche Waffe noch unschädlicher zu machen [1]). Man könnte überhaupt mehrere Seiten mit den unsinnigen Machinationen füllen, durch welche die Chinesen ihre Feigheit an den Tag legten und sich selbst in den Augen der örtlichen Bevölkerung nur noch mehr diskreditirten.

[1]) Irgend eine Waffe bei sich zu tragen, ist den Eingeborenen im östlichen Turkestan verboten.

Die erste Erforschung des Madre de Dios.

I.

Ch. N. Seitdem sich die Dampfschiffahrt auf dem Amazonas und seinen Zuflüssen mit jedem Jahre mehr entwickelt, wird in den drei Staaten der Westküste von Südamerika, Ecuador, Peru und Bolivien, die Idee, den ganzen oder wenigstens den so bedeutenden Verkehr ihrer Hochplateaux — von demjenigen ihrer östlichen Provinzen verstände es sich von selbst — über diese Route zu leiten, sehr begünstigt und immer wieder aufs Neue angepriesen.

Ecuador baut seine Hoffnungen auf den Napo; Peru auf den Marañon, den Huallaga und den Ucayali; Bolivien auf den Purus, den Beni und den Mamoré, und außerdem, seit es ganz von der Küste des Stillen Oceans abgedrängt ist, auf die Eröffnung einer Verkehrsader über den Paraguay; letztere Route ist zwar schon seit lange das Objekt eines unermüdlichen Projektenmachers, das durch die Reise Thouar's auch in den Augen der Laien erhöhten Reiz gewonnen hat.

Man darf wohl behaupten, daß keines von den in dieser Hinsicht aufgetauchten Projekten praktische Resultate erzielen wird, insofern es sich darum handeln würde, den von Alters her auf der Pacificseite existirenden Verkehrslinien Konkurrenz zu machen. Die wichtigsten Verkehrs- und Produktionscentren — von den am Fuße der Ostseite der Anden liegenden abgesehen — liegen in relativ so geringer Entfernung von der Meeresküste, daß es für diese drei Länder stets vortheilhafter sein wird, ihre bisherigen Verbindungswege offen zu halten und die Summen, welche sie auf die Erleichterung des Verkehrs mit dem Auslande aufzuwenden beabsichtigen, wenn der Stand ihrer Finanzen ihnen je wieder solche Gedanken nahe legen sollte, in Eisenbahnbauten [1]) von der Pacificküste her anzulegen, statt in einem Systeme von Flußschiffahrt, das einer Menge periodisch sich wiederholender Hemmungen ausgesetzt ist und dennoch eine Reihe von Kanälen, Straßenbauten 2c. durch ungesundes und unwegsamstes Terrain erfordern würde, um an die gegebenen Verkehrscentren heranzugelangen. Diese Bemerkung bezweckt, gegen die beinahe allen, auch den gewissenhaftesten Forschern innewohnende Manie Verwahrung einzulegen, die Schwierigkeiten der von ihnen vorgeschlagenen neuen Handelsrouten stets als leicht überwindlich hinzustellen. Der Bahnbrecher neuer Handelsstraßen ergeht sich in der Regel in ebenso sanguinischen Spekulationen als der Bergmann [2]).

[1]) Sobald die gegenwärtigen politischen Wirren in Peru beigelegt sein werden, wird ein schon konstituirtes finanzielles Syndikat den Ausbau der Oroyabahn bis zum Cerro de Pasco (Silberbergwerke) in die Hand nehmen.

Dem argentinischen Kongreß ist am 3. August 1885 von einem gewissen Ed. Ziegler eine Petition um die Concession einer Eisenbahn vom Flußhafen „Expedicion" am Bermejo über Oran in der Provinz Salta bis nach Guiaca an der bolivianischen Grenze unterbreitet worden: 6 Proc. Zinsgarantie von Seite der argentinischen Republik. Bei der mißlichen Finanzlage dieses Landes, das sich in einer tollen Papier- und Goldkrisis befindet, hat der Vorschlag durchaus keine Aussicht auf Annahme.

[2]) Ed. Heath sagt beispielsweise in seinem Berichte über die Erforschung des Flusses Beni: „Diese Stromschnelle ist ein leicht zu überwindendes Hinderniß, wenn man einen 250 m langen Kanal mit drei Schleusen macht; dann ist der Strom auf 200 Leguas für $1^{2}/_{3}$ Varas tiefgehende Dampfer fahrbar bis zur Stromenge von Beo; diese kann mit 20 Mann und ein wenig Dynamit in einer Woche fahrbar gemacht werden

Heutzutage, wo auch in den entferntesten Ländern die konkurrirenden Verkehrsinstitute einander in der Pünktlichkeit, Regelmäßigkeit und Kürze der Lieferungsfristen zu überbieten suchen, wo Dampfer selbst mit 40- und 50tägiger Reisezeit so zu sagen zu bestimmter Stunde eintreffen, kann sich der Handel nicht mit den von einer mehr oder minder starken Regensaison abhängigen Peripetien, wie sie bei einer Route über die Zuflüsse des Amazonas vorkommen, zufrieden geben.

Die Forschungen, die in den letztgenannten Gebieten aber — sei es auch, daß zu sanguinische Hoffnungen sich in einem absehbaren Zeitraume nicht erfüllen — unternommen werden, haben wenigstens das Verdienst, für die östlichen Theile jener Staaten von großem Nutzen zu sein, zur Erschließung ihrer mannigfaltigen Produkte anzuregen und dieselben, unabhängig vom westlichen Handelsverkehre, soweit es thunlich ist, über den Amazonas in direkte Verbindung mit dem Auslande zu bringen. Daß für die Geographie immer etwas dabei abfällt, ist selbstverständlich.

In einer im Laufe des Jahres 1885 erschienenen Abhandlung der Amazonas-Gesellschaft in Lima ist vom Madre de Dios noch als von einem Zuflusse (!) des Purus, welch letzteren William Chandleß seiner Zeit als einen zukünftigen Handelsweg für Peru bezeichnete, die Rede. Nun ist man aber vollständig darüber aufgeklärt, daß der Madre de Dios, der E. Heath zufolge bei seinem Eintritte in den Beni eine Breite von 716 m hat, mithin ein ganz gewaltiger Strom ist, mit dem Purus nichts zu schaffen hat. Es ist allerdings wahr, daß man stets der Meinung lebte, er stehe durch einen Arm oder natürlichen Kanal mit dem Purus in Verbindung. Die neueren Untersuchungen haben aber gezeigt, daß es ein für sich ganz selbständiger Flußlauf ist, welcher seine Gewässer in diejenigen des Beni ergießt, kurz vor dem Eintritte des letzteren in den Madeira.

Der Madre de Dios, dessen Quelle Rio Tono heißt, ist noch von keinem Europäer in seiner ganzen Ausdehnung befahren worden. Die Schwierigkeit, seinen Lauf zu untersuchen, liegt an der feindseligen Haltung der an seinen Ufern sich aufhaltenden Indianerstämme. Die erste Nachricht über seinen selbständigen Lauf verdankte man den Dienern eines Peruaners, Namens Faustino Maldonado, welcher, sei es von einem abenteuerlichen Geiste getrieben oder aus einer anderen Ursache, nur von zwei Missionsindianern begleitet, in einem armseligen Boote seine Beschiffung wagte. Glücklich gelangte er in den Beni und von da in den Madeira. An einer der berüchtigten Stromschnellen zerschellte sein Boot und er ertrank. Die Diener konnten sich retten und durch sie erfuhr man die Einzelheiten der zur Thatsache gewordenen Beschiffung des Madre de Dios [1]). Es würde dies aber nicht hinreichen, um geographisch darauf zu fußen, wäre die Richtigkeit obiger Behauptungen betreffs Eintrittes des Madre de Dios in den Beni nicht durch einen Mann der Wissenschaft, durch Ed. Heath, bestätigt worden.

Ed. Heath, welcher das Departement Beni zum Gegenstande seiner Untersuchungen hauptsächlich in Bezug auf die Kautschukproduktion gemacht hat, widmete der Erforschung des Rio Beni in den Jahren 1880 und 1881 besondere Aufmerksamkeit.

Vor den von ihm angestellten Forschungen wurden alle Landesprodukte, die von der Montana in diesem Distrikte über den Amazonas nach Europa und den Vereinigten Staaten versandt werden sollten, den Beni abwärts nach dem unter 13° südl. Br. gelegenen Flußhafen Reyes gebracht und von dort quer über Land nach dem Mamoré (Distanz 64 Leguas) weiterbefördert, wo sie eingeschifft wurden. Der Grund, warum die Schiffahrt auf dem Beni an dieser Stelle unterbrochen wurde, lag in der Furcht vor den mordsüchtigen Indianern, welche den unteren Flußlauf des Beni unsicher machen sollten. Heath wagte sich in einem kleinen Boote den Fluß hinunter und überzeugte sich von der Grundlosigkeit dieser Befürchtungen; von gefährlichen Indianern keine Spur. Dagegen bewahrheitete sich seine Voraussetzung von dem Vorhandensein großer Wälder von Kautschukbäumen, und gleichzeitig konnte er sich über den Ausfluß des Madre de Dios, welchen er auf eine gewisse Entfernung hinauffuhr, vergewissern.

Seinen Notizen ist ferner Folgendes zu entnehmen:

Auf der linken Seite münden in den Rio Beni die Flüsse: Seguba, Tarene, Enaperera, Tequeje, Undumo, Madidi, Madre de Dios und Orton; auf der rechten Seite: der Rio Negro, Jenejoya, Jeneshuaya, Jvon und Tomas. Die Landungsplätze Tumupasa und Jsiamas zeigen die Einmündungen der Flüsse Segnba und Tarene an. Vom Rio Madidi weiter abwärts wird die Zunahme der Gewässer des Beni fühlbar. Beim Zusammenfluß des Madre de Dios mit dem Beni haben diese Flüsse eine Breite von resp. 716,7 und 224 m. Eine Bank (Playa) theilt den Madre de Dios in zwei Arme, von welchen der südlichere 7,50 m Tiefe hat, wie die Mündung des Rio Beni [2]).

bis zu dem 30 Leguas weiter oben liegenden Huachi. Von hier bis Miguilla auf eine Entfernung von 20 Leguas erfolgt dann der Transport auf Flößen (flußaufwärts) und von Miguilla kann mit Leichtigkeit eine Eisenbahn längs des Flußlaufes Rio de la Paz — und mit Erstellung von 15 bis 20 Brücken bis auf das Hochplateau geführt werden." — „Allerdings", meint er, „derjenige Theil der Route, der am schwierigsten in gutem Zustande zu erhalten wäre, wäre die Bahn von Miguilla auf das Hochplateau (Stadt La Paz)." — Ed. Heath ist ein gewissenhafter Forscher, von den Bedingungen aber, welche bei Kunststraßen und Kanälen in dünnbevölkerten tropischen Gegenden in Betracht zu ziehen sind, von der Verzinsung der aufgewendeten Kapitalien, den Unterhaltungskosten und schließlich der Konkurrenzfähigkeit solcher Projekte scheint er sich keine Rechnung abgelegt zu haben. Heath geht bei seinen Vorschlägen von der Annahme aus, das seiner Zeit verkrachte Unternehmen des Oberst Church, die Stromschnellen des Madeira und Mamoré vermittels einer Eisenbahn zu umgehen, komme schließlich doch zu Stande; in der That läßt die brasilianische Regierung dieses Projekt mit Recht im Interesse ihrer Provinz Matto Grosso nicht fallen, sondern nimmt es soeben wieder auf, und schon ist die neue Picada abgesteckt.

[1]) Auszug aus einem Briefe des Padre Nicolas Armentia:

Arroyo de Jvon, 1. Januar 1885. . . . „D. José Buza machte im Jahre 1841 eine Reise an den Madre de Dios als Kommissär im Auftrage des Präfekten des Beni, D. Rafael de la Borda. Das Reisejournal wurde durch Florencio Callaú geführt und muß in den Archiven von Trinidad, der Hauptstadt des Beni, existiren. Sie waren von der Mündung des Mamoré an 28 Tage unterwegs und gelangten bis an den obersten Lauf (Cabeceras) in ihren wohlbemannten Booten. Man hatte ihnen die Weisung gegeben, den Beni zu erforschen und sich auf der rechtsuferigen Seite (d. h. des Flusses) zu halten; sie aber verstanden darunter „rechts" auf ihrem Wege flußaufwärts. Die Daten, die man dem 1881 in Reyes verstorbenen Florencio Callaú verdankt, scheinen auf die Guarayos zu passen, welche unter dem Namen Siriniris den oberen Theil des Madre de Dios bewohnen und die hier Guarayos genannt werden. Wäre es nur möglich, das Manuskript von Callaú wieder aufzufinden, welches ein wenig wahrheitsgetreuer ist als der Bericht über Faustino Maldonado, in welchem ich keine Spur von Wahrheit entdeckt habe, so sehr ihm auch Raimondi Bedeutung beilegt; jener Reisebericht wurde unzweifelhaft sehr willkürlich und nach den mündlichen Mittheilungen eines der Ueberlebenden abgefaßt. . . ."

[2]) Der Beni hat bei seiner Mündung eine Breite von 1000 m.

Zwischen den Flüssen Jenejoya und Jenesshuaya leben die Pacavaras-Indianer, im Ganzen vier Familien, zu 15 bis 18 Individuen jede. Gewöhnliche Statur; Hautfarbe weißer als diejenige der Indianer im Allgemeinen; durchlöcherte Ohren und Nasen; gute Physiognomie. Keines der Weiber ist häßlich; einige sind sehr schön. Intelligent und gutmüthiger als die anderen Wilden.

Beinahe alle Jahre kommen Araunas-Indianer, welche Anthropophagen sind und am Rio Mano (Madre de Dios) ihre Wohnsitze haben. Sie brauchen 19 Tage, um an den Beni zu kommen. Rechnet man zwei Leguas per Tag, so ist ihr Dorf 38 Leguas entfernt. Im Jahre 1879 verdingte sich einer für einen Monat und 1880 neun für zwei Monate. Ein Knabe, welchen Dr. Vaca Diez im Jahre 1878 kaufte, lernte das „Tacana“, „Cayuaba“ und Spanische mit Leichtigkeit; er ist unterwürfig, gehorsam und flink, wenn man ihm einen Auftrag giebt, und nützlich, um den Dolmetscher zu spielen, wenn seine Landsleute ihre Besuche machen: die Gewebe, welche sie bringen, zeugen von der Intelligenz, Geschicklichkeit und dem Fleiße ihrer Weiber. Sie sind von mittlerer Statur, häßlichem Gesicht und sehr dunkler Hautfarbe. Sie gehen nackt, und das lange Haar ist in Gewebe eingewickelt. Wer in ihre Hände fällt, hat auf sein Leben wohl Achtung zu geben. Ich glaube, daß es in ihrem Dorfe keine Stechfliegen giebt, da ihr Körper durch keine Flecken entstellt ist, während die Pacavaras oder Pacaguaras voll von Geschwüren und Schorfen sind, die von den Stichen der Tábanos und Maraisus bei Tag und der Mosquitos bei Nacht herrühren.

In einem Gespräche mit ihnen über die Flüsse Mano [1]) und Beni sagte Dr. Vaca, daß ich mich entschlossen hätte, den Beni bis zum Rio Mano hinabzufahren: — „Wie ist es möglich, daß Ihr an ein solches Unternehmen denkt, wenn wir, die wir Männer sind, es nicht thun können?“ — „Warum seid Ihr Männer und ich nicht“, fragte der Doktor. — „Weil wir sehen, daß Ihr bloß ein Weib habt, während der Untauglichste unter uns wenigstens deren vier besitzt.“

Sie sagen, daß es unzählige Kautschukbäume (Siphonia elastica) in der Nähe ihres Dorfes giebt, was durch die Aufschließung von Estradas (eine Estrada = 100 Bäumen; je ein Arbeiter hat eine Estrada zu besorgen) auf eine Distanz von 7 Leguas nach jener Richtung hin bewiesen ist; man stieß dort auf die größesten und am dichtesten bei einander stehenden Bäume. Zwei Tage oberhalb des Madidi liegt die Mission Cabinas mit den Cabineños-Indianern. Ihre Zahl übersteigt 60 Seelen nicht.

Keiner der Stämme hat bis jetzt (1880) die Kautschuksammler belästigt; sie haben sich vielmehr entgegenkommend gezeigt.

[1]) Der Madre de Dios wird bald mit dem indianischen Namen Amarumayo (Schlangenfluß, nach seinem sich schlängelnden Laufe), bald mit Manú oder Mano bezeichnet. Den Aquiri nennt der Padre Armentia bald Aquiry, bald Acre (Chandleß Acre); Andere schreiben wieder Acuari.

Die geringe Scheuheit des Wildes und die Abwesenheit von Spuren oder Anzeichen von wilden Indianern unterhalb des Rio Jenesshuaya lassen mich vermuthen, daß sich in diesem Distrikte keine Wilden aufhalten. Außer dem Kautschuk giebt es arabischen Gummi, Kakao, sowie viele Mandelbäume (brasilianische Nüsse: Bartholetis excelsa) vom Hafen Salinas-Reyes bis zum Madre de Dios und Vanille von Issiamas bis zum Rio Jenezoya und vielleicht weiter hinunter.

Tumupasa liegt an einem der Ausläufer der großen waldigen Gebirgsregion (Montaña), und der Blick, der über die Bäume hinweg, in nördlicher und östlicher Richtung nur dem Horizonte begegnet, vergleicht das ganze landschaftliche Bild einer ruhigen Meeresfläche.

Früh Morgens unterscheidet man über diesem Blättermeere den Lauf des Beni durch den vom Wasser aufsteigenden Nebel.

* * *

Der Erforscher des Purus, William Chandleß, fuhr 1865 dessen südlichen Zufluß, den schiffbaren Aquiry, hinauf bis 10° 52′ südl. Br. und 72° 16′ westl. L. v. Gr., in der Hoffnung, an den Madre de Dios zu gelangen. Er erreichte ihn nicht; aber bei weiterem Vordringen zu Lande stieß er in einer Entfernung von fünf Leguas auf ein Gewässer, das in südöstlicher Richtung floß und von dem man mit ziemlicher Sicherheit annimmt, daß es der Ursprung der Flüsse Merube (Meruri?) und Tuyú war, Zuflüsse des Madre de Dios, die in gleicher Richtung in ihn einmünden, so daß, wenn dieser Forscher vier oder fünf Leguas weiter vorgedrungen wäre (was er unglücklicher Weise unterließ), er wahrscheinlich den Punkt erreicht hätte, wo sie sich in den Madre de Dios ergießen.

Seine ganze Erforschungsreise hatte indeß das Gute, die Thatsache, welche man schon kannte, zu bestätigen: daß der Purus in seiner enormen Länge breit und tief genug ist, um die Schiffahrt zu begünstigen [1]), und daß er im Gegensatz zum Madeira und anderen Flüssen von Hindernissen, wie Klippen, Bänken und Stromschnellen, frei ist.

Auf Chandleß ist in der Erforschung des Purus der Nordamerikaner Azrael Piper gefolgt, der von der bolivianischen Regierung die Koncession zur Errichtung von Kolonien in den östlichen Regionen des Landes erhalten hatte. Zwei Mal befuhr Piper den Purus; das erste Mal 1871, das zweite Mal 1874. Seinen Angaben zufolge hat er an dessen Ufern ein über 300 Meilen sich erstreckendes Areal mit 3000 Kolonisten bevölkert. Hinsichtlich der Vortheile, welche die Schiffahrt auf dem Purus darbieten würde, stimmen seine Ansichten mit denjenigen seines Vorgängers Chandleß überein. In Betreff einer natürlichen Verbindung mit dem Madre de Dios versichert er, daß eine solche nicht existire, daß sich aber beide Flüsse auf eine große Strecke bedeutend nähern.

[1]) Doch wohl nur in der Regenzeit.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Chr. Gruber, Das Münchener Becken. Ein Beitrag zur physikalischen Geographie Südbayerns. — In „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde“ Bd. I, Heft 4.

Das Münchener Becken erscheint als eine Ausweitung

des Isarthales, wie sie alle bedeutenderen Flußthäler des Alpenvorlandes zeigen; es liegt genau an der Grenze der Moränenlandschaft. Charakteristisch sind die Moore und Haiden; erstere entstehen, wo die quartären Geröllschichten sich nicht mehr über den Spiegel des auf undurchlässigem Tertiär stehenden Grundwassers erheben, letztere, wenn die durchlässigen Geröllmassen so mächtig sind, daß das Grundwasser auf die Oberfläche keine Wirkung mehr ausübt. Unter den Mooren unterscheidet der Verfasser:

1. Thalflächenmoore, nördlich der Moränenlandschaft, je nach ihrer Entstehung in Quellen-, Stau-, und Infiltrationsmoore zerfallend.
2. Muldenmoore innerhalb der Moränenlandschaft, bald am Rande und den Ausgängen der Vorlandseen gelegen, bald Ueberbleibsel verschwundener Seen, entweder in Gletscherdepressionen oder nur in Moränenmulden.
3. Gebirgsmoore, die wieder verschieden sind, je nachdem sie an Hängen, auf Gipfeln und Plateaus, in abflußlosen Einsenkungen oder in der Thalsohle liegen.

Ko.

— Genieoberlieutenant Simon sprach kürzlich vor der Sektion Uto des Schweizerischen Alpenklubs über die Hochgebirgsaufnahmen der Expedition, welcher er im vergangenen Sommer angehört hatte. „Zwei Monate verwildert, abgesondert von der Kulturwelt, den behaglichen Komfort der gebildeten Europäer entbehrend, mitten im Herzen Europas in einer Stein- und Eiswüste ein halbes Eskimoleben führend, täglich zu neuen Strapazen gerüstet“ — so schilderte er (nach der „Neuen Züricher Zeitung“ vom 22. November 1885) das Leben eines Topographen, der oben im Hochgebirge Aufnahmen macht. Die interessanteste Aufgabe, welche die Expedition löste, zu der Oberlieutenant Simon gehörte, war wohl unstreitig die Besteigung der Jungfrau. In wilden Hängen stürzt diese Bergriesin nordwärts zu Thal; nicht so schroff, aber ebenso imposant dacht sie sich nach Süden ab; entsendet sie doch auf dieser Seite ihre Firnmassen in die Firnmulde des großen Aletschgletschers, des größten der Alpen, von dessen gewaltigen Eismassen man eine annähernde Vorstellung erhält, wenn man bedenkt, daß dieser einzige Gletscher, in Blöcke von den Dimensionen des eidgenössischen Polytechnikums zerlegt, genügen würde, um einen Viertheil des Aequators mit einem zusammenhängenden Eisgürtel zu umfassen. Am 14. Juli 1885 stieg die kleine Expedition in die Eisgefilde des großen Aletschgletschers bis zur Konkordienhütte hinauf; einige Tage darauf wurde der Gipfel der Jungfrau erstiegen, der aber kaum einer einzigen Person Raum zum Aufrechtstehen gewährt. „Wenn von hier aus Photographien aufgenommen werden sollen, so bleibt nichts übrig, als vom Gipfel so viel wegzunehmen, bis die Schnittfläche genügt, das Instrument aufzustellen. Die Enthauptung der Jungfrau wird beschlossen. Volle anderthalb Stunden lang wird aus Leibeskräften darauf los gehauen. Die Jungfrau ist etwa $1\frac{1}{2}$ m niedriger geworden. Das Instrument wird aufgestellt und nicht ohne seiltänzerische Evolutionen die ganze Hochgebirgsrundsicht in sechs Platten aufgenommen. Nach 1 Uhr Nachmittags wird der Rückweg angetreten. Vorsichtig geht es in den Stufen hinunter, über erweichte Schneebrücken und bodenlose Firnfelder. Erdrückend heiß, fast unaussteblich ist die von allen Seiten reflektirte Sonnengluth. Die Gesichtshaut wird vollständig geröstet. Aber trotz allen Anstrengungen werden noch mehrere Aufnahmen gemacht. Abends 8 Uhr trifft die Expedition ohne Unfall wieder in der Konkordiahütte ein. Am folgenden Tage wird der Trugberg erstiegen, jeder Tag bringt neue Aufgaben. Eine Menge Hochgebirgsgipfel wird mit dem Apparate besucht, auch das stolze Finsteraarhorn nicht verschont. In der Konkordia- und Oberaarhütte entwickelt sich ein gemüthliches Klubhüttenleben, bis diese Standquartiere endlich aufgegeben werden. Die Expedition siedelt ins Lötschenthal über und stürmt theils von Ried, theils von der Bietschhornhütte aus eine ganze Reihe von Punkten der Lötschenkette, bis der Umschlag der Witterung sie zur Heimkehr zwingt. Auf denjenigen, der sie lange ausschließlich bewohnt (so heißt es am Schlusse des interessanten Berichtes), übt doch die Hochwelt den Eindruck des wüsten, öden Gebirges aus. Nur im Kontraste wirkt sie bestrickend, und auch der Eindruck des Ueberwältigenden schwindet mehr und mehr, wenn wir uns wochenlang unausgesetzt darin aufhalten. Auch der Kitzel, Gefahren zu bestehen, verschwindet allmählich und der durch strengen Dienst, durch Entbehrungen und Mühseligkeiten aller Art hart mitgenommene Topograph freut sich, aus der Wildniß wieder in die Gegenden der menschlichen Kultur hinabzusteigen.“

— Die schottische meteorologische Gesellschaft hat auf dem 4400′ hohen Ben Nevis ein meteorologisches Observatorium erbaut, welches mit dem am Meeresstrande in direkter Linie nur fünf englische Meilen entfernten Fort William zusammen interessante gleichzeitige Beobachtung der oberen und der unteren Luftschichten gestattet. Der Berg liegt recht mitten in der Bahn der nordatlantischen Stürme und da unser Wetter vorwiegend von den dort vorbeipassirenden Minimis abhängt, so haben die schottischen Beobachtungen ein sehr direktes Interesse auch für uns.

— Nach Woldemar Kaden's Büchern greift jeder Italienfahrer mit Erwartung; denn er ist sicher, Genuß und Belehrung bei diesem trefflichen Kenner italienischen Landes und Volkes zu finden. Er selbst spricht es in seinem neuesten Werke, „Neue Welschland-Bilder und Historien“ (Leipzig, B. Elischer, 1886), aus, daß er jetzt das Volk Neapels besser verstehe, als vor einem Jahrzehnte, daß er tiefer in sein Wesen eingedrungen sei, als zuvor. Die zehn Artikel, welche er unter der Ueberschrift „Unterm Volke“ zusammengefaßt hat, können auch Männern der Wissenschaft manches Neue enthüllen. Wir haben das ganze Buch mit großem Vergnügen gelesen.

Asien.

— Die russische Regierung hat für das Jahr 1886 255 500 Rubel angewiesen zu neuen geodätischen Aufnahmen in Ferghana, dem Ussuri-Gebiete, Transkaspien und Finnland.

— Die Herren Dr. Bunge und Baron von Toll beabsichtigen für das nächste Jahr eine Expedition nach Neu-Sibirien, das seit 1823 nur von der unglücklichen Jeannette-Expedition wieder besucht worden ist. Nach den letzten Nachrichten (von Mitte Juli 1885) befanden sie sich im Gebiete der Jana (östlich der Lena), wo Dr. Bunge den östlichen Zufluß derselben, die Adytscha, Baron Toll die westlichen Dulgalach und Butintai erforschte und namentlich reiche geologische Ausbeute machte.

— Die Kohlenproduktion Japans hat nach den Angaben von Naumann in seinen Begleitworten zu der dem internationalen Kongreß in Berlin vorgelegten geologischen Karte des Inselreiches bereits einen sehr bedeutenden Aufschwung genommen und macht selbst in den chinesischen Häfen der englischen Steinkohle siegreiche Konkurrenz. Obwohl die ältesten Kohlenflöze erst der Juraperiode angehören, zeigen die Kohlen doch vielfach die Charaktere der echten Steinkohle und selbst des Anthracits. Die Hauptflöze liegen in Kiushiu und in Yesso, also an den Endpunkten des Reiches. Im Jahre 1881 waren bereits 773 Gruben im Betriebe, von denen aber die meisten nur lokale Bedeutung hatten und zwei, Takashima und Miike, beide in Kiushiu gelegen, beinahe die Hälfte producirten. Beide liegen dicht am Meere; die Werke von Takashima reichen sogar unter den Meeresspiegel hinab und von den drei dazu gehörigen Flözen ist das oberste ersoffen, weil man in Folge ungenauer

Berechnung einen Stollen ins Meer hinein durchschlug. Takashima liegt auf einer kleinen Insel, nur acht Seemeilen von Nagasaki entfernt; die Werke gehören der großen Schifffahrtsgesellschaft Mitsubishi. — Miike liegt etwas weniger günstig, doch auch noch nahe der Küste, und seine Flöze sind ausgedehnter und weniger durch Verwerfungen gestört; das Werk ist Regierungseigenthum. — Die Kohlenschichten von Yesso sind ungleich bedeutender, als die südlicheren, aber sie liegen weiter im Inneren des Landes. Das Hauptwerk ist Poronai, dessen Kohle für die beste in Japan gilt; es ist neuerdings durch eine Eisenbahn mit dem Hafen von Otaru verbunden worden und versorgt besonders den Hafen von Hakodate. Die japanische Gesammtproduktion belief sich 1881 auf 888 706 Tonnen.

— Die deutsche, nun freilich wieder rückgängig gemachte Annexion der Karolinen-Inseln hat den Spaniern Angst eingeflößt, es könnte dem Deutschen Reiche einfallen, auch jene Theile der Mindanao-Küste, wo eingeborene mohammedanische Sultane und Dattos nur in einem losen Abhängigkeitsverhältnisse zur spanischen Krone stehen, zu okkupiren. Um einen neuerlichen Konflikt zu vermeiden, hat der Generalkapitän der Philippinen, Don Emilio Terrero, Ende September die an der Südspitze Mindanaos liegende Inselgruppe der Sarangani-Inseln militärisch besetzen lassen. Die einheimischen Namen der Inseln sind: Tumanao (Sarangani Este) und Balut (Sarangani Oeste). Auf der erstgenannten Insel, welche vier vortreffliche Häfen besitzt, ist das spanische Fort angelegt worden. Die Mauren (Mohammedaner) fügen sich willig in die neuen Verhältnisse. Balut hat schroffe Küsten und eine Menge von Schluchten aufzuweisen.

Afrika.

— Von namhaften Afrikareisenden sind jüngst zwei nach Europa zurückgekehrt: Savorgnan de Brazza nach Paris und Paul Reichard nach Wiesbaden resp. Berlin. Die topographischen Ergebnisse, welche letzterer dem Herausgeber dieses Blattes zur Veröffentlichung übergeben hat, zeichnen sich durch eine seltene Genauigkeit und Sorgfalt aus; leider werden diese umfangreichen Aufnahmen im Quellgebiete des Congo nicht durch astronomische Beobachtungen gestützt.

— Auf Seite 351 des 48. Bandes meldeten wir, daß die ganze Küste von Dahome, ja das ganze Reich unter portugiesischen Schutz gestellt worden sei. Eine Art Erklärung zu diesem Vorgange giebt H. Zöller (Die Deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste, II, S. 27), obwohl er das Ereigniß selbst gar nicht erwähnt, auch nichts davon wissen konnte, als er jene Zeilen schrieb. Auch schon vorher hatten die Portugiesen in Weida ein Besatzungsrecht, das aber in kläglicher Weise ausgeübt wurde, und welches der ganz unabhängige König von Dahome mehr als eine Ehrenbezeugung, denn als eine Verkürzung seiner Hoheitsrechte anzusehen schien. Doch meint Zöller, daß trotzdem die Portugiesen dort in größerem Ansehen stehen, als irgend eine andere europäische Macht. „Wohl behandelt man sie zuweilen etwas sehr von oben herab oder benutzt sie als Spielball, aber die Thatsache, daß die innersten Seiten der Negernatur von keiner anderen europäischen Nation so gut wie von den Portugiesen verstanden werden, gelangt doch immer wieder zu ihrem Rechte. Der Kommandant, der Officier und der Arzt des portugiesischen Forts bilden auf den ihnen angewiesenen Ehrenplätzen eine als unumgänglich nothwendig erachtete Staffage zu allen größeren Festlichkeiten. Das große Talent der Portugiesen besteht darin, daß sie ihre Interessen mit den Schwächen und dem Eigennutze des Negers identificiren und dennoch niemals allzu vertraut werden. Die Engländer gelten überall dort, wo der Humanitätsschwindel von Sierra Leone noch nicht zur Geltung gelangt ist, als zu schroff, sie verstehen sich nicht auf das, was dem Neger zumeist am Herzen liegt. Die Franzosen hinwiederum verscherzen durch hundert Kleinigkeiten jene Autorität, die beim Neger um jeden Preis aufrecht erhalten werden sollte. Die Portugiesen dagegen werden von den Negern einerseits als diejenige Nation angesehen, die ihnen selbst am ähnlichsten ist und sie am besten versteht, andererseits als diejenige, welche am kräftigsten die Zuchtruthe zu schwingen weiß. Ganz besonders tritt das in Dahome hervor, wo Jedermann vom Könige abwärts bis zum Händler über den entschwundenen Glanz der Sklavenzeit trauert. Da die meisten in Dahome ansässigen Portugiesen diese Anschauungsweise theilen, so ist damit ein Anknüpfungspunkt gegeben, der allen übrigen Nationen fehlt."

Inseln des Stillen Oceans.

— Forbes will den Versuch machen, den Gipfel des 13205 Fuß hohen Owen Stanley-Berges auf Neu-Guinea zu erreichen, auf Pfaden, die bis jetzt der Fuß keines weißen Mannes betreten hat; es ist seine Absicht, zunächst ein Lager 25 Meilen weit im Inneren des Landes gelegen, zu Sogeri, in der Nähe der vorliegenden Bergketten, aufzuschlagen. Im nächsten Frühjahr, wenn das Wetter besser ist, will er dann den Versuch machen, den höchsten Punkt zu erreichen. Er wird wohl einige Jahre in Neu-Guinea bleiben, da seine Frau ihm folgt und er mit ganzer Seele bei seiner Arbeit ist.

— Zwischen Großbritannien und Frankreich ist nach längeren Verhandlungen ein Vertrag geschlossen worden, wonach letzteres seine Ansprüche auf die Westküste von Neufundland aufgiebt und dafür in den endgültigen und vollen Besitz der beiden zu dem Societäts-Archipele (Inseln unter dem Winde) gehörigen Inseln Raiatea und Borabora gelangt.

Nordamerika.

— Bei Northborough in Massachussetts hat man zusammen mit Mastodonüberresten und offenbar gleichalterig mit denselben einen Menschenschädel gefunden, der Herrn F. W. Putnam übergeben wurde und von diesem beschrieben werden wird.

— Friedrich von Hellwald's Schilderung der Vereinigten Staaten „Amerika in Wort und Bild" ist noch vor Weihnachten mit der 65. Lieferung zu Ende gediehen und bildet, in zwei stattliche Prachtbände gebunden, eine Zierde jeder Bibliothek. Der zu den belesensten unter den popularisirenden Schriftstellern zählende Autor schildert mit bekannter Formengewandtheit uns die in Europa so gut wie unbekannten landschaftlichen Schönheiten, die Städte, die Menschen in ihrem Thun und Treiben, die Ureinwohner, Handel und Verkehr, das riesige Anwachsen der Union u. s. w., und in dem Bestreben, klare Vorstellungen zu erwecken, unterstützen ihn gegen 600 zum Theil prachtvolle Abbildungen. Eine Probe derselben brachte der „Globus" vor 2½ Jahren (Bd. 43, S. 303).

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIX. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Ein Jahr am Kap Horn.

(Nach dem Französischen des Dr. Hyades.)

III. (Schluß.)

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Ein Hauptstudienobjekt für die Expedition bildeten natürlich die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen, über welche wir bis jetzt nur wenige und meistens auf flüchtige Beobachtungen gegründete Nachrichten hatten. Die Mittheilungen der Franzosen beziehen sich natürlich ausschließlich auf die Bewohner der Umgebung der Orangebai und lassen sowohl die Alakalufs der Westküste wie die Ona der Hauptinsel (man vergleiche hierüber den Bericht von Bridge über die Ethnographie des Feuerlandes in Bd. 47) ganz außer Betracht, da sie mit diesen in keinerlei Beziehungen gekommen sind. Der Stamm an der Orangebai, der südlichste der ganzen Welt, gehört zu der von Fitzroy als Tekinika bezeichneten Rasse, den Yahgans der englischen Missionare. Noch heute ist das, was die ersten Berichte, die bis 1715 hinaufreichen, über sie besagen, vollkommen zutreffend und die Reproduktion der Berichte würde genügen, wenn sie ein klein wenig detaillirter wären.

Es ist dem Feuerländer niemals eingefallen, in der Weise die Produkte seines Landes zum Schutze gegen die Witterung und zur Erhöhung der Bequemlichkeit zu verwenden, wie das z. B. der Eskimo im Norden thut. Sie haben keine Kleider, keine feste Wohnung, sie sammeln keinerlei Wintervorräthe. Eine um die Schultern geworfene Robbenhaut oder ein paar zusammengenähte Otterfelle können kaum eine Kleidung genannt werden, die Häuser sind rasch errichtete Zweighütten, die nach ein paar Tagen wieder verlassen werden und in denen sie, am Feuer niedergekauert, die Nacht verbringen, und die Nahrung muß jeder Tag bringen. Freilich ist von einer strengen Winterkälte hier keine Rede; die Mitteltemperatur beträgt zwar nur + 5°; sie übersteigt im Sommer nicht + 7,17° und fällt im Winter nicht unter + 3,56°, aber man begreift doch kaum, wie die Feuerländer unter diesen Bedingungen aushalten können.

Das Einzige, was man eigentlich eine Kleidung nennen kann, ist ein kaum handgroßer Lappen von Guanacofell, welchen die Frauen an einer um die Hüften laufenden Schnur befestigt tragen; ohne diese Mashakana zeigen sie sich niemals, aber sie genügt ihnen auch vollständig, obschon man durchaus nicht sagen kann, daß es ihnen an Schamhaftigkeit fehle. Auch die kleinen Kinder werden nicht besser gegen den Frost geschützt: um sie zu tragen, benutzt man ein Guanacofell, sonst sind sie vollständig nackt. Frauen und Mädchen sind übrigens durchaus nicht gleichgültig gegen ihr Aussehen und suchen ihre Gesichter durch Querstriche und Tupfen mit weißem Thon nach besten Kräften zu verschönern, wie unsere erste Abbildung zeigt.

Da die Feuerländer innerhalb eines bestimmten Bezirkes nomadisiren und niemals lange an derselben Stelle bleiben, machen sie sich mit der Erbauung ihrer Hütten keine großen Umstände. Wir geben auf S. 34 und 36 die Abbildungen von zwei solchen Hütten nach Photographien. Ein paar Stämme

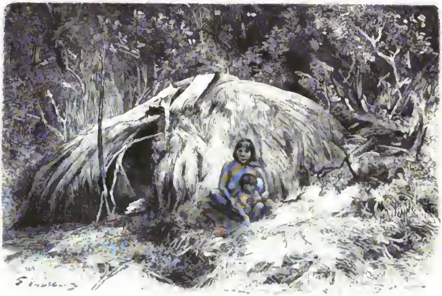
werden in die Erde gesteckt mit den Spitzen gegen einander, die Zwischenräume einigermaßen mit Zweigen ausgefüllt und der Boden ganz roh geebnet; dann bringt man das in der Pirogue immer glimmende Feuer herein und die Hütte ist zum Bewohnen fertig. Nur dann und wann, wenn man länger an einem Platze bleiben will und gar zu schlechtes Wetter droht, baut man die Hütten größer und sorgfältiger, aber gar oft müssen auch ein paar zusammen-



Geschminkte Feuerländerinnen.

gesteckte Zweige am Fuße eines Felsens selbst bei schlechtem Wetter genügen. Natürlich schlafen sie auch auf der bloßen Erde, kaum daß sie sich die Mühe nehmen, ein paar Hände voll Gras und Kräuter zur Unterlage auszurupfen; eine Robbenhaut unter zu legen, erscheint ihnen schon als ein hoher Grad von Luxus und Verweichlichung.

Das Wunderbarste an den Feuerländern ist jedenfalls, daß sie niemals an eine Fürsorge für den nächsten Tag



Hütte im Walde.

denken. Und doch ist der Winter streng genug und die Zeiten sind gar nicht selten, in denen der Feuerländer weder auf die Jagd, noch auf den Fischfang ausziehen und auch nicht einmal Muscheln an den von der Brandung gepeitschten Klippen ablesen kann. Läßt sie dann nicht der Zufall eine todte Robbe oder einen gestrandeten Walfisch am Ufer finden, so heißt es freilich fasten. Dann liegen sie unbeweglich in ihren Hütten um das qualmende Feuer und erheben sich nur, wenn frisches Brennholz geholt werden muß. Wird der Hunger zu heftig, so sammeln sie am

Strande die Wurzeln von Armoria magellanica und stopfen mit ihnen, die freilich kaum Nahrungsstoff enthalten, den knurrenden Magen voll. Zum Glücke dauern solche Schneestürme, die jede Bewegung draußen unmöglich machen, selten länger als drei bis vier Tage, und das läßt sich am Ende aushalten. Die Leute magern in solchen Fastenzeiten freilich rasch ab, aber bei genügender Nahrung erholen sie sich auch fast ebenso rasch wieder und sie können dann auch, wie alle Jägervölker, ganz überraschende Quantitäten Fleisch zu sich nehmen.

Die Erzählungen von gewohnheitsgemäßer Anthropophagie, wie sie seit den Reisen von Fitzroy und Darwin in allen Büchern spuken, und wie sie auch noch ganz neuerdings Dr. W. Schneider[1]) wiederholt, beruhen bekanntlich alle auf den Erzählungen der vom Kapitän Fitzroy nach England mitgenommenen jungen Feuerländer, welche der „Beagle“ nach ihrer Heimath zurück brachte. Diese erzählten, daß sie, wenn sie im Winter allzu arg vom Hunger geplagt würden, die alten Frauen, die doch unnütz wären, lieber schlachteten, als sie einen Hund opferten, denn „Hunde können Ottern fangen, alte Frauen nicht“. Die Schlachtopfer würden über das Feuer gehalten, bis sie erstickten, und dann kunstgerecht zerlegt. Darwin erfuhr noch, daß die bejammernswerthen alten Frauen in solchen Fällen manchmal in die Berge zu flüchten versuchten, aber von den Männern verfolgt und zurück geschleppt würden. An dieser ganzen Erzählung scheint kein wahres Wort zu sein; weder die seit fünfzehn Jahren im Feuerlande angesiedelten Missionare noch die französischen Forscher haben jemals einen solchen Fall von Anthropophagie konstatiren können, auch in längeren Hungerzeiten nicht, und auch die im Kampfe getödteten Feinde werden nicht aufgefressen. Die alten Frauen sind übrigens durchaus nicht so unnütz, wie obige Erzählung voraussetzt; ihre Erfahrung giebt ihnen einen entschiedenen Werth beim Beschaffen der Nahrungsmittel sowohl, wie bei den sonstigen Haushaltungsarbeiten, und gar nicht selten heirathen junge Leute lieber eine erfahrene ältere Frau, als ein junges, wenn auch hübscheres Mädchen. Aeltere Frauen, deren Männer gestorben sind, üben sogar ganz entschieden alle Rechte des Familienoberhauptes aus; auch wenn sie allein leben, haben sie immer ein paar Kinder oder Enkel bei sich, die ihnen unbedingt gehorsam sind. Auch die alten Männer erfreuen sich großen Einflusses und einer Art Verehrung. Zu einer Organisation über die Familie im engsten Sinne hinaus läßt aber der unbändige Unabhängigkeitstrieb die Feuerländer nicht kommen. Jeder ist auf sich selbst allein angewiesen und so existirt nicht einmal die patriarchalische Stammesform, wie bei anderen auf etwa gleicher Kulturstufe stehenden Völkern. Sobald der Sohn erwachsen ist, fühlt er sich völlig unabhängig von seinem Vater und ist bei der geringsten Ursache bereit, sich von ihm zu trennen und mit seiner Frau eine eigene Haushaltung zu beginnen. Indeß bleibt doch immer ein gewisser Zusammenhang und die Abkömmlinge eines Geschlechtes fühlen sich im Falle von Gefahren und Zwistigkeiten immer als zusammengehörig.

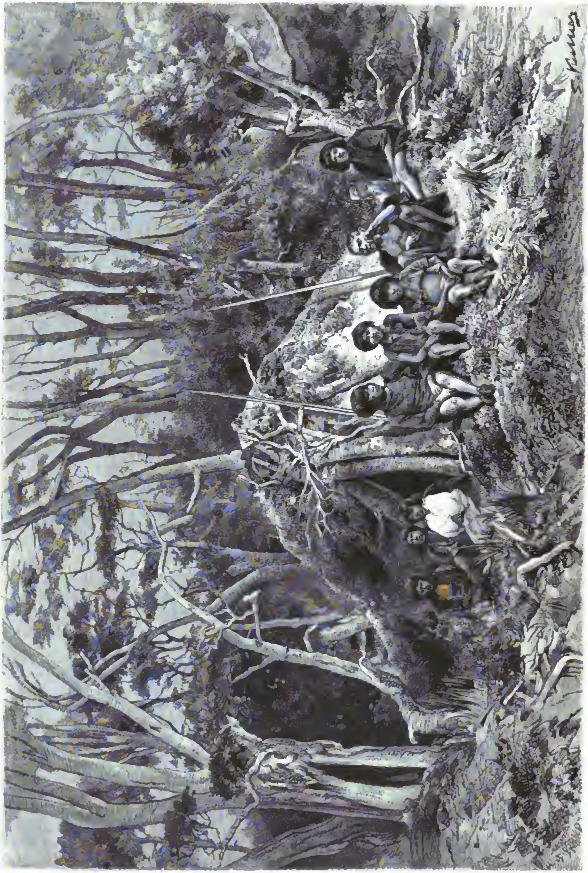


Feuerländerin mit ihrem Kinde.

Innerhalb der Familie theilen sich Mann und Frau in die Arbeit. Den Männern fallen die eigentlich schweren Arbeiten zu; sie hauen das Brennholz und bringen es nach Hause, sie bauen die Hütten und konstruiren die Piroguen und sie betreiben die höhere Jagd. Diese gilt besonders den Robben, welche sie in den Piroguen verfolgen und mit den selbstgefertigten Harpunen erlegen, und den Ottern. Bei letzterer Jagd werden sie von ihren Hunden unterstützt, welche die Ottern in den Strandhöhlen aufsuchen und entweder sofort erwürgen oder den Jägern zutreiben. Zum Tödten der Vögel bedienen sie sich der Schlender, in deren Handhabung sie sehr geschickt sind. Unser Bild S. 37 zeigt beide Waffen und ihre Anwendung.

Den Frauen fallen zunächst die eigentlichen — in diesem Falle beim Mangel von Häusern freilich uneigentlich so genannten — häuslichen Arbeiten zu; außerdem sammeln sie bei jeder Ebbe an den Felsen die Miesmuscheln und Schüsselschnecken, die einen wichtigen Theil der Nahrung bilden.

[1]) Die Naturvölker, Mißverständnisse, Mißdeutungen und Mißhandlungen. Paderborn 1885.



Hütte der Feuerländer.

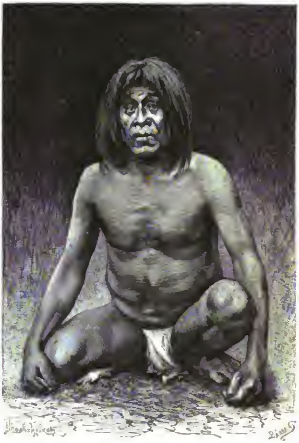


Feuerländer mit Schleuder und Harpune.

Sie besorgen die Küche, unterhalten das Feuer und zünden es nöthigenfalls an; zu letzterem Zwecke schlagen sie zwei Schwefelkiese oder Eisenkiese an einander und fangen die Funken in trockenem Vogelflaum auf. Ferner holen sie das Wasser und flechten aus einer Binsenart (Juncus magellanicus) Körbe und die für die Piroguen nöthigen Stricke; auch die Armbänder und Halsbänder aus durchbohrten Muscheln werden von ihnen ausschließlich angefertigt. Ferner ist der Fischfang Sache der Frauen; sie angeln mit einem entsprechend geformten Stücke Muschelschale oder auch einfach mit einem Stückchen Fleische, das an die Leine gebunden ist, die rasch herausgezogen wird, ehe der Fisch den verschluckten Köder wieder von sich geben kann. Die Leinen werden theils aus getrocknetem Tang (Macrocystis pyrifera) angefertigt, theils aus Robbensehnen und durch einen angebundenen Stein versenkt. Die Frauen sammeln auch mit einer langen, vierzackigen Gabel die häufigen Seeigel und mit einer Art hölzernen Spatens die Chiton- und Schlüsselschnecken von den vom Wasser überdeckten Felsen. Endlich hat in den Piroguen die Frau fast ausschließlich das Ruder zu führen. Es ist das gerade keine allzu anstrengende Arbeit, denn die Piroguen, ausschließlich aus der Rinde der birkenblätterigen Buche (Fagus betuloides) erbaut, sind von einer wunderbaren Leichtigkeit. Leider auch von einer ebenso geringen Dauerhaftigkeit. Im Allgemeinen nimmt man an, daß eine gute Pirogue nicht über ein halbes Jahr brauchbar bleibt, trotz aller Sorgfalt, welche Mann und Frau gemeinsam auf ihre Erhaltung



Feuerländerin, einen Kormoran rupfend.



Jakamusch.

verwenden. Es ist hauptsächlich die Aufgabe der Frau, diesen für die Existenz des Feuerländers ganz unentbehrlichen Gegenstand im Stande zu halten und stets sieht man sie beschäftigt, die Ritzen mit halbfaulen Zweigen zu kalfatern und die einzelnen Stücke zusammenzunähen. Der Verlust ihrer Pirogue macht eine Feuerländerfamilie für den Augenblick völlig hilflos, und wenn sie an einer einsamen Klippe Schiffbruch leiden und nicht zufällig von Anderen bemerkt werden, kommen sie in Gefahr, Hungers zu sterben.

Seltsamer Weise können wohl die Frauen schwimmen, die Männer aber nicht (? Red.). Die Frauen schwimmen meistens sehr gut, gehen aber nur dann ins Wasser, wenn sie müssen, z. B. um einen mit der Schleuder erlegten Vogel zu holen. Nur selten, bei relativ warmer Temperatur, hatten die Franzosen Gelegenheit, zu beobachten, daß die Feuerländerinnen auch zu ihrem Vergnügen ins Wasser sprangen und ohne einen bestimmten Zweck lustig darin herum spielten. Zu tauchen, wie öfter angegeben wird, schienen sie indeß nicht; zum Heraufholen der Muscheln und Seeigel haben sie, wie oben erwähnt, ein eigenes Instrument.

Mädchen und Knaben werden schon früh zur Theilnahme an den Arbeiten angehalten, übrigens aber sehr gut behandelt, wenn ihre Eltern auch nicht so zärtlich mit ihnen thun, wie in Europa.

Eine Spur von religiösen Vorstellungen haben die Franzosen bei den Feuerländern nicht entdecken können; den Missionaren ist es bekanntlich auch nicht besser gegangen.

Auch der Aberglaube ist nicht allzu arg. Sie vermeiden es möglichst, von ihren verstorbenen Vorfahren zu sprechen und sind namentlich nur sehr schwer dazu zu bringen, deren Namen zu nennen, was natürlich eine historische Ueberlieferung beinahe unmöglich macht. Ihren Kindern geben sie einen Namen erst, wenn sie etwa zwei Jahre alt sind und zu laufen anfangen; sie thun das, wie sie sagen, damit sie, wenn das Kind vorher stirbt, nicht einmal zufällig seinen Namen hören und dadurch an ihren Verlust erinnert werden. Gewöhnlich erhalten sie dann den Namen des Ortes, an welchem sie zur Welt gekommen sind. Verlust von Kindern wird überhaupt schwer empfunden, und nicht selten sahen die Franzosen die Mienen der Wilden sich verdüstern und die Frauen sogar in Weinen und Klagen ausbrechen, wenn zufällig auf einen solchen Todesfall angespielt wurde. Sie tragen auch die äußeren Zeichen der Trauer, schwarze Bemalung des Körpers und auf dem Scheitel tonsurartig kurz geschorenes Haar, längere Zeit zur Schau. Vor dem Tode und den Leichen scheinen sie indeß nicht die geringste Scheu zu haben. Hyades hält es auch, ebenso wie die englischen Missionare, für völlig begründet, daß sie, wenn ein Sterbender das Bewußtsein verliert und zu röcheln beginnt, ihm die Kehle zudrücken und so den Todeskampf abkürzen. (Es ist das nicht nur in barbarischen Ländern üblich, auch in Deutschland giebt es Gegenden genug, in welchen man, wenn Jemand zu lange zu kämpfen hat, ihm das Kissen unter dem Kopfe hinwegzieht, um das Ende zu beschleunigen.)

Der einzige eigentliche Aberglaube ist der an die Existenz von Dämonen, welche sie Ualapatu nennen. Es sind dieselben, welche am Beagle-Kanal nach Bridge Catchpick heißen, unsichtbare, bösartige Wesen, die sich nur zeigen, um Unheil anzustiften. Wer sie sieht, ist verloren; öfter hört man ihre Stimme, welche der der Robbe gleicht, aber von den Feuerländern sofort unterschieden wird.

Glauben sie dieselbe in stiller Nacht gehört zu haben, so erfaßt sie eine wahnwitzige Angst, sie verrammeln sorgsam jede Oeffnung der Hütte und warten, die Waffen in der Hand, zitternd am Feuer den Morgen ab. Dann aber verlassen sie alsbald den Lagerplatz und flüchten nach einer anderen Insel. Gar oft folgt ihnen das Schreckgespenst auch dorthin und hetzt sie mehrere Nächte lang, bis sie endlich vor Erschöpfung in einen tiefen traumlosen Schlaf fallen. Der Ualapatu entspricht anscheinend in seinem Wesen ganz dem Loup-garou der französischen Bauern; der Werwolf der deutschen Märchen giebt dagegen nur eine sehr unvollständige Vorstellung von ihm.

Nach Fitzroy sollen die Feuerländer auch Zauberer und Medicinmänner haben; die Franzosen konnten nichts davon bemerken. Allerdings wird, wenn Jemand länger krank ist, ein Mann gerufen, der unter einigen seltsamen Gebräuchen ihm Hilfe bringen soll, aber derselbe beschränkt sich im Wesentlichen auf eine kunstgerechte Massage des Theiles, in welchem man den Sitz der Krankheit vermuthet. Der Jakamusch — unsere letzte Abbildung stellt einen solchen dar — hockt neben dem Kranken auf die Erde nieder und improvisirt zunächst unter furchtbarem Gesichterschneiden einen völlig unzusammenhängenden mißtönenden Gesang; dann beginnt er, immer singend, die Glieder zu drücken und zu kneten und hält nur zeitweise inne, um erst den Kranken und dann seine eigenen Hände anzublasen und diese gegen das Feuer zu schütteln. Schließlich schneidet er mit einer Muschel dem Patienten einen Büschel Haare ab und wirft sie ins Feuer; damit ist die Operation beendigt. Ein solcher Jakamusch ist übrigens ziemlich in jeder Familie und man schreibt ihm keinerlei übernatürliche Gewalt zu. Er ist meist ein älterer Mann, doch kommen auch jüngere vor und im Allgemeinen scheint das Familienoberhaupt diese Funktion auszuüben. Daher mag es auch gekommen sein, daß Fitzroy sich überzeugt zu haben glaubte, daß die Zauberer einen großen Einfluß auf ihre Stammesgenossen ausübten, was durchaus nicht der Fall ist. Der Jakamusch übt auch seine Kunst unentgeltlich aus, was ein Medicinmann von Handwerk nie thut. (Man vergleiche die Angaben von Bridge in Bd. 47, S. 332, der in dieser Hinsicht wesentlich anderer Ansicht scheint als die Franzosen.)

Die Eingeborenen an der Orangebai sind kleiner Statur, die Männer nicht über 1,58 m hoch, die Frauen nur 1,48 m. Die Hautfarbe ist ein helles Gelb. Die Züge sind grob, aber die gewöhnlich lebhaften und ausdrucksvollen Augen lassen die Physiognomien doch nicht unangenehm erscheinen. Brust und Hüften sind breit und gut entwickelt. Die Männer vertilgen sämmtliche Barthaare sorgsamst. Die Frauen zeichnen sich meist durch sehr plumpe Figur aus und sind nichts weniger als verführerisch.

Im längeren Verkehr mit den Franzosen legten die Feuerländer wohl nach und nach einen Theil ihrer ursprünglichen Scheu und Zurückhaltung ab, aber sie blieben durchaus ihren alten Sitten getreu und zeigten nicht die geringste Lust, etwas von den Fremden zu lernen. Nur zur Essenszeit kamen die benachbarten Familien regelmäßig und hockten vor dem Stationsgebäude nieder, um die Ueberbleibsel in Empfang zu nehmen. Eine besondere Vorliebe zeigten sie, wie solche Stämme gewöhnlich, für die leeren Konservenbüchsen, welche sie mit größtem Eifer zusammensuchten und in ihre Hütten schleppten. Die Bevölkerung wechselt übrigens ziemlich rasch; länger als zwei Monate hielt kaum eine Familie in der Nähe der Fremden aus, trotz der gebotenen Vortheile, es schien sie eine Art Heimweh nach ihrem herumschweifenden ungebundenen Leben zu ergreifen und sie verschwanden ohne Abschied, um alsbald durch andere ersetzt zu werden. Dreißig bis vierzig Individuen lagerten gewöhnlich in der Nähe der Station, und, als nach Verlauf der ersten paar Monate die Franzosen eine gewisse Anzahl der gebräuchlichsten Worte gelernt hatten, entwickelte sich mit denselben auch ein einigermaßen freundschaftliches Verhältniß. Einzelne ließen sich sogar zu Dienstleistungen herbei; halfen beim Wegebau und trugen Holz, doch schien ihnen das nicht recht zu gefallen und man konnte nie auf sie rechnen; große Ansprüche machten sie freilich auch nicht dafür und mit einigen Brocken Brot oder Zwieback waren sie jederzeit zufrieden. Nur einer oder zwei blieben der Station treu und entschlossen sich zu regelmäßigen Arbeiten.

Aber auch die fleißigsten Besucher brachten es, obschon sie sich ehrlich Mühe gaben, niemals dahin, die französischen Ausdrücke zu behalten; oui und chemise waren schließlich die einzigen Bereicherungen ihres Wortschatzes, für Brot behielten sie immer das englische bread bei. Uebrigens ist auch ihre Kenntniß des Englischen nicht weit her, über 15 bis 20 Worte hatte es keiner hinaus gebracht. Es ist das um so auffallender, als sie selbst eine wortreiche und gut ausgebildete Sprache haben, deren Wortschatz die Missionare auf mindestens 30 000 anschlagen. Am liebsten trieben sie sich in dem zoologischen Laboratorium herum, einem zum Theil auf abgesägten Baumstämmen in einiger Entfernung von den anderen Häusern errichteten Nothbau, den man aus Kistenbrettern hatte zusammennageln müssen, da er in dem ursprünglichen Programm nicht vorgesehen war. Hier, wo die hauptsächlichsten Beobachtungen und Messungen an ihnen vorgenommen wurden, gestattete man ihnen den ganzen Tag über Zutritt und

freie Bewegung und trotzdem kamen nicht die geringsten Diebereien vor. Die Feuerländer sind also in dieser Hinsicht entschieden besser als ihr Ruf.

Mit dem 1. September 1883 schlossen die officiellen Beobachtungen, die Sammlungen waren schon vorher eingepackt und an Bord gebracht worden und am 3. September lichtete die „Romanche" mit dem ganzen Personal an Bord die Anker und steuerte zunächst durch den Beagle-Kanal, dessen prachtvolle Gletscherscenerie sich nicht zum zweiten Male in der Welt findet, nach Punta-Arenas an der Magalhãesstraße und nach kurzem Aufenthalte daselbst direkt nach Cherbourg, das am 12. November erreicht wurde.

Damit schließen die Schilderungen des Dr. Hyades, welche, so interessant sie sind, doch eigentlich mehr Fragen aufwerfen als erschöpfend beantworten. Hoffentlich bleibt der officielle Bericht des Kapitän Martial[1]) nicht allzu lange aus und setzt uns in den Stand, unseren Lesern weitere Details über die südlichsten Bewohner der Erde zu geben.

[1]) Derselbe ist leider unlängst in Tongking, wo er eine Batterie befehligte, der Dysenterie erlegen.

N. M. Prshewalski's fünfter Brief aus Central-Asien.

III. (Schluß.)

Da wir nach unserer Information die Unmöglichkeit einsahen, mit Kameelen nach Tibet zu gehen und unsere Kameele, welche von Urga an schwere Ballen geschleppt hatten, entkräftet waren, mußten wir uns entschließen, in Keria für die bevorstehende Exkursion auf das Hochplateau Tibet 30 Saumpferde zu miethen. Die überflüssige Bagage (d. h. die Sammlungen) wurde dem Chakim (Gouverneur) von Keria, einem Eingeborenen, in Verwahrung gegeben; die Kameele, 51 an der Zahl, aber wurden unter Bewachung von sechs Kosaken in der Nähe Kerias zur Weide zurückgelassen. Wir selbst, 15 Mann hoch, rückten, nur mit dem Nöthigsten ausgerüstet, von Keria nach Süden aus, in der Hoffnung, Tibet durch jene Schlucht zu erreichen, welche 1871 ein Pundit (ein in der Topographie unterwiesener Indier) von Ladok aus passirte. Jedoch unsere Hoffnung sollte zu Schanden werden. Die erwähnte Schlucht, durch welche der Fluß Kurab fließt, erwies sich, abgesehen von der Zerstörung der Brücke und der Bergpfade durch die Chinesen, für Saumpferde unzugänglich, besonders während des Sommers, wo alle Bergbäche angeschwollen sind; ein anderer Paß war nicht vorhanden. Wir mußten also, so leid es uns auch that, unser Vorhaben, den nordwestlichen Theil Tibets zu besuchen, aufgeben, und entschlossen uns kurz, statt dessen die Keria zunächst liegenden Gebirgszüge zu durchstreifen. Sie bilden eine unmittelbare Fortsetzung des „Russischen" Höhenzuges, und da die Eingeborenen ihnen keinen auf den gesammten Gebirgszug bezüglichen Namen beigelegt haben, sondern immer nur die einzelnen Schluchten und Bergkegel bezeichnen, so mußte ich wieder den Pathen spielen und taufte dieses Gebirge denn auf den Namen Keria-Gebirgszug. Dieser Gebirgskamm erstreckt sich von Ost nach West 160 Werst weit, zwischen den Flüssen Keria und Jurun-Kasch; letzterer trennt diesen Kamm von den Gebirgszügen, die sich bis zum Karakorum weiter hinziehen. Der Keria-Gebirgskamm stellt sich dem Auge als eine hohe, plötzlich steil aufsteigende Gebirgswand dar, die auf der ganzen Längenausdehnung über die Schneegrenze hinausragt. Mit ewigem Schnee bedeckte Spitzen treten sogar in abzweigenden Kämmen bis zur äußersten Seite der Gebirgswand vor und überhaupt besitzt die Schneeregion dort eine große Ausdehnung. Besonders hervorragende Spitzen haben wir nicht bemerkt, obwohl sich hier und da über der Gesammtmasse des schneebedeckten Kolosses höhere Gruppen erheben, die wahrscheinlich 20000 Fuß absoluter Höhe übersteigen. Zu unserem Leidwesen hatten wir keine Möglichkeit, trigonometrische Höhenmessungen vorzunehmen oder die Höhe barometrisch zu bestimmen. An Beidem wurden wir durch den fortwährenden starken Regen verhindert, welcher während der 25 Tage, die wir in der höheren Zone des Keria-Gebirges zubrachten, unaufhörlich niederströmte. Diese Regenzeit wird wahrscheinlich durch die Monsune des Indischen Oceans bewirkt und dauert während der drei Sommermonate, doch tritt der Regen am heftigsten im Juli auf. Diese Regenperiode ist Ursache der großen Zahl von Gletschern in den Bergen, denen viele Bäche entspringen; am Fuße des Gebirges bilden sich die Oasen an diesen Flüssen. Eine andere Folge der Sommerregen erblickt man in dem ausgezeichneten Weidelande auf den unteren Stufen des Gebirges in einer absoluten Höhe von 9000 bis 12000 Fuß. Auf den Matten dieses Gürtels weiden große Heerden zartwolliger Schafe. Je weiter nach dem Norden, desto schwächer tritt die Regenzeit auf, und es ist wahrscheinlich, daß nur ein geringer Theil des Regens bis zu den Höhenzügen des centralen Kuen-Luen getragen wird.

Ungeachtet der ergiebigen Bewässerung durch den Regen während des Sommers ist der Keria-Gebirgszug ungemein arm in Bezug auf die Flora und ihre Vielfältigkeit, man sieht weder Wälder noch Buschwerk. Größere Thiere trifft man auch nicht an, mit Ausnahme der Bergschafe (Kuku-Joschol) auf den Felsabhängen; von der gefiederten Welt bemerkt man bloß Geier in größerer Zahl und Riesen-Berghühner (Megaloperdix). Den Grund einer solchen Armuth des organischen Lebens hat man wohl einerseits in dem scharfen Kontraste zwischen der trockenen und heißen Wüste und den mächtigen kalten Bergen, die auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume zusammengerückt sind, und andererseits in der ungewöhnlichen Steilheit der Bergwand zu suchen, bei welcher schon zwischen den einzelnen schmalen vertikalen Gürteln große Unterschiede in der Temperatur und Bewässerung zu Tage treten. Die unterste Grenze der Gletscher des Nordabhanges des Keria-Gebirgszuges befindet sich, nach der Analogie mit dem Sa-Glisuß-Nan-Schan zu schließen, vermuthlich auf einer absoluten Höhe von 15500 bis 16000 Fuß. Auf dem Südabhange desselben Gebirges, welcher sicher kürzer und von topographisch sanfterem Charakter ist, dürfte die Schneegrenze 500 bis 1000 Fuß höher liegen.

Während unseres Aufenthaltes im Keria-Gebirge konnten wir den dortigen südlichen Matschin-Stamm genugsam

kennen lernen und hatten ferner auch Gelegenheit, einen anderen kleinen aber hochinteressanten Volksstamm — die Polu — zu studiren.

Das Dorf dieser Polu, welches nur aus 50 Höfen besteht, liegt am Flusse Kurab, fünf Werst oberhalb seiner Mündung in den Keria, in einer Höhe von 8000 Fuß. Die Leitung ihrer öffentlichen Angelegenheiten ruht in den Händen des durch Wahl bestimmten Aksakal. Die Einwohner beschäftigen sich vornehmlich mit Ackerbau und Viehzucht. Sie gehören zu der mohammedanischen Sekte der Sunniten. Nach ihrem Herkommen sind die Polu Tibetaner und der Ueberlieferung nach aus folgender Ursache nach ihrem jetzigen Aufenthaltsorte verschlagen worden:

Im westlichen Tibet herrschte vor Zeiten der Brauch, einen Kaiser zu wählen und ihn dann nach Ablauf einer zehnjährigen Regierung, gleichviel, ob er nun ein schlechter oder guter Regent war, zu tödten. Einer dieser Kaiser, Chatam geheißen, floh kurz vor Ablauf der Regentschaft und des ihn damit erwartenden Schicksals mit dreihundert Anhängern außer Landes und gründete eine kleine Kolonie am oberen Laufe des Keria, also auf dem tibetanischen Plateau. Diese Niederlassung wurde aber bald darauf von den Mongolen überfallen und die Bewohner niedergemacht. Nur Chatam selbst rettete sich mit seiner Frau, seinem Sohne und zweien seiner nächsten Umgebung. Diese Flüchtlinge verfolgten den Lauf des Keria über die Ausläufer des tibetanischen Hochlandes hinaus und gründeten, sich mit den Frauen des Stammes Matschin verehelichend, die jetzige Niederlassung Polu, wo jetzt schon die achte Generation nach den ersten Ansiedlern lebt.

Die Bewohner von Polu zeigen, wie die übrigen Stämme in Ost-Turkestan, ein buntes Gemisch von physiognomischen Typen. Vorherrschend ist der Typus des Matschin-Stammes vertreten, nur selten erinnert Einer oder der Andere an die Tibetaner. Die Sprache haben sie auch mit dem Matschin-Stamme gemeinsam. Der örtliche Häuptling sagte uns, daß fast gar keine tibetanischen Worte in ihrer Sprache beibehalten seien. In Bezug auf ihre Lebensweise, ihre Sitten und Kleidung unterscheiden sich die Bewohner Polus ebenfalls nicht vom Matschin-Stamme.

Mit der Schilderung des letzteren will ich diesen Brief abschließen.

Ich erwähnte früher bereits, daß die Angehörigen des Matschin-Stammes sich für das Urvolk von Ost-Turkestan ansehen. Sie bevölkern jetzt den südöstlichen Theil des Landes und leben sowohl in den Oasen als auch in den Bergen. In den Bergbewohnern hat sich der ursprüngliche Typus reiner erhalten. In den Oasen, besonders in den größeren, sowie in den Städten haben sie sich mit dem Stamme Ardbül und anderen eingewanderten Völkerschaften von Ost-Turkestan vermengt. Die Gesammtzahl der Matschin ist nicht bestimmbar. Im Keriagebiete zählt man, wie gesagt, etwa 10000 bis 12000 Familien.

Die Berg-Matschin, oder wie sie sich wohl auch nennen, „Maltscha“, bewohnen den Russischen und Keria-Höhenzug und den Karanga-Tag [1]). Im Keria-Gebirge (soweit dieses zum Keria-Gebiete gehört) leben etwa 2000 Matschin-Familien. Ihre Hauptbeschäftigung ist Viehzucht, in geringerem Maße treiben sie auch Ackerbau. Ihrem Aeußeren nach bekunden diese reiner erhaltenen Matschin eine Vermischung der mongolischen und arischen Rasse, mit überwiegendem Einflusse der letzteren. Ihre Backenknochen treten merklich hervor, die Nase ist am unteren Ende abgestumpft, obgleich das Nasenbein nicht, wie bei den echten Mongolen, eingedrückt ist; der Bartwuchs ist besonders an den Backen und an der Oberlippe schwach; die Augen sind groß und nicht schräg geschlitzt; der Kopf zeigt eine eckige, hinten abgeplattete Schädelbildung mit meist flacher Stirn; die Lippen sind wulstig; der Wuchs von geringer, höchstens mittlerer Höhe, der Körperbau schwächlich; die Haut ist dunkel gefärbt, wenigstens nicht heller als bei den Mongolen. Obgleich Augen und Haare meist die schwarze Farbe besitzen, so findet man doch hier und da, und zwar an einigen Punkten sogar häufig, bei den Männern (ob bei Frauen auch, weiß ich nicht) blaue oder graue Augen und kastanienbraune, röthliche, zuweilen sogar ganz blonde Haare [1]).

Die Männer rasiren das Kopfhaar und lassen den Kinn- und Backenbart stehen. Die Mädchen tragen ihr Haar in vier bis sechs Flechten (zwei am Hinterkopfe und je zwei an den Schläfen), je nach der Fülle des Haarwuchses. Diese Haartracht behalten sie auch nach der Verheirathung bis zur Schwangerschaft bei; von da ab tragen die Frauen nur zwei Flechten am Hinterkopfe. Manche legen sich kleine Locken an den Schläfen ein oder schneiden ihre Stirnhaare kurz und tragen einen Schopf auf der Stirn wie unsere Modedamen. Die Frauen der Bergbewohner besitzen kein einnehmendes Aeußere, in den Oasen trifft man dagegen recht hübsche Gesichter.

Das gemeinsame Kleidungsstück der beiden Geschlechter bildet der Chalat, welchen die Männer an den Hüften umgürtet, die Frauen offen tragen, und Beinkleider bilden die Untergewänder. Als Fußbekleidung dienen Stiefel, welche den unserigen ähnlich sind. Der Kopf wird im Winter und Sommer mit Schaffellmützen bedeckt. Den Turban haben wir bei den Männern im Gebirge nicht bemerkt, und auch die Frauen benutzen den Schleier nur selten.

In den Oasen leben die Angehörigen des Matschin-Stammes in Lehmhütten, in den Bergen legen sie ihre Erdhütten in den dicken Lößschichten an. Solche Wohnräume sind bequem und billig hergestellt und haben den großen Vorzug, im Winter warm zu halten und im Sommer kühl zu sein.

So anspruchslos der Berg-Matschin in Bezug auf seine Wohnung ist, so einfach und schlicht ist auch seine Einrichtung und seine Speise. Die letztere besteht hauptsächlich in Weizen-, Gersten- oder Maisbrod, welches im Sommer mit Milch, im Winter mit Thee gegessen wird; Fleisch ist eine Seltenheit. Die Bewohner der Oasen sind wählerischer in Bezug auf die Nahrungsmittel, die Speisen sind bei ihnen besser und verschiedenartiger. Einen wichtigen Artikel für die Küche bilden dort Obst und Gemüse, ferner Reis und Thee. Auf den Märkten wird Schaffleisch feilgeboten, woraus die Bewohner sich ihr Lieblingsgericht, Plow, zubereiten; man kocht dort auch verschiedene Suppen und verfertigt kleine Fleischpasteten, die Pilmeni genannt werden; Wohlhabendere essen Hühner, Enten und die Eier derselben. In der Zubereitung der Speisen und in Bezug auf die Geräthe wird große Sauberkeit beobachtet.

[1]) Unter diesem Namen versteht man das Grenzgebirge südlich von Keria. Zur Bequemlichkeit der geographischen Terminologie könnte, meiner Ansicht nach, die Bezeichnung Karanga-Tag auf den ganzen mit ewigem Schnee bedeckten Höhenzug angewandt werden, welcher sich als Verlängerung des Keria-Gebirges vom Flusse Jurun-Kasch hinzieht und den äußersten westlichen Theil des Kuen-Luen bildet.

[1]) Ich halte dies für ein sehr wichtiges Faktum. Bilden die Matschin vielleicht die direkten Nachkommen jener blauäugigen, rothhaarigen Bewohner des östlichen Turkestan, welche den chinesischen Chroniken zufolge unter dem Namen der Saken und Göten bis zum Beginne unserer Aera dort lebten?

Die Bergbewohner treiben, wie erwähnt, hauptsächlich Viehzucht, an erster Stelle Schafzucht. Es giebt zwei Arten: die eine, mit grobhaarigem Felle, nennt man Kyltschak, die andere, feinwollige, Gyrde. Die ersteren trifft man vorwiegend im russischen Höhenzuge, die Gyrde im Keriagebirge. Sie geben ausgezeichnete Felle. Auch Ziegen werden gezüchtet und geben eine feine Wolle. Hornvieh ist selten, da es in den letzten Jahren durch Seuchen decimirt wurde. Esel, welche als Pack- und Reitthiere dienen, giebt es in großer Zahl. Die Pferde sind nicht groß, aber von reinem Geblüt; ihre Zahl ist jedoch klein, weil die Chinesen sie vor einigen Jahren aus Furcht vor einem Aufstande der Eingeborenen massenhaft vertilgten. Die Vertilgung der Pferde, erzählte man uns, wurde auf eine ganz barbarische Weise ausgeführt. Die Chinesen konfiscirten die Pferde, tödteten sie dann aber nicht gleich, sondern quälten sie zu Tode, indem sie sie im Winter in dem Flusse schwemmten und bei Frost mit Wasser begossen. Auf diese Weise wurden Tausende der nützlichen Thiere, an denen das östliche Turkestan so wie so nicht allzu reich ist, nutzlos hingemordet.

Unter den Charaktereigenschaften der Matschin fällt zunächst ihre schreckliche Schwatzhaftigkeit auf, in welcher die Männer, wie es scheint, noch mehr leisten als die Frauen. Dann ist ferner allen Angehörigen des Matschinstammes Feigheit und Leichtfertigkeit gemeinsam. Gesang, Musik und Tanz bilden ihr Hauptvergnügen, sogar in den wildesten Schluchten des Gebirges.

„Es ist ein wahres Glück, daß der Branntwein diesem Volke unbekannt ist, sonst würde es ganz den Kopf verlieren", sagten unsere Kosaken, um den Hang der Matschin zu leichtfertigem Leben zu bezeichnen. Geldgierig und gehörig faul sind die Eingeborenen übrigens auch, und wie überhaupt alle Asiaten, unsittlich. Einen hübschen Zug im Charakter des Volkes bildet dagegen die Liebe zu den Kindern und der Verwandten unter einander. In der Noth hilft Jeder dem Anderen. Diebstahl ist, in den Bergen wenigstens, sehr selten. Obgleich man die Bergbewohner im Allgemeinen nicht gerade ein laues Volk nennen kann, so zeichnen sich die Frauen dieses Stammes dennoch durch viel größere Lebhaftigkeit und Arbeitsamkeit vor den Männern aus. Sie haben die ganze Wirthschaft und Kindererziehung auf den Schultern. Die Kinder werden sehr lange, zwei, ja sogar drei Jahre gesäugt, bis sie gehen und gut sprechen können. Der Matschin hat gewöhnlich nur eine Frau, selten zwei oder drei; doch werden die Frauen oft gewechselt, da die Scheidung sehr wenig Umstände macht. Man trifft Frauen, welche den sechsten oder siebenten Mann haben, sehr häufig. Bei zwei oder drei Männern ist fast jede Frau gewesen. Die Ehen werden im frühen Alter, im 12. bis 15. Lebensjahre, geschlossen. Die Männer heirathen ebenfalls im Alter von etwa 15 Jahren. Geschiedene Eheleute können am nächsten Tage wieder neue Ehen eingehen. Nahe Blutsverwandtschaft, auch im zweiten Gliede, bildet kein Hinderniß; so können ein Onkel seine Nichte, ein Neffe seine Tante und Bruderkinder einander ehelichen. Nur die allernächsten Blutsverwandten, d. h. Brüder und Schwestern vom selben Elternpaare dürfen keine Ehe mit einander schließen. Die Hochzeitsgebräuche sind die bei den Mohammedanern allgemein üblichen; eine große Bewirthung ist nicht Sitte, so daß die Hochzeiten nicht viel kosten. Die Bestattung der Verstorbenen geschieht ebenfalls nach mohammedanischem Brauche. Einen Unterschied finden wir nur in der Sitte, daß die nächsten Angehörigen der Todten 40 Tage auf dem Grabe des Verstorbenen leben müssen. Dieser Brauch wird aber nur theilweise erfüllt. Am Donnerstag jeder Woche besuchen die Angehörigen die Gräber der Ihrigen und senden zu ihnen Gebete um ihre Hilfe in diesem Leben [1]). Es werden zugleich Speisen auf den Gräbern zurückgelassen, die später gewöhnlich den Armen zu gute kommen.

Alle Matschin gehören zur Sekte der Sunniten; in religiösen Dingen sind sie nichts weniger als fanatisch. Die Sprache unterscheidet sich, sogar bei den Bergbewohnern, nur wenig von dem allgemeinen Idiom im östlichen Turkestan. Unser Dolmetscher aus Kuldscha machte sich überall leicht verständlich, obwohl er behauptet, daß in der Sprache des Matschin-Stammes Worte vorkämen, die den Bewohnern von Kuldscha fremd sind.

Anfangs August traten wir aus dem Keria-Gebirge auf den Weg nach Chotan heraus und in die Oase Tschira ein. Von dort sandten wir nach den in Keria zurückgelassenen Effekten und Kameelen. Dieser Tage treffen diese Sachen bei uns ein und wir ziehen dann über Chotan, den Lauf des Flusses Chotan hinab nach Aksu und weiter über den Tiën-Schan hinaus in das heimische Gebiet, das wir vermuthlich gegen Ende Oktober erreichen werden.

[1]) Wir finden hier also den Kultus der Vergötterung der Vorfahren.

Die erste Erforschung des Madre de Dios.

II. (Schluß.)

Verschiedene Reisende haben es unternommen, den Madre de Dios zu untersuchen. Der bedeutendste von ihnen war der Lieutenant der nordamerikanischen Marine, Gibbon, der aber — flußabwärts — nur bis 12° 30′ südl. Br. und 70° 26′ westl. L. von Greenwich gelangte. Nach ihm versuchten es die Reisenden Marchand, Goherin und Ign. Loyola Bautista, welcher bis 11° 30′ südl. Br. und 70° (?) westl. L. vordrang, da, wo der Madre de Dios die Flüsse Piñipiñi und Marcapata in sich aufnimmt. Alle diese Forscher versichern, daß er so mächtig und zur Schiffahrt geeignet sei, wie der Purus und der Beni.

Bevor wir zu dem knappen, der bolivianischen Regierung im Laufe des Jahres 1885 erstatteten Berichte des Padre Armentia übergehen — die Veröffentlichung seines Tagebuches ist in Aussicht gestellt — möge hier eine kurze Mittheilung über die Erforschung des Madre de Dios durch den noch jetzt lebenden Ign. Loyola Bautista folgen, welchen Schreiber dieses persönlich sehr genau kannte. Mit dem Worte „Erforschung" ist zu viel gesagt, denn wie alle früheren Expeditionen scheiterte die seinige an der feindseligen Haltung der Chunchos [1]). Auch Bautista hielt, wie es bis vor Kurzem nicht anders sein konnte, den Madre de Dios für den Oberlauf des Purus.

[1]) Chuncho ist der Name, mit welchem die wilden Indianer im Allgemeinen bezeichnet werden. — „Chunchos, Barbaren, Wilde" sind im Spanischen synonyme Ausdrücke.

„Die Reise wurde im Jahre 1856 von Cuzco aus angetreten. Von dort nach Paucartambo sind es 12 Leguas, von da nach dem Dorfe Challabamba vier, und eine weitere nach der Hacienda von Ocobamba. An diesem Punkte fragte mich mein Gefährte Juan B. San Miguel, der jeden Fuß Landes in der Montana kannte, ob ich den so ersehnten Fluß zu sehen wünsche, bevor wir an seinen Ufern anlangten, und da ich mich damit einverstanden erklärte, so brachen wir am anderen Morgen sehr früh auf, um bei Tagesanbruch oben in der Cordillera zu sein, bevor die dichten Nebel aus den Thälern aufstiegen. In der That gelang es uns, den Fluß zu sehen, wie er sich in der Ferne wie ein silbernes Band auf dunkelgrünem Grunde dahinschlängelte.

Von unserem Aussichtspunkte hatten wir mehr als drei Leguas auf einem abscheulichen Wege, wenn ein Pfad im Bette eines an Wasserfällen und Wirbeln reichen Gebirgsbaches den Namen Weg verdient, hinabzuklettern, um an den Chirimayo (kalter Fluß) zu gelangen, wo wir die Nacht unter einer Hütte verbrachten, welche die Regierung kurz zuvor hatte errichten lassen. Am folgenden Tage passirten wir den Yanamayo (schwarzer Fluß), die Hacienda Guadalupe und machten dann auf der Hacienda La Cueva Halt, die ihren Namen von einem ungeheuren, auf der linken Seite des Weges liegenden Felsblocke hat, der einen hohlen Raum zeigt. Für den zurückgelegten Weg rechnet man sechs Leguas.

Von hier aus fängt die eigentlich wilde Region an, weil die Chunchos bis hierher kommen; hier auch nimmt der Fluß seinen großen Namen Tono an. Nicht weit davon passirten wir über eine Brücke auf das rechte Ufer, und, nachdem wir die Flüßchen Yanatai und Mujillo hinter uns hatten, kamen wir an einen Abstieg, wo der Gebirgsweg aufhört und die große Ebene anfängt, die mit 2½ m hohem Graswuchse bedeckt ist. Früher waren hier die Kulturen der Haciendas Santa Cruz und Guairapata, die sich bis gegen San Miguel erstreckten, einer Hacienda, wo man schon seit manchen Tagen auf uns wartete. Es war dies der Punkt, von welchem aus die zweite Etappe in Angriff genommen werden sollte. Mit den am vorigen Tage zurückgelegten sechs Leguas zählt man 34 Leguas von Cuzco. Die Freude, welche uns der Gedanke verursachte, den Ort erreicht zu haben, der in der Folge unser einziger Stützpunkt und Nothanker zu sein hatte, wurde wenige Stunden später durch ein trauriges Ereigniß getrübt. Zwei unserer Begleiter, die Nordamerikaner Tenis und Jacobs, Schiffszimmerleute und Arbeiter beim Baue der peruanischen Fregatte „Amazonas", welche die Arbeiten bei den für die Expedition anzufertigenden Booten leiten sollten, beabsichtigten, am gleichen Abend einen großen Spaziergang um die Kolapflanzungen herum zu machen. Der Mayordomo der Hacienda, F. Dueñas, ein Eingeborener von riesenhafter Statur und Stärke — der Schrecken der Chunchos, denn keinem, der in seine Hände fiel, schenkte er das Leben, wie auch er zuletzt ihren Pfeilen erlag — rieth ihnen, sich nicht unbewaffnet hinauszuwagen, weil, wie ihm nicht entgangen sei, die Chunchada seit Tagen einen Angriff auf die Hacienda plane; daß sie daher wahrscheinlich angegriffen würden, wenn sie sich allein und ohne Waffen zeigten; allein die beiden Männer hielten es für überflüssig, auf seine wohlgemeinten Worte zu hören und begaben sich hinweg, um dem Tode in den Rachen zu laufen, der am Saume des Waldes ihrer wartete. Die lauernden Wilden ließen sie auf Pfeilschußweite herankommen, und als eine Ahnung der sie bedrohenden Gefahr in ihnen auftauchte, war es zur Flucht zu spät. Von unzähligen Pfeilen durchbohrt fielen sie nach wenigen Schritten, wie wir am folgenden Tage sahen; denn in der Nacht war es nicht mehr möglich, sie aufzufinden, so sehr wir uns auch darum bemühten, und nur zu richtig erwies sich die vom Mayordomo ausgesprochene Ueberzeugung: daß uns nichts übrig bleibe, als Gott für ihr Seelenheil zu bitten. Dies geschah, als wir sie hereinbrachten, begruben und das Zeichen der Christen auf ihrem Grabe aufpflanzten.

Wenige Tage nachher, nachdem die Recua [1]), welche Werkzeuge und Lebensmittel brachte, eingetroffen war, setzten wir uns in Marsch für die zweite Etappe. Von San Miguel marschirten wir fünf Leguas bis zum Encuentro (Sammelplatze), wie wir den Zusammenfluß der Flüsse Tono und Cosñipata [2]) nennen, nachdem wir die verlassenen Haciendas Chaupimayo und Munaipata hinter uns gelassen und die Flüsse Hospital und Jupurqui gekreuzt hatten. Das Terrain war ein wenig sumpfig, weil der Weg bei geringem Falle neben dem rechten Ufer des Tono dahinführt. Nachdem das Lager auf einer Playa aufgeschlagen war, versuchten wir eine Brücke über den Tono zu schlagen, was uns nach einigen Tagen an einer schmalen Stelle seines Laufes gelang, und über welche wir dann an das zweite Encuentro kamen, welches der Zusammenfluß mit dem Rio Piñipiñi ist, wo zwischen den Höhen gleichen Namens seine Gewässer aus einer senkrechten Schlucht herausströmen. Das gegenüberliegende Ufer ist eine Ebene, welche sich am Horizonte verliert; der Strom breitet sich aus und umfluthet wunderlich gestaltete Inseln. Von Osten her bringen verschiedene Flüsse ihren Tribut; besonders der große Marcapata oder Inambari, und von dem Punkte an, wo er sich in den Tono ergießt, wird dem Flusse der so berühmte und ersehnte Name Madre de Dios beigelegt; den ausgedehnten Ebenen aber derjenige der Pampas del Sacramento. Am folgenden Tage kreuzten wir den Strom unter tausend Mühen auf einem kleinen Floße.

Die Tiger (Jaguare) sind auf den bewaldeten Anhöhen von Piñipiñi, den letzten, die man sieht, sehr häufig; besonders bei Nacht verräth das furchterregende Brüllen ihre Anwesenheit.

Weithin konnte das Auge die Ufer verfolgen, an welchen sich die Wilden aufhalten, deren Boote wir auf dem Flusse wie schwarze Punkte ab- und zufahren sahen, an welche wir aber nicht heranzukommen vermochten, obwohl wir so weit hinabzogen, als es die kurze Zeit und die von uns mitgenommenen spärlichen Rationen erlaubten. Wir kehrten mit Bedauern um, obschon mit der Gewißheit, uns einige Tage später an der Stelle zu befinden, die wir, als zum Bauplatze von zwei Fahrzeugen passend, von Weitem in Augenschein genommen hatten. Leider sollte diese Hoffnung nie verwirklicht werden. Die von uns zurückgelegte Distanz berechne ich auf fünf Leguas.

Am folgenden Tage, nachdem wir auf das rechte Ufer des Tono übergegangen waren, wo sich unser Lager befand, riß der Strom bei seinem ersten Anschwellen, das eine Höhe von wenigstens 12 Fuß erreichte, die Brücke weg. Es bewies das, daß wir nicht mehr an Brücken denken durften; deshalb schritten wir zum Baue eines Bootes, wofür wir einen dicken Baum fällten, der eine Meile von unserem Lager entfernt stand und aus dessen Stamme wir ein Stück

---

[1]) Trupp beladener Maulthiere oder Esel.

[2]) 17 Jahre später scheiterte am gleichen Cosñipata eine Expedition, die von dem, einer der besten peruanischen Familien angehörigen Präfekten von Cuzco geleitet war. Wegweiser derselben war wiederum der früher erwähnte Juan B. San Miguel. Der Präfekt und zwei seiner Begleiter verloren dabei das Leben.

von 12 m Länge und $2\frac{1}{2}$ m Durchmesser schnitten. Diese Aufgabe beschäftigte uns vier Tage.

Nach 14 Tagen war das Boot fertig, der Weg zum Flusse geebnet, die Walzen zugeschnitten und alles vorbereitet, um es am folgenden Tage ins Wasser zu bringen, die Reise flußabwärts fortzusetzen und zu erforschen, ob sich in der Flußenge Schnellen oder Abstürze befänden, welche sich der Beschiffung in den Weg stellen könnten. Aus diesem Grunde traten die beim Baue beschäftigten Leute um 2 Uhr den Heimweg an, statt Abends, wie an den vorhergehenden Tagen. Eine Fügung des Himmels! Denn als wir in die Nähe des Lagers kamen, stießen wir auf die Chunchos, die uns von verschiedenen Seiten anfielen. Ihr Angriff war so plötzlich und so gut ausgeführt, daß wir unterlegen wären, wenn wir unsere Kaltblütigkeit verloren hätten. Glücklicher Weise dauerte das Gefecht kaum eine halbe Stunde. Die Chunchos waren nämlich selbst überrascht worden, als sie, uns an der Arbeit wähnend, das schlecht bewachte Lager überrumpeln wollten. Als sie ihren Häuptling, der einen Schuß in den Kopf erhielt, fallen sahen, flohen sie. Der einzige Todte, den wir hatten, war unser Gefährte Albert, welchen ein von jenem Häuptlinge abgeschossener Pfeil durchbohrt hatte.

Acht Weiber, die zu unserer Gesellschaft gehörten, hatten sich im Lager vor Schrecken auf einen Haufen zusammengepfercht, und wenige Augenblicke später wären sie den Pfeilen der Wilden unfehlbar zum Opfer gefallen, wenn ich mich nicht ihrer angenommen und sie unter einem Dickicht geborgen hätte, was mich bei der grenzenlosen Verwirrung nicht wenig Mühe kostete. Wären die Wilden in diesem Momente vorgegangen, so hätten sie leiches Spiel mit uns gehabt. Bis zum Einbruche der Nacht belästigten sie uns mit ihren Pfeilen, die wir indeß von Weitem kommen sahen und vermeiden konnten. Wir waren bloß 18 Männer und hatten wahrscheinlich den ganzen Guachipaire-Stamm und noch vielleicht andere auf dem Halse gehabt. Der Nordamerikaner Hach, der als Kapitän fungirte, stellte Schildwachen aus und ließ die Feuer löschen. In großer Unruhe und Besorgniß verbrachten wir die Nacht. Bei Tagesanbruch erfolgte ein neuer Angriff, der schnell zurückgewiesen wurde, und bei dem ihnen, den Blutspuren nach zu urtheilen, Verluste zugefügt worden waren.

Die Mehrzahl der Theilnehmer beschloß, weil auch die Lebensmittel zu mangeln anfingen, den Rückzug nach der Hacienda San Miguel anzutreten, der aber mehr einer Flucht glich. Verschiedene Gegenstände, Werkzeuge, Taue u. s. w. wurden vergraben, um sie später abzuholen.

Auf der Hacienda warteten wir nun mit Sehnsucht auf die Ankunft einer Recua, die uns unter der Bewachung von 12 weiteren Theilnehmern an der Expedition den Rest der benöthigten Lebensmittel und Geräthschaften zuzuführen hatte, denn es war ein solcher Mangel eingetreten, daß der Mayordomo und seine Leute beinahe selbst nichts mehr zu essen hatten und allen Vögeln, die sich in der Nachbarschaft blicken ließen, nachgestellt wurde. Aus dieser trüben Situation, wobei Leute manchmal einen ganzen Tag nichts über die Lippen brachten und wildwachsende Früchte gute Beute waren, erlöste uns endlich das Eintreffen der angekündigten Vorräthe.

Sechzehn Tage waren vergangen, seitdem wir uns zurückgezogen hatten, und allgemein war die Frage, was aus unserem Boote geworden sei; aber Niemand verspürte Lust, sich durch den Augenschein davon zu überzeugen. Eines Morgens weckte mich Juan B. San Miguel bei Tagesgrauen und schlug mir vor, nach dem Boote zu sehen. Wir waren vier, die sich trotz der Abmahnungen unserer nordamerikanischen Gefährten auf den Weg machten. Unter Vermeidung jedes unnöthigen Geräusches schritten wir dahin und langten um 10 Uhr bei dem Boote an, welches die Chunchos nicht berührt hatten, das aber in Folge der Sonnenhitze und weil es nicht bedeckt gewesen, an vielen Stellen gesprungen war. Dem Ufer des Cosñipata entlang gehend kamen wir beim Encuentro an, wo sich ein unerwarteter Anblick darbot: die beim Rückzuge verschütteten Mais- und Gerstenkörner, Bohnen u. s. w. hatten gekeimt und die Pflanzen eine Höhe von 30 bis 40 cm erreicht!

Auf dem längs der Ufer des Toro erfolgenden Heimwege bedrohten uns die Chunchos von der Insel der Pavas (Enten) aus, so daß wir alle Kräfte zusammenraffen, um möglichst schnell aus ihrem Bereiche zu kommen; allein erst spät Abends langten wir erschöpft und abgehetzt auf der Hacienda an.

Während zweier langer Monate führten wir in Folge der eingerissenen Unentschlossenheit ein beinahe unthätiges Leben, das nur einmal durch einen Zug nach der Hacienda Cosñipata unterbrochen wurde — bei einem Ueberfalle durch die Chunchos hatten drei ihrer Bewohner das Leben verloren — als eines Morgens, ich war gerade im Begriff, mich mit einer englischen Lektion von Ollendorf abzuquälen, von der Pampa ein gewaltiger Lärm herüberschallte. Die Chunchos waren in Sicht! Die literarische Methode bei Seite zu werfen und nach preußischem Systeme[1]) vorzugehen, war eins. Wir marschirten in ausgebreiteter Linie mit einer Miniaturkanone im Centrum. Resultat: acht Gefangene einschließlich einer Chuncha und ihres Säuglings. In dem nun abgehaltenen Kriegsrathe kamen in Betreff unserer unfreiwilligen Gäste drei Vorschläge zur Sprache: 1. Todesstrafe als Repressalie für den Mord unserer drei Gefährten, 2. sie nach Paucartambo zu bringen, 3. sie gut zu behandeln, damit sie einen Waffenstillstand versprächen, der uns erlaubte, unbelästigt zum Madre de Dios hinab zu gelangen. Dieser letzte Vorschlag überwog und demgemäß schenkten wir ihnen allerlei Kram, Messer und eine Pfeife, deren abscheulich quikender Ton sich wenige Nächte später, man könnte sagen, über uns lustig machte und, vom Walde aus herausfordernd, uns die Nachtruhe raubte, ohne zu rechnen, daß wir, in unseren Hoffnungen auf ihr Versprechen gänzlich enttäuscht, uns die Wilden mit Flintenschüssen vom Leibe halten mußten.

Anfangs August theilte mir der Unterpräfekt mit, die Regierung könne sich nicht weiter mit dem Unternehmen befassen, da sie die Revolution in Arequipa zu bekämpfen habe. So war denn das Schicksal der Expedition besiegelt. Den schon früher fahnenflüchtig Gewordenen folgend, traten wir die Heimreise an; zwei Nordamerikaner jedoch, Willis und Guilmore, entschlossen sich zum Bleiben, und ihnen wurde die Aufsicht über die der aufgelösten „Sociedad Exploradora del Madre de Dios“ angehörigen Gegenstände und Geräthschaften übertragen.“

* * *

Dem Padre Armentia war es endlich vorbehalten, den Windungen des mysteriösen Madre de Dios zu folgen, und zwar flußaufwärts, wie den einstweilen in knapper Fassung gebotenen Notizen zu entnehmen ist, welche sich hauptsächlich mit der Frage der an seinen Ufern zu errichtenden Missionen und der in Folge dessen eintretenden Verkehrserleichterungen beschäftigen:

---

[1]) Der Verfasser, ein Altspanier, hat diese Aufzeichnungen im Jahre 1873 niedergeschrieben.

Die Erforschung des Madre de Dios wurde in den Monaten Oktober und November 1884 ausgeführt. Der Punkt, von welchem aus die Kommission ihre Expedition antrat, war die Einmündung des Madre de Dios in den Beni unter 11° südl. Br. und 69° 40′ westl. L. v. Paris. Sie drang vor bis 12° 55′ südl. Br. und 71° 41′ westl. L. von Paris.

Der Madre de Dios bereitet der Schiffahrt keinerlei Hindernisse, weder bis zu dem Punkte, wo die Kommission ihren Uebergang zum Aquiry bewerkstelligte, noch bis zu dem Punkte, bis zu welchem sie überhaupt gelangt ist, denn wenn wir auch unter 12° 38′ südl. Br. und 71° 28′ westl. L. auf eine Stromschnelle gestoßen sind, so bietet doch diese Stromschnelle, davon abgesehen, daß sie viel weiter oben, als der Hafen liegt, von dem aus eine Verbindung (mit dem Aquiry) zu eröffnen wäre, eine bequeme Durchfahrt auf der linken Seite, wenigstens als die Kommission sie sah (12. und 14. November 1884), eine Zeit, zu welcher der Strom sich mindestens 6 m über den niedrigen Wasserstand erhebt. Wir glauben aber, daß man zu irgend einer Zeit auf dieser Seite passiren kann, wovon wir uns im August nächsten Jahres vergewissern werden, da wir gedenken, die Untersuchungen alsdann bis zur Mündung des Rio Tuambari auszudehnen. In jedem Falle verhindert diese Stromschnelle die Schiffahrt auf dem Madre de Dios nicht. Bolivien würde nur einen kleinen oder gar keinen Nutzen von einer Schiffahrt auf dem Oberlaufe dieses Stromes haben, während die Vortheile einer Dampfschiffahrt auf dem unteren Theile groß und augenscheinlich sind. Verbindet man den Madre de Dios mit dem Aquiry vermittels eines Schienenweges, so öffnet man dem Handel in diesen Regionen einen neuen Weg, hauptsächlich dem so wichtigen des Departements Beni und einem großen Theile der Provinz Caupolican, welche heutzutage ganz auf den Madeira angewiesen sind, wo das Fieber so viele Opfer fordert. Der Purus und der Aquiry sind, soweit das von ihnen durchströmte Terrain zu Bolivien gehört, von den anderen Theilen der Republik durch undurchdringliche Wälder getrennt und bloß eine Bahn, welche den Aquiry mit dem Madre de Dios verbindet, könnte sie in Berührung mit einander bringen.

Der Madre de Dios hat eine viel größere Wassermenge als der Beni, und wenn die Kommission darauf verzichtete, seine Tiefe zu untersuchen, so ist es, weil es ihr — davon abgesehen, daß der Fluß 6 m über dem gewöhnlichen Niveau stand — an Instrumenten gebrach, die zu diesem Zwecke tauglich gewesen wären; denn mit Stangen den Grund erreichen zu wollen, wäre zu dieser Jahreszeit vergebliches Bemühen gewesen. Seine Breite bewegt sich zwischen 300 und 2000 m; meistens beträgt sie 500 m. Der Aquiry hatte an dem Punkte, wo wir auf ihn stießen, eine Breite von 71 m im Minimum, und eine beträchtliche Tiefe, denn nahe am Ufer konnten wir mit 4½ m langen Stangen keinen Grund finden; ein wenig unterhalb des Hafens Aguirre erhält er auf dem linken Ufer den Zufluß des nicht unbedeutenden Rio Ponte, und andere folgen, bis ein ansehnlicher und für die Schiffahrt sehr bequemer Fluß aus ihm wird. Wir halten daher die Möglichkeit der Schiffahrt auf dem Madre de Dios und Aquiry für über allen Zweifel erhaben. — Wird nun eine Bahn zwischen den beiden Flüssen ausführbar sein? — Die von der Kommission bei ihrem Uebergange zum Aquiry oder Manurini durchmessene Distanz war: drei Stunden bis zur Carpa (Obdach) Maru y Huarg, westliche Richtung; drei Stunden in nördlicher Richtung bis zur Carpa Codarg y Buda und zwei Stunden in nördlicher Richtung bis zum Flusse selbst. Es geht daraus hervor, daß, wenn wir drei Meilen per Stunde zurückgelegt haben (mehr kann man nicht rechnen, da wir im Walde marschirten und die Träger mit Betten, Lebensmitteln und Geschenken für die Wilden im Gewicht von zwei Arrobas [50 Pfd.] per Mann belastet waren), neun Meilen gegen Westen und fünfzehn gegen Norden durchmessen wurden. Das Terrain ist vorzüglich, sehr eben und ziemlich hoch gelegen, daher den Ueberschwemmungen nicht ausgesetzt. Am Madre de Dios muß die 200 m vom Flusse entfernte, 50 m hohe Abdachung des Plateaus erstiegen werden, das sich bis zum Aquiry hinzieht; bloß in der Mitte stößt man auf einige Bäche, deren größter nicht über 2 m breit und einen Fuß tief ist. Wenn man also, die Carpa Maru y Huarg bei Seite liegen lassend, vom Madre de Dios aus eine nordwestliche Richtung einschlägt, so reducirt sich der Weg auf die gewiß unbedeutende Entfernung von 17 (englischen?) Meilen.

Sobald die Kautschuksammler am Beni und Madre de Dios von dieser Entdeckung Kunde hatten, faßten sie neuen Muth, dessen sie bei ihrer darnieder liegenden Industrie sehr bedürftig sind. Die Schiffahrt auf dem Mamoré müßte aber derjenigen auf dem Beni und Madre de Dios die Hand reichen, vermittels eines bequemen Weges von der Stromschnelle Guajara merin am Mamoré bis zur Stromschnelle Esperanza am Beni, Punkte, die bloß 11 Leguas von einander entfernt sind. Von den Kautschuk-Industriellen ist zwar dort neuerdings ein Pfad eröffnet worden.

Ueber die Stämme, welche sich in den betreffenden Regionen aufhalten, haben wir Folgendes zu berichten: Die Pacaguaras wohnen vom Madre de Dios bis zum Purus; von 11° südl. Br. und 70° westl. L. an. Sie haben ihre eigene Sprache. Wir erfuhren nicht, daß sie sich in dieser Region in erklecklicher Anzahl aufhalten, folglich verdienen sie für den Augenblick wenig Aufmerksamkeit. Von 70° an wohnen ferner an beiden Ufern des Madre de Dios und am Aquiry und Purus eine Menge Araonas- und Cavinas-Stämme, welche ein und dieselbe Sprache sprechen, gleiche Gewohnheiten haben und selbst in vielen Stämmen vermischt leben. Gegen 72° westl. L. und zwischen den Graden 12 und 13 südl. Br. wohnen die Toromonas, welche die gleiche Sprache wie die Araonas (Araunas) und die Cavinas sprechen, die mit einigen Unterschieden die gleiche wie diejenige der Briameños und Tumupaseños (Leute von Briama und Tumupasa) ist. Diese letzteren leben auf dem zwischen dem Madre de Dios und dem Madidi liegenden Territorium, am Fuße der Höhen der Kordilleren von Carabaya (??).

Die Unterwerfung (reduccion) dieser Stämme würde der Regierung einige Opfer auferlegen, um die Missionare mit Allem zu unterstützen, was einem Werke von so hoher Bedeutung förderlich wäre; die Ergebnisse würden die Kosten aber hundertfältig decken.

Die Industriellen, die sich mit der Kautschukgewinnung abgeben, können bloß dadurch die Wilden bei guter Laune erhalten, daß sie ihnen fortwährend Beile, Messer, Kleidungsstücke u. s. w. zum Geschenk machen.

Ohne Unterlaß werden die Baracken von einer Menge von Wilden heimgesucht, deren ganze Unterhaltung sich darauf beschränkt, „hacha (Beil), cuchillo (Messer), camisa (Hemd)!!“ zu rufen; und wegen ihrer eigenen Sicherheit und derjenigen ihrer Interessen sehen sich die Industriellen genöthigt, jene mit diesen Artikeln zu versehen, was nicht geringe Ausgaben und beträchtlichen Schaden verursacht, da es vorkommt, daß in den Baracken nicht einmal mehr das

zur Arbeit nöthige Geräth übrig bleibt. Es ist dies in Betracht zu ziehen, wenn die Regierung die so drückende Abgabe von fünf Pesos auf jede Estrada von 100 Bäumen durchführen will.

Die Zahl der Araunas und Cavinas, von welchen die Kommission Kenntniß genommen hat, beläuft sich auf einige 30 Stammhäuptlinge, deren jeder 15 bis 30 Familien unter sich hat; selten mehr. Die Zahl der unbekannten Stämme ist aber bedeutend größer. Auch die Zahl der Toromonas ist größer. Neben diesen letzteren wohnen die grimmigen Guarayos, welche sich an den Abhängen der Höhen im Quellengebiete des Madre de Dios aufhalten, Stämme, bei welchen ein aus ihrer Unterwerfung entspringendes günstiges Resultat zu den Unwahrscheinlichkeiten gehört.

Kürzere Mittheilungen.

Lindsay's Forschungsreise in Australien.

Mr. David Lindsay hat eine neue Forschungsreise durch Central-Australien unternommen. Derselbe bekleidete Jahre lang eine hervorragende Stellung im Vermessungsamte der Kolonie Süd-Australien und leitete im Jahre 1883 (s. „Globus" XLV, S. 79) eine Expedition, welche die Regierung zur Erforschung des wenig bekannten „Arnheim Land" an der Nordküste von Australien ausgesandt hatte. Seine jetzige Reise wird von Hergott Springs, der Endstation der von Port Augusta an der Spitze des Spencer-Golfs auslaufenden Nordbahn, ausgehen, und sich über Charlotte Waters (25° 57' südl. Br. und 135° 51' östlich v. Gr.) nördlich nach dem in den Mc Donnell Ranges entspringenden Finke R. fortsetzen. Es ist dies der längste Fluß im centralen Australien. Man kennt von seinem oberen Laufe 450 englische Meilen, weiß aber von seiner Mündung, oder wie er zuletzt verlaufen mag, noch nichts. Lindsay wird diese Frage zur Lösung zu bringen suchen und überhaupt das große, zur Zeit völlig unbekannte Gebiet zwischen 25° und 27° 40' südl. Br. und 135° und 137° östl. L. Gr. nach allen Richtungen hin erforschen. Es waltet dabei noch ein ganz besonderes Interesse: die Vermuthung, daß dort die seit dem Jahre 1848 verschollene Expedition Dr. Leichhardt's ihren Untergang gefunden habe. Sie stützt sich auf folgende Momente. Vor Jahren unternahm der nunmehr verstorbene Mr. Jarvis, welcher ein großes Schäfereiwesen am Mount Margaret (westlich vom Lake Eyre) verwaltete, einen Ausflug nach Norden, um nach guten Weideplätzen mit Wasser zu suchen. Er entdeckte dabei den Macumba Creek, welcher nördlich in den Lake Eyre mündet, und stieß weiter nördlich auf einen stark fließenden Fluß mit salzigem Wasser, den die dortigen Eingeborenen „Tirreawah" nannten. Ein erwachsener Mann unter ihnen erzählte dem Mr. Jarvis, daß zur Zeit, als er noch ein piccaninny (kleiner Knabe) gewesen, eine Anzahl weißer Männer mit Ochsen, Pferden und Ziegen von Osten her gekommen seien. Die Eingeborenen hätten sich anfänglich vor ihnen gefürchtet, wären ihnen aber gefolgt und hätten sie, als sie über den Tirreawah schwimmen wollten, angegriffen. Sie hätten dann das Vieh noch von einem Stamme der Eingeborenen zum anderen getrieben, bis sie nach einander Alle todt gewesen. Dieser Tirreawah-Fluß kann nun aber kein anderer sein, als der jetzt so benannte Finke. Die Möglichkeit, daß man in dortiger Gegend den Dr. Leichhardt noch lebend antreffen werde, bleibt wohl auf alle Fälle ausgeschlossen, ganz abgesehen von seinem Alter, welches jetzt 80 Jahre zählen würde. — Ferner fällt ins Gewicht, daß man auf der ganzen Länge des Ueberlandtelegraphen von Port Augusta durch Central-Australien bis Port Darwin an der Nordküste, der seit 14 Jahren in Betrieb ist und dessen Gebiet seitdem mit Abweichungen nach rechts und links vielfach bereist worden ist, auch nicht auf die geringste Spur der Leichhardt-Expedition gestoßen ist. Es erscheint daher höchst unwahrscheinlich, daß Leichhardt diese Linie passirt hat. Sein entferntestes Lager wurde bisher am Thomson oder Aromac im westlichen Queensland unter ungefähr 25° südl. Br. aufgefunden. Die Reise sollte auf Perth zu, die Hauptstadt der Kolonie West-Australien, verlaufen, und wie ein Blick auf die Karte zeigt, liegt der Finke, vom Thomson aus, in dieser Richtung. Dies sind die Gründe, welche den Schauplatz des Unterganges der Leichhardt-Expedition in der Nähe des Finke wenigstens vermuthen lassen.

Wenn Mr. Lindsay den unteren Lauf des Finke festgestellt und das oben bezeichnete unbekannte Gebiet erforscht hat, wird er nordöstlich auf den Herbert River zureisen und hier ausgedehnte Vermessungen verschiedener Schäfereianwesen ausführen, dann seine Forschungen in der Richtung auf den in den Golf of Carpentaria mündenden Mac Arthur fortsetzen und zuletzt auch an diesem Flusse weitere Vermessungen vornehmen. Die ganze Länge der Reise, von Hergott Springs ab gerechnet, wird ungefähr 2500 englische Meilen (4023 km) bemessen. Die dem Mr. Lindsay eigene Unerschrockenheit und Energie bürgen dafür, daß er seiner Aufgabe gewachsen ist. Die Kosten der Expedition bestreitet er größtentheils aus eigenen Mitteln. Ihn begleiten sieben Personen, darunter auch ein Photograph, und für den Transport dienen zehn Kameele. Man sieht in Australien dem Ausgange mit größter Spannung entgegen.

Auf besondere Empfehlung des bekannten Regierungsbotanikers Baron Dr. Ferdinand von Müller in Melbourne wurde noch in letzter Stunde von Seiten der südaustralischen Regierung Lieutenant Hermann Dietrich als Botaniker der Expedition beigegeben. Derselbe war früher Lieutenant in der preußischen reitenden Artillerie. Später führte er ein abenteuerliches Leben in vieler Herren Länder, besuchte die Türkei, Kleinasien, Aegypten, den Sudan, Abessinien u. s. w. und lebt zur Zeit in Melbourne in intimem Verkehre mit Baron von Müller.

Mr. Lindsay nimmt viel Sämereien und auch Pflanzen mit auf die Reise, welche ihm Baron von Müller eingehändigt hat, damit er sie an geeigneten Orten dem Erdboden übergebe.

Henry Greffrath.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Eine eigene Specialität unter den Reisenden vertritt der englische Geistliche Henry Lansdell, welcher in den letzten Jahren Sibirien, Russisch-Turkestan, Kuldscha, Buchara und Chiwa durchreist hat; sein Reisezweck ist hauptsächlich die Vertheilung von religiösen Druckschriften, Bibeln u. s. w. in Gefängnissen, Spitälern und ähnlichen öffentlichen Anstalten. Daneben hat er allerdings ein offenes Auge, besonders für die Vegetation und die Thierwelt, und da er mit einer Fülle der besten Empfehlungen versehen war, so hatte er Gelegenheit, Vieles zu sehen, zu erfahren und zu sammeln, was Anderen vielleicht weniger zugänglich gewesen wäre. Seine letzte Reise führte von London über Jekaterinburg nach Omsk, Semipalatinsk, Sergiopol, Kuldscha, Wernoje, Taschkend, Chokand, Samarkand, Buchara, Chiwa, Krasnowodsk, Baku und zurück nach London, war 19400 km lang und wurde in kaum einem halben Jahre zurückgelegt. Sein Buch ist jetzt in deutscher Uebersetzung (von H. von Wobeser) unter dem Titel „Russisch-Central-Asien nebst Kuldscha, Buchara, Chiwa und Merw“ in drei Bänden, denen noch ein wissenschaftlicher Anhang über Fauna und Flora von Russisch-Turkestan nebst Bibliographie folgen wird, bei F. Hirt und Sohn in Leipzig erschienen. (Mit Karte, Photographie des Verfassers und ca. 70 Abbildungen, Preis 20 Mk.) Es ist keine fortlaufende Schilderung seiner Erlebnisse, sondern die Reise des Verfassers bildet gleichsam nur den Faden, an welchem eine große Menge wissenschaftlicher Daten, die der Autor aus Originalwerken, durch Erkundigungen und von Behörden zu sammeln verstanden hat, aufgereiht sind. Jegliche Seite des öffentlichen und privaten Lebens erhält so seine Beleuchtung durch statistische Angaben, Geschichte, wie Ethnographie, Fauna und Flora, Militärwesen und Verwaltung, Schulwesen, Krankheiten, Spitäler, Handel und Verkehr u. s. w., und so kann das Werk demjenigen, welcher den schildernden Theil vielleicht nur einmal liest, auch späterhin als Nachschlagebuch zu mehr wissenschaftlichen Zwecken dienen.

— Als im Jahre 1883 die Koreanische Gesandtschaft aus den Vereinigten Staaten zurückkehrte, wurde auf Befehl des Königs eine sogenannte „Amerikanische Farm“ angelegt. Nach einer Mittheilung des amerikanischen Geschäftsträgers in Söul befindet sich dieselbe in vollem Aufblühen; im vergangenen Jahre hat man dort vielen Samen gewonnen und an dreihundert verschiedene Orte vertheilt, während die nöthigen Anweisungen für die Behandlung ertheilt und mit Erfolg benutzt wurden. Die Hausthiere, welche auf der amerikanischen Farm gehalten werden, sind von „Kalifornischer Vollblut-Rasse“.

— Die japanische Regierung wird zwölf Frauen nach Frankreich schicken, damit sie dort die Landessprache studiren und dieselbe dann in ihrem Vaterlande lehren. Die Dauer ihres Aufenthaltes ist auf drei Jahre festgesetzt.

— Bei dem holländischen Minister der Kolonien ist darauf angetragen worden, fortan auch chinesische Dolmetscher in der Provinz Kuang-Tung ausbilden zu lassen, deren Sprache von den Chinesen, welche sich außerhalb Java niedergelassen, hauptsächlich gesprochen wird. Wahrscheinlich wird der Bitte entsprochen werden.

— Seit längerer Zeit werden die östlichen Inseln des malayischen Archipels von amerikanischen Freibeutern beunruhigt, welche die Vorgänge aus dem Stillen Ocean (Menschenraub), wie es scheint, dorthin verlegen wollen. Trotzdem die holländischen Kriegsschiffe in den von ihnen heimgesuchten Gewässern kreuzen, ist es noch nicht geglückt, einen derselben auf frischer That zu ertappen.

Afrika.

— Die Direktion des Suez-Kanals hat sich entschlossen, probeweise die nächtliche Benutzung des Kanals zwischen Port Said und Kilometer 54 den Kriegsschiffen und Post-Dampfern, welche elektrisches Licht führen, zu erlauben. Um die Schiffahrt zu erleichtern, hat die Gesellschaft ihrerseits alle Stationen in diesem Theile des Kanals mit einem festen Lichte, welches 9 km weit sichtbar ist, versehen, um den Schiffen als Zeichen zu dienen; auch ist ein vollständiges Signalsystem organisirt, um die Verbindung mit den Schiffen auch bei Nacht unterhalten zu können. Wenn der Versuch glückt, soll er auch auf den übrigen Theil des Kanals, sowie auf andere Schiffe ausgedehnt werden; im Falle des Gelingens würde der Verkehr im Kanale eine große Erleichterung erfahren.

— Albinismus in Westafrika. Zu interessanten Studien — schreibt H. Zöller (Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste, III, S. 81) — würde meines Erachtens ein genaueres Studium der „Albinismus“ genannten Entfärbung der Haut führen. Ich möchte die Aufmerksamkeit der berufsmäßigen Ethnologen und Anthropologen ganz besonders auf die eigenthümliche Thatsache lenken, daß die Zahl der Albinos, wenn man sich, von Westen oder von Südosten kommend, den Niger-Mündungen nähert, beständig zunimmt, bis schließlich im Niger-Delta selbst die blaßhäutigen und blaßhaarigen Menschen einen gar nicht unbedeutenden Bruchtheil der Gesammtbevölkerung darstellen. Auch scheint die Stärke der Hautentfärbung in direktem Zusammenhange mit ihrer Häufigkeit zu stehen. So haben z. B. die Albinos des Togo-Gebietes und von Camerun doch immer noch eine dunkele oder wenigstens stark ins Röthliche schimmernde Hautfarbe, während ich im Niger-Delta solche sah, deren Farbe von derjenigen gesunder Deutschen, Engländer oder Schweden nicht zu unterscheiden gewesen sein würde. Der Gesichtsausdruck der afrikanischen Albinos ist ebenso wie derjenige der europäischen nicht gerade angenehm. Die Züge haben etwas Verkniffenes und Greisenhaftes, welcher peinliche Eindruck durch die meistens etwas unnatürliche Farbe des Haares noch vermehrt wird. Uebrigens scheint es beinahe, als ob in den Bergen, wo die meisten Albinos vorkommen, alle Bewohner eine leicht ins Röthliche spielende Hautfarbe besäßen.

— Die Hoffnung, den Aepyornis maximus noch lebend in Madagaskar aufzufinden, ist nach einer Mittheilung von Grandidier an die Akademie in Paris sehr gering, da das seither noch unbekannte Innere des südlichen Madagaskar sich als ein baumloses Steppenland herausgestellt hat, in welchem ein Vogel von dieser Größe nicht hätte unbemerkt bleiben können. Auch finden sich die Eier nicht dort, sondern in dem Dünengebiete an der Südküste zwischen Kap Ste. Marie und Machikora, wo sie im Dünensande begraben liegen und manchmal durch die Abspülung bei schwerem Regen herausgewaschen werden. Daß der Vogel aber noch nicht allzu lange ausgestorben sein kann, beweist der Umstand, daß sich mit den Eiern zusammen die Gehäuse von heute noch auf Madagaskar lebenden Schneckenarten, zum Theile mit noch erhaltener Färbung, finden.

Inseln des Stillen Oceans.

— Für die holländische Neu-Guinea-Expedition hat die zweite Kammer der General-Staaten anstatt der geforderten 25000 Gulden nur 10000 bewilligt; man fürchtete, daß politische Zwecke mit derselben verbunden seien. Wie es scheint, wird der Minister noch einen Versuch machen, die Bewilligung weiterer Mittel für die Expedition zu erlangen.

— Nach kaiserlicher Bestimmung sind in dem deutschen Antheile von Neu-Guinea und Umgegend folgende Namensänderungen vorgenommen worden: ein auf der Nordostküste von Kaiser-Wilhelms-Land, nordwestlich von Port Konstantine entdeckter Hafen und eine Bucht in der Nähe desselben sind „Friedrich-Wilhelms-Hafen“, bezw. „Prinz-Heinrich-Hafen“, ein östlich vom Kap de la Torre entdeckter großer schiffbarer Fluß „Kaiserin-Augusta-Fluß“, der Berg Beautemps-Beaupré auf der Gazellen-Halbinsel „Varzin“, das bisherige Neu-Irland, „Neu-Mecklenburg“, die Gruppe Duke of York „Neu-Lauenburg“ und Neu-Britannien „Neu-Pommern“ getauft worden.

Nordamerika.

— Alpheus Hyatt hat mit der Yacht „Arethusa“ eine sehr erfolgreiche Fahrt längs der Küsten von Neufundland und Labrador gemacht. An der nur von einzelnen Fischern bewohnten Westküste Neufundlands wurden massenhaft wohlerhaltene Versteinerungen von Cephalopoden gefunden, darunter Formen, welche ein neues Licht auf die Entwickelung der einzelnen Gruppen werfen. Eine recente Hebung längs der Küste, sowie an Labrador, an Anticosti und den Mingan-Inseln, war unverkennbar.

— Die verheerenden Ueberschwemmungen im Mississippigebiete und die Möglichkeit ihrer Verhütung beschäftigen neuerdings wieder vielfach die betreffenden Kreise der Vereinigten Staaten. In einem sehr lesenswerthen Artikel in der Decembernummer des „American Naturalist“ macht Ballou darauf aufmerksam, daß sich das von Norden nach Süden verlaufende Mississippithal und das von Ost nach West laufende Ohiothal diametral verschieden verhalten. In ersterem besteht Hochwasser von Frühjahr bis Mitte Juni, aber da die Schneeschmelze nur langsam von Süden nach Norden vorschreitet, wird die Fluth verhältnißmäßig nicht so hoch, obschon sie durch ihre lange Dauer Schaden genug thun kann. Ganz anders der Ohio. Da fast sein ganzes Thal unter demselben Breitengrade liegt, erfolgt nicht nur die Schneeschmelze fast in seinem gesammten Flußgebiete zu gleicher Zeit, sondern auch die atmosphärischen Vorgänge, welche in einer gewissen Beziehung zum Stande der Sonne stehen, dauernde Regengüsse, Wolkenbrüche, Tornados, betreffen es meist in seiner ganzen Ausdehnung, und so entstehen jene entsetzlichen Fluthen, welche auf der Welt nicht ihres Gleichen haben. Die Vereinigten Staaten haben für Schutzbauten schon über 500 Millionen Dollars ausgegeben, die von Privaten erlittenen Schäden belaufen sich bereits auf mehr als das Doppelte dieser Summe. Die furchtbarsten Schäden entstehen durch die Eisgänge und Stauungen; um diesen abzuhelfen, sind alle Snagboote, die zur Beseitigung der Snags, der festsitzenden Baumstämme, unterhalten werden, mit Dynamitpatronen ausgerüstet. Um die Fluthen zu verhüten, ist bis jetzt wenig Ernstliches geschehen, die bezüglichen Vorschläge sind im Kongreß begraben worden. Jetzt dringt aber die Presse darauf, den Schaden an der Wurzel anzufassen und durch Wiederaufforstung, sowie durch Anlage von Teichen, Seen und kleinen Wasserreservoirs in den Quellthälern den Abfluß des Wassers zu verlangsamen.

Oceane.

— Eine Meervergiftung. Ueber einen merkwürdigen Vorgang, welcher für die Lehre von der Entwickelung der Korallenriffe nicht unwichtig ist, berichtet Forbes in seinem interessanten Buche: A Naturalist's wanderings in the Eastern Archipelago. Im Jahre 1876 wurden die Keeling-Inseln von einem furchtbaren Orkane heimgesucht, welcher von dem auf der Insel wohnenden Mr. G. C. Roß genau beobachtet wurde. Der Sturm begann am 28. Januar, zum Glück durch rasches Fallen des Barometers so lange vorher angemeldet, daß die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen werden konnten. Das Meer stieg so furchtbar, daß es bis 150 Yards einwärts der Hochwassermarke vordrang; der Barometer fiel auf 26½", kein Gegenstand, der höher als 1 bis 2' über dem Boden emporragte, blieb aufrecht und die Menschen konnten sich nur dadurch retten, daß sie sich in den Vertiefungen des Bodens platt niederlegten. Am Strande wurden mächtige Korallenblöcke abgebrochen und hoch über die Hochwassermarke hinaufgeschleudert. Sechsunddreißig Stunden später bemerkte man in der Lagune zwischen den nördlichen Enden von Neu-Selima und Gooseberry Island eine schwarze Färbung des Meerwassers, welche aus der Tiefe aufstieg und sich über den größeren Theil der Innenlagune, soweit ihr nicht die Strömungen Halt geboten, verbreitete; ungefähr vierzehn Tage lang stiegen immer neue dunkle Wassermassen auf und verbreiteten einen penetranten Geruch nach faulen Eiern. Binnen 24 Stunden war im Bereiche der Färbung alles Leben vernichtet, die Muscheln und Korallen starben ab und todte Fische wurden in solchen Massen ans Land geworfen, daß die Eingeborenen drei Wochen lang zu arbeiten hatten, um sie wegzuschaffen und zu vergraben. Forbes besuchte die Insel im Jahre 1878. Noch waren die Spuren des Orkans kaum zum geringsten Theile verwischt und in der ganzen Osthälfte der Lagune kaum eine Spur von Leben zu finden. Die Korallen lagen todt und waren bis auf die Stämme herunter zerfressen, auch die Muschelschalen waren arg zerfressen. Nur hier und da sah man einen Fisch und ganz am Rande des Verwüstungsgebietes einzelne neue Kolonien von Madrepora und Porites. — Bekanntlich hat Darwin bei seinem Besuche 1836 in derselben Lagune ein ähnliches Verwüstungsfeld vorgefunden und glaubte es durch ein Sinken des Wasserspiegels, veranlaßt durch die Schließung verschiedener Zuflußkanäle, erklären zu müssen; aber vielleicht handelte es sich damals um ein ganz ähnliches Vergiftungsphänomen, bedingt vielleicht durch ein Erdbeben, das zwei Jahre früher stattgefunden. Auch für die Katastrophe von 1876 nimmt er ein Erdbeben an, das im Toben des Orkans übersehen worden sei. Es könnte aber vielleicht auch das Ausströmen des Schwefelwasserstoffgases bedingt gewesen sein durch den abnorm niederen Luftdruck, welcher das im Boden enthaltene, durch die Zersetzung der organischen Stoffe entstandene Gas zum Ausströmen brachte. Ko.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIX. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Dr. P. Neis' Reise im oberen Laos-Lande.

I.

Zu Anfang 1880 wurde Dr. P. Neis als Marinearzt nach Saïgon geschickt und benutzte während dieses und des folgenden Jahres seine dienstfreie Zeit zu verschiedenen Ausflügen in das Gebiet der wilden Mois, wobei er sich der Unterstützung des damaligen Gouverneurs von Französisch-Cochinchina, Lemyre de Vilers, zu erfreuen hatte. Es gelang, mit diesen unabhängigen Stämmen im Nordosten der Kolonie freundschaftliche Verbindungen anzuknüpfen, so daß schließlich einer der ersten Häuptlinge derselben, Patao, im Januar 1881 nach Saïgon kam und um den Schutz der französischen Regierung bat. Unter Patao's Führung und in Begleitung des Lieutenants Septans, der die Routenaufnahmen zu machen hatte, brach Neis zu Anfang Februar von Neuem auf, durchwanderte während dreier Monate das weite, wellige Plateau unter dem 12. Breitengrade, drang bis an die Quellen des Donnaï vor und kehrte längs desselben nach Cochinchina zurück. Als er dann im April 1882 zur Erholung nach Frankreich zurückkehrte, erhielt er in Folge seiner bisher erreichten Resultate vom Unterrichtsminister den Auftrag zu einer wissenschaftlichen Reise in Hinterindien, zu welcher er sich nach Kräften vorbereitete. Als specielleres Ziel derselben wurde nach reiflicher Ueberlegung und im Einverständnisse mit dem Gouverneur von Cochinchina und dem Reisenden Dr. Harmand, damals Konsul in Bangkok, das Reich Luang-Prabang am mittleren Mekong ausersehen, wohin sich Neis auf dem Mekong-Strome begeben wollte. Zu Begleitern erwählte er einen Dolmetsch für Siamesisch und Französisch, den jungen Nô, einen zweiten für Annamitisch und Französisch, Phuöc mit Namen, und zwei eingeborene Milizsoldaten, welchen ihre Waffen belassen wurden; alle vier sind von der 19 Monate währenden Reise gesund zurückgekehrt. Das Gepäck, Munition, Waaren zu Geschenken u. s. w. war in 40 kleinen Kisten, jede von etwa 30 kg, verpackt; Lebensmittel befanden sich nur wenig darunter, da der Reisende wußte, daß er doch sehr bald genöthigt sein würde, ganz nach Landessitte zu leben.

Am 12. December reiste die kleine Gesellschaft von Saïgon auf dem Kanonenboote „Eclair" nach Phnompenh ab, wo er seine mexikanischen Piaster in Tikals und Silberbarren umwechselte. Eine solche Silberbarre wiegt 383 g, gilt etwa 15 Piaster und ist die einzige Münze, welche in ganz Indochina leichten Cours hat. Am 19. December verließ der „Eclair" Phnompenh und am 23. trat Neis auf drei Barken, welche der Gouverneur von Kratieh geliefert hatte, die weitere Fahrt stromaufwärts an, nachdem er sich von den letzten Landsleuten und Freunden, die ihn bis dorthin begleitet, verabschiedet hatte.

Auf seine Mekong-Fahrt, welche der zu früh gestorbene Francis Garnier so trefflich geschildert hat, auf das stete Ankämpfen gegen die Stromschnellen, das tägliche Lagern am Ufer, die Empfänge bei den laotischen Gouverneuren und den stets wechselnden Anblick des majestätischen Stromes, der von den Hochebenen Tibets bis zu den Niederungen Cochinchinas Asien durchströmt, geht Neis nicht näher ein; am 15. Januar langte er in Bassak, seiner ersten wahrhaften Etappe in Laos, an.

Die Provinz, oder richtiger das Königreich Bassak, bildet den mächtigsten Staat von Unter-Laos, bei dessen Herrscher die früheren französischen Expeditionen unter Doudart de

Lagrée und Dr. Harmand den besten Eindruck hinterlassen haben. Ihrem Nachfolger Neis half der König nach Kräften bei seinen Ausflügen in die umliegenden Berge und zu den schönen Chmer-Ruinen von Wat Phu, wo er einige Tage damit zubrachte, den Plan derselben aufzunehmen. Er bewohnte, wie seine Vorgänger, das Gemeindehaus oder die Sala, deren Fuß der Strom bei Hochwasser bespült, während sie sich jetzt mehr als 15 m über dessen Spiegel erhob. Aber trotz der Freundlichkeit, welche ihm der König bewies, bemerkte der Reisende doch bald, daß er im Lande nicht beliebt war; was ihn verdächtig machte, war der Umstand, daß der König und die hohen Beamten im Besitze zahlreicher annamitischer Sklaven sich befanden und fürchteten, daß Neis dieselben als seine halben Landsleute befreien würde. Der König hatte ihm freilich versichert, daß es in seinem ganzen Reiche keinen einzigen annamitischen Sklaven gebe; aber des Reisenden Begleiter hatten solche bemerkt, und bald traf er auch selbst mit denselben zusammen; zuletzt verging kein Abend, ohne daß er den Besuch eines oder mehrerer dieser Unglücklichen erhalten hätte. Die meisten derselben werden von den Chas (wilde Gebirgsstämme) an den Grenzen Annams gefangen genommen; auch die kleine Truppe von Elephantenjägern, welche der König von Bassak auf dem Plateau der Boloveus unterhält, soll nebenbei den Fang von Annamiten betreiben. Ein erwachsener Annamit gilt in Bassak vier Silberbarren, während man für einen Chas oder einen laotischen Sklaven nur die Hälfte löst; annamitische Frauen gelten eine bis vier Barren. Diese Leute betonten stets den Umstand, daß Frankreich eigentlich der Herr Annams, also Neis ihr Vater sei, und baten ihn, sie unter seinen Schutz zu nehmen und zu befreien, und da Frankreich den Bewohnern Cochinchinas bereits das



Wilde Mois.

Stimmrecht und durch Gesetz vom Januar 1881 sogar das Recht, französische Bürger werden zu können, verliehen hat, so wird es sich, sobald es wirklich Herr von Annam geworden ist, auch schwer der Pflicht entziehen können, diese Sklaven zu befreien. Neis ist der Ansicht, daß dies mit etwas Geduld, viel Geschicklichkeit und wenig Geld auch dereinst möglich sein wird.

Aber dieser Verkehr mit den Sklaven blieb nicht unbemerkt; der König machte zwar gute Miene zum bösen Spiele und bat den Reisenden um allerhand Dienste, ließ seine Kranken von ihm besuchen, seine Uhren ausbessern und sich photographiren; aber er war doch gar nicht böse, als derselbe am 9. Februar seine Reise stromaufwärts weiter fortsetzte. Während derselben machte es Neis große Freude, die peinliche Genauigkeit der von F. Garnier und Delaporte gemachten Stromaufnahme zu konstatiren; ihm blieb nur eine geringe Nachlese übrig, und er beeilte deshalb seine Fahrt so sehr wie möglich und blieb nur fünf Tage in Kemarat, dessen alter Gouverneur ihn weit gastlicher aufnahm, als der König von Bassak. Da derselbe bemerkte, daß der Reisende kein Gong besaß, so zwang er ihn, ein sehr schönes von ihm anzunehmen, indem er ihm versicherte, daß ein Mandarin niemals ohne ein solches Instrument reisen dürfe. Und er hatte Recht: sobald sich Neis in Zukunft einem Dorfe näherte, wo er Lebensmittel kaufen oder einige Hilfsruderer zur Ueberwindung einer Stromschnelle anwerben wollte, ließ er das Gong schlagen, worauf sofort der Dorfhäuptling und die Aeltesten erschienen und sich dem reisenden „Mandarinen" zur Verfügung stellten. Vorher hatte er oft eine kostbare Zeit damit verloren, daß er die Aeltesten durch einen Bootsmann und einen seiner Dolmetscher hatte suchen lassen müssen.

Als Neis in Ban-Muk anlangte, bemerkte er mit Verwunderung eine ziemlich große Anzahl kleiner Bambuflöße auf dem Strome herabtreiben, welche kleine kaum fußhohe Häuschen aus Bananenholz trugen. Diese waren mit Reis, Bananen und Stückchen Schweine- und Hühnerfleisch gefüllt und wurden von zahlreichen Raben begleitet, welche sich um diese Lebensmittel stritten. Die um die Bedeutung dieser Erscheinung befragten Laos antworteten: „Das ist ein böses Zeichen; am oberen Flusse herrscht eine ansteckende Krankheit, und diese Flöße tragen die Häuser der Pi (Geister), welche die Anwohner auf das Wasser gesetzt haben.“ Wenn nämlich in einem Dorfe eine Epidemie ausbricht, so errichtet man neben den Wohnungen der Kranken solche kleinen Häuser und füllt sie mit Lebensmitteln, um sie dann Abends, wenn nach dem Volksglauben der durch das Mahl angelockte Pi sich in dieser neuen Behausung eingerichtet hat, auf Bambuflöße zu setzen und mit dem Strome fortreiben zu lassen. Alle Krankheiten werden durch Pi oder Geister erzeugt, welche in den Bauch der Menschen fahren, und die man auf solche Weise los zu werden sucht.

Einige Stunden später erhielt der Reisende den Beweis, daß die Befürchtungen der Laos richtig waren: an diesem Tage trieben drei, in Bambus gehüllte Leichen bei seinem Boote vorbei, und vor den am Ufer liegenden Dörfern hingen Bekanntmachungen auf Bambutafeln, welche alle Reisenden, Kaufleute oder Mandarinen benachrichtigten, daß das Dorf verseucht sei, und ihnen bei hoher Strafe den Zutritt verboten. In Ban-Muk herrschte allgemeine Bestürzung; am selben Morgen waren dort schon fünf Menschen gestorben, so daß der Gouverneur, ein dicker, vor Furcht halb toller Mann, seinen Untergebenen befohlen hatte, die Kranken im Stiche zu lassen und sich in den Wäldern zu zerstreuen. Er bat den Reisenden, sich nicht aufzuhalten, sondern bis zu dem nächsten, nur 6 Stunden entfernten Möong (Provinzialhauptort) zu fahren, der von der Epidemie verschont sei. Neis besuchte einige Kranke und fand, daß er mitten in eine Choleraepidemie gerathen sei. Der nächste Provinzhauptort, Panokakolakum (früher Möong-Maï oder Neustadt), ein Dorf von etwa 30 Hütten, war zwar frei von der Seuche, in Penom aber, wo Neis an 9. März anlangte, herrschte sie wieder. Diese hübsche Stadt besitzt einen der schönsten Wat oder Pagoden im ganzen Laosgebiete und Straßen, die mit damals gerade blühenden Orangen-, Citronen-, Jasmin- und Plumeriabäumen eingefaßt sind. Für gewöhnlich kann man sich kaum einen heitereren Anblick denken, als den einer laotischen Stadt; die Bewohner sehen alle glücklich und zufrieden aus und verbringen einen guten Theil ihrer Zeit mit Lachen und Singen. Jetzt aber war alles öde und still; vor den meisten Häusern stand ein Pfahl, der einen umgekehrten Topf trug, ein trauriges Symbol, welches verkündet, daß man in dem betreffenden Hause keinen Reis mehr kocht. Darunter hängt ein großer Stern aus Bambu zum Zeichen, daß das Haus unrein ist. Was noch Kraft hatte, ist davongezogen, und neben den Sterbenden hat man nur



Sala in Bassak.

etwas gekochten Reis und eine Schale voll Wasser gestellt.

Nach langem Suchen fand Neis den Gouverneur in einem der zahlreichen kleinen Gebäude, welche die Pagode umgeben, wo er seine Zeit mit Beten hinbrachte. Es war demselben unmöglich, dem Reisenden sofort Ruderer zur Fortsetzung seiner Fahrt zu stellen; eine Räuberbande machte sich den Schrecken der Bevölkerung zu Nutzen, plünderte das Land und hatte mehrere Häuser von Penom, darunter auch das des Gouverneurs, niedergebrannt. Unter diesen Umständen mußte sich Neis zu einigen Tagen Wartens entschließen; er beruhigte den Gouverneur, schenkte ihm, da derselbe alle seine Waffen verloren hatte, ein Steinschloßgewehr nebst Munition, und machte Krankenbesuche, ohne indeß viel helfen zu können; nur bei zwei Töchtern des Gouverneurs erzielte er durch kräftiges Eingreifen eine Besserung. Den Einfluß, welchen er damit auf den Beamten gewann, suchte er dazu zu verwenden, daß man die Todten in Zukunft begrabe, anstatt sie in den Fluß zu werfen und dadurch die Seuche nur noch weiter zu verbreiten; aber das war vergebene Mühe. Stets erhielt er zur Antwort: „Das ist einmal so der Gebrauch; wir haben



Der König von Bassak.

die Cholera vom Oberlaufe des Stromes erhalten und schicken sie nun weiter hinab.“ Die Laos verbrennen nur die Leichen großer Mandarinen und begraben gewöhnlich alle anderen; aber jeder Todte, der an einer Epidemie gestorben ist, gleichviel ob Mandarin oder Bettler, wird in den Fluß geworfen, und ebenso die im Kindbett gestorbenen Frauen. Die Leiche wird zwischen Bambulatten gepackt und mit Rotang zusammengeschnürt, und das Ganze an einen dicken Bambu, der als Schwimmer dient, festgebunden. Jeden Morgen holen dazu bestimmte Leute die Leichen aus den Häusern, hüllen sie auf die beschriebene Weise ein, rudern sie in die Mitte des Stromes und werfen sie dort ins Wasser. Diese Sitte ist um so beklagenswerther, als die Eingeborenen nur Flußwasser trinken; zum Glücke fressen die stellenweise sehr zahlreichen Krokodile die Leichen ziemlich rasch auf, und Raben und Geier helfen ihnen dabei.

Nach vier Tagen waren die erforderlichen zwölf Ruderer aus den umliegenden Dörfern zusammengebracht, und Neis konnte seine Reise fortsetzen. In Lakôn und Hutên war die Epidemie verschwunden, in Saniabury aber hatte sie dermaßen gewüthet, daß sämmtliche gesunde Einwohner sammt dem Gouverneur in die Wälder geflüchtet waren



Die Ufer des Mekong während der Cholera.

und nur Sterbende und Kranke zurückgelassen hatten. Da aber der nächste Möong, Pon-Pissay, mehr als zehn Tagereisen von Saniabury entfernt war, so konnte Neis unmöglich die Ruderer von Hutén gegen alle Landessitte zwingen, ihn dorthin zu bringen; wollte er also nicht seine Reise ganz aufgeben, so mußte er den Gouverneur finden und zwingen, ihm Ruderer und Boote zu stellen. Er sandte zu diesem Zwecke seinen Bootsführer aus, der nach zwei Stunden schon einen höheren Beamten herbeibrachte und den Besuch des Gouverneurs für den Abend ankündigte. Um sechs Uhr erschien derselbe und erhielt ein reiches Geschenk; außerdem aber ließ ihn Neis hart an, weil er seinen Posten verlassen, die Kranken ihrem Schicksale preisgegeben und die Cholera weiter verbreitet hatte, indem er die Leichen in den Fluß werfen ließ. Auf jeden Vorwurf antwortete der Gouverneur demüthig mit „Koràp“, einem Worte, das man nur Höhergestellten gegenüber braucht, und zum Schlusse sagte er bloß: „Ich habe Furcht vor der Cholera.“ Zur Nacht kehrte er dann wieder in den Wald zurück, nachdem er versprochen hatte, Boote zu stellen und Ruderer für den nächsten Tag zusammenzubringen.

Schon an diesem Tage war Neis am Gallenfieber erkrankt; am nächsten (16. März) wurden auch seine Leute ergriffen; seine Eile, aus dieser so verpesteten und doch von Jasmin- und Orangenblüthenduft geschwängerten Luft fortzukommen, wurde immer größer. Zwei Tage darauf waren endlich zwei schöne Barken zur Stelle, um ihn nach Pon-Pissay zu bringen. Aber je mehr er sich dem großen Bogen, welchen der Mekong oberhalb des 18. Breitengrades nach Osten macht, näherte, desto öfter hörte er vom Lande der Phuöng und von leichten Straßen nach Annam hinüber sprechen und befragte darüber eifrig die Mandarinen, chinesischen Kaufleute und Reisenden. Aus dem Lande der Phuöng kommen nicht weit von einander drei schiffbare Zuflüsse des Mekong herab, der Hinbun, Pakkadin und Schan. Letzterer, weiter nach Norden gelegen, sollte den gewöhnlichen Weg in jenes geheimnißvolle Land abgeben. Da nun einerseits der Mekong-Lauf schon vollständig durch Garnier aufgenommen war,



Lager auf einer Sandbank.

andererseits der Fluß noch immerfort Leichen herabführte und Neis erwarten mußte, in Pon-Pissay wieder mit der Cholera zusammenzutreffen, so faßte er den Entschluß, den Mekong zu verlassen und quer durch unbekanntes Land Luang-Prabang zu erreichen. Seine Boote waren indessen für die Befahrung des Nam-Schan zu groß, und eine andere Schwierigkeit bestand darin, daß man eigentlich nur in Provinzialhauptstädten Boote und Ruderer wechseln kann. Gegenüber der Mündung des Nam-Schan, in dem großen Dorfe Bun Kang (vgl. die Karte in der nächsten Nummer), machte er Halt, schlug sein Lager auf der großen Sandbank auf, welche während der trockenen Jahreszeit sich vor dem Dorfe bildet, und ließ sein Gong schlagen, um die Notablen zu benachrichtigen. Aber ehe dieselben erschienen, kam aus einem benachbarten Lager ein junger reich gekleideter, mit zahlreichen Ringen und goldenen Ohrgehängen geschmückter Lao, der sich als Sohn des Hatsaon (Mandarin zweiten Ranges unter dem Gouverneur) von Pon-Pissay vorstellte und überaus freundlich war. Ihm erzählte Neis seinen Plan, bat ihn, dem Gouverneur und seinem Vater ein Geschenk zu überbringen und gewann ihn dadurch dermaßen, daß der junge Mandarin ihm nicht nur kleinere Boote und Ruderer verschaffte, sondern auch einen großen Theil seines Gepäcks auf dem Mekong direkt nach Luang-Prabang zu befördern übernahm. So konnte der Reisende am 23. März Morgens seine Fahrt auf dem Nam-Schan antreten. Anfangs etwa 200 m breit und langsam fließend, wird derselbe bald schmaler und nimmt an Schnelligkeit zu. Ueberall fiel der Blick auf eine prächtige Vegetation; die Jagd, welche auf dem breiten Mekong fast unmöglich ist, wurde hier leicht, und das Aufnehmen des Stromlaufes, dort überflüssig, nahm hier die ganze Aufmerksamkeit des Reisenden dauernd in Anspruch. Nach $6^1/_2$ stündiger langsamer Fahrt erreichte er den kleinen Möong Patsum, wo er die Boote und Ruderer wechseln mußte und in seiner Barke übernachtete, da der Ort keine Sala besitzt. Als er gegen Abend von einem Besuche beim Gouverneur zurückkehrte, stieg aus einem unweit davon liegenden Boote eine junge Frau von etwa 25 Jahren heraus, mit Geschmeiden behangen und in den Haaren Blumengewinde; ihr folgten

drei Dienerinnen, welche eine große, mit Blumen, Früchten, Cigarretten und Wachs bedeckte Platte trugen. Der Reisende empfing sie auf dem Vordertheile seines Bootes, während die Dienerinnen am Ufer blieben. Sie überreichte ihm ihre Geschenke und fragte dann, was er zu verkaufen habe; auf seine Antwort, daß er kein Kaufmann, sondern ein französischer Forschungsreisender sei, lachte sie und erwiderte: „Ich wußte wohl, daß Du kein Händler warst; sonst wäre ich nicht zuerst zu Dir gekommen und hätte Dir Geschenke gebracht; ich hörte das Gong bei Deiner Ankunft schlagen und sah, daß Du ein großer Mandarin bist.“ Dann erzählte sie ihm ihre Geschichte und gab ihm eine Menge werthvoller Auskünfte; sie war die Schwester des Königs der Phuöng und hieß Nansivaï.

Noch vor 12 Jahren war das Reich der Phuöng wohlhabend und blühend; seine Hauptstadt, Xieng Kuang, war groß, gut befestigt und der Marktplatz für die Bewohner des mittleren Laos-Gebietes, des Königreiches Luang-Prabang und eines Theiles von Annam. Eine Stadt Phnön oder Puön hat es aber nie gegeben. Gegen 1870 begannen die Einfälle der Hô oder chinesischen Räuber, welche zwischen Tongking und dem Reiche Luang-Prabang von Norden herabkamen, alljährlich weiter nach Süden vordrangen und das Land der Phuöng plünderten. Diese, von Natur wenig kriegerisch, wandten sich der Reihe nach an die Siamesen, nach Luang-Prabang und an Annam; denn allen drei Reichen gegenüber fühlten sie sich als Vasallen. Annam und Siam schickten zwar einige Truppen, welche aber das



Zusammenkunft mit der Schwester des Königs der Phuöngs.

Land verwüsteten, unter einander kämpften und es nicht hindern konnten, daß die Hô im Jahre 1874 die Hauptstadt Xieng Kuang eroberten. Bei einem Versuche, dieselbe wieder zu gewinnen, fiel bald darauf der König des Landes, und sein Sohn flüchtete sich erst nach Thathom, dann in eine Festung Möong Ngan an den Quellen des Nam-Schan; dort waren die Reste des Reiches der Phuöng zu finden. Seitdem brandschatzten die Hô das Land, und nur die königliche Familie und eine kleine Anzahl treu gebliebener Dörfer wagten noch Widerstand zu leisten. Ebenso wie der Vater Nansivaï's, war auch ihr Gemahl durch die Feigheit und Treulosigkeit seiner Begleiter den Hôs zum Opfer gefallen. Nansivaï bewunderte den Muth des Franzosen, in jenes Land vorzudringen, und theilte ihm mit, daß zwei Europäer mit großen Bärten und langen schwarzen Gewändern, wie die Annamiten — offenbar katholische Missionare — von Annam her vor etwa Jahresfrist nach Möong Ngan gekommen seien und dort wohnten; was sie beabsichtigten, wüßte man nicht. Zuerst war Neis durch diese Mittheilung etwas enttäuscht, da er nun nicht mehr der erste war, der Möong Ngan erreichte; bald aber gedachte er der wissenschaftlichen Vortheile, welche ihm der Verkehr mit jenen Missionaren bringen mußte; auch war ihre Anwesenheit ein guter Grund, um die Mandarinen längs des Flusses zum Stellen von Booten zu bewegen. Er beschenkte Nansivaï mit einigen Metern Goldborde und erwiderte am Abend ihren Besuch. Dabei erfuhr er noch, daß ein anderer ihrer Brüder unter dem Schutze des Königs von Siam am

Nam Schan einige Hundert flüchtiger Landsleute gesammelt und die stetig anwachsende Stadt Molicau gegründet habe, als deren Gouverneur er fungirte. Dort mußte Neis vorbeikommen, um Möong Ngan zu erreichen, und darum versprach ihm Nansivaï, ihm am nächsten Morgen einen Brief an ihre Brüder mitzugeben. Der Reisende wollte jedenfalls weiter vordringen und die Hôs kennen lernen, wenn er auch jetzt schon ahnte, daß es ihm unmöglich sein würde, von Möong Ngan aus über Land Luang-Prabang zu erreichen.

Die Vegetation der Kanarischen Inseln[1]).

I.

F. M. Nachdem Bory de St. Vincent 1803 und A. v. Humboldt 1814 (Reise 1799) auf die Wichtigkeit des kleinen Gebietes des Kanarischen Archipels aufmerksam gemacht, hat dessen Flora durch Webb und Berthelot (1836 bis 1850) eine für die damalige Zeit glänzende Bearbeitung gefunden. Seitdem ist nur Fragmentarisches über diesen Gegenstand erschienen, und Herr Dr. Christ in Basel, dem das Glück eigener Untersuchung dieser wunderreichsten und liebreizendsten aller Floren zu Theil wurde, hat es daher unternommen, die Vegetation dieser Inseln eingehend zu schildern.

Die Gruppe der sieben Kanaren liegt unter 29° 25′ bis 27° 37′ nördl. Br. und 18° 10′ bis 13° 20′ westl. L. Greenwich. Die beiden flacheren, aber immerhin bis 850 m hohen Inseln Lanzerote und Fuerteventura treten bis auf 1° an den afrikanischen Kontinent heran und bilden mit den umliegenden Inseln eine Gruppe für sich, welche in nur schwachem Grade die Eigenartigkeit theilt, wie sie den fünf westlichen Inseln zukommt. Daher kann man eine kontinentale und eine oceanische Gruppe von Inseln unterscheiden. Letztere, die schon über 3° vom Festlande entfernt liegen, bestehen aus den Inselgebirgen Gran Canaria 1900 m, Tenerife 3700 m, Gomera 1330 m, Palma 2350 m und Hierro (Ferro) 1500 m. In gleicher Reihenfolge ist ihr Flächenraum nach Fritsch: 1641, 2025, 348, 671, 276 qkm, also im Ganzen etwa 90 geogr. Quadratmeilen, oder der Flächeninhalt des Kanton Wallis[2]). Am nächsten berühren sich, bis auf 1/5°, Tenerife und Gomera; sonst werden die Inseln durch Meeresarme von 1 bis 2° geschieden. Doch kann man vom Gipfel des Teyde auf Tenerife aus sämmtliche fünf Gebirgsinseln und bei günstigem Wetter selbst die zwei östlichen Inseln wahrnehmen.

Gegen Afrika hin besteht eine unterseeische Verbindung, welche mit den Inseln als eine Verlängerung der Atlaskette erscheint. Nach allen anderen Seiten sind die Seetiefen sehr groß (gegen die Azoren hin 2500 bis 3000 Faden). Die Uebereinstimmung der Lebewelt auf den Kanaren, den Azoren, Madeira und den Kap Verden ist daher nicht aus einer früheren Landverbindung zu erklären. Der ganze Aufbau der Inseln ist das Produkt einer unendlichen, seit unzähligen Jahrtausenden fortgesetzten Reihenfolge vulkanischer Aufschüttungen. Tuffe (Aschenausbrüche) wechseln mit Trachytbänken (Lavaströme) und die Ausbrüche dauern noch jetzt fort (zuletzt auf Lanzerote 1824). Die vulkanische Bildung haben die Kanaren mit den benachbarten Inselgruppen gemein, und sie werden auch mit diesen durch das Auftreten derselben endemischen Pflanzenarten zu einem Gebiet vereinigt, dessen Centrum sie bilden. Diese Uebereinstimmung überrascht besonders bei den Kap Verden, die bereits in den Tropen liegen. Sie ist nur durch die ausgleichenden Einflüsse der oceanischen Lage möglich. Nach Westen hin bildet der Ocean eine absolute Grenze für die Flora.

Auf den Kanaren weht fast das ganze Jahr hindurch, mit Ausnahme der Wintermonate, der Nordost-Passat, der, da er die Oberfläche des europäischen Kontinents nicht berührt, auch keine Keime organischen Lebens zu den Inseln führt. Der Südwest-Passat, der die höchsten Spitzen der Inseln berührt, kommt aus völlig oceanischen Gebieten, und nur der seltene Gluthwind aus der Sahara bringt vielfache Keime von Steppenpflanzen mit sich.

Zugvögel aus Norden berühren die Kanaren nicht, doch sind afrikanische Vögel ständige Bewohner der zwei östlichen Inseln und kommen vereinzelt auf allen übrigen vor.

Auch durch Meeresströmungen wird keine Verbindung von der alten Welt zu den Inseln hin hergestellt; der nach Südost sich abzweigende Ast des Golfstromes geht über Madeira zu den Kanaren, dann die afrikanische Küste entlang nach Süden und wendet sich schließlich über die Kap Verden hin nach Westen. Durch diesen Strom werden auch jetzt noch die seit Columbus bekannten Baumstämme und Samen der Antillen, sowie Theile der Meeresfauna der Küsten Centralamerikas bis nach Tenerife gebracht. Nur die zwei östlichen Inseln liegen theilweise außerhalb des Bereiches dieses Stromes, dessen konstant warmer Temperatur die Kanaren ihr gleichmäßig angenehmes Klima verdanken. Letzteres ist durch tiefere Wintertemperaturen von dem Klima tropischer Inseln unterschieden; auch fällt, im Gegensatz z. B. zu den Antillen, die tiefste Temperatur mit der Zeit der meisten Niederschläge zusammen, während die trockenere Zeit auch die wärmste ist. Die mittlere Jahrestemperatur ist auf Tenerife 21,5° C., die des kältesten Monats (Januar) 17,1° C., die des wärmsten (August) 25,4° C. Die Regenmenge betrug nach H. Honegger und F. v. Wyß in einigen Jahren von Oktober bis März 12,4 bis 16,9 par. Zoll, in anderen nur 5 bis 9,3 Zoll. Auf zwanzig Regentage des Jahres 1880/81 kamen 61 mit leichten Schauern und 284 regenlose Tage. Im Sommer herrscht in der Küstenregion großer Wassermangel und ohne den Wolkengürtel, mit denen der Passat die Berge umgiebt, würde die Vegetation im Sommer verdorren. In den oberen Bergschluchten, den Madres de agua, schlägt sich das Wasser nieder, und von dort führen unzählige Wasserleitungen, die Tajeas, hinunter zu den bebauten Abhängen. Hier speisen sie die Estanques, die Wasserbehälter, von welchen Gärten und Felder leben.

Der Boden ist im Allgemeinen arm und zu einer zusammenhängenden Pflanzendecke ungenügend, da die nähren-

[1]) Nach Dr. Christ, Vegetation und Flora der Kanarischen Inseln. Engler's Bot. Jahrbücher, Bd. VI, 1885, S. 458 bis 526.

[2]) Oder das doppelte des Flächeninhalts des Herzogthums Sachsen-Meiningen.

den Mineralien, die er enthält, wenig aufgeschlossen sind. Stets ist ein ansehnlicher Theil desselben nackt, so daß die dunkelen Basaltblöcke oder der eisenschwarze, schwere, schrotartige Grus völlig bloß liegen.

Die überall steil in das Meer abfallenden Küsten der Inseln werden rings von der Brandung umtost. Setzen wir den Fuß ans Land, so betreten wir in der Regel zunächst einen schmalen Streifen schwarzen, schweren, mit Lavabrocken vermengten Sandes. Eine unschöne, aber artenreiche Flora niederliegender Salz- und Sandpflanzen deckt die der Fluth entzogenen Stellen dieser Sande; einige endemische Pflanzen fallen uns zwischen den ubiquistischen Unkräutern auf. Zwei afrikanische Eispflanzen (Mesembryanthemum) bedecken besonders auf den östlichen Inseln dicht am Strande weite Strecken und die kanarische Tamariske, der westlichen Steppenflora Afrikas eigen, bildet lichte Bestände von oft hochstämmiger Entfaltung.

Sobald wir den festen Boden erreichen, treten uns zwar wohl Arten der Steppenflora des Orients und des nordwestlichen Afrika entgegen, aber diese Formen treten hinter sehr stattlichen endemischen Gestalten zurück, die gerade in ihren häufigsten Vertretern zu den bizarrsten Gestalten des Pflanzenreiches gehören. Neben dem Bado (Plocama pendula), einer strauchigen Rubiacee vom Habitus einer Casuarina, tritt hauptsächlich hervor die kanarische Wolfsmilch oder der Cardon (Euphorbia canariensis), ein vegetabilisches Ungeheuer, dessen armsdicke, vier- bis fünfkantige blattlose Säulen über Manneshöhe aus einer Wurzel in dichten Massen emporstarren. Die Gipfel der selten verzweigten stachlichten Stämme sind mit großen blutrothen Blüthen geziert. Wenn diese Pflanzenform auch nicht die Höhe ihrer kandelaberartig aufsteigenden afrikanischen Verwandten erreicht, so beherrscht sie doch durch ihr massenhaftes Auftreten völlig die Landschaft und prägt ihr den südafrikanischen Charakter auf.

Am zahlreichsten tritt unter den endemischen Sträuchern auf die Tabayba (Euphorbia Regis Jubae), baumartig und bis 7 m hoch, die Abhänge weithin überziehend; den trockensten Insellagen eigen ist die niedrige Euphorbia balsamifera, ausgezeichnet durch ihren milden Milchsaft (daher Tabayba dulce genannt); andere charakteristische Euphorbien sind E. aphylla, E. atropurpurea und E. Berthelotii. Alle diese Tabayba-Gebüsche bilden hellgrüne, blau bereifte halbkugelige Massen, die in Folge äußerst regelmäßiger Entwickelung wie beschnitten aussehen.

Mit den Euphorbien wetteifert eine Composite, Kleinia neriifolia, an Häufigkeit und Masse. Das mannshohe, quirlig verästelte Bäumchen trägt an den Spitzen der Zweige Rosetten fleischiger, lanzettlicher Blätter und kurzgestielte gelbe Blüthen. Etwa gleich häufig treten auf die hohen Büsche von Rumex Lunaria. Hinter diesen dominirenden Sträuchern der trockenen, warmen Abhänge treten die übrigen endemischen Strauchformen zurück. Einige Compositen, Labiaten etc. fallen noch einigermaßen physiognomisch ins Gewicht. Selten, aber durch riesenhafte Rosette und über 2 m hohen Blüthenstand einzig dastehend ist der Arrebol (Echium simplex). Bemerkenswerth sind die zahlreichen Arten der Gattung Statice, die edlen Semprevivas de mar, welche die unzugänglichsten Klippen zieren und das Vollendetste darstellen, wozu sich diese an sich bescheidene Pflanzenform aufschwingen konnte. Mit ihren gewundenen Stämmen, ihren großen, saftgrünen Blattrosetten und halbmeterhohen Sträußen dichter, cyanblau, roth und weiß gescheckter Blüthen stehen sie physiognomisch im Gewächsreiche auf dem Range, den die Gruppe der papuanischen Paradiesvögel im Gebiete der Vogelwelt einnehmen. Die meisten der neun Arten sind auf eine einzige Insel, ja auf ein oder zwei Felsenvorgebirge oder Riffe beschränkt.

Der braune Steinboden zwischen den geschilderten Gewächsen belebt sich nur während der feuchten Monate und des kurzen, ihnen folgenden Frühlings (Februar bis April) mit einem flüchtigen Anfluge von einjährigen oder doch nur zu dieser Zeit ausschlagenden Kräutern, von denen schon im Juli auch die letzten Halme und Stoppeln verschwinden. Sie gehören fast ausnahmslos den mediterranen oder ubiquistischen Unkräutern an, doch tragen einige tropische Einwanderer, wie die mannshohe Nicotiana glauca, Ricinus communis in baumartigen, schenkeldicken Stämmen, dazu bei, dieser Flora ein stattliches Gepräge zu geben.

Die einzige, aber um so imposantere Baumgestalt dieser ersten, wärmsten und dürrsten Region ist die majestätische Palme der Kanaren (Phoenix Jubae Webb., Ph. canariensis hort.), welche zwar jetzt (neben der eigentlichen Dattelpalme, Phoenix dactylifera) vorwiegend in das Bereich der Kultur gezogen, immer aber noch vielfach wild zu finden ist. — Nicht zu vergessen ist noch die stengellose Aloë vulgaris Lam., welche an den Gestaden des Mittelmeeres vereinzelt vorkommt, auf den Kanaren aber völlig einheimisch erscheint.

Steigen wir hinauf in die feuchteren Regionen, so sind wir auch von neuen, saftvolleren Pflanzenformen umgeben. Wir befinden uns in der Zone einer Pflanzengruppe, welche sich nirgends in so großartiger Fülle entwickelt hat als hier. Es ist dies die Gattung Sempervivum, von der wir nicht weniger als 35 einheimische Arten unterscheiden können. Die fleischigen Blätter dieser „Berodes“ bilden meist Rosetten, zum Theil von riesiger Größe, einige stiellos, andere gestielt oder getragen von halbmannshohen, verzweigten Stämmen. Die Blüthenstände bilden öfters wahre Kandelaber und prangen in allen Farben. Die strickähnlichen Wurzeln dieser an dem kahlen Gesteine hängenden Pflanzen dringen tief in das Innere der Felsen ein und saugen das in den Spalten circulirende und capillar aspirirte Wasser auf.

Gleiche Standorte liebt der Drago oder Drachenbaum (Dracaena draco). Er ist ein indigenes Geschöpf der Barrancos, der Steilabfälle jener Schluchten, die von den Höhen der Erhebungskrater radial zur Küste laufen und die auf jeder Insel zu Hunderten zählen. Doch ist er über die ganze untere Region der Inseln verbreitet, zum Theil durch Kultur, denn seine Blätter dienen während der Dürre als Viehfutter. Seit der Riese von Orotava gefallen (1868), sind die Dragos von Realejo el alto und von Icod de los vinos die größten. Schacht fand an letzterem 1857 einen Umfang von 9,5 m in $2\frac{1}{2}$ m Höhe. Im März 1884 betrug nach einer Messung Dr. Christ's der Stammumfang 11,7 m. Hieraus geht hervor, daß der Baum in wenigen Jahren ungemein an Umfang zunimmt und daß man das Alter jener Kolosse überschätzt hat. Auch die glatte zarte Rinde und das lockere, feuchte Holz deuten auf ein rasch emporschießendes Gewächs. Das berühmte Drachenblut zeigt sich nur in äußerst geringer Menge bei Verwundungen der Rinde, so daß die größten Bäume kaum lothweise von diesem, aus dem indischen Calamus Draco in weit größerer Fülle zu gewinnenden Harze liefern.

Von den Sträuchern der Barrancoflora ist ein Riesenspargel (Asparagus scoparius), dessen bambusartige Stämme an den Knoten dicht mit Nadelblättern besetzt sind, bemerkenswerth. Höchst charakteristisch sind ferner zwei schöne Malvaceenbäumchen (Naraea und Saviñona), die milchsaftstrotzende Kanarina mit braunrothen Glockenblumen

und pfeilförmigen Blättern, der Gibalbero, ein riesiger Ruscus, die größte Liane der subtropischen Zone, mehrere Echium und Sonchus u. a. m.

Von den Farnen sind die edelsten das streng atlantische Adiantum reniforme mit kreisrunden Blättern auf schwarzglänzenden, elastischen Stielen und das herrliche, täuschend unseren Epheu nachahmende Asplenium Hemionitis, welches moderndes Holz und feuchte Mauern bedeckt.

Die südeuropäischen Phanerogamen der Barrancoflora (Brombeeren, Dost, Hundszunge, Rittersporn u. a.) bilden nur unwesentliche Bruchtheile im Vergleiche zu dem herrschenden Endemismus.

Die Blüthe aller dieser Gewächse der unteren Region beginnt mit dem März, wo sogar schon Pflanzen blühen, deren Verwandte bei uns zur späteren Sommerflora gehören.

Die Karolinen-Inseln.

Von **Emil Metzger.**

Historisches und Geographisches.

Trotzdem die in der Ueberschrift genannte Gruppe in den letzten Monaten vielfach besprochen worden ist und die über dieselben veröffentlichten Mittheilungen einen ansehnlichen Umfang erreicht haben, dürfte es nicht unwillkommen sein, wenn wir im Folgenden den Versuch machen, den Lesern des „Globus“ ein zusammenhängendes und vollständiges, aber möglichst gedrängtes Bild der genannten Inseln vorzulegen. Die drei Gruppen, in welche dieselben einschließlich der Palau-Inseln zerfallen, liegen nördlich von Neu-Guinea und südlich von den Ladronen, werden im Osten durch die gleichfalls zu Mikronesien gehörigen Marshall-Inseln begrenzt und dehnen sich nach Westen über mehr als dreißig Längengrade aus.

Wie Don Emilio Butrón, der als Kommandant des vielgenannten „Velasco“ die erwähnten Inseln im Frühjahr 1885 besuchte, in einem im Boletin de la Sociedad Geografica de Madrid [1]) veröffentlichten Aufsatze mittheilt, wird die Behauptung aufgestellt, daß ein Portugiese, Diego da Rocha, im Jahre 1525 die erste Nachricht über jene Gruppe gegeben habe; er nannte sie Islas Sequeira. Diese Jahreszahl, welche den Portugiesen die Priorität der Entdeckung sichern würde, scheint nicht richtig zu sein, obwohl Galvão, der 1527 nach Indien kam (später in Ternate), sie angiebt. Sein 1563 erschienenes Werk haben wir uns nicht verschaffen können, sind daher nur im Stande, aus zweiter Hand Näheres darüber zu berichten. P. A. Tiele, der, wenn wir nicht irren, zuerst auf den in Galvão's Angaben liegenden Widerspruch hingewiesen hat, sagt hierüber [2]) wörtlich im Text: 1527 schickte Menezes Diego da Rocha mit einer Fuste nach Mindanao und den umliegenden Inseln, um Lebensmittel zu suchen. Ein Sturm trieb das Schiff nach NO ab, wo man auf 9° und 10° nördl. Br. eine Inselgruppe entdeckte, die nach dem Steuermanne des Schiffes: Gomez de Sequeira, genannt wurde, und fügt in einer Anmerkung unter dem Text hinzu: Die Jahreszahl 1525 ist unrichtig, denn damals war Menezes noch kein „capitam de Maluco“. Coello [3]) giebt in einer vollständigen Uebersicht des Streites um die Karolinen 1526 als das Jahr der Entdeckung des Diego da Rocha an, und sagt, daß er diese Geschichte an anderer Stelle weiter behandeln werde. Peschel endlich, der den Diego da Rocha in seiner „Geschichte der Erdkunde“ [1]) gar nicht erwähnt, nennt den Alvaro de Saavedra als ihren ersten Entdecker. Derselbe hatte, von Mexiko kommend, 1527 bis 1528 den Großen Ocean gekreuzt und die Molukken erreicht [2]), worauf er von dort den Versuch machte, den Rückweg nach Osten anzutreten; er fuhr längs der Nordküste von Neu-Guinea und erreichte von da mit nordöstlichem Kurs unter 7° nördl. Br. die Karolinen-Gruppe; weiter aber als bis zum 14. Grade vermochte er seine Reise nicht fortzusetzen, er wurde durch Gegenwinde nach der Ostküste von Mindanao getrieben und kehrte von da nach Tidore zurück. Im Jahre 1529 versuchte er aufs Neue, auf östlichem Wege Mexiko zu erreichen, er berührte auch jetzt die Papua-Inseln und die Küste von Neu-Guinea (etwa unter 5° südl. Br.), dann schlug er nordöstliche Richtung ein, schnitt den Aequator und passirte einige Inseln der Karolinen, vielleicht auch solche der Marshall-Gruppe. Unter dem 27. Breitengrade starb er; seine Gefährten setzten die Reise bis zum 31. Grade fort, kehrten dann aber längs der Ladronen und Palau-Inseln nach Halmaheira zurück, wo sie im December ankamen. 14 Jahre später wird die Karolinen-Gruppe wieder in Verbindung mit der Reise des Rui Lopez de Villalobos erwähnt, der 1542 Ansiedler von Mexiko nach den Philippinen führen sollte; er durchschnitt die Inselkette und fand 280 Meilen weiter die Insel Lamotiork; 1564/65 berührte Miguel Lopez de Legaspi die Gruppe. Nachdem 1565 der Weg über den Großen Ocean nach der Westküste von Amerika, welcher diese Inseln nicht berührte, gefunden worden war, werden sie seltener genannt. Sir Francis Drake sah sie auf seiner berühmten Reise (1579); ebenso soll der Spanier Lorenzo de Barito [3]) und Quiros im Jahre 1595 einige hierher gehörige, unbewohnte Inseln erblickt haben. Ferner wurden, als 1626 die Flotte Nassau's die Spanier im Stillen Ocean verfolgte, zwei Inseln, Jap und Fais, entdeckt; 1636 wurden Schiffe auf der Reise von den Marianen nach Manila dorthin verschlagen. Im Jahre 1686 entdeckte Franzisco Lezcano [4]) eine große Insel, die

[1]) Tomo XIX, p. 23—32, 95—118, 138—163.

[2]) In Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederl. Indie. 4. Serie, I, 1877, p. 413.

[3]) Boletin de la Soc. Geogr. de Madrid XIX, p. 220—269.

[1]) 2. Aufl., S. 352.

[2]) Wir geben diese Geschichte der Reise des Saavedra nach P. A. Tiele a. a. O.

[3]) Nach D. Emilio de Butrón, a. a. O. S. 25. Coello nennt D. Isabel Barreto die Wittwe des Alvaro Mendaña, den O. ersetzte.

[4]) So, und nicht Lezeano oder Lazeano, schreiben D. Emilio de Butrón und Coello wiederholt diesen Namen.

er zu Ehren des damals regierenden Königs Carlos II. (geb. 1661, regierte von 1665 bis 1700) Karolinen nannte (um dieselbe Zeit empfingen die Ladronen nach der Mutter dieses Fürsten, Maria von Oesterreich, der zweiten Gemahlin Philipp des IV., den Namen Marianen). Welches eigentlich die von ihm entdeckte Insel war, scheint schwer festzustellen; der Name wurde bald der ganzen Gruppe beigelegt. Im Anfange des 18. Jahrhunderts finden wir diesen Namen der Inseln wiederholt in den Berichten spanischer Missionare genannt; über die Thätigkeit derselben und die von ihnen empfangenen Mittheilungen ist bereits in diesen Blättern [1]) berichtet worden.

Wir können die namentlich zu Ende des letzten Jahrhunderts nach und nach erfolgte Entdeckung einzelner Inseln hier füglich übergehen, da wir weiter unten, wenn wir die geographischen Verhältnisse der verschiedenen Gruppen besprechen, darauf eingehen müssen. Diese Entdeckungen blieben im Ganzen für die Wissenschaft ziemlich resultatlos und erst in diesem Jahrhundert können wir von einer wirklichen Untersuchung der Karolinen sprechen.

Es sind 1817 der russische Kapitän Kotzebue (unter seinen Begleitern befand sich Adalbert von Chamisso), 1819 der Franzose Freycinet an Bord der „Uranie", 1824 Kapitän Düperrey mit der „Coquille", 1826 d'Urmont d'Urville mit der „Astrolabe", 1828 endlich der russische Kapitän Lütke, welche die verschiedenen Theile der Inseln besucht und die Resultate ihrer Beobachtungen der wissenschaftlichen Welt mitgetheilt haben. Seit dem Anfang der fünfziger Jahre haben amerikanische Missionare hier ihre Thätigkeit eröffnet [2]), und wir verdanken ihnen manche interessante Mittheilungen. Ebenso haben die dauernden Niederlassungen deutscher, englischer und amerikanischer Häuser uns manchen werthvollen Bericht verschafft [3]). Endlich hat ein Deutscher, Professor Dr. Semper, Monate lang auf den Palau-Inseln zugebracht und seine Erfahrungen dem Publikum mitgetheilt [4]), während J. Kubary schon seit längerer Zeit da thätig ist und seine Erfahrungen in verschiedenen Zeitschriften niedergelegt hat. Wir sind bei der Schreibung dieses Namens Semper gefolgt, der in einem im Korrespondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft veröffentlichten, in seinem eben erwähnten Buche wieder abgedruckten Aufsatze die Meinung ausdrückt, daß derselbe europäischen Ursprungs sei und mit parau, Boot, in Verbindung stehe. Dagegen erklärt J. Kubary [5]), die Form Pélau für die richtige und widerspricht der von Semper vertretenen Ableitung des Wortes ganz entschieden; seiner Ansicht nach hängt der Name mit dem Worte „pelu", Land, zusammen.

Seit zehn Jahren etwa ist der Verkehr reger geworden; es würde zu weit führen, hier auf Alles einzugehen, was über die Insel veröffentlicht ist; wir begnügen uns, an Bastian's „Inselgruppen in Oceanien" zu erinnern und die Reiseergebnisse der schwedischen Fregatte „Eugenie" (herausgegeben von Skogman), die Reise von Marwell mit der „Emerald", besonders aber die von Dr. Finsch 1881 unternommene Expedition und deren Resultate zu erwähnen.

[1]) Bd. XLVIII, S. 299 u. f.

[2]) Siehe hierüber Burkhardt's Missions-Bibliothek IV, 2, S. 334 u. f. und Dr. Grundmann, Allgemeine Missionszeitschrift 1885. Beiblatt S. 81.

[3]) U. A. die Südsee-Erinnerungen von Franz Hernsheim, Berlin, A. Hofmann und Co.

[4]) Die Palau-Inseln im Stillen Ocean. Reiseerlebnisse von C. Semper, Brockhaus, 1873.

[5]) Ethnographische Beiträge zur Kenntniß der Karolinischen Inselgruppe und Nachbarschaft, von J. Kubary. Berlin, A. Asher u. Co., 1885, S. 33 u. f.

Die politischen Fragen, welche Veranlassung gegeben haben, daß die Karolinen in jüngster Zeit so oft genannt wurden, sind bekannt und gehören nicht weiter hierher.

Meinicke, dessen gründliche Arbeit [1]) wir zum Theile dem Folgenden zu Grunde legen, unterscheidet drei Gruppen, die östlichen Karolinen, den centralen und den westlichen Theil. Die westlichste Insel ist Tobi (131° 4′ östl. L.), die östlichste Kusaie (163° 6′ östl. L.), die nördlichste Ulithi (20° 6′ nördl. Br.), die südlichste Mapia (0° 55′ nördl. Br. [2]), und, wenn man von letzterer, geographisch zu Neu-Guinea gehöriger Insel absieht, Greenwich (1° 3′ nördl. Br.). Der größte Theil dieser Inseln sind flache Korallen- und meistentheils Lagunen-Inseln, die sich gruppenweise auf demselben Riffe erheben, ferner fünf hohe Inseln mit vulkanischem Gesteine, die jedoch ebenfalls von Korallenriffen umgeben sind, und endlich eine gehobene Insel mit Madreporenkalk (Fais). Einer dunklen, von Hernsheim (a. a. O. S. 28) mitgetheilten Ueberlieferung zufolge hat Jap einmal im Norden mit einem großen, großen Lande in Verbindung gestanden. Während eines Erdbebens soll das Meer aus seinem Bette getreten, Bäume entwurzelt und Häuser emporgerissen haben. Viele Menschen sollen von den Wogen verschlungen worden sein. Kanoes, die nach Norden fuhren, das große Land zu suchen, haben nur Inseln gefunden, die später auch verschwunden sind.

Damals sei Palau von helleren, den Japleuten vollkommen gleichenden Menschen bewohnt gewesen, von Süden jedoch seien dunkle, nackte, krausshaarige Menschen gekommen. Sie hätten sich auf Palau festgesetzt und nach und nach die Ureinwohner, deren Frauen sie sich aneigneten, unterjocht und zu Sklaven gemacht. Die Spuren der Ureinwohner seien jetzt noch in Kiangel, der nördlichsten Spitze der Palau-Insel, zu finden, wo in abhängiger Stellung ein kleiner Stamm lebe, dessen Mitglieder in Hautfarbe sowohl wie in Kopfbildung von den Eingeborenen Japs sich nicht unterscheiden lassen.

Nach Semper zeigen die westlichen Inseln die deutlichsten Spuren ganz junger Hebungen, einige Details in Bezug auf bestimmte Inseln werden wir weiter unten mittheilen.

Wie im Allgemeinen bei den Inseln des Großen Oceans werden Vegetation und Fauna nach Westen hin reicher an Formen, wiewohl der Pflanzenwuchs überall einen lieblichen Eindruck macht. Farne herrschen vor, verschiedene Palmenarten sind häufig, die Bergwälder bestehen meist nur aus wenigen Baumarten. Auf den hohen Inseln bedeckt ein Saum von Rhizophoren die Küstenlinie, dann folgt ein Gürtel angebauten Landes mit seinen Fruchtbäumen und endlich die Bergwälder. Ein ganz anderes Bild geben die niedrigen Lagunen-Inseln, deren Vegetation im Vergleiche mit den hohen Inseln arm erscheint, aber immerhin viel reicher ist, als die der Inseln im östlichen Theile des Stillen Oceans. Landthiere, soweit sie nicht von Weißen eingeführt sind, kommen selten vor, fehlen mit Ausnahme des fliegenden Hundes und der Ratte ganz, Hausthiere sind in geringer Zahl importirt, nur auf Ponape scheint eine eigenthümliche Hundeart einheimisch zu sein; wilde Hühner nehmen unter der ebenfalls spärlich vertretenen Vogelwelt eine wichtige Stelle ein; Reptilien kommen vor, Krokodile sollen bis Palau verbreitet sein; Insekten und Käfer sind schlecht vertreten, dagegen sind die Inseln reich an Seethieren, worunter Delphine, Kaschelot und Dugong, ferner Holothurien.

Was das Klima und die Strömungen betrifft, macht

[1]) Die Inseln des Stillen Oceans, eine geographische Monographie von Professor Dr. Karl Meinicke, Leipzig 1875.

[2]) Meinicke giebt irrthümlich 55′ südl. Br.

Emilio de Butrón folgende Angaben (die er während seines kurzen Aufenthaltes zum Theile von den Ansiedlern empfangen hat): Auf Jap wechselt der Strom im NO-Monsun, da er nach SW und nach WSW umsetzt; seine Stärke hängt von der Stärke des Monsun ab, vermindert sich jedoch mit der Entfernung von der Küste von Samar, sie beträgt etwa ein bis zwei Meilen per Stunde. Im SW-Monsun richtet er sich nach NO und nimmt, je mehr er sich den Karolinen nähert, eine immer östlichere Richtung an; die Geschwindigkeit ist geringer als im NO-Monsun. Letzterer tritt im September oder Oktober ein, je kräftiger er ist, desto östlicher wird die Richtung des Stromes. Der SW-Monsun setzt im Juni oder Juli ein.

Im Januar und Februar herrscht frischer ONO vor, im März fallen heftige Böen ein, der Monsun verliert an Kraft; im Juni und Juli kann man noch beinahe zur Hälfte auf schönes Wetter rechnen; im darauf folgenden Monate fangen die Stürme an und herrschen bald vor; wiewohl sie da, wo sie entstehen, nicht gefährlich sind, werden sie es weiterhin auf offenem Meere. Juni, Juli und August werden als die eigentliche Regenzeit betrachtet; die Stürme halten bis zu Ende Oktober, manchmal noch länger an, gegen Ende des Jahres kommen die Böen mehr aus Osten. Im NO-Monsun erheben sich auf Jap fortwährend Böen mit viel Wind und wenig Regen; im Allgemeinen empfindet man die Feuchtigkeit in dieser Jahreszeit wenig, die Verdampfung ist gering, kein Thau fällt; dagegen tritt im SW-Monsun an ruhigen Tagen starker Thau ein und die Feuchtigkeit wird sehr empfunden. Das Barometermaximum während des Aufenthaltes des „Velasco" in Jap betrug 761 bis 764 mm, das Minimum 759 bis 761 mm; letzteres entsprach den starken Böen aus ONO. Die höchste Temperatur betrug 29 bis 30°, die niedrigste 23 bis 25°; der Thermometer mit nasser Kugel wies einen Grad weniger. Die Tiden sind regelmäßig, der Niveauunterschied des höchsten und des niedrigsten Wassers bei den höchsten Tiden ist $5^1/_2$' engl. Man hat bemerkt — und die Beobachtung wird durch Eingeborene und Europäer bestätigt — daß im NO-Monsun die Ebbe in der Nacht stärker als bei Tage ist; das Entgegengesetzte findet im SW-Monsun statt. Nur sehr selten und in großen Zwischenräumen kommen schwache Erdbeben vor, die Eingeborenen betrachten sie als Strafe der Gottheit. Das Klima der Palau-Inseln stimmt im Allgemeinen mit dem Japs überein, die Temperatur ist nach den Beobachtungen des „Velasco" etwas höher, der Barometerstand 762 bis 764 mm, das Maximum wurde bei heftigen Böen aus Norden beobachtet; der Unterschied der Tiden beträgt 1,60 m bei Tage und 1,25 m bei Nacht, in den Syzygien soll derselbe sogar 1,65 m erreichen.

Ueber das Klima im Allgemeinen kann noch mitgetheilt werden, daß dasselbe ein tropisches ist, allein nicht ganz die Regelmäßigkeit eines solchen besitzt; im Allgemeinen sollen namentlich die niedrigen Inseln gesund sein; über die hohen Inseln sind die Ansichten getheilt. Nach Meinicke ist der NO-Wind, der im östlichen und centralen Theile vom November bis März weht, der Passat des Oceans, dessen südliche Grenze im April nach Norden zurücktritt, wodurch die veränderlichen, ostwestlichen Winde, welche die beiden Passate trennen, hier eintreten. Dieser Wechsel der Windrichtungen hat zweifellos dazu beigetragen, die Karoliner zu Seeleuten zu machen; er erklärt auch, weshalb ihre Boote ebenso häufig nach Osten wie nach Westen verschlagen werden.

Wie schon erwähnt, unterscheidet man drei Gruppen, welche durch die Straßen zwischen Ngatik und Lukunor auf 155° östl. L. Gow, und zwischen Ulie und Sorol Sorst auf 142° ö. L. von einander getrennt werden. Wir folgen bei der Beschreibung derselben auch hinsichtlich der Namen Meinicke [1]).

Der ganze Raum, den die Inseln einnehmen, kommt etwa dem Theile Europas an Oberfläche gleich, welcher durch die Breitenkreise der Alpen und der nördlichsten Grenze des Deutschen Reiches begrenzt wird und dessen Ausdehnung von Westen nach Osten dem Abstande von der Westküste Frankreichs bis ins Schwarze Meer hinein entsprechen würde. Auf diesem ungeheuren Raume ist die große Zahl der Inseln vertheilt, deren Gesammtoberfläche nicht ganz 1500 qkm beträgt, also die Größe des Herzogthums Altenburg nur wenig übertrifft.

A. Die östlichen Karolinen bestehen aus den zwei hohen Inseln Kusaie und Ponape und fünf kleineren Lagunen-Inseln.

Kusaie, im Jahre 1804 entdeckt, ist die östlichste aller Karolinen unter 163° 6' ö. L., 5° 19' südl. Br., und besitzt etwa 6 Meilen Umfang. Das Innere ist bergig mit stark eingeschnittenen Schluchten, das Gestein besteht zum größten Theile aus an der Oberfläche verwittertem Basalt, an der Küste kommt auch Korallenkalkstein vor. Die üppige Vegetation macht die Insel höchst anmuthig. Franz Hernsheim beschreibt die Landung da folgendermaßen: „Die weit auslaufende Spitze des Riffes ward glücklich umsegelt, wir liefen nun vor dem Winde in den Hafen ein und gingen einige Kabellängen vom Ufer zu Anker. Dicht vor uns am sandigen Strande liegt das Dorf Lela. Nur die hohen Gipfel der Pandanendächer überragen das saftige Grün des Bananenwaldes, darüber breiten die beweglichen Wipfel der Kokospalme ihren kühlenden Schirm und heben sich mit ihrer gelblichen Färbung scharf von dem Hintergrunde ab, den der bis oben bewaldete, 2000 Fuß hohe Mount Crozer bildet. Den Vordergrund der lieblichen Landschaft beleben roth bemalte, das ruhige Wasser durchschneidende Canoes und die am Strande versammelten Einwohner in ihren bunten Kattunjacken." Die Insel besteht eigentlich aus zwei Halbinseln; dieselben sind durch einen $^1/_2$ Meile breiten Isthmus, welcher die Höhe von 106 m erreicht, mit einander verbunden. Die vorliegenden Korallenriffe bilden zwei Häfen, der beste, der für den Rest eines submarinen Kraters gehalten wird, an der Nordseite; an ihm das Dorf Lela, von dem eben die Rede war; an der Südwestseite liegt der Coquille-Hafen, der ebenfalls ziemlich brauchbar ist. Auch an der Südseite befindet sich in dem Riffe noch ein kleiner Kanal.

Wir übergehen die kleineren Inseln, deren Aufzählung nur ermüdend sein würde, und hinsichtlich derer wir auf Meinicke verweisen können, um einige Worte über Ponape, die größte und bedeutendste aller Karolineninseln, beizufügen. Sie soll schon 1595 von Quiros entdeckt worden sein; später aber, wiewohl häufig von Walfischfahrern besucht, ist sie ganz vergessen und erst von Lütke gewissermaßen neu aufgefunden worden; ihm wenigstens verdanken wir die nähere Bekanntschaft mit derselben. Die Form der Insel ist viereckig, die Länge beträgt 4 bis 5, der Umfang 15 bis 20 Meilen, der Inhalt gegen 6 bis 7 Quadratmeilen. Das Innere ist gebirgig, die höchsten Gipfel erreichen 800 bis 900 m und fallen meist sanft ab; das Gestein besteht aus olivin- und augithaltigem Basalt,

[1]) In Bezug auf die Namen herrscht große Verwirrung, siehe über dieselbe außer Meinicke, die Zusammenstellung derselben bei Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker V, 2. Abtheilung, XVI.

der an der Küste von einem breiten Gürtel von Madreporen-Kalkstein umgeben ist. Die weit vorliegenden Korallenriffe bilden geräumige, selbst für größere Schiffe brauchbare Häfen. Dichter Wald bedeckt mit wenig Ausnahmen die ganze Insel, nur die Küstenlinie wird von einem Mangrovesaume umschlossen.

Früher besaß die Insel als Hauptstation, auf welcher sich die Seefahrer mit Lebensmitteln versehen konnten, eine gewisse Bedeutung; später ist sie wichtig geworden als Centralstation der amerikanischen Mission, welche sich seit 1852 hier niedergelassen hat. Anfänglich stießen die Missionare auf entschiedenen Widerstand; die Eingeborenen waren von einigen dort lebenden Weißen, Engländern und Amerikanern, gegen dieselben aufgehetzt worden, und als eine furchtbare Pockenepidemie bald nach Ankunft derselben einen großen Theil der Bevölkerung wegraffte, geriethen die Missionare häufig in Lebensgefahr. Sie wendeten sich daher mehr den umliegenden Inseln zu, bis endlich 1863 sich wieder ein amerikanischer Missionar auf der Insel niederließ, welcher zu seinem Erstaunen eine kleine Christengemeinde vorfand, die sogar eine Kirche erbaut hatte [1].

B. Die centralen Karolinen liegen zwischen 155° und 142° östl. L.; sie bestehen aus 30 Inseln, von denen nur eine Gruppe, Ruk, hoch ist. In dem Inneren der großen Lagune, welche von vielen Korallenbänken durchschnitten wird, deren einige kleine Inseln bilden, erheben sich dort zehn bis zwölf bergige Inseln, nicht übermäßig hoch und auch hier erblickt man hinter dem Mangrovesaume den prächtigen Tropenwald auf den von vielen Bächen durchschnittenen Hügeln. Um das Ganze hin zieht sich ein großes Barrierriff, auf dem etwa 50 Riffinseln zerstreut liegen, und welches von zahllosen Kanälen durchschnitten ist. Unter den Inseln ist die größte und höchste Tol, welche am westlichsten liegt (7° 21′ nördl. Br., 151° 36′ östl. L.). Sie hat fünf, Zuckerhüten ähnliche Gipfel. Weiter wäre hier zu nennen die Lukunor- (auch Mortlock-) Gruppe; sie zählt drei nahe bei einander liegende, durch tiefe Kanäle von einander getrennte Laguneninseln, auf deren Riffen über 90 Inseln und Inselchen liegen sollen. Mit ihrer reichen Vegetation von Palmen und Brotfruchtbäumen gehören sie nach der Beschreibung der amerikanischen Missionare [2]) zu den lieblichsten des ganzen Archipels. Auch von hier aus hat die Mission sich über die umliegenden Inseln verbreitet. Indem wir auch hier hinsichtlich der kleineren Inseln auf Meinicke verweisen müssen, wenden wir uns zur dritten Gruppe.

C. Die westlichen Karolinen zwischen 131° und 142° östl. L. Hierher gehören außer den hohen Inseln Jap und Palau noch 11 niedrige Inseln. Jap ist wahrscheinlich im Jahre 1625 von Schapenham entdeckt, und später von Lezcano Karolina benannt worden; die Insel liegt unter 9° 35′ nördl. Br. und 138° 8′ östl. L., ist von N. nach S. etwa 2½ Meilen lang und von O. nach W. 2 Meilen breit; die Oberfläche beträgt etwa 4 Quadratmeilen. Eigenthümlich ist es, daß der Insel der Urwald gänzlich fehlt, er wird aber durch üppige Haine von Palmen und Fruchtbäumen ersetzt, welche dem herrlichen Landschaftsbilde einen ganz eigenthümlichen Charakter aufprägen. Zwei Halbinseln mit Bergen von mäßiger Höhe sind durch eine schmale Landenge verbunden. Die nördlichste Spitze wird von einem kleinen Gebirgslande eingenommen, dessen vulkanisches, tuffartiges Gestein sich mehr als 400 m hoch erhebt; dasselbe ist mit Gestrüpp und Gras bedeckt, während der südliche Theil sich nach dem Isthmus hin ganz sanft abflacht; diese Abhänge sind fruchtbar und gut bebaut. Der Name dieser Halbinsel ist Rul. Die östliche Halbinsel (Tomil) hat ein ebenfalls bloß mit Gebüsch bedecktes Hochland, welches sich bis zur Höhe von etwa 200 m erhebt; dasselbe wird von einer etwa ½ Meile breiten, sehr fruchtbaren und angebauten Küstenebene eingefaßt; der Zugang zu der Insel ist nicht gerade bequem, nur an wenigen Stellen durchbrechen Kanäle das etwa ½ Meile breite Küstenriff, welches das Ganze umschließt.

Von allen Inseln des Archipels ist wohl Palau am meisten genannt worden. Nachdem dieselbe vermuthlich von Villalobos im Jahre 1543 entdeckt worden war, verscholl sie wieder, bis ihr Name durch den Schiffbruch, den Kapitän Wilson dort im Jahre 1783 litt, sowie seinen längeren Aufenthalt daselbst, auch in Europa bekannt wurde. Später hat sich, wie schon erwähnt, Professor Semper Monate lang dort aufgehalten und Kubary die Gruppe lange zum Gegenstande seiner Forschungen gemacht. Die Gruppe dehnt sich über eine Oberfläche von 16 bis 18 Quadratmeilen aus, ist 25 Meilen lang und 4 bis 8 Meilen breit; große und gefährliche Riffe machen die Inseln ziemlich unzugänglich und erstrecken sich weit nach N. hin. Die bedeutendste Insel ist Korror; zu derselben führt eine enge an manchen Stellen nur 50 m breite Passage, welche die Schiffe nur mit größter Vorsicht benutzen können, während die Boote bei Hochwasser über das Riff weggehen; Hügel von vorherrschend vulkanischem Gestein erheben sich im Inneren; nördlich und südlich von derselben liegen noch verschiedene andere Inseln, die sich durch die eigenthümliche Struktur ihrer Berge von allen anderen Karolineninseln unterscheiden; im südlichen Theile bestehen sie nur aus Madreporenkalkstein, der bis zu ansehnlicher Höhe gehoben ist, während im nördlichen und mittleren Theile vulkanisches Gestein denselben durchbrochen und sich bis zu ansehnlicher Höhe aufgethürmt hat, nach Semper besteht es aus Trachyt und basaltischer Lava. Durch Auflösung des vulkanischen Gesteins hat sich ein sehr fruchtbarer Boden gebildet, der eine üppige Vegetation trägt; auch die Kalkfelsen tragen schöne Wälder, während der Strand mit Mangroven bedeckt ist. Einzelne Berge der Gruppe erheben sich bis zu 2000 Fuß Höhe.

Unter den zu den westlichen Karolinen gehörigen Inseln möge noch Fais erwähnt sein (9° 46′ nördl. Br., 140° 46′ östl. L.), eine Insel, welche in ihrer Bildung ganz von allen anderen Inseln abweicht. Die steilen, manchmal senkrechten Kalkwände erheben sich bis zu 100 Fuß über der Meeresfläche und werden durch eine nach dem Inneren etwas vertiefte Ebene abgeschlossen, welche an Stelle einer früheren Lagune getreten zu sein scheint; die steilen Wände sind von einem schmalen, mit Kokosbäumen bewachsenen Strande umgeben, um den sich wieder ein Küstenriff hinzieht. Endlich sei doch die Insel Mapia erwähnt, die von Meinicke noch zu den Karolinen gerechnet wird. Sie liegt unter 0° 55′ nördl. Br.[1]), 134° 21′ östl. L. Es werden jedoch durch den Sultan von Tidore und Namens desselben von den Holländern Hoheitsrechte da ausgeübt und die Insel ist in den letzten Jahren wiederholt von holländischen Schiffen besucht worden, weshalb wir hier einige Notizen nach diesen Angaben [2]) folgen lassen.

Die Gruppe besteht aus fünf Inseln, wovon die größten

[1]) Allgemeine Missionszeitschrift 1885, Beiblatt S. 85.
[2]) Allgemeine Missionszeitschrift 1885, Beiblatt S. 86.

[1]) Nicht, wie Meinicke irrthümlich angiebt, südl. Br.
[2]) Nach de Hollander, Handleiding bij de beoefening der Land en Volkenkunde II, 4. druk 1884, p. 437.

mit Fruchtbäumen bedeckt sind, die zwei kleinsten sind nur Sandbänke; die Bevölkerung, die 1860 bis auf 10 Personen abgenommen hatte, scheint seitdem wieder zugenommen zu haben; 1879 hatten sich hier ein Engländer und ein Deutscher niedergelassen, die im Dienste eines auf Jap lebenden Engländers standen und etwa 60 Arbeiter mit dem Sammeln von Kopra beschäftigten. Die Bevölkerung ist ganz von den Papuas verschieden.

Kürzere Mittheilungen.

Die Eisenbahnverbindung zwischen Indien, Siam und China.

Am Eröffnungsabend (16. November 1885) der Wintersaison der Royal Geogr. Society hatte der durch seine Reisen in Hinterindien bekannte **Holt S. Hallett** das in der Ueberschrift genannte Thema zum Gegenstande seines Vortrages gemacht.

Der Gedankengang desselben war etwa folgender:

Seit etwa 30 Jahren ist es das Bestreben der Handelswelt und der Politik gewesen, einen englischen Handel mit dem südwestlichen China ins Leben zu rufen und zu entwickeln. Allerlei Vorschläge wurden zu diesem Zwecke gemacht und, wie es sich mit Rücksicht auf den damaligen Zustand des geographischen Wissens leicht erklären läßt, suchten alle ihr Ziel längs des Laufes der hinterindischen Gewässer zu erreichen. Genauere Bekanntschaft mit den verschiedenen Flußgebieten hat gleichwohl gezeigt, daß auf diesem Wege keine brauchbare Handelsstraße gefunden werden kann. Zuletzt noch haben die Franzosen den Rothen Fluß ins Auge gefaßt und die Hoffnung, längs desselben das Ziel zu erreichen, hat vielleicht mit dazu beigetragen, sie in Tongking so große Opfer bringen zu lassen. Es war vergebens; es war unmöglich mit Booten, die mehr als vier Tonnen faßten, vorzudringen und mit kleineren Fahrzeugen konnte dies auch nur vom November bis zum März geschehen. Der Plan, den man dann ins Auge faßte, im Flußthale eine Eisenbahn anzulegen, erwies sich auch als unausführbar und ebenso verflog alle Hoffnung, den Mekong zu diesem Zwecke zu benutzen. Das sogenannte Indochina zerfällt in drei Theile, den westlichen, welcher vom Irawadi, Sitang und Salwen durchflossen wird, die in den Meerbusen von Bengalen münden, den mittleren mit dem Mekong und Menam, die ihre Gewässer dem Busen von Siam zuführen, und den östlichen, dessen Flußgebiet zum Golfe von Tongking gehört. Der centrale Theil wird von Britisch-Birma durch eine Bergkette getrennt, die ihren Ursprung in dem östlichen Plateau von Tibet hat, sich durch die Halbinsel Malakka hinzieht und endlich an deren Spitze endet. Der niedrigste Punkt dieser Höhenkette, welcher in der Nähe von Mulmein liegt, bildet eine sehr geeignete Uebergangsstelle für eine Eisenbahn, um von Birma her das centrale Indochina und die südwestlichen Provinzen Chinas zu erreichen. Das heiße und feuchte Klima hier erzeugen eine Vegetation von einer Ueppigkeit, welche der keines anderen Tropenlandes nachsteht, und machen diesen Theil der Erde zu einem fruchtbaren Garten, dem fruchtbarsten vielleicht, den man in Asien finden kann. Die Deltas des Irawadi, des Menam und Mekong erzeugen reiche Reisernten, die weiten Ebenen am oberen Laufe dieser Flüsse, die Hochflächen der Schanstaaten sind von einer wunderbaren Fruchtbarkeit und ihre Erzeugnisse sind sehr mannigfaltig: Cerealien, Thee, Baumwolle, Indigo, kurz alle Produkte des tropischen Marktes, Früchte der verschiedensten Art gedeihen hier. Ausgedehnte Wälder bedecken ganze Landstriche und in ihnen findet man Nutzhölzer der besten Arten in größter Auswahl; dazwischen dehnen sich weite Prärien mit herrlichem Grase aus, auf welchen Elephanten, Pferde und Hausthiere reichliches Futter finden. Die Dörfer gleichen blühenden Gärten. Im Westen des Sitang sind die Berge sehr metallreich und eine gründliche Untersuchung durch Fachmänner würde sich reichlich bezahlt machen. Die Völkerstämme, die dort wohnen, gehören größtentheils zu dem tibetanischen und chinesischen Zweige des Mongolenstammes, die aus dem östlichen Tibet und aus China dorthin gezogen sind; viele andere Elemente sind denselben jedoch beigemischt, Turki, Malayen, Polynesier, Kolarier und Negritos; ja auch Menschen kaukasischer Abstammung sollen da gefunden werden. Das Klima des zwischen zwei Oceanen gelegenen Theiles des Landes ist namentlich in den Deltaniederungen heiß und feucht, die Nächte sind aber des reichen Thaufalles wegen kühler als in den Niederungen Indiens. Die Atmosphäre ist selbst in den Schanstaaten noch in hohem Grade mit Wassertheilen geschwängert, daher herrschen dort endemische Krankheiten, Fieber und Dysenterie.

Die größte beobachtete Temperatur betrug Mittags im Schatten 102° F. (38⁸/₉° C.), die niedrigste 73° F. (22⁷/₉° C.) Morgens bei Tagesanbruch. In Saigon beträgt der Temperaturunterschied nie mehr als 13° F. (7²/₉° C.).

Seit vier Jahren hat Holt Hallett mit Colquhoun die Eisenbahnfrage in Bezug auf Hinterindien studirt. Es ergab sich, daß es unmöglich sein würde, von Kalkutta aus eine dem Meeresufer folgende Eisenbahn nach Rangun anzulegen, wenn man nicht Ausgaben auf sich nehmen wollte, die sich nie durch den zu erwartenden Gewinn bezahlt machen könnten. Nachdem sie mehrere Richtungen untersucht hatten, kamen sie schließlich zu der Ueberzeugung, daß die gewünschte Verbindung zwischen Indien und China die Bergkette bei Mulmein zu überschreiten haben würde. Von diesem Punkte führen verschiedene Wege in die siamesischen Schanstaaten, und die Berge, welche zwischen Irawadi und Salwen liegen, werden so vermieden werden können.

Es ergab sich endlich, daß entweder eine Eisenbahn quer über die Berge geführt werden könne über Maing Loongyee, wobei nur der Uebergang über eine Kette nöthig wäre, oder aber, wenn diese Linie zu schwierig sein sollte, könnte die Eisenbahn über die zwei Bergketten geführt werden, welche zwischen Mulmein und der im nördlichen Siam am Mehping-Flusse gelegenen Stadt Raheng liegen. Die Paßhöhen in der letzteren Richtung sind niedriger als an jeder anderen Stelle im Norden oder Süden und betragen nur 1600 und 2287 Fuß über der Meeresfläche. Myawaddi, die englische Grenzstadt, welche zwischen beiden sich befindet, hat 630 Fuß Seehöhe, so daß also die totalen Höhenunterschiede noch um diesen Betrag sich erniedrigen. Von Kiang Hsen würde die Eisenbahn durch die Ebene, welche sich am Mekong bis Kiang Hung hinzieht, verlängert werden und hier den Fluß auf einer Brücke überschreiten. Kiang Hung liegt 50 engl. Meilen von Sumar, einer großen Garnisonstadt und wichtigem Handelsentrepot an der Südwestgrenze von China. Hier mußte sich dann das chinesische Eisenbahnsystem anschließen.

Die birmanischen Schanstaaten, soweit sie östlich vom Salwen liegen, sollen 1 bis 1½ Millionen Einwohner, die siamesischen Schanstaaten 2½ Millionen und das südlich gelegene Thal des Menam 3½ Millionen Einwohner haben.

Die Schans, welche in jener Gegend leben, sind civilisirt, frei vom Kastenwesen, fleißig und energisch, gastfrei und offen gegen Fremde, für Freihandel gestimmt und sehr geschickte Kleinhändler. Weithin durch das englische und unabhängige Birma bis nach Yünnan findet man sie mit ihren Waaren in den abgelegensten Gegenden, wo sie Handel treiben. Die Bergstämme sind ein eifriges, braves Volk, welches mit den Schanstämmen auf bestem Fuße lebt, ausgezeichnete Ackerbauer, Viehzüchter und Handwerker, Schmiede und Bergleute. Die Leute sind so civilisirt, daß der Chief Commissioner in Britisch-Birma die Versicherung geben konnte, Reisende seien dort ganz sicher, eine Schutzwache sei nur bis zur englischen Grenze nöthig. Bei seinen Untersuchungen wurde Holt Hallett von den Eingeborenen unterstützt; sie sprachen den Wunsch aus, eine bessere Handelsverbindung zu bekommen, und verpflichteten sich, bei dem Baue einer Eisenbahn jede mögliche Hilfe zu leisten. Während seiner ganzen Reise wurde Holt Hallett keine Stunde nutzlos aufgehalten, Führer und Transportmittel wurden stets bereitwillig und pünktlich geliefert, ohne daß irgendwie ein Versuch gemacht wäre, ihn zu übertheuern.

Auch bei seinen ethnologischen Forschungen leisteten ihm die Häuptlinge sehr gute Dienste. Er fand, daß zwei scharf unterschiedene Rassen von Lua (Lawa) da lebten; eine, welche als „Baw Lua" bezeichnet wird, schien die autochthone Rasse des Landes zu sein. Man findet sie besonders in dem Maing Loongyee-Thal und auf den anstoßenden Bergen und Hochebenen; den eingezogenen Erkundigungen nach besitzen sie 29 Dörfer. Ihre Zahl wurde auf 9000 geschätzt; außerdem sollen 15000 Karens dort leben, von denen 10000, wie es heißt, zu einem wilden, uncivilisirten Bergstamme gehören. Der andere Stamm sind die Kiang Tung Lua, bei den Birmanen als „Kopfabschneider" bekannt. Sie kamen von den Hochebenen im Nordwesten von Kiang Tung und sind eine viel kräftigere Rasse als die Baw Luas, denen sie weder in der Sprache noch äußerlich gleichen.

Zwischen Kiang Chong und Luang Prabang auf dem linken Ufer des Mekong werden Städte und Dörfer von verschiedenen Stämmen bewohnt: Kamuks, Kameits, Kors, Karens und Schans. Die ersten beiden leben in besonderen Dörfern, haben verschiedene Sprachen, gleichen sich aber im Aeußeren und in der Figur. Sie gehören zu der Zwergrasse von Indochina; ihre Länge übersteigt 4 Fuß 9 Zoll nicht. Unter birmanischen Beamten arbeiten sie in den Teak-Wäldern. Sie sind gut gebaut, haben ein angenehmes Aeußere, gerade Augen und unterscheiden sich sehr von den Bergstämmen des westlichen Indochina. Sie scheinen ein gutes, leicht zu behandelndes Temperament zu besitzen, arbeiten eifrig und sind ausgezeichnete Arbeiter, Holzfäller und Elephantentreiber.

Die landschaftliche Scenerie der Schan-Staaten wird als schön und abwechselungsreich beschrieben. Die weiten, gut angebauten Ebenen sind durch Reihen Fruchtbäume regelmäßig abgetheilt. Abwechselung bieten die Dörfer, die wie Inseln aus der Ebene emportauchen.

Die Seitenlinie der Eisenbahn, welche die Siam-China-Eisenbahn mit dem Seehafen Mulmein verbinden soll, würde die eben genannte Stadt mit 50000 an einem, Raheng mit 20000 Seelen am anderen Ende haben. In Raheng würde sie den Handel von China, den Schan-Staaten und Siam aufnehmen. Die Hauptlinie würde 481 Städte und Dörfer berühren und in Bangkok (500000 Seelen) enden; das andere Ende würde sich in Kiang Hsen nur 190 Meilen von der chinesischen Grenze befinden, einer Stadt, welche in einer jetzt wieder angebauten großen Ebene liegt. Die Linie würde auf 4 Tagereisen Entfernung (à 12 englische Meilen) an Muang Nau, auf 3½ an Muang Peh, auf 3 an Lapun und auf nicht ganz 4 an Zimme vorbeigehen. Der Fluß zwischen Kiang Hsen und Luang Prabang ist schiffbar. Die Eisenbahn würde also nicht nur den von ihr durchschnittenen Schan-Staaten, sondern auch den benachbarten Staaten nützen, nach denen man später Seitenlinien eröffnen könnte.

Diejenigen kommerciellen Korporationen, welche die Forschungsreise Holt Hallett's unterstützt haben, haben sich dafür ausgesprochen, daß die Eisenbahn dort ein praktisches Unternehmen von der höchsten Bedeutung sei, und Holt Hallett sowohl als Colquhoun sehen in dem Bau derselben die Verbindung der beiden bevölkertsten Reiche der Erde, gleichzeitig aber auch die Eröffnung eines weiten Gebietes für den englischen Handel.

Colquhoun fügte dem noch einige Worte bei, in denen er namentlich die Leistungen Holt Hallett's hervorhob. Letzterer hat zu Boot und zu Elephant etwa 1500 Meilen Weges aufgenommen, 2500 Meilen erforscht. Die Lage der zu beiden Seiten seiner Route gelegenen Berge hat er bestimmt, geologische Untersuchungen vorgenommen, Thermometer und Aneroide abgelesen, den Kochpunkt bestimmt und sonstige Messungen ausgeführt; wohl hat seine Gesundheit sehr gelitten, aber um diesen Preis hat unsere Kenntniß von Indochina viele Bereicherungen erfahren.

Die Aussichten des Panama-Kanales.

Ueber den Panama-Kanal und die Aussichten auf seine Vollendung dringen neuerdings sehr ungünstige Nachrichten in die Welt, welche mit den zeitweise von Lesseps gegebenen officiellen Berichten in ebenso schroffem Widerspruche stehen, wie die Broschüre von Pechuël-Lösche mit dem Buche Stanley's. Ein neuerdings erschienenes Werk von J. C. Rodrigues (The Panama Canal: its history, its political aspects and financial difficulties) hält es sogar für angezeigt, sich jetzt schon ernstlich mit der Frage zu beschäftigen, welche Stellung die Vereinigten Staaten einzunehmen haben werden, wenn nach dem bevorstehenden Bankerott der Panama-Gesellschaft Frankreich die Vollendung des Kanals in die Hand nehmen sollte.

Nach Rodrigues ist ein schnellerer Fortschritt der Arbeiten zwar oftmals in Aussicht gestellt, aber nie erreicht worden; statt der versprochenen zwei Millionen Kubikmeter monatlich hat die bewegte Erdmasse nie über 800000 cbm im Monate betragen und das gesammte Arbeitsresultat war bis zum Mai 1885 erst 12376000 cbm. Das wäre zwar den ursprünglichen Berechnungen von Lesseps gegenüber immerhin schon über ein Viertel der gesammten zu bewegenden Erdmasse, aber diese ist leider während der Arbeit in einer sehr eigenthümlichen Weise gewachsen; an die Stelle der von Lesseps ursprünglich angenommenen 46 Millionen Kubikmeter sind erst 75 Millionen getreten und dann sogar 120 Millionen, und viele Ingenieure behaupten, daß auch diese ungeheure Summe noch hinter der Wahrheit zurückbleibe. Die ausgeführten Arbeiten schrumpfen also auf ein Zehntel des Ganzen zusammen, und dabei liegen sie fast ausschließlich in der Ebene, im Alluvialboden, wo man mit den Excavatoren arbeiten konnte und auf keine nennenswerthen Terrainschwierigkeiten stieß. Die beiden riesigen Felsdurchschnitte, von denen der von Culebra an der Oberfläche 20 Fuß breit werden muß, sind noch kaum angefangen, und Niemand kann sagen, welche Schwierigkeiten man in größerer Tiefe zu erwarten hat. Die Hauptschwierigkeit aber, die Ablenkung des Oberlaufes des Rio Chagres, ist noch nicht einmal in theoretischer Hinsicht befriedigend gelöst. Der Kanal muß diesen Fluß, welcher in der Regenzeit mitunter nach einem Gusse um 40 Fuß anschwillt und kolossale Massen von Schlamm und Kies mit sich führt, 29 mal kreuzen. Um ihn unschädlich zu machen, will man ihn an der obersten Kreuzung, bei Gamboa, durch einen Damm von einer Meile

Länge und 150 bis 200 Fuß Höhe aufstauen und so einen See von sechs Milliarden Kubikmeter Inhalt schaffen, aus dem das Wasser nach und nach durch verschiedene Kanäle ablänft. Für gewöhnliche Regengüsse mag das ausreichen, auch wenn sie binnen ein paar Stunden 5⅓ Zoll Wasser bringen, wie das öfter vorkommt; wie aber, wenn ein paar solcher Sturzregen rasch hinter einander kommen? Und wie will man die eingeschwemmten Kiesmassen, welche das Seebett in verhältnißmäßig kurzer Zeit ausfüllen müssen, ohne ungeheure und dauernde Kosten wegschaffen? Auch der Rio Grande, der 11 mal, und der Rio Obispo, der 17 mal vom Kanale gekreuzt wird, bieten große Schwierigkeiten, aber sie lassen sich in neuen Betten ganz vom Kanale ableiten; der Chagres dagegen bildet eine immerwährende Gefahr, auch wenn es vorübergehend gelingen sollte, ihn zu bändigen.

Das Schlimmste ist aber der Kostenpunkt. Lesseps hat die Gesammtkosten ursprünglich auf 658 Millionen Franken veranschlagt, dann aber den Voranschlag auf 530 Millionen ermäßigt. Die internationale Kommission, welche den Isthmus 1880 besuchte, hat die Summe schon auf 845 Millionen erhöht und gegenwärtig stellt sich die Rechnung folgendermaßen. Lesseps hat erhalten:

50 Proc. des Aktienkapitals	147 500 000	Frcs.
Anlehen von 1882	125 000 000	„
„ „ 1883	300 000 000	„
„ „ 1884	193 692 500	„
	766 192 500	Frcs.

Er verlangt außerdem noch ein Lotterieanlehen von 600 Millionen und die Einzahlung des restirenden Aktienkapitals mit 147½ Millionen, veranschlagt also selbst die Kosten auf über 1500 Millionen, aber Rodrigues weist nach, daß das unmöglich genügen könne. Lesseps will den Kanal in sechs Jahren vollenden, aber die Ingenieure bezweifeln, ob zwölf Jahre genügen, und in Amerika ist man allgemein der Ansicht, daß das Unternehmen überhaupt nicht durchgeführt werden könne.

So lange Ferdinand von Lesseps lebt, wird es seinem in der Wahl der Mittel nicht allzu wählerischen Genie und dem Prestige, das er in Frankreich besitzt, wohl gelingen, die zur Fortführung nöthigen Mittel aufzutreiben, aber er hat im November seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert und wenn er die Augen schließt, wird der Krach unabwendbar sein.

Ko.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Brieflichen Nachrichten zufolge, die am 16. December von der Insel Réunion in Paris eintrafen, hat der Kapitän des „Boursaint" im Namen Frankreichs mit dem Sultan der Insel Groß-Comoro einen Schutzherrschaftsvertrag abgeschlossen.

— Frankreich hat mit Madagascar (d. h. dem Reiche der Hova) Frieden geschlossen und zwar keinen unvortheilhaften; es wird Madagascar nach außen vertreten, darf die Bucht von Diego Suarez besetzen und erhält 10 Millionen Francs Entschädigung, bis zu deren Zahlung es den Hafen Tamatave besetzt halten wird. In Antananarivo wird ein französischer Ministerresident mit Eskorte sich ständig aufhalten und als officieller Vermittler zwischen der Hova-Königin und den fremden Mächten dienen.

Oceane.

— Im Golf von Mexiko hat man wieder, wie „Science" meldet, ungeheure Massen von todten Fischen angetroffen, die Meilen weit die Oberfläche bedeckten. Aehnliche Beobachtungen wurden seit 1844 mehrfach gemacht, so 1854, 1878, 1879 und 1880. Hier kann nicht die Rede davon sein, daß Stürme die kalten Wassermassen der Tiefe in wärmere Regionen hineingetrieben haben, wie das 1880/81 an der Atlantischen Küste geschah, wo die tropischen Formen des Golfstromgebietes, z. B. der Tile-fish (Lopholatilus chamaeleonticeps) völlig vertilgt wurden. Die einzige Möglichkeit wäre eine Vergiftung des Wassers durch aus dem Boden ausbrechende Gase, wie sie mehrfach, wenn auch noch nicht im Golf von Mexiko, beobachtet worden ist.

— Der Weg von Amerika nach China um Kap Horn ist neuerdings durch Kapitän Rob. B. Forbes in einer dem hydrographischen Amte der Vereinigten Staaten eingereichten Denkschrift empfohlen worden. Er kommt zu dem Resultate, daß Schiffe, welche amerikanische Häfen vom August bis November verlassen und in China während des Nordost-Monsuns ankommen, die Reise längs des Weges um Kap Horn schneller zurücklegen können. Die vom hydrographischen Amte angestellten Untersuchungen beweisen, soweit sie schon abgeschlossen sind, daß die Reise um Kap Horn nach China in 15 Tagen weniger als die Reise nördlich um Australien herum gemacht werden kann, wogegen der Zeitgewinn gegen die Reise südlich um Australien gar 25 Tage betragen würde.

— In der Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften vom 16. November 1885 sprach P. Bert über die Resultate eines Versuches, welcher Strömungen des Atlantischen Oceans zum Gegenstande hatte. Derselbe bestand darin, daß auf einer Breite von 70 Seemeilen nördlich von den Azoren eine Menge schwimmender Körper, welche einen in mehreren Sprachen abgefaßten Fragebogen enthalten, dem Meere übergeben wurden. Wer einen solchen Schwimmer findet, wird ersucht, dem französischen Konsul im nächsten Orte den eingeschlossenen und ausgefüllten Fragebogen zu übermitteln (sogenannte Flaschenpost). Drei dieser Apparate, welche im Juli dem Meere übergeben worden sind, hat man in den östlichen Azoren wiedergefunden; sie haben eine südöstliche Richtung eingeschlagen, anstatt der nordwestlichen, welche man vermuthet hatte. Ehe man daraus Schlüsse zieht, werden natürlich weitere Fragebogen abgewartet werden müssen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIX. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Dr. P. Neis' Reise im oberen Laos-Lande.

II.

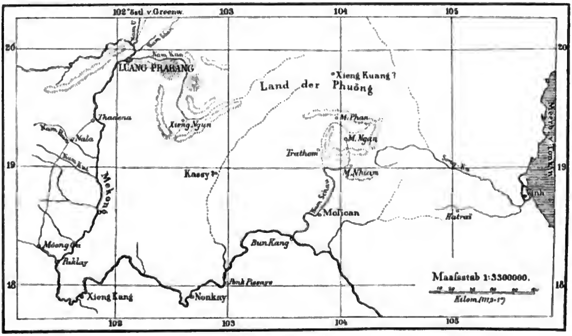
Am folgenden Morgen setzte Neis, von dem Gouverneur von Patsum mit den Booten und Ruderern und von der Königstochter Nansivaï mit dem versprochenen Schreiben versehen, seine Fahrt den Nam-Schan aufwärts fort. Die Tagereise war lang und anstrengend; die Stromschnellen waren nicht gefährlich, aber die Strömung überall reißend und das Thermometer stieg Nachmittags auf 32°. Eine Plage, welcher der Reisende bis dahin in Indochina noch nicht begegnet war, wenigstens nicht in solcher Menge, die Bremsen, stürzten sich in Wolken auf die Barken und versetzten den Menschen böse Stiche; sobald die Sonne unterging, verschwanden sie und wurden von Muskitos ersetzt. An Vögeln und Affen, darunter auch einige weiße Gibbons, war kein Mangel. Wenn man sich Molican nähert, wird das Land bergiger, und in der Ferne zeigen sich die hohen Randberge des Hochlandes der Phuöng. Dörfer sind selten, aber die Vegetation an den Ufern von solcher Ueppigkeit, daß man vor lauter Schlingpflanzen und grünem Laube nicht den Erdboden sehen kann.

In dem zu Molican wohnenden Bruder Nansivaï's fand Neis einen feigen und durch Opiumgenuß erkrankten Menschen, der vor den räuberischen Hôs in beständiger Furcht lebte, aber doch sein Möglichstes that, ihm die erforderlichen vier kleinen Boote und die schwer zu beschaffenden Ruderer zu stellen. Oberhalb Molican ist der Fluß, der lange Zeit eine Breite von etwa 60 m behält, fortwährend zwischen felsigen, mit hohen Bäumen bewachsenen Ufern eingeschlossen. Täglich mußten drei bis vier mehr oder minder gefährliche Stromschnellen passirt werden. Ist dieselbe sehr gefährlich, so machen alle vier Barken Halt und werden entladen, worauf die ganze Bemannung sich zusammenthut, um sie einzeln hinaufzubringen. Vorher aber richtet der Führer des Bootes an den Pi oder Geist der Schnelle ein Gebet und bringt ihm ein Opfer dar, zu welchem Zwecke er von jeder Mahlzeit ein wenig Reis und Fleisch aufbewahrt und davon in das Wasser wirft. Dann erst kann er getrosten Muthes passiren. Besonders gefährlich sind diese Stromschnellen bei der Thalfahrt.

Am 31. März gegen 4 Uhr erreichte man eine Stelle, wo der Nam-Schan sich aus zwei fast gleich großen Quellflüssen bildet: der eine kommt von Norden, fließt bei Trathom vorbei und hat seine Quellen unweit von Möong Ngan, welches das Ziel von Neis' Reise war. Es ist der eigentliche Nam-Schan. Der andere von Osten kommende heißt nach einem Dorfe Nam Nhiam und ist etwas kleiner. Da Trathom nach Angabe der Ruderer fast verlassen und dort keine Träger zu finden sein sollten, so beschloß Neis, sich nach Möong Nhiam zu begeben. Am nächsten Tage erreichte er bald nach Mittag den Fuß der hohen Berge, die er schon seit einigen Tagen erblickt hatte, und zugleich das Ende der Schiffbarkeit. Die Notabeln des nahen Dorfes Nhiam wurden von der Ankunft des Reisenden benachrichtigt und versprachen, für ihn bis zum nächsten Tage eine Sala zu errichten und ihn nach Möong Ngan zu führen. So verbrachte Neis am Ufer des Flusses eine schlechte Nacht, deren Ruhe durch Muskitos und das Erscheinen eines Tigers gestört wurde, während seine Ruderer aus Molican in ihrer Angst vor den Hôs es so eilig hatten, daß sie noch am selben Abend die Rückfahrt antraten, obwohl die Nacht dunkel war. Später erfuhr Neis, daß eine Barke in einer

Stromschnelle gescheitert und ihre zwei Ruderer ertrunken seien. „Sie hatten solche Eile zu entfliehen, daß sie sich nicht einmal die Zeit nahmen, dem Pi dieser Stromschnelle vor der Durchfahrt ein Opfer zu bringen“, schloß der Lao, welcher dem Reisenden davon erzählte, seine Trauerbotschaft.

Am nächsten Morgen begab sich Neis, von dem Thiao Möong (Stadthaupt) und den Notabeln geführt, nach dem nur eine Viertelstunde entfernten Dorfe Nhiam, welches am Nam Kin liegt. Es war zu jener Zeit (1883) nur etwa ein Jahr alt und bestand aus etwa 30 großen, regelmäßig gebauten Häusern; gegründet wurde es vom Atgna Tho, einem der Brüder des Phuöng-Königs, liegt im Mittelpunkte einer weiten, ringsum, mit Ausnahme des Südostens, von hohen Bergen umgebenen Ebene und besaß damals noch keine Gräben oder Pallisaden. Ueberall, ausgenommen im Norden, begann keine hundert Meter von den letzten Häusern entfernt der Wald. Getrennt vom Dorfe und auf dem jenseitigen Flußufer hatte man für den Reisenden eine Laubhütte errichtet, was Neis für ein Zeichen des Mißtrauens hielt. Hier befand er sich nicht mehr im Königreiche Siam; die Leute konnten seinen Paß aus Bangkok schon nicht mehr lesen, obwohl die Schrift und besonders die Sprache der Phöong sich sehr wenig von derjenigen der Siamesen unterscheidet. Aber der Paß hätte ihm auch wenig genutzt, denn die meisten Bewohner des Dorfes, Männer wie Weiber, befanden sich damals gerade an einer entfernten Stelle des Waldes, um durch Abholzen Platz für Reispflanzungen zu schaffen. In Folge dessen konnte das Stadthaupt nur ein Dutzend Träger zur Stelle bringen, während deren bei dem gebirgigen Wege nach Möong Ngan mindestens 50 erforderlich gewesen wären. Neis entschloß sich deshalb rasch, das meiste Gepäck zurückzulassen und nur mit dem Nothwendigsten am folgenden Morgen weiter zu marschiren. Auch Lastthiere und selbst Büffel gab es in Möong Nhiam nicht; auch wäre der Weg über die Berge für sie nicht gangbar, denn stellenweise muß



Das Land der Phuöng.

man sich der Hände bedienen, um vorwärts zu kommen, oder Hunderte von Metern weit tief gebückt, fast auf allen Vieren unter einer dichten Laube von abgestorbenen und vom Sturme herabgerissenen Bambus hinkriechen.

Seit vier Monaten war Neis nicht zu Fuße marschirt; stets war er im Boote gereist und hatte ganze Tage nach Landessitte mit untergeschlagenen Beinen und, um leichter aus dem Fahrzeuge kommen zu können, mit nackten Füßen auf einer Matte sitzend zugebracht. Jetzt zog er starke Jagdschuhe an und setzte sich mit wahrem Behagen an die Spitze seines kleinen Trupps. Um $8^1/_2$ Uhr war der Fuß der Berge erreicht und nun ging es längs des Nan Phöa, eines Hauptzuflusses des Nam Nhiam, oft auch in dessen Bette aufwärts, ein äußerst beschwerlicher Marsch, zu dessen Annehmlichkeiten die zahlreichen Bremsen und die drückende Hitze nicht gerade beitrugen. Sobald man aber den Wald betrat, machte man mit zwei anderen Plagegeistern, den Muskitos und den in ganz Indochina verbreiteten kleinen Blutegeln, welche unter den, den Boden bedeckenden feuchten Blättern leben, Bekanntschaft. Letztere dringen überall durch die Oeffnungen der Kleidung ein und verursachen, wenn sie zahlreich sind und immer wieder an derselben Stelle saugen, schmerzende und schwer heilende Wunden. Alles das trug dazu bei, daß nur eine kurze Tagereise zurückgelegt wurde und man bald nach 2 Uhr, als erst eine Höhe von 400 m über der Ebene von Möong Nhiam erreicht war, zum Nachtlager Halt machte. Ueberhaupt darf man bei Reisen in jenen Ländern auf die Leistungen des Nachmittags nicht allzuviel rechnen. Die Laos brechen gern vor Tagesanfang auf, aber machen auch frühzeitig Halt, und so eilig man es auch haben mag, so muß man doch stets mindestens eine Stunde vor Sonnenuntergang Halt machen, damit die Leute Zeit haben, Aeste abzuschlagen, daraus Hütten zu errichten und genug trockenes Holz zu sammeln, um die ganze Nacht hindurch mehrere Feuer zur Fernhaltung der Tiger und Panther unterhalten zu können.

Am nächsten Tage (4. März) wurde um 6 Uhr Morgens wieder aufgebrochen, ohne Unterbrechung bis $11^1/_2$ Uhr

marschirt und dann Reis für drei Mahlzeiten gekocht. Da man hier den Nam Phöa verließ und bis zum Gipfel des Gebirges kein Wasser mehr antraf, so mußte sich jeder mit einem Bambu, der zwei bis drei Liter Wasser für die nächste Abend- und Morgenmahlzeit enthielt, beladen. Am Nachmittage wurde dann noch 3½ Stunden lang bergauf geklettert; im Ganzen war man dem Stande des Barometers zufolge an diesem Tage 900 m gestiegen. Die Temperatur erschien ihnen sehr frisch; am Tage vorher stand das Thermometer Abends auf 28°, heute nur auf 15°. Auch das Aussehen des Waldes hat sich geändert; Palmen und wilde Bananen, aus deren großen Blättern sich so leicht undurchdringliche Schutzdächer herstellen lassen, haben Harzbäumen Platz gemacht, so daß man sich mit kleineren Zweigen begnügen mußte, und ein in der ersten Hälfte der Nacht niedergehendes Unwetter die Reisenden arg durchnäßte. Am nächsten Morgen befand man sich nach zweistündigem Steigen in der Nähe des Gipfels, wo gefrühstückt wurde, und Neis die prächtige Landschaft zu seinen Füßen bewunderte. Er befand sich in einem wahren Chaos von Bergen, und zwar in einem nach Südwesten sich öffnenden Passe. Im Osten stiegen die Berge noch mehrere Hunderte von Metern höher an, während das Thal des Nam Phöa, das er eben verlassen hatte, einer tiefen Schlucht glich. Die höchsten Gipfel waren mit Nadelholz, Fichten, Tannen und Lärchen, bedeckt, während im Thale eine tropische Vegetation, Bambu, Lianen und spanisches Rohr, wucherte. Eine Stunde später erreichte man den Gipfel, der etwa 2000 m über dem



Möong Nhiam.

Meeresspiegel und 1800 m über Möong Nhiam liegt. Der Abstieg ging rasch und leicht von Statten; um 10 Uhr traf man auf den ersten Bach, der nordwestlich zum Nam-Schan fließt, und zwei Stunden später, nachdem man nur ca. 600 m hinabgestiegen war, betrat man ein weites, welliges, von Bäumen entblößtes Plateau, auf welchem eine ziemlich große Zahl von Dörfern sich zeigte. Hier blieb der Reisende mit seinen Begleitern zurück und legte etwas bessere Kleidung an, während der Führer voranging, um die Behörden des Gebietes von seiner Ankunft zu verständigen. Nach einiger Zeit setzte auch er sich wieder in Bewegung, indem er in regelmäßigen Zwischenräumen das Gong schlagen ließ und ab und zu seinen Revolver oder seine Flinte abfeuerte. Noch vor dem ersten Dorfe begegnete ihm das Stadthaupt, das in Abwesenheit des Königs kommandirte, und geleitete ihn in sein Dorf, das von der Stadt Möong Ngan nach 3 km entfernt war. Vergebens versuchte Neis ihm dort den Zweck seiner Reise klar zu machen; das Stadthaupt kam nicht über die Vermuthung hinweg, daß er dieselben Zwecke verfolgte, wie die in Möong Ngan bereits anwesenden Missionare, deren Ziele ihm freilich ebenso wenig bekannt waren. Immerhin versprach er, das in Möong Nhiam zurückgebliebene Gepäck holen zu lassen und sein Möglichstes zu thun, daß Neis zu Lande nach Luang Prabang gelangen könnte; inzwischen sollte derselbe in der Citadelle Möong Ngan gegenüber jenen Missionaren wohnen. Es ist das eine kleine, von einer doppelten Umzäunung umgebene Festung, die auf einem



Die Festung Möong Ngan.

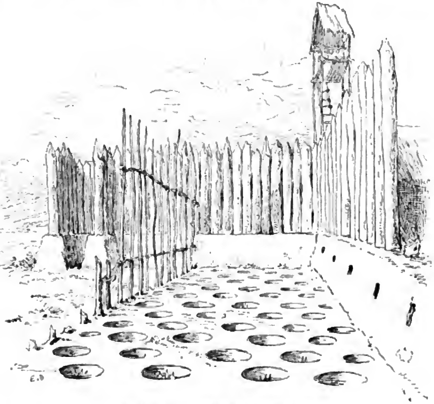
ziemlich steil abfallenden Hügel liegt. Außen zieht sich ein einfacher Bambuzaun hin, dann folgt ein mit spanischen Reitern besetzter Raum, und dahinter ein starker, von Schießlöchern durchbohrter Damm, der von einer starken Pallisade aus Baumstämmen gekrönt ist. Ueber den Thoren sind Balkone angebracht und neben denselben je ein kleines vorgeschobenes Werk. Die „Stadt" besteht aus etwa 200 strohgedeckten Bambuhütten, die in Nichts den sonstigen Laos-Häusern glichen; sie sind weder über dem Erdboden erhöht, noch haben sie einen Fußboden aus Bambu, und ein einfaches Geflecht längs der Wand dient gleichzeitig als Sitz, Bett und Tisch. Eine solche Hütte wurde auch dem Reisenden angewiesen, der gleich darauf die Missionare aufsuchte, deren Anwesenheit weder Kirche, noch Kapelle, nicht einmal ein Kreuz verrieth. Diese Mission war 18 Monate vorher von den Patres Blank und Sastre



Hütte der Missionare in Möong Ngan.

gegründet worden und steht unter dem Bischofe von Binh in Annam. Sechs Monate später war noch P. Coudrey hinzugekommen, während Blank nach Annam zurückkehrte. Natürlich war die Begegnung eine sehr herzliche, und Neis empfing von seinen Landsleuten reiche Belehrung. Sie bestätigten ihm die Mittheilungen Nansivai's. Im Falle, daß die Hôs angriffen, sagten sie, könnte das Land von Möong Ngan nicht auf die Treue der zahlreichen, ihm untergebenen Khas rechnen; denn der Vicekönig (Thiao Kanti) und dessen Familie hätten sich diese armen Leute ganz entfremdet, indem sie alljährlich mehrere Familien derselben in die Sklaverei verkauften, und zwar gegen Opium an Birmanen. Die Mandarinen fürchteten, daß die Missionare sie anzeigen könnten, und hielten ihr Treiben geheim, legten ihnen aber alle möglichen Hindernisse in den Weg und suchten ihnen den Aufenthalt im Lande nach Kräften zu verleiden. Selbst ihren eigenen Landsleuten, den Phuöng, liehen der Vicekönig und seine Mandarinen

Geld gegen hohe Zinsen und verkauften die säumigen Schuldner an die Birmanen; öfters hätten sie, die Missionare, solche ausgelöst. Darum besäßen sie zwar unter dem niederen Volke manchen Freund, aber von den Großen



Details der Befestigung von Möong Ngan.

würden sie gefürchtet und gehaßt. Im Ganzen führten sie ein elendes Leben, hätten noch keinen Proselyten gemacht und wagten in dem, den Angriffen der Hôs ausgesetzten Lande keine dauernde Niederlassung zu gründen. Vor wenigen Tagen sei der Vicekönig nach Binh in Annam gereist, um Hilfe zu holen; aber die Missionare wußten, daß damals die Beziehungen Annams zu Frankreich so gespannt waren, daß ersteres wohl kaum Lust verspüren würde, einem entfernten Vasallen zu helfen.

Die nächste Zeit benutzte Neis, sich auszuruhen und seinen durch Insektenstiche arg mitgenommenen Beinen Zeit zur Heilung zu gönnen. Lebensmittel waren bei den Phuöng selten und theuer; Vieh wollte Niemand aufziehen aus Furcht, daß es ihm die Hôs fortnähmen, in den kleinen Bächen giebt es nur wenig Fische, und Hühner und Schweine sind dort seltener als sonst im Laos-Lande. Dafür halten sich die Phuöng an allerlei Reptilien und Insekten schadlos und schätzen besonders eine große Art Mistkäfer. Um den Reis vor den Hôs zu schützen, verwahrt man ihn in Silos, welche den in Algerien üblichen durchaus gleichen. Es sind das Höhlungen im Thonboden von der Form eines Kürbis und etwa $2\frac{1}{2}$ m Tiefe; die obere Oeffnung ist nur $\frac{1}{2}$ m im Durchmesser groß. Da hinein wird der Reis geschüttet und erst mit Stroh und dann mit Lehm bedeckt; darüber kommt dann der vorher sorgsam ausgestochene Rasen zu liegen, so daß jede Spur des Versteckes sich bald verwischt. Die Stelle desselben merken sich die Einwohner durch die Richtung auf Bäume oder sonstige Wahrzeichen.



Durchschnitt eines Silo.

Nach fünf Tagen der Ruhe vermochte Neis wieder zu gehen und durchwanderte in Gesellschaft der Missionare das ganze Plateau von Möong Ngan. Auf demselben gab es einst mächtige Heerden von Ochsen, Büffeln und Pferden, von denen nur wenige Hundert Ochsen und etwa 20 Pferde übrig geblieben waren. Die Vegetation ist nicht tropisch; von den

Bäumen, die für die Dörfer Hinterindiens sonst charakteristisch sind, den Kokos- und Arekapalmen, findet sich nichts, und auch die Banane ist nur durch einige kümmerliche Exemplare vertreten. Während des Aufenthaltes des Reisenden hielt sich die Temperatur zwischen 15° und 25° und fast täglich fiel Regen. Eichen, namentlich solche mit süßen Früchten, sind nicht selten; ferner finden sich große wilde Apfelbäume, Weinstöcke und Himbeersträucher. Den Boden bedeckt Rasen und Moos, eine Seltenheit in diesen Breiten Hinterindiens, und in Masse giebt es Ranunculaceen, Kompositen und Lippenblüthler, welche an den Ufern des Mekong verhältnißmäßig selten sind. So eignete sich das Land gut zu einem Sanitarium, wenn es dort nicht acht Monate im Jahre regnete und der benachbarte Wald das Fieber begünstigte.

Am 13. März kamen Khas-Träger mit dem größten Theile des Gepäckes von Möong Nhiam an; aber trotzdem sie Neis reichlich bezahlte, wollte sich doch keiner von ihnen dazu verstehen, nochmals dahin zurück zu kehren und die zurückgebliebenen sechs Kisten zu holen. Die Mandarinen mußten aus einem anderen Khas-Dorfe die erforderlichen Leute requiriren. Wenigstens war Neis nun im Besitze seines Theodoliten und seines photographischen Apparates und konnte die Breite seines Aufenthaltsortes bestimmen und einige Ansichten aufnehmen. In diesem Augenblicke wurde jedoch die Lage drohend: was seit Jahresfrist schon wiederholt fälschlich gemeldet worden war, erfüllte sich jetzt wirklich, die Hôs waren von ihrer Hauptstadt Xieng-Kuang ausgezogen, hatten den vier Stunden von Möong Ngan entfernt gelegenen festen Platz Möong Ghan durch List genommen und bedrohten Möong Ngan. Die Missionare und Neis beschlossen alsbald, den Versuch zu wagen und den Platz gegen die schlecht bewaffneten und mit wenig Munition versehenen Hôs zu halten, und die Mandarinen versprachen dazu alle nur mögliche Hilfe. Man veranlaßte die Bewohner der umliegenden Dörfer, in der Citadelle Zuflucht zu suchen und sich für sechs Tage mit Reis zu versehen, Frauen und Kinder mußten Wasser hineinschleppen, die Heerden wurden in die Nähe getrieben, Kundschafter ausgeschickt, die Pallisaden ausgebessert und zahlreiche spanische Reiter gelegt. Gegen Abend aber kamen zwei böse Nachrichten: von Thathom her nahte eine andere Bande Hôs, und die Khas Puthang, welche man während des Tages zur Hilfeleistung aufgefordert hatte, hatten sich gegen Möong Ngan empört und mit den chinesischen Räubern verbündet. Die erschreckten Notabeln baten nun unseren Reisenden, den Oberbefehl in der Stadt zu übernehmen, und dieser willigte auch zunächst für die Nacht ein; aber diese eine Nacht genügte, um die Unmöglichkeit einer Vertheidigung darzuthun. Ohne Unterlaß machte Neis bis 2 Uhr Morgens die Runde, aber stets fand er die Wachtposten eingeschlafen oder von ihrer Stelle weggelaufen, und wenn er sie auch mit Schlägen aufweckte, so ging doch, sobald er den Rücken drehte, das alte Spiel von Neuem an. Von den Notabeln aber betheiligte sich kein einziger am Wachtdienste; wie gewöhnlich verbrachten sie einen guten Theil der Nacht mit Opiumrauchen. Da gab Neis die Sache auf; er entschloß sich, sein Gepäck im Stiche zu lassen und nach dem Mekong zurück zu kehren, während die Missionare sich nach Annam zu flüchten beschlossen. Neis schaffte all sein Gepäck, seine Sammlungen, seinen photographischen Apparat, seine Platten u. s. w. in das Haus der Missionare, und diese hefteten ein Plakat an die Thür des Inhaltes, daß Alles Eigenthum französischer Mandarine sei. Natürlich haben sie nie etwas davon wieder gesehen. Neis und seine Leute nahmen nichts mit sich, als ihre Decken, Reis für vier Tage, die Waffen nebst etwas Munition, den Theodolit, die Tagebücher, das Silber und einige Kleider. Alles Uebrige blieb zurück, leider auch aus Vergeßlichkeit ein Chronometer und eine Uniformmütze. Dann marschirten sie langsam davon, beladen, wie nur Leute sein können, die um jedes Stück trauern, das sie nicht mitzuschleppen vermögen.

Die Vegetation der Kanarischen Inseln.

II. (Schluß.)

Humboldt äußerte sich entzückt über die mit Reben bepflanzten Abhänge, die Myrthen und Cypressen und die mit Blüthen bedeckten Orangenbäume. Heute entragt wohl noch die Palme, einzeln auch die Cypresse, dem felsigen Boden, aber die schönen Orangengruppen, und vor allem die hohen Rebengewinde sind geopfert. Statt dessen starren die Terrassen weithin von Kaktuspflanzen, welche das Substrat der Cochenillezucht bilden. 30 Jahre lang war dieser Erwerbszweig lukrativ, aber mit der Erfindung der Anilinfarben sanken die Preise rasch auf die Hälfte, und schließlich auf nominelle, die Kosten nicht deckende Ansätze. Heute liegen noch Hunderte von Centnern unverkauft in London. Der Uebergang zu einer anderen Bodenkultur erscheint schwierig, da große Kapitalien dazu nöthig sind. Es wäre wirklich an der Zeit, daß das Mutterland den heimgesuchten Inseln mit etwas Anderem, als Verfassungsänderungen und Nachschüben neuer Beamten bei jedem Ministerwechsel aushülfe.

Der zur Cochenillekultur verwendete Kaktus ist stets die Tunera, die Opuntia Tuna Miller. Zur Ueberwinterung des Coccus, welche in den wärmsten Distrikten der Inseln bewerkstelligt wird, dient nach Schacht eine stark haarige Kaktusart, auf welcher die Insekten besser haften.

Von Cerealien &c. werden angebaut Mais, Gerste, Weizen, Ackerbohnen, Kartoffeln, Zwiebeln, Pisang, welch letzterer trefflich gedeiht; ferner Bataten und die Name (Colocasia antiquorum). Selten ist Roggen und noch seltener Zuckerrohr, welches roh genossen wird. Getreide und Hülsenfrüchte dienen zur Bereitung des Gofio, eines groben Mehles aus stark gerösteten Körnern, welches, mit Salz vermischt, die nie fehlende Tunke zu Kartoffeln und Salzfisch bildet. Sie ist sehr nahrhaft, da die kleberhaltige Schale der Körner nicht entfernt ist. Eine andere Nahrung, außer gelegentlichem Obste oder Gemüse, kennt der arme und genügsame Kanarier nicht.

Als Kulturbäume sind am verbreitetsten Pfirsiche, die in der verlängerten und früh beginnenden Blüthenzeit eine seltsame Anpassung an das Klima darthun. Seltener sind Birnen, Pflaumen, Kirschen, Aprikosen und Aepfel, doch liefern besonders die beiden ersteren treffliche

Früchte. Unübertrefflich sind die Feigen, ein ursprüngliches Gewächs der Kanaren. Im Museum von Las Palmas sind trockene Feigen aus den Felsengräbern der Isleta vorhanden, welche dieselbe Kleinheit der Urrasse zeigen, wie die Gerste und die Aepfel aus unseren Pfahlbauten der Steinzeit von Robenhausen. Auf den Tuffhügeln der Kanaria ob Las Palmas dehnen sich auch noch weite und schöne Weinanlagen aus. Die Lese findet nicht vor September und Oktober statt. Der Wein auf Gran Canaria ist ein sehr dunkler und milder Rothwein, der auf West-Tenerife ist weiß oder bernsteinfarben und sehr stark, aber selten das edle Aroma des Madeira bietend, den er jedoch zuweilen noch übertrifft. Der Export ist gleich Null.

Oelbäume werden nur auf der Canaria gehegt und nicht zur Oelbereitung benutzt; sie sind von riesiger Größe. Auch die Pinie wird hier gehegt. Diese orientalischen Kulturpflanzen geben der Gegend hinter Las Palmas de Gran Canaria ein klassisches Gepräge.

Unter dem Namen Tagasaste wird ein herrlich duftender, weißblühender Cytisus kultivirt, der aus der oberen Region der Inseln stammt und ein ausgezeichnetes Grünfutter für Hausthiere bildet. Gleichfalls als Futterpflanzen dienen der Orobal (Withania aristata) und der Hediondo (Bosia Yerva mora).

Von tropischen Obstarten wird außer dem Pisang nur sparsam einiges angepflanzt. Die tropischen Bäume blühen sämmtlich im ersten Frühlinge und reifen ihre Früchte vom August bis Herbst.

Der berühmte Jardin de Acclimatacion del Durazno bei Orotava ist unter der Leitung des Dr. Benitez de Lugo und dem eifrigen Betriebe des Gärtners H. Wildpret zu einer ebenso schönen als nutzbringenden Anstalt geworden. Es wird von dort aus ein beträchtlicher Handel mit Sämereien unterhalten.

Treten wir nun in die zweite Region, die des Wolkengürtels, ein, wo selbst im Sommer täglich oder fast täglich der dichte tiefgraue und häufig nässende Nebel hängt. Die Temperatur wird um mehrere Grade kühler und die Erde deckt sich mit einem grünen Anhauche von Moosen und Farnen. Wir sind im Gebiete des Lorbeerwaldes, der sich fast stets in den Schluchten, seltener an den offenen Abhängen erhalten hat. Letztere sind mit Buschwerk bedeckt, bestehend aus drei dominirenden Arten, dem Brezo (Erica arborea), der Haya (Myrica Faya) und dem Adlerfarn. Der Wurzelstock des letzteren ist reich an Stärkemehl, welches unter dem Namen Batatas de Helecho häufig zur Bereitung des Gofio dient. Diese Standorte bieten der schönen, morgenrothen Frühlingsblume der Kanaren, der Tussilago, die willkommenste Stätte. Es sind dies mehrere Arten der Gattung Senecio, Gruppe Pericallis; sie sind es, welche der Gartenkunst die Stammpflanzen der tausendfach variirenden Cinerarien lieferten.

Der Feldbau geht bis 800 m hinauf, seltener bis 1000 m, namentlich auf Tenerife, wo sich wegen des weiteren Raumes die einzigen größeren in europäischer Weise bestellten Ackerfelder befinden, deren Weizensaaten auf dem schweren, rothen Thon herrlich stehen. Neben unseren europäischen Obstbäumen ist namentlich die Kastanie angepflanzt, welche stattliche Haine bildet.

Als Bäume des Hochwaldes stehen Laurineen in erster Linie, nämlich Persea indica, der Viñatigo; Laurus canariensis, der Loro oder Laurel; Oreodaphne foetens, der Til (wörtlich Linde), welcher bis 10 m Umfang erreicht; endlich Phoebe barbusana, der Barbusano, die schönste dieser Laurineen, mit myrthenartigen Blättern von wunderbarem Spiegelglanze. Die grünlichen Blüthen aller dieser Bäume sind klein und unansehnlich, die Früchte sind schwarze Beeren.

Zwischen diese wichtigsten Bäume des Hochwaldes mischen sich stachellose Ilex-Bäume, Erica arborea, ein stets gewundener Baum mit spitzem Wipfel; der hohe Aderno (Heberdenia excelsa); der botanisch merkwürdige Mocan (Visnea Mocanera) u. A. Sehr selten taucht der wundervolle Madroño auf (Arbutus canariensis) mit orangegelber Rinde, silberweißen Blätterbüscheln und pfirsichgroßen, goldgelben, reizend chagrinirten, eßbaren Beeren. Hohe Brombeergehege, ein Wegdorn, ein riesiger Schneeball u. A. bilden das Unterholz. Nur am Boden, nicht an den Stämmen, kriecht ein Epheu herum. Zahlreiche Farne decken in überquellender Fülle den Boden, darunter vor allen die mächtige Woodwardia mit oft 3 m langen und 1 m breiten Wedeln. Die Physiognomie dieses Waldes ist groß, sein Eindruck auf das Gemüth überwältigend. Denn in ungewohnter Höhe wölbt sich das dunkele Lorbeerlaub, durch welches nur ganz vereinzelte Sonnenstrahlen hereinfallen; ein tiefer, eigenthümlich grüner Schatten herrscht im Grunde, der Allem, auch den Gesichtern der Menschen, eine fahle Farbe verleiht.

Plötzlich verändert sich der Ausdruck der Landschaft, wenn wir die Bestände von Pinus canariensis, die Pinares, erreichen, welche von 1100 m an die trockenen Böschungen bewohnen und einzeln über 2000 m hoch hinaufsteigen. Die kanarische Fichte, der Tea der Spanier, zeichnet sich durch konischen, bis zur Erde reich beasteten Wuchs aus und macht einen imposanten Eindruck. Wenn die schlanken Stämme im Winde rauschen, wenn sie sich dunkel abheben von der winterlichen Schneeregion des Teyde, so ist das Bild zugleich ein alpines und ein durch ungewohnte Größe des Pflanzenwuchses fremdartiges von unvergleichlicher Stimmung, das ähnlich wohl nur in den Anden Mexikos wiederkehrt. Prachtvolles Unterholz breitet sich unter den Fichten aus, darunter zwei Cistus mit großen Blüthen, die sich zu einer harzduftenden Macchia am Fuße der Nadelbäume mischen. Eine historische Baumart, Juniperus Cedrus, ein mächtiger Hochstamm, ist heute so viel als ausgerottet. Schon die kanarische Urbevölkerung bediente sich mit Vorliebe seines Holzes. Herr Christ bekam keinen zu Gesicht, doch soll der Baum an einigen Stellen der Cañada noch vorkommen.

Tenerife allein hat einen subalpinen Gürtel, eine Zone von Sträuchern über dem Walde. Es sind die halbkugeligen Besensträucher der Retama blanca (Spartium supranubium L. fil., Spartocytisus nubigenus Webb.), welche die Einöden bedecken, bis zu einer Höhe von 2800 m. Im Mai erscheinen die kleinen Blätter mit den weißen und röthlichen Blüthen, aus denen sich die aufgeblasene, mit einem Knall aufspringende Hülse entwickelt; doch schon im Juli sind Blätter, Blüthen und Früchte gänzlich verschwunden. Nur ganz sparsam sind zwischen diesen Retamasträuchern andere Pflanzen zu finden. — Von einer Alpenflora ist so wenig die Rede als sonst auf vulkanischen, isolirten Gipfeln.

Wollen wir besondere Höhenregionen auf den Kanaren unterscheiden, so sind es die folgenden drei, schon von Berthelot und Webb bezeichneten, welche den drei sich über einander legenden Klimaten entsprechen:

1. Die Strandregion, bei 700 m.
2. Die Wolkenregion, von 700 bis 1000 m, begreift die Höhenlage, wo in der Regel die Passatwolke lagert.
3. Die Gipfelregion, die Region über den Wolken, welche allein auf Tenerife zur vollen Geltung kommt.

Im zweiten Theile seiner Arbeit giebt Dr. Christ eine specielle Untersuchung der Florenbestandtheile der Kanaren. Er beziffert die Gesammtzahl der Arten der Gefäßpflanzen auf 1226. Davon sind 420 Arten eingewandert, größtentheils aus Südeuropa, zum Theil aber auch aus den Tropen. Wirklich einschließlich sind sonach 806 Arten, von denen 414, also 50 Proc., endemisch sind, ein äußerst hoher Procentsatz, wenn man die Nähe Afrikas berücksichtigt. Ein ähnliches Verhältniß zeigt fast nur noch die Insel Sokotra. Doch erstreckt sich der Endemismus der Kanaren auch auf die benachbarten Archipele. Der größere Theil der Kanarenflora schließt sich an Grisebach's Mittelmeerflora und Boissier's Orientflora an. Unter den Kanarenpflanzen exotischer Verwandtschaft bildet die südafrikanische, richtiger altafrikanische Flora das wichtigste Kontingent. Diese muß in früheren Zeiten das ganze Gebiet des afrikanischen Kontinents umfaßt haben und bildet ohne allen Zweifel den ältesten Bestandtheil der Kanarenflora. Die unterseeische Verbindung mit dem Kontinent deutet darauf, daß der Uebergang von Formen auf die Inseln wesentlich erleichtert war. Das Centrum dieser afrikanischen Flora, welche jetzt das ferne Kapland darstellt, ist früher wahrscheinlich das äquatoriale Afrika gewesen; es spricht dafür auch das Vorkommen abessinischer Hochlandspflanzen auf dem Kamerungebirge, die unmöglich über die heutigen, hochtropischen Ländermassen des inneren Afrika hin eingewandert sein können. Die Insel Sokotra, welche ebenso wie die Kanaren eine überraschend große Anzahl abessinisch-südafrikanischer Arten zeigt, hat mit der dürren, felsigen Küstenregion der Kanaren die größte Analogie. Während das innere Afrika allmählich durch die süd-asiatischen Einwanderer ausgefüllt wurde, hat sich mithin an den Rändern die alte Flora in namhaftem Belange erhalten. Wenn nun die allgemeine, alte Ausstrahlung der Atlantischen Flora von den Kanaren nach Norden ging, wie die abnehmenden Zahlen der Madeira- und der Azorenflora beweisen, so ist in neuerer Zeit, seit der Herrschaft des Golfstromes, deutlich ein Transport in dessen Richtung, also von den Azoren nach Madeira und von Madeira nach den Kanaren und speciell nach der Kette von Anaga, dem nördlichen Vorgebirge von Teneriffe, zu spüren.

Die in der Vorzeit nach den Kanaren gelangten kontinentalen Formen änderten vorwiegend in einer bestimmten Richtung und nach einem einheitlichen Plane ab. Derselbe äußert sich in der Verlängerung und Verdickung des Stammes und der Bildung von Blattrosetten. Hierin erkennen wir deutlich die Einwirkung des Klimas: die Gleichmäßigkeit der Temperatur erlaubt fortwährendes Wachsen des Stammes, und doch ist die Trockenheit groß genug, um die reiche Laubentfaltung zu hindern und die Pflanzen zur Bildung schmaler, dicht beisammen stehender und sich gegenseitig schützender Blätter zu veranlassen. — Die Endemen sind dem Boden aufs Genaueste angepaßt und Grisebach's Ansicht, daß die endemische Kanarenpflanze dem Aussterben verfallen sei, ist unbegründet.

Kritische Bemerkungen zu L. Haneuse's Ackerbaukolonie-Projekt am Congo.

Von **W. Mönkemeyer.**

Die Ausführungen des Lieutenant L. Haneuse über sein Projekt, Ackerbaukolonien am Congo zu errichten (vergl. „Globus", Bd. 48, S. 393), dürften für Jemand, der nicht Gelegenheit hatte, die thatsächlichen Verhältnisse an Ort und Stelle zu studiren, viel für sich haben. Die Sachlage gestaltet sich jedoch ganz anders, wenn man die Boden- und Wasserverhältnisse, Klima- und Arbeiterfrage den wahren Umständen gemäß erwägt.

L. Haneuse spricht vom jungfräulichen Boden am Congo und Viele vor ihm haben die bewundernswerthe Fruchtbarkeit nicht genug loben können. Wenn man während der nassen Zeit das Congogebiet besucht, so wird man wohl an die englischen Gefilde erinnert, wo sich grüne Wiesen weithin erstrecken und das Auge wohlgefällig auf den einzelnen Baumgruppen ruht. Während der trockenen Jahreszeit jedoch werden die grünen Steppen am Congo von den sengenden Strahlen der Sonne braun gebrannt, schlaff hängen die Blätter der Sträucher herab, und selbst die Oelpalme mit ihren versengten Wedeln macht nur einen trübseligen Eindruck.

Wirklich kennen lernen und beurtheilen kann die Bodenverhältnisse nur, wer selbst mit dem Spaten und der Hacke in der Hand versucht hat, den Boden zu bearbeiten, selbst gesäet und geerntet hat. In Bd. 48, S. 331 dieser Zeitschrift ist meine Ansicht über die dortigen Bodenverhältnisse ausgesprochen worden. L. Haneuse schlägt als geeigneten Ansiedelungspunkt z. B. das Thal bei Boma vor. Ich kenne diese Gegend genau und habe mich über die Bodenverhältnisse dieses Thales durch Versuche belehrt. Es gehört ja zu den noch am meisten begünstigten Stellen des unteren Congogebietes; doch sind die Bodenverhältnisse noch nicht günstig genug, um zur Anlage einer Ackerbaukolonie empfohlen zu werden und besonders ist es der Wassermangel, der einem solchen Projekte widerspricht. Zwar windet sich dort ein kleiner Bach durch das enge Thal, der Krokodilfluß; doch hat er in seinem oberen Laufe während der trockenen Jahreszeit nur wenig Wasser und liegt außerdem sehr tief, so daß es äußerst schwierig und kostspielig sein würde, das Wasser mittels Vorrichtungen zum Pumpen auf die höher gelegenen etwaigen Kulturflächen zu bringen. Bohrversuche nach Wasser, die dort angestellt wurden, blieben erfolglos.

L. Haneuse schlägt vor, zum Anfange 12 Mann zu engagiren, um sein Projekt auszuführen, und könnte man mit der Art und Weise der Uebersiedelung und Installirung der Leute ganz einverstanden sein. Er schlägt ferner vor, 150 Schwarze für die Bearbeitung des Bodens anzuwerben. Das ist jedoch nicht so leicht gethan, denn die Arbeiterfrage ist sehr schwierig zu lösen, worüber ich mich in Heft 22 der Kolonialzeitung von 1885 näher ausgesprochen habe; auch ist zu bemerken, daß der Kostenanschlag in Bezug auf Lohn für die schwarzen Arbeiter viel zu niedrig angesetzt ist. Nach meinem Dafürhalten dürften 21 600 Francs statt 7200 Francs nicht zu hoch gegriffen sein. Der ge-

wöhnliche Lohnsatz für einen Arbeiter pro Monat beträgt, niedrig angesetzt, für die dortigen Verhältnisse vier Stücken Zeug, à ca. 3 Francs = 12 Francs oder 144 Francs pro Jahr für einen Mann, 21 600 Francs für 150 Mann in einem Jahre, oder 14 400 Francs mehr, als der Kostenanschlag besagt.

Ueber den Gegenstand des Anbaues hat Haneuse nur wenig gesagt, wenigstens finden sich unter seinen vorgeschlagenen Kulturpflanzen nur wenige, die für den europäischen Markt Wichtigkeit hätten, denn die dort eventuell gezogenen Gemüse, Bananen, Mango ꝛc. würden nur zur theilweisen Ernährung der Kolonisten selbst Werth haben, die Kultur der Erdnuß, des Manihok und des Maises, welche von den Eingeborenen selbst ihrem Bedürfnisse entsprechend gebaut werden, wirft keinen Verdienst ab, Getreide wird schon aus klimatischen Gründen nicht gedeihen und für Kaffee und Kakao ist der Boden zu schlecht und nicht tiefgründig genug. Auch trocknet die Erde während der trockenen Zeit dermaßen aus in Folge des Mangels an Baumvegetation, daß etwaige Plantagen schon in Folge von Trockenheit und Mangel an Schatten zu Grunde gehen würden. Ebenso hätte der Reis wenig Aussicht auf Gedeihen; bis heute noch wird der sämmtliche Reis, der an die Arbeiter als Kost vertheilt wird, aus Europa bezogen, wodurch sich die Ernährung der Leute sehr theuer stellt. Haneuse denkt nun so viel Manihok, Mais ꝛc. anzupflanzen, daß die Beköstigung der Arbeiter dadurch bestritten werden könnte. Aber was würde denn von den kleinen Thälern im unteren Congo-Gebiete zur Kultur von Handelspflanzen übrig bleiben, wenn allein für 150 Mann Manihok und Mais gebaut werden soll?

Hat der Plantagenbau aus den angeführten Gründen keine Aussichten in diesen Gebieten, so hat der Verkauf von besseren Nutzhölzern nach Europa und geschnittenen Bohlen zum Häuserbau dort schon deshalb keine Aussicht, weil von Boma bis Stanley-Pool kein nennenswerther Wald vorkommt und die ziemlich verbreiteten Affenbrotbäume in Folge der schwammigen Beschaffenheit des Holzes nicht zu verwerthen sind, gar nicht zu erwähnen des Mangels an Wagen und der Schwierigkeiten, welche sich dem Transporte gefällter Bäume auf dem so ungünstigen Terrain entgegenstellen würden. Als Beispiel für die Holzarmuth dieser Gegenden will ich nur anführen, daß ich genöthigt war, in Boma Tag für Tag zwei Mann zu beschäftigen, um das wenige Brennholz für die Küche zu suchen. Sie fanden auch das nicht mehr, und blieb nichts Anderes übrig, als das Brennholz aus den Mangrovewäldern bei Ponta de Lenha zu beziehen und bezahlten wir für 1000 Splitter 20 Francs.

Die bisherigen Versuche im Plantagenbau haben nur ungünstige Resultate ergeben und von dem Versuche auf Veranlassung des holländischen Hauses, Kaffeeplantagen auf der großen Insel bei Boma zu errichten, ist Berichten neueren Datums zu Folge dasselbe ungünstige Resultat zu verzeichnen und deshalb die Kultur wieder aufgegeben worden. Doch die Viehzucht! Haneuse sagt selbst, daß die Fouragefrage noch zu lösen ist, aber wie, sagt er nicht. Jedenfalls würde sich die Einrichtung der Viehzucht nur auf die Verpflegung der Kolonisten beschränken. Wir sehen also, daß sich Haneuse's Projekt, bei Lichte besehen, als völlig hinfällig erweist; doch ehe ich meine kritischen Bemerkungen schließe, will ich noch auf einen Punkt aufmerksam machen, den Haneuse völlig übergangen hat. Wie ist das Klima? Wird der Ansiedler demselben auf die Dauer Widerstand leisten können?

Nach den bisher gemachten Erfahrungen kann man nur mit „Nein!“ antworten. Man bedenke, daß von circa 500 Weißen, welche im Dienste der Association waren, nur circa sechs ihre kontraktliche Zeit von drei Jahren haben aushalten können. Außerdem spricht die Annahme des Gesuches der Aerzte der Association, in Folge der vielen Verluste an Menschen die kontraktliche Zeit von drei auf zwei Jahre herabzusetzen, am besten für die dortigen ungünstigen klimatischen Verhältnisse. Man kann also mit Bestimmtheit behaupten, daß eine Ausführung des Haneuse'schen Projektes, Ackerbaukolonien am Congo zu errichten, niemals von Erfolg gekrönt sein kann.

Die Guinanen der Provinz Abra (Luzon).

Nach dem Spanischen des Don Antonio Trullens von **F. Blumentritt**.

Sr. Trullens hat in dem Boletin der Sociedad filipina de Amigos del Pais eine interessante Abhandlung über die Guinanes der luzonischen Provinz Abra veröffentlicht, deren wissenswerthen Inhalt ich hier mit Weglassung einzelner verfehlter oder überflüssiger Partien mittheile. Die Einleitung kann ich füglich übergehen, denn sie offenbart jene liebenswürdige Naivetät ethnographischer Unkenntniß, die das Erbtheil der meisten spanischen Autoren zu sein scheint, die über die Philippinen schreiben. Man traut seinen Augen nicht, wenn man da liest: die Igorrotenstämme des nördlichen Luzon seien Mischlinge, in deren Adern europäisches (kaukasisches), malayisches und chinesisches Blut rolle. Trullens ist aber einsichtig genug, am Schlusse seiner Einleitung zu gestehen, daß man eben über die Abstammung der Igorroten nichts Sicheres wüßte. So abenteuerlich also der spanische Officier seine Abhandlung eröffnet, ebenso nüchtern und einfach theilt er seine eigenen Beobachtungen mit, die er während seiner Dienstzeit in den Grenzposten der Provinz Abra anzustellen hinreichend Gelegenheit hatte. Ich werde mir die Freiheit nehmen, wo es passend erscheint, meine Bemerkungen beizufügen.

Die unabhängigen Guinanen der Provinz Abra wohnen in armseligen Hütten, die sie an recht versteckten Plätzen errichten, um so besser vor feindlichen Ueberfällen gesichert zu sein. Als Baumaterial dient Holz, Rohr (auch Bambu) und Congogras. Sie kennen die Säge noch nicht, sie fällen deshalb mit ihrer lina[1]) genannten Axt einen großen Baum und hauen aus ihm den Balken von gewünschten Dimensionen heraus. Mehrere solche vereinzelte Hütten (Ranchos) bilden dann ein Dorf, die sogenannte Rancheria. Wie alle Stämme der Philippinen nähren auch sie sich vorzugsweise von Reis, den sie fleißig anbauen und von

[1]) Von anderen Autoren auch liva, ligua, aliva genannt.

dem sie zwei Ernten jährlich erzielen. Außerdem bauen sie Camote (Convolvulus Batatas) und einige Knollengewächse an. Man findet bei ihnen auch Zuckerrohranpflanzungen, doch verdanken diese ihre Existenz nicht etwa dem Handelstriebe, auch wird kein Zucker aus dem Rohre gewonnen, man kultivirt vielmehr diese Pflanze nur aus dem Grunde, um daraus einen Branntwein, den básí[1]) zu erzeugen, welcher das Lieblingsgetränk der Guinanen bildet. Als Hausthiere besitzen sie Hunde, Carabaos (Kerabau-Büffel), Schweine und Hühner; alle diese Thiere werden schlecht gehalten und gepflegt; ihr Fleisch, auch jenes der Hunde, wird nur bei festlichen Anläßen genossen, weil eben ihre Heerden nur wenig zahlreich sind. Das Bedürfniß nach Fleischnahrung wird durch Jagd oder Fischfang, besonders aber durch Viehraub und Diebstahl befriedigt, unter dem besonders die Viehbesitzer der ebenen Theile der Provinz schwer zu leiden haben.

Obwohl das Klima ihrer bergigen Heimath an rauhen Wettertagen nicht arm ist, so entbehren sie doch, von Jugend auf abgehärtet, einer ausgiebigen Bekleidung, indem sie sich mit einem einfachen Lendenschurze begnügen. Dieser wird aus Baumrinde hergestellt und zwar in zwei Größen, dem kleineren baag[2]) für die Männer und dem caïn für die Weiber. Die kleinen Kinder laufen ganz nackt herum. Die Männer tragen als Kopfbedeckung jenes zierlich geflochtene Hutkörbchen, das in der Weltreise von Dr. Hans Meyer S. 515 abgebildet worden ist; diese eigenartige Mütze führt den Namen cal-logón oder sublon. Die Frauen schlingen um den Hals viele Schnüre, an welche Glas-, Stein- oder Beinkügelchen gereiht sind, ferner lieben sie Ohrgehänge aus Kupferreifen und sonstigen Schmuck von Kupfer oder Muscheln. Sowohl Männer wie Weiber zieren ihren Körper, insbesondere Brust und Arme, mit graziösen, ornamentalen Zeichnungen, indem sie die Haut aufstechen und in die Wunde den Saft des Zuckerrohres einspritzen.

Die Guinanen sind zwar sehr kriegslustige Leute, doch fehlt ihnen der Muth der Europäer und Japanen, weshalb sie dem Kampfe Mann gegen Mann sorglich aus dem Wege gehen. Sie ziehen es vor, durch Ueberrumpelung oder vom Hinterhalte aus den Feind unschädlich zu machen, was ihnen um so leichter fällt, als das Buschdickicht und zerklüftete Terrain ein unbemerktes Heranschleichen an den Feind gestattet. An letzteren ist kein Mangel, denn unter ihnen herrscht der grausame Brauch der Blutrache und da nicht nur der Mörder und seine Familie, sondern auch die ganze Rancheria desselben der Vendetta anheimfällt, so nimmt das Morden kein Ende. Manchmal verbünden sich zwei oder mehr Rancherias, um eine dritte zu überfallen. In diesem Falle wird nichts geschont, alle Bewohner des unglücklichen Dorfes werden niedergemetzelt, die vorhandenen Lebensmittelvorräthe und das Vieh weggeschleppt, die Hütten niedergebrannt, die Felder verwüstet, die Fruchtbäume gefällt, so daß nichts als verkohlte Balken und verödete Felder an die ehemalige Niederlassung erinnern, während die Sieger die abgeschlagenen Köpfe der getödteten Feinde als Trophäen nach Hause bringen, um dort eines jener Siegesfeste zu feiern, von denen weiter unten berichtet werden soll. Diese ihre Kampfweise macht sie regulären Truppen sehr gefährlich; diese sehen sich plötzlich von Wurfspießen umschwirrt und ehe sie in das Dickicht eindringen, um den versteckten Feind zu fassen, hat dieser längst die Flucht ergriffen. Auf diese Weise kann oft ein einziger Krieger eine ganze Abtheilung spanischer Soldaten zum Besten halten und mehrere von ihnen verwunden, während es ihm gelingt, trotz der Remingtongewehre seiner Gegner zu entkommen[1]). Wenn aber einer Bande solcher Kopfjäger jeder Rückzug abgeschnitten ist, dann wissen sie sich auch mit dem Muthe der Verzweiflung zu vertheidigen, denn sie ziehen den Tod dem Verluste der Freiheit ohne Zögern vor. Für diese Söhne der Bergwildniß ist auch die Kerkerluft unerträglich; Lieutenant Trullens fand, daß die meisten gefangenen Igorroten nach kurzer Zeit schon zu kränkeln begannen und rasch dahinstarben. Es ist dies nicht etwa die Folge einer mangelhaften Ventilation oder ungenügenden Nahrung, im Gegentheil: in ihren schmutzigen, russigen Hütten, in deren von Gestank und Ungeziefer erfüllten Räumen der Europäer nicht auszuhalten vermag, athmen sie jedenfalls eine viel verdorbenere Luft, als in den geräumigen Tribunales der christlichen Pueblos von Abra; es ist nur der Verlust der ungebundenen Freiheit, der sie tödtet, vielleicht auch glauben sie, daß ihrer ein gräßlicher Martertod harre.

Lieutenant Trullens behauptet, sie besäßen keine Religion, sondern nur abergläubische Bräuche, d. h. er kennt keine „Götter" der Guinanen und weiß nicht, daß der „Aberglauben" der Heiden eben ein Bestandtheil ihrer Religion ist. Von ihren Göttern sprechen eben die philippinischen Malayen den Spaniern gegenüber nicht gerne; denn es giebt unter den Spaniern Bigotte und Atheisten, erstere suchen die Heiden sofort zu bekehren, wodurch letztere zurückhaltend werden, die Atheisten pflegen aber die armen Teufel zu verspotten, was Niemandem angenehm ist, am allerwenigsten dem Malayen, dessen Ehrgefühl zu leicht zu verletzen ist. So sind denn die Spanier leicht geneigt, den heidnischen Eingeborenen ohne Weiteres jede Religion abzusprechen.

Was Trullens über die „abergläubischen" Bräuche der Guinanen berichtet, ist insofern interessant, als aus dem Mitgetheilten ein weiteres Beweismaterial für die Behauptung hergestellt werden kann, daß die religiösen Vorstellungen der philippinischen Malayen im Großen und Ganzen dieselben sind. So gilt dies gleich für das Vogel-Augurium. Ein Guinane, der von einer Rancheria aufbricht, um eine zweite zu besuchen, wird selbst in dem Falle, daß er nach mehrstündiger Wanderung schon in der unmittelbaren Nähe seines Reisezieles angelangt ist, sofort umkehren, wenn das kleine Suiit genannte Vögelchen klagende Weisen singt. Der Suiit nämlich singt zwei Melodien, die eine mit schmetternden, jubilirenden Trillern, die andere mit langgezogenen klagenden Tönen. Hört der Guinane die erste Weise, so setzt er fröhlich und wohlgemuth seine Reise fort, denn er wird dann liebevolle Aufnahme bei seinen Gastfreunden finden und im Falle feindlichen Angriffes heil und unversehrt zu den Seinen zurückkehren; singt aber der Suiit seinen Trauergesang, dann gilt es schleunig umzukehren, denn sonst geht Alles, was man zu unternehmen beabsichtigt, schief, oder er findet bei der Heimkehr seine Lieben krank oder todt. Ein ähnliches Augurium wird in anderen Theilen der Insel Luzon dem vielleicht mit dem Suiit identischen Vögelchen Tictic zugeschrieben, während auf der Insel Mindanao die Taubenspecies Limoco oder Limocon dieselbe Rolle spielt.

[1]) Man findet auch die Form básig vor.
[2]) Im Spanischen bahaque.

[1]) Die Spanier, welche in den Ländern der Igorroten nur kleine Militärposten von 15 bis 20 Mann eingeborener Infanteriesoldaten und Gendarmen besitzen, pflegen im Kriegsfalle, die Fehden der Igorroten benutzend, sich mit Igorroten-Hilfstruppen zu versehen, welche den Feind aufspüren und zum Stehen bringen.

Gehen mehrere Igorroten zusammen und niest einer von ihnen, so hocken sich wie auf Kommando seine Begleiter blitzschnell auf die Fersen nieder und verharren in dieser den Malayen eigenthümlichen Ruhelage ungefähr eine Minute; thäten sie dies nicht, so würde der Marsch dann irgendwo eine unliebsame Verzögerung erfahren oder sonst etwas Widriges ihnen zustoßen.

Wenn ein Guinane krank wird, so strömen, kaum daß die Nachricht sich verbreitet hat, selbst aus entfernten Rancherías, alle Freunde, Bekannten und Verwandten des Erkrankten nach seiner Hütte, um ihn zu besuchen. Es darf nicht unerwähnt gelassen werden, daß bei allen Igorroten die Verwandtschaft bis in die entferntesten Glieder eng zusammenhängt, welche schöne Sitte aber auch bei Blutfehden die Kriege nie enden läßt, indem, je ausgebreiteter die Sippe ist, desto hartnäckiger jeder Versöhnungsversuch des Gegners zurückgewiesen wird. Zur Heilung wird, wie auch bei anderen Stämmen des Indischen Archipels, eine Priesterin oder, wenn wir es auf gut deutsch nennen wollen, eine Hexe gerufen. In jedem Dorfe giebt es nämlich mindestens ein altes Weib, das vorgiebt, im Besitze übernatürlicher Zauberkräfte zu sein, Kranke heilen und in die Zukunft schauen zu können. Die Zauberin erscheint nun in der Hütte des Patienten und verlangt je nach dem Grade der Krankheit oder des Reichthumes des Leidenden ein Opferthier: Schwein oder Huhn. Umgeben von den Familienangehörigen und der Schaar der herbeigeeilten Gäste schlachtet die Priesterin das Thier und forscht nun in den Eingeweiden nach gewissen Flecken, aus deren Gestalt etc. sie ersieht, ob der Kranke genesen wird oder sterben muß. Diese merkwürdige Diagnose wird von den Umstehenden mit großer Verwunderung und naiver Glaubensfestigkeit vernommen. Ist die Diagnose günstig, so folgt der Cañao. Mit dem Worte cañao bezeichnen die Igorroten von Abra, Bontoc und Lepanto, also nicht allein die Guinanen, alle Festlichkeiten, Bräuche und Ceremonien, welche einen religiösen, oder wie Trullens will, einen abergläubischen Hintergrund haben. Trullens meint sogar, daß dieses Wort auch jene Bedeutung besäße, welche unserem: „Göttliche Vorsehung" innewohnt. Sei dem, wie ihm wolle, gewiß ist, daß man im Allgemeinen unter Cañao einen Festschmaus mit Gesang und Tanz versteht, der nicht zu privatem Zwecke arrangirt wurde, sondern eine Art religiösen Kultus vorstellt. Das Cañaofest reducirt sich vorzüglich auf ein übermäßiges Essen und Trinken; zu letzterem wird der erwähnte Reisbranntwein, bási, verwendet, dem in einer solchen Weise zugesprochen wird, daß die meisten Festgenossen sich vollständig, ja bis zur Sinnlosigkeit, berauschen. Der hierbei aufgeführte Tanz wird entweder nur von Männern oder nur von Weibern, bisweilen auch von beiden Geschlechtern vereint producirt. Als Musikinstrumente dienen kupferne Becken, welche von Männern mit Faustschlägen bearbeitet werden und zwar zählt man gegen 140 Schläge auf die Minute. Der Höllenlärm, welchen dieses gainza genannte Instrument hervorbringt, verursacht gewöhnlich einen Rückfall bei dem Kranken, denn die ganze Scene spielt sich vor der Hütte des Leidenden ab; es ist, als ob fünf bis sechs Kupferschmiede wie wüthend dreinhämmerten. Der Tanz selbst besteht aus Gliederverrenkungen, Springen und besessenem Umhertoben. Diese Festlichkeit währt je nach dem Ansehen und Heerdenbesitz des Leidenden acht, zehn, fünfzehn bis zwanzig und noch mehr Tage. Wird der Kranke gesund, so sagen die Guinanen, daß das Cañaofest allein ihn gerettet hätte. Ist der Tod eingetreten, so wird ebenfalls ein Cañao veranstaltet, der aber nur drei Tage währt. Diesem Trauer-Cañao präsidirt der Todte selbst, der an einem Bambugerüste, das von der Hüttendecke herabhängt, befestigt ist. Hierauf wird der Leichnam unter der Hütte begraben, denn die Häuser der Guinanen stehen, wie bei allen Malayen, auf Pfählen, so daß zwischen der Erde und dem Boden der Hütte ein freier Zwischenraum bleibt; mitunter wird der Körper des Entseelten auch neben der Hütte, jedenfalls so nahe als möglich, begraben. Dieselben Festlichkeiten finden bei Geburten und Hochzeiten statt, ebenso, wenn eine Bande Kopfjäger als Sieger heimkehrt. In letzterem Falle werden die heimgeschleppten, abgeschlagenen Feindesköpfe auf Pflöcke gespießt, worauf man um sie herumtanzt und selbe mit Schimpfworten, Flüchen und Verhöhnungen überschüttet.

Die Häuptlinge, welche immer durch Reichthum sich auszeichnen, werden in ihrer Macht bedeutend durch den Einfluß der alten Leute eingeschränkt, welche bei Hochzeiten, innerhalb der Rancherías, Friedens- und Freundschafts-Verträgen, Kriegsansagen um Rath befragt werden, so daß sie eigentlich de facto die Leiter der Ranchería sind und den Häuptlingen nur mehr die Führung im Kriege obliegt. Ihre Offensivwaffen bestehen aus der Lanze (tubay) und der breiten Axt (liua), mit der sie dem Feinde den Kopf abschlagen, als Defensivwaffe dient der Schild, calasag genannt. Unbewaffnet verläßt kein Guinane seine Behausung, da er stets gefaßt sein muß, einem Kopfjäger zu begegnen. Um das Heranschleichen der letzteren an ihre Hütten zu erschweren, stecken sie Rohrsplitter und zugespitzte Holzpflöcke in das Gras, damit der Feind seinen durch keinen Schuh geschützten Fuß sich durchbohre.

Die Bemerkungen des spanischen Autors über die Sprache der Guinanen sind naiv: nach seiner Meinung besteht die (so sagt er) wortarme Sprache aus einem verdorbenen Ilocano [1]), welchem Worte aus anderen Igorrotendialekten beigesellt sind; demnach würden die Guinanen gar kein eigenes Idiom, sondern ein Kauderwälsch sprechen, was aber nach dem von Hans Meyer publicirten Vocabular nicht der Fall ist.

---

[1]) Das Ilocano ist jener malayische Dialekt, welcher in den Provinzen Ilócos Norte, Ilócos Sur, Unión und in den größeren Ansiedelungen der Provinz Abra selbst gesprochen wird. Vielleicht sprechen die Guinanen im Verkehre mit den Spaniern und Ilocanen eine Art Lengua general, die von Trullens für das eigentliche Idiom dieses Igorroten-Stammes genommen wurde.

Kürzere Mittheilungen.

Botanische Erforschung der Chilenischen Anden.

Dr. R. A. Philippi, Professor der Botanik in Santiago, schreibt unterm 21. August 1885 an Sir Joseph Hooker:

„Mein Sohn machte im Sommer eine Reise von 110 Tagen von Copiapo nach dem Flusse Camarones, der jetzigen Grenze zwischen Chili und Peru. Er ging zuerst von Copiapo nach Antofagasta de la Sierra (26° 5' lat., 27° 20' long., 3570 m über dem Meere), wo etwa 60 bis 100 Leute wohnten, und von da (fast immer auf dem hohen Tafellande der Wüste in einer Höhe von 3500 bis 4200 m) nach Huasco de Tarapaca, von wo er in die Pampa del Tamarugal hinabstieg. Die Reise dehnte sich über acht Breitengrade aus. Dieses hohe Tafelland ist fast ein einziges Bett trachytischer Lava, über welches eine Anzahl erloschener Vulkane zerstreut sind, von denen drei höher sind als der Chimborasso, nämlich der Llullaillaco, 6600 m (ich war vor 21 Jahren an seinem westlichen Fuße); der Tuniza, 6540 m und der Pular, 6500 m. Es finden sich viele große Salzseen, von denen mehrere ganz trocken sind. Die Vegetation ist in diesem östlichen Theile der Wüste nicht so spärlich, wie in dem westlichen, den ich früher besucht hatte, wahrscheinlich in Folge eines schwachen Einflusses des Passates, und die Wasserplätze sind zahlreicher und näher bei einander.

Ueber 400 Pflanzenarten wurden heimgebracht, von denen die Hälfte noch nicht beschrieben ist. Unter ihnen ist eine Polylepis (baum- oder strauchartige Gewächse aus der Familie der Rosaceen), die nur in einer Quebrada gefunden wurde, und Pilostyles Bertorii, eine parasitische Pflanze, die zu derselben Familie wie Rafflesia gehört und in einer Höhe von 3700 m gefunden wurde! — natürlich auf einer Adesmia (Bäume oder Sträucher, zu den Leguminosen gehörig). Die drei Arten von Farnen sind: Pellaea ternifolia, Cheilanthes micropterus und ein schöner Cincinnalis, welcher neu zu sein scheint. Die zahlreichste Familie sind natürlich die Compositen mit 94 Arten; von Gräsern fanden sich 42, von Leguminosen 28 bis 29, von Verbenaceen 15, Solaneen 28, Chenopodiaceen 15 Arten. Unter diesen Pflanzen sind neun neue Gattungen. Einige sind sehr merkwürdig, wie eine Verbenacee, die in kleinen, halbkugeligen Büschen wächst und das Aussehen einer Composite hat, mit sitzenden Blüthen und Federkelch, der aus dem tief eingeschnittenen und mit langen Wimpern besetzten Kelche (calyx) besteht. („Nature.")

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Schneller als sonst ist dem letzten deutschen Geographentage die Ausgabe seiner Verhandlungen gefolgt; die „Verhandlungen des fünften deutschen Geographentages zu Hamburg am 9., 10. und 11. April 1885". Herausgegeben von Dr. H. Michow in Hamburg. (Mit zwei Karten. Berlin, D. Reimer, 4 Mk.) sind schon Anfangs November 1885 erschienen. Den größten Theil des Jahrganges nehmen die Vorträge ein, und unter diesen wieder diejenigen über antarktische Forschung, über welche Neumayer, Ratzel, Penck und Peters sprachen. Natürlich nahm auch Afrika seinen Platz in den Verhandlungen ein. Interessant ist der Vortrag von W. Westendarp über den Elfenbeinreichthum Afrikas; die Ostküste lieferte in den Jahren 1879 bis 1883 durchschnittlich jährlich 564 000 kg, die Westküste 284 000 kg, zusammen 848 000 kg im Werthe von 15 bis 17 Millionen Mark. Dies ergiebt, den Verbrauch für Afrika selber nicht gerechnet, ca. 65 000 getödtete Elephanten im Jahre (H. Zöller, Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste, IV, S. 167, ist dagegen zu der Ueberzeugung gekommen, daß der größere Theil des in den Handel gelangenden Elfenbeins nicht von getödteten, sondern von gestorbenen Elephanten herrührt). Westendarp hofft, daß es noch gelingen wird, das edle Thier vor der völligen Ausrottung zu bewahren und es zu zähmen. — Clauß sprach über die Schingú-Expedition, Boas über die Eskimos des Baffinlandes, Michow über das Bekanntwerden Rußlands in vor-Herberstein'scher Zeit, Rhode über Ortsnamen u. s. w. Aus den Verhandlungen ist als besonders erfreulich hervorzuheben, daß der Geographentag der Herstellung eines fortlaufenden geographischen Repertoriums in Form knapper, objektiver Referate sein Interesse zuwenden wird. Seine nächste Versammlung wird in Dresden stattfinden.

— Mit Bezug auf das Verschwinden des färöischen Felsens Munken (s. „Globus", Bd. 48, S. 285) theilen die Proc. R. G. S. vom December 1885 noch folgenden Brief des Admiral C. Irminger mit, den wir zur Ergänzung hier folgen lassen: Auf die Nachricht, daß ein Theil des „Munken" eingefallen sei, erhielt Kapitän F. Irminger, der in diesem Jahre die Island- und Färöer-Station befehligt, vom Marine-Minister den Auftrag, den „Munken" zu untersuchen, und lasse ich hierbei das Resultat seiner Untersuchungen folgen. Der Felsen liegt etwa 3½ Seemeilen von der südlichsten Spitze von Suderö. Ein Theil des „Munken" ist eingestürzt; aber doch beträgt die Höhe des Felsens noch etwa 30 Fuß über der Meeresfläche und kann derselbe von dem 18 Fuß über dem Wasserspiegel sich befindenden Auge auf etwa 11 Seemeilen gesehen werden. Die drei flachen Felsen, die nordöstlich vom „Munken" liegen (sie heißen „Fleserne"), erheben sich etwa 16 Fuß über das Meer. „Munken" liegt auf 61° 22,5' nördl. Br. und 6° 45,5' westl. L. Gr.

— Nach fast 58jähriger Arbeit ist in diesem Sommer die Regulirung der Besitzverhältnisse in dem Küstenlande von Norrbotten in Schweden vollendet worden, eine Arbeit, die dem Staate viele Millionen Kronen gekostet hat. Außer den großen praktischen Vortheilen für den Staat und die betreffenden Kommunen, unter anderen durch die Beschaffung eines concisen Grundbuches, sind auch bedeutende wissenschaftliche Resultate gewonnen worden. Durch die Vermessungen dieses Küstenstriches von circa 20 (schwedischen) Meilen Länge und durchschnittlich 12 Meilen Breite, oder im Ganzen circa 240 Quadratmeilen, ist das Material zu einem vollständigen Kartenwerke

im Maßstabe theils von 1 : 4000, theils von 1 : 8000 beschafft worden. Auch das ökonomische Kartenwerk von Schweden (zu agronomischen und statistischen Zwecken) ist um diesen Küstenstrich bereichert worden.

Asien.

— Unlängst ist das erste Stück der großen sibirischen Eisenbahn, die 135 km lange Strecke Jekaterinburg-Kamuschlow, eröffnet worden; die Strecke bis Tjumen (201 km) soll bald folgen. In Tjumen wird die Bahn das weite Netz schiffbarer sibirischer Ströme erreicht haben.

— Der große Nachtheil, welchen die Einfuhr von Anilinfarben der Textilindustrie Persiens zugefügt hat, veranlaßte die persische Regierung vor einigen Jahren, jenen Import zu verbieten. Die Folge davon war, daß nun die Einfuhr von Garn, das mit Anilin gefärbt war, bedeutend zunahm, so daß jenes Verbot das Uebel nicht milderte. In Folge dessen hat nun die persische Regierung die Einfuhr von mit Anilin gefärbtem Garne gänzlich untersagt. (In neueren Reisewerken findet man fast stets dieselben Klagen über den Verfall der berühmten persischen Teppichweberei in Folge der Verwendung von Anilinfarben.)

— Ueber die Besetzung von Port Hamilton (südlich von Korea) durch die Engländer und seine Bedeutung bringt „The Chamber of Commerce Journal“ (Bd. IV, Nr. 46) folgende Angaben. Die Besetzung geschah in aller Stille und plötzlich im vergangenen Mai; sie wurde durch das Erscheinen russischer Kriegsschiffe in der Nachbarschaft zu einer Zeit, als gerade mit dem koreanischen Premierminister wegen der Erwerbung des Platzes unterhandelt wurde, beschleunigt. Nach dem Hissen der britischen Flagge wurden die Unterhandlungen fortgesetzt, der Kauf abgeschlossen und bei einem Schanghaier Bankhause eine gewisse Summe für die koreanische Regierung eingezahlt. Der Hafen ist also regelrecht erworben worden. England fühlte schon lange, daß es bei der wachsenden Bedeutung des russischen Hafens Wladiwostok — der noch vor 15 Jahren eine Einöde war und jetzt das Sebastopol des Ostens ist — irgend einen Hafen in den chinesischen Gewässern nördlich von Hongkong als Kohlenstation haben müßte. Wladiwostok war früher eine ständige Bedrohung sowohl für den englischen Handel in jenen Meeren, als auch für Vancouver, die vertheidigungsloseste aller englischen Kolonien. Im Kriegsfalle würden natürlich die japanischen und chinesischen Häfen für neutral erklärt werden; läßt man nun Port Hamilton außer Anschlag, so würde eine Flotte, welche von Hongkong zur Blockade von Wladiwostok ausgesandt wird, dort erst anlangen, nachdem ihr Kohlenvorrath ganz erschöpft wäre. Diese Ueberlegung hat hauptsächlich zur Besetzung von Port Hamilton geführt, welches nur eine Tagereise von Takashima, der großen japanischen Kohlenmine (vergl. oben S. 31), und drei von Wladiwostok entfernt ist. Außerdem ist das Klima von Port Hamilton so angenehm — es gleicht demjenigen von Madeira — daß es wahrscheinlich in Zukunft die sommerliche Station der englischen Flotte werden wird; telegraphische Verbindung mit Hongkong ist bereits hergestellt. Ob Port Hamilton auch ein Handelsplatz von Bedeutung werden wird, hängt von der noch etwas entfernten Möglichkeit ab, Korea dem britischen Handel zu erschließen. (Obendrein ist man jetzt etwas davon zurückgekommen, vom koreanischen Handel viel zu erhoffen.)

Afrika.

— Am 24. December 1885 hat in Brüssel seitens der Regierung des Congo-Staates und dreier Vertreter der „Congo Railway Company“ in Manchester, Hutton, Mackinnon und H. Stanley, die Unterzeichnung eines Vertrages stattgefunden, wodurch der „Company“ die Concession zur Erbauung einer Eisenbahn längs der Livingstone-Fälle des Congo ertheilt wird. Dieselbe will nun zunächst durch Subskription in den Hauptstädten der 14 an der Berliner Konferenz betheiligten Reiche 1 bis 2 Millionen Pfd. St. aufbringen. „Es ist etwas sonderbar, — schreibt der Brüsseler Times-Korrespondent dazu — daß man für diese Bahn Geld aufzutreiben sucht, bald mittels einer Lotterie in Frankreich, bald durch Interessirung englischer Kapitalisten, während Belgien, verhältnißmäßig das reichste Land in Europa, sich von etwas gänzlich fern hält, was als ein sehr gewinnreiches Unternehmen dargestellt wird.“ — Noch verdächtiger wird die Sache dadurch, daß H. Stanley den scharfen Angriffen Pechuel-Lösche's gegenüber vollkommen schweigt. Er wird wohl eben nichts zu antworten haben.

— Die Befahrung der beiden südlichen Congo-Zuflüsse, Lulongo und Uruki, welche der Missionar George Grenfell unlängst in Begleitung von Lieutenant von François ausgeführt hat, hat die Hydrographie des südlichen Congo-Beckens bedeutend aufgehellt. Es liegen darüber ein Brief Grenfell's in der „Mail“ vom 25. December 1885 und Mittheilungen in „Le Mouvement Géographique“ (1885, Nr. 28) vor. Zuerst befuhr Grenfell den Lulongo, welcher etwa 50 engl. Meilen nördlich des Aequators in den Congo mündet. Zu seinem großen Erstaunen kam der Fluß stets von Osten her, fast durch vier Längengrade hindurch, und als er 350 engl. Meilen weit auf ihm vorgedrungen war, befand er sich noch immer nördlich vom Aequator (während man bisher geglaubt hatte, dieser Fluß habe eine süd-nördliche Richtung). Die Bevölkerung empfing ihn freundlich; sie sitzt in drei großen Centren, welche von einander durch weite Strecken unbewohnten Landes getrennt sind: 40 Miles vom Congo entfernt die Stadt des Lulongo-Stammes, welcher starken Handel in Sklaven und Elfenbein treibt; etwa 100 Miles weiter die Stadt Mosumba am Zusammenflusse des Maringo und Lopori, welche den Lulongo bilden, und wieder 100 Miles weiter am Maringo, dem südlicheren der beiden Flüsse, die weiter zerstreuten, zum großen Theil auf Pfählen errichteten Ansiedelungen der Maringa. Weiterhin wurde das Land immer flacher und schließlich hinderten Gras und umgestürzte Bäume die Weiterfahrt. Masumba dagegen liegt 20 bis 50 Fuß über dem Flusse, hat sehr freundliche Bewohner und scheint für eine Missionsstation vorzüglich geeignet zu sein. — Nachdem der Congo wieder erreicht war, fuhr man denselben hinab und in den 7 Miles nördlich vom Aequator mündenden Schwarzen Fluß oder Uruki hinein. Dieser wurde noch weiter aufwärts befahren als der Lulongo, und wieder war Grenfell überrascht, daß er auf eine Entfernung von nahezu 400 Miles ($4\frac{1}{2}$ Längengrade) eine fast rein östliche Richtung innehielt. 130 Miles vom Congo aufwärts, in Bumbimbeh, waren die Eingeborenen freundlich, weiterhin aber sehr wild und schossen sofort eine Masse Pfeile ab, ließen sich aber öfters zuletzt in Unterhandlungen und Verkehr ein. So lange der Strom breit genug war, daß der sich in der Mitte haltende Dampfer nicht getroffen wurde, kümmerte man sich um das Schießen wenig; als er aber schmaler wurde und 3 bis 4 Fuß lange Pfeile mit eiserner Spitze auf fast 200 Yards Entfernung das Dach des Dampfers durchbohrten, kehrte man schleunig um, was die Wilden mit Freudengeheul begrüßten. Dieselben gehörten offenbar einem sehr weitverbreiteten Stamme an. Auch den südlichen Zufluß des Uruki, Bosori, befuhr man auf eine Strecke von über 100 Miles. Mehrfach wurde übrigens der Dampfer auf der Rückfahrt von Leuten, die sich zuerst zurückhaltend benommen hatten, freundlich empfangen. Wiederholt traf man auf die von Stanley erwähnten Batwa-Zwerge, welche über ein weites Gebiet zwischen dem mächtigen Balolo-Volke zerstreut wohnen. Die Sprache des letzteren wurde überall längs der mehr als 800 Miles langen neubefahrenen Wasserstraßen, wie auch früher am Lomami, gehört, ein Umstand, der dem Vor-

dringen der Missionare in dieses südliche Congo-Becken entschieden günstig ist.

— Rasch hat Hugo Zöller den vierten und letzten Band seines Reisewerkes „Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste“ den vorangegangenen drei (vergl. „Globus“, Bd. 48, S. 382) folgen lassen. Derselbe behandelt das südliche Camerun-Gebiet, Gabun und das französische Kolonialreich in Westafrika und den unteren Congo. Südlich vom Camerun-Delta hat der Reisende mit Ausnahme des unteren Moanja-Flusses nur die Küste kennen gelernt, an welcher fast ausschließlich deutscher Handel vertreten ist; freilich hat Frankreich an vielen Stellen sein Protektorat erklärt, so daß an jenen Gestaden deutsche und französische Gebietstheile wechseln, „wie auf einer Klaviatur die Tasten“ (vergl. die folgende Notiz). Hier liegt Groß-Batanga, der größte Elfenbeinmarkt im ganzen Camerun-Lande. Aehnlich, wie an der englischen Goldküste, so spielt auch am Gabun der deutsche Handel die hervorragendste Rolle, trotz der lästigen Zollplackereien seitens der Franzosen. — Interessant und für spätere Zeiten wichtig ist die Ansicht Zöller's, daß von dieser Küste aus sich vielleicht ein Vordringen in das unbekannte Gebiet zwischen Congo und Schari ermöglichen läßt; ob die nach der Küste zu vordringenden Fan, über welche manche Nachrichten von ihm beigebracht werden, dem Hindernisse bereiten würden, scheint ihm nicht von vornherein als sicher festzustehen. Ueberhaupt sind es nur die durch den Handelsverkehr verwöhnten Küstenstämme, welche sich dem Eindringen der Europäer widersetzen; mit den landeinwärts wohnenden Völkern scheint ein viel leichteres Auskommen zu sein, z. B. mit den Bakoko am Moanja-Flusse. „Daß die Bakoko — schreibt Zöller S. 36 — trotz ihrer angenehmen Umgangsformen in ihren Sitten und Gebräuchen sehr viel wilder und ursprünglicher sind als die Küstenstämme, kann kaum bezweifelt werden. Aber auch bei ihnen traf ich Anzeichen einer eigenartigen Kultur, die den Küstenstämmen fehlt oder abhanden gekommen ist, wie ich genau das Gleiche auch schon im Togo-Gebiete beobachtet hatte. Mir sind trotz ihrer größeren Wildheit und Ursprünglichkeit diese Binnenlandsstämme sehr viel sympathischer gewesen als die Küstenbewohner. Obwohl sie, wie so ziemlich alle wilden und halbwilden Völker, unzuverlässig und falsch sind, so findet man doch weit mehr Ordnung, Reinlichkeit, Fleiß und eigene Gewerbe als an der Küste. Auch fehlt jener Bettlerstolz, den die durch den Handel beeinflußten Küstenbewohner in so unangenehmer Weise zur Schau tragen.“ — Den Schluß machen Auseinandersetzungen über den Congo-Staat, und Zöller's Urtheil lautet ebenso ungünstig, wie dasjenige von Pechuel-Lösche, wenn es auch nicht in so drastische Worte gekleidet ist. Deutscher Handel ist dort fast gar nicht vertreten (S. 171); aber zwei Arten von Geschäftsleuten könnten nach Zöller's Ansicht dort, wie in ganz Westafrika, prosperiren: Eismaschinenfabrikanten und Photographen (S. 107, 108). Als Kuriosum sei noch auf das günstige Urtheil hingewiesen (S. 10), welches die in Westafrika lebenden Deutschen über die dort wirkenden französischen katholischen Missionare fällen. — Und zum Schlusse einen Passus von S. 149: „Was ist die schönste Negerin im Vergleiche zu einer von der Natur nicht ganz vernachlässigten Europäerin! Was sind die kahlen Berge des Congo im Vergleiche zu den rebenumkleideten, burggekrönten, vom Hauche der Geschichte umwehten Hügeln des Rheinstromes!“ Ganz recht!! Das ist der springende Punkt bei der ganzen modernen Afrika-Forschung! „Vom Hauche der Geschichte umweht“ ist in Afrika, abgesehen vom Nordrande, nichts, rein gar nichts; selbst für Geologen und Zoologen ist nach Schweinfurth's Behauptung (s. die Vorrede zu Bd. 2 von Zöller's Reisebeschreibung) dort wenig zu holen. O, käme doch bald die Zeit, wo sich das Interesse der Welt wieder mehr den unerschöpflichen Ländern des Mittelmeerbeckens zuwendete! Wie wird die Zukunft über unser Jahrhundert urtheilen, welches das Congobecken mit Blut und Geld düngte und Kleinasien verrotten ließ?

— Die Verhandlungen zwischen dem Deutschen Reiche und Frankreich in Betreff der Küste zwischen der (spanischen) Corisco-Bai (1° nördl. Br.) und Camerun haben durch Unterzeichnung eines Protokolls am 24. December 1885 ihren Abschluß gefunden. Es war südlich von 3° nördl. Br. an verschiedenen Stellen das deutsche Protektorat erklärt worden, so namentlich in den Gebieten Eriby, Campo-Fluß, Awuni, Batta-Land und nördlich vom Benito-Flusse, in Ikaka's Gebiet und in Italamanga, deren jedes vom vorhergehenden durch einen französischen Gebietsstreifen getrennt war. Zeitungsnachrichten zufolge ist nun der Anspruch Frankreichs auf obengenannte Gebiete anerkannt worden, so daß die Grenze zwischen deutschem und französischem Kolonialbesitz etwa auf 3° nördl. Br. fiele. Das Deutsche Reich behält südlich von Camerun also die Landschaften Malimba, Klein-Batanga und Plantation (vielleicht auch noch Eriby, worüber weitere Nachrichten abzuwarten sind).

Australien.

— Unter den australischen Kolonien war bisher West-Australien die einzige, wo kein Gold gefunden worden. Zwei sogenannte prospecting parties unter Führung von Hall und Slattery haben jetzt im Kimberley-Distrikte, und zwar nördlich von Lennard R., einem Nebenflusse des in 17° 32' südl. Br. und 123° 37' östl. v. Gr. mündenden Fitzroy, bis zum Sturt Creek hin Gold entdeckt. Sie brachten 16 Unzen des feinsten Goldes, im Werthe von 4 Pfd. St. 2 sh. 6 d. pro Unze, mit sich und waren zur Rückkehr gezwungen, weil ihnen die Lebensmittel ausgingen. Die Gegend liegt ungefähr 600 km von Derby, wie der an der Mündung des Fitzroy jetzt angelegte Seehafen des Kimberley-Distriktes heißt.

— In Folge der Ueberfüllung mit Arbeitern aller Art hat nun auch die Regierung von Neu-Süd-Wales die unterstützte Einwanderung aus Europa eingestellt. Nur Dienstmädchen soll noch fernerhin freie Fahrt nach dieser Kolonie gewährt werden. Queensland und West-Australien sind zur Zeit die einzigen unter den australischen Kolonien, welche Einwanderer, theils ganz frei, theils mit Unterstützung, aus Europa einführen.

— Es werden am 26. Januar 1888 hundert Jahre, daß der Anfang zur australischen Kolonisation, und zwar dort, wo jetzt Sydney liegt, gemacht wurde. Zur Erinnerung an dieses wichtige Ereigniß wird jetzt in Sydney eine Stadthalle von immensem Umfange und höchster Eleganz gebaut, welche den Namen „Centennial Hall“ führen und am 26. Januar 1888 eingeweiht werden soll. Dieselbe wird 166½ Fuß (englisch) lang, 85 Fuß breit und 65 Fuß hoch und einen Flächenraum von 14 152 Quadratfuß bedecken. Es werden darin 5000 Menschen bequem Platz finden. Die Halle wird damit eine der größten, wenn nicht die größte der Erde werden und z. B. die Exeter Hall, die St. James Hall und das House of Lords in London an Umfang weit übertreffen.

— Die Goldfelder in der an Gold früher so reichen Kolonie Victoria ergaben im Jahre 1884 nur noch einen Ertrag von 778 618 Unzen (1623 weniger als im Vorjahre) im Werthe von 314 472 Pfd. St. Es waren 28 430 Personen, darunter 5359 Chinesen, mit der Arbeit auf Gold beschäftigt. Seit 1851, dem Jahre der Entdeckung der Goldfelder, bis Ende 1884 wurden insgesammt 53 023 985 Unzen oder 1623 Tonnen Gold im Werthe von 212 095 940 Pfd. St. gefunden. Dies repräsentirt einen soliden Würfel von je 14 Fuß Seitenlänge. Den tiefsten Schacht hatte bisher die Magdala Mining Company in Stawell (2515 engl. Fuß) gesenkt. Nachdem die Gesellschaft 100 000 Pfd. St. ohne

irgend welchen Ertrag darauf verausgabt, ist die Mine jetzt als werthlos aufgegeben worden.

Nordamerika.

— Die Phylloxera greift in Californien immer mehr um sich und zwingt zu energischen Vertilgungsmaßregeln. Im vorigen Jahre machten Versuche eines Apothekers J. A. Bauer in San Francisco großes Aufsehen, da sie zu beweisen schienen, daß metallisches Quecksilber dem Boden beigemischt die Rebläuse tödte und die Ansiedelung von neuen ein für allemal verhindere, ohne der Rebe zu schaden. Das Mittel wurde in großem Maßstabe angewandt, doch meistens ohne Erfolg. Die Versuche in der landwirthschaftlichen Versuchsstation in Berkeley haben nach einer Mittheilung des Direktors Hilgard an „Science“ ergeben, daß der anscheinende Mißerfolg nur durch die Natur des Bodens bedingt wird. In Sandboden war der Erfolg vollständig. Der Thonboden scheint aber die Fähigkeit zu besitzen, Quecksilberdämpfe bis zu einem gewissen Sättigungsgrade zu binden und so unwirksam zu machen. Erhitzt man das Gemenge von Erde und Quecksilber aber, ehe man es an die Reben bringt, in der Sommersonne oder auf künstlichem Wege für einige Stunden auf 49° C., so sättigt sich der Boden rasch mit Quecksilberdämpfen und das Mittel wird dadurch ebenso wirksam in Thonboden wie in Sandboden. Hilgard hat sich überzeugt, daß, wenn man eine Mischung von Erde und verriebenem Quecksilber an die Wurzel einer befallenen Rebe bringt, alle Rebläuse binnen 20 bis 30 Stunden todt oder sterbend sind. Ko.

— Einen alten originellen Fehler, der sich von einer Karte zur anderen schleppt, berichtigt die neueste Nummer von „Science“. Auf allen amerikanischen Specialkarten, selbst auf denen des U. St. Engineer Office und des General Land Office, figurirt nahe der Westgrenze von Colorado am White River eine ganz isolirte Stadt unter dem Namen Golden City, seltener als Goblin City. Der Name Goblin City wurde lange vor dem Beginn der Besiedelung im Westen von dem Befehlshaber einer Militärexpedition, die vom Fort Bridger in Wyoming nach Fort Massachusetts in Colorado ging, einer verwitterten Felspartie beigelegt, die wie eine zerfallene Stadt aussah, und auf seiner Karte eingetragen. Seitdem liegt die Stadt in der Einöde auf jeder Karte und hat nur ihren Namen allmählich von Goblin in Goldin und schließlich Golden City geändert.

— Ueber eine interessante Art des Begrabens bei den früheren Küstenbewohnern von Florida berichtet Walker in dem (jetzt erst erschienenen) Smithsonian Report for 1883. Zwischen ausgedehnten Muschelhaufen und anderen Spuren früherer Ansiedelungen finden sich hier Vertiefungen, deren Boden mit einer zusammenhängenden festen Schlackenschicht ausgefüllt sind; durchbricht man sie, so findet man darunter ein einfach in den Sand eingebettetes Skelet. Die Bestattung erfolgte jedenfalls in der Art, daß man über der Leiche eine Sandschicht aufhäufte und auf dieser eine Art Scheiterhaufen aus Fichtenholz und Austernschalen gemischt errichtete und anzündete. Der gebrannte Kalk der Austerschalen verschmilzt dann mit dem Pech des kienigen Fichtenholzes und dem Sande zu einem schlackenartigen Cement, welcher das Grab so wirksam schützt, wie eine große Steinplatte, die in Florida nicht zu beschaffen ist. Man hat diese Bestattungsmethode nur auf einem kleinen Bezirke in der Umgebung der Bai von Pensacola angewandt gefunden, und es ist von Interesse, daß auf denselben Bezirk auch die rohen Nachahmungen von Thier- und Menschenköpfen in Thon beschränkt sind, die man neuerdings gefunden hat.

Polargebiete.

— Zum Fang im Polarmeere und auf Spitzbergen sind 1885 von Tromsö in Norwegen 30 Schiffe von zusammen 1464 Tons Tragfähigkeit und mit 317 Mann Besatzung ausgerüstet worden. Von diesen Schiffen sind zwei kleinere gestrandet, jedoch wurde die Mannschaft und ein Theil des Fanges geborgen. Vier Schiffe haben ausschließlich die Bankfischerei betrieben, die übrigen theils Robbenfang und theils die Jagd auf Spitzbergen. Die ganze Ausbeute, wesentlich geringer als im Vorjahre, betrug: 623 hl Leber vom Haa (Scymnus borealis), 325 Walrosse, 2474 große und 2166 kleine Robben, 177 Weißfische, 44 Eisbären, 303 Renthiere, 774 kg Eiderdaunen und 12 Stück Bottlenose; der Werth ist ca. 121 600 Kronen. Im Jahre 1884 wurden 24 Schiffe von 1134 Tons Tragfähigkeit und mit 249 Mann Besatzung von Tromsö expedirt, und betrug der Werth des Fanges ca. 194 900 Kronen.

Vermischtes.

— W. Schneider, die Naturvölker. Mißverständnisse, Mißdeutungen und Mißhandlungen. — Erster Theil. (Paderborn und Münster 1885. 8°. 310 S.) Eine Tendenzschrift, bestimmt zu beweisen, daß die Naturvölker weder Unschuldsengel, noch Teufel, noch weniger aber zu den Affen hinüberführende Zwischenstufen seien und daß das einzige Heil für sie in ihrer schleunigen Christianisirung liege. Das Buch ist übrigens geschickt und mit großer Sachkenntniß und Belesenheit geschrieben und wird auch dem, der mit der Tendenz des Verfassers durchaus nicht einverstanden ist, manches Interessante bieten. Der vorliegende erste Band beschäftigt sich zunächst mit der ethnographischen Stellung der Naturvölker im Allgemeinen und mit dem Nachweise, daß auch die angeblich niedersten Menschenrassen schon Menschen und keine Anthropoiden sind, was freilich Niemand im Ernste bestreiten dürfte. Die weiteren Kapitel stellen dann die Angaben zahlreicher Reisenden über die Charaktereigenthümlichkeiten und das Aeußere der „Wilden“, über Kannibalismus, Menschenopfer, Hexenglauben, über die Stellung des Weibes und die Sittlichkeitsverhältnisse dar. Etwas mehr Kritik den Angaben älterer Reisender gegenüber wäre hier und da am Platze gewesen; die Feuerländer werden z. B. als Menschenfresser aufgeführt und ebenso mancher andere Stamm, dem nur die Bosheit der Nachbaren dergleichen nachsagte. Der Charakter für das ganze Buch liegt aber in den Worten: „Philosophia quaerit, religio possidet veritatem.“

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIX. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Dr. P. Neis' Reise im oberen Laos-Lande.

III.

Die Flucht des Dr. Neis und der Missionare nach Süden ging nur langsam und unter großen Hindernissen von Statten. Neis litt seit dem Morgen an Gallenfieber, und kaum begannen sie den Aufstieg in das Gebirge, als ein heftiges Unwetter losbrach und sie zwang, unter einem Felsen Zuflucht zu suchen, wo der Reisende die Besinnung verlor. Am nächsten Tage (17. April) erreichten sie den Gipfel und drei Tage später nach vielen Strapazen, Insektenplagen und Entbehrungen Möong Nhiam; diese vier Tage sind die einzigen während der ganzen Reise, an welchen Neis seine meteorologischen Beobachtungen unterbrechen mußte. In Möong Nhiam fand er noch vier von seinen schwersten Kisten wieder, welche glücklicher Weise noch nicht nach Möong Ngan geschafft worden waren. Das Dorf war fast verlassen, da seine Bewohner mit aller ihrer Habe vor den herannahenden Hôs in die Berge geflüchtet waren. Der Thiao Möong (Stadthaupt) war nicht zu finden, denn ihm hatte die Frau des Atgna Tho (Bruder des Königs der Phuöng), die in Abwesenheit ihres Mannes den Befehl über die Ortschaft übernommen hatte, ihre Kinder und Kostbarkeiten anvertraut, und er mußte zu ihrer Bewachung im Walde bleiben. Dies theilte sie ihm selbst mit, als sie Abends mit einem Theile der Bewohner von Möong Nhiam in die Ortschaft einzog. Das war nicht mehr dieselbe, durch Opiumgenuß abgestumpfte Frau, wie sie Neis einige Tage zuvor hatte kennen gelernt; in Folge der Gefahr hatte sie die Energie, die den Frauen ihrer Rasse eigenthümlich ist, wieder gewonnen und gab mit viel Bestimmtheit und kaltem Blute ihre Befehle. Dem Reisenden sind die Frauen im Laos-Lande stets viel tapferer vorgekommen als ihre Männer.

Da die Hôs jeden Augenblick anlangen konnten, so galt es, sich zu eilen. Dazu brauchten die Missionare, welche in südöstlicher Richtung nach Annam zurückkehren wollten, mindestens zwei Leute, um den erforderlichen Reisvorrath für acht Tage zu tragen, während Neis zwei Männer und ein Boot nöthig hatte, um den Nam Schan hinabfahren zu können. Nur mit Gewalt konnten sie sich den erforderlichen Reis verschaffen; dann gelang es Neis, der im Bette des Flusses selbst entlang watete, unter Bambus versteckt eine Barke aufzufinden, während die Missionare zwei Träger für sich und zwei Ruderer für ihn anwarben. Drei Stunden genügten, das Boot in Stand zu setzen und es von außen mit Bambus zu bekleiden; dann trennten sich die drei Landsleute und unser Reisender fuhr den Fluß, den er erst vor Kurzem hinaufgefahren war, wieder hinab, was ziemlich glücklich von Statten ging. Zweimal wurde das Boot allerdings in Stromschnellen mit Wasser angefüllt, aber jedesmal blieb es Dank der Bambubekleidung flott. In solchen Katarakten, wo das Fahrzeug wie ein Pfeil zwischen den das Flußbett erfüllenden riesigen Felsblöcken dahinschießt, bedarf es von Seiten der Ruderer einer Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit ohne Gleichen. Neis hatte keine Geschenke mehr zu vergeben und besaß kein Gong mehr, um seine Ankunft anzuzeigen, aber dennoch wurde er bei seiner Thalfahrt überall, wo er sich aufhielt, mit großer Freundlichkeit empfangen und erhielt von den Eingeborenen Fische, Eier und Früchte zum Geschenke. Am 25. April

verweilte er in Molicau, wo er die Königstochter Nansivaï wiedertraf, die nach dem Falle von Möong Ngan sich dort bei ihrem jungen Bruder niederzulassen gedachte. Dort wohnte er auch dem Feste bei, welches alljährlich zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes gefeiert wird, und bei welchem die Buddhastatuen gebadet werden oder zu trinken erhalten. Abends betheiligt sich die ganze Bevölkerung an der Festesfreude, die Frauen tragen Blumenkränze im Haare, die jungen Männer und Mädchen begießen sich gegenseitig mit Kübeln Wassers und die ganze Nacht hindurch ertönen lustige Lieder und endloses Lachen. Wer hätte bei solchem Treiben vermuthen können, daß wenige Tagereisen davon die Stammesgenossen dieser Leute von unerbittlichen Feinden aus ihren Sitzen verjagt und niedergemetzelt wurden?

Am 27. April endlich befand sich Neis wieder in Bun Kang gegenüber dem Einflusse des Nam Schan in den Mekong; die Kenntniß, welche er sich vom Lande der Phnöng verschafft hatte, hatte er theuer genug bezahlt, aber dennoch freute er sich der bei dieser Reise gewonnenen Ergebnisse.

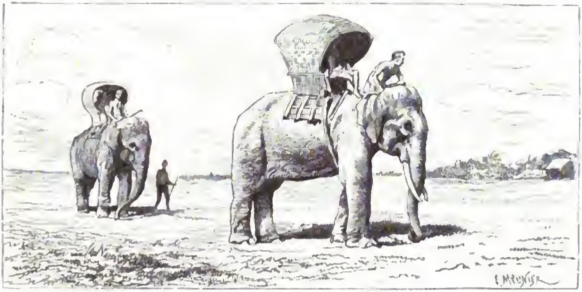
Nun fuhr Neis, wie vor ihm der Kommandant de Lagrée, den Mekong hinauf und erreichte am ersten Mai Pon Pissay. Dort war die Cholera verschwunden. Ihr war auch der dortige Gouverneur zum Opfer gefallen, in Folge dessen die Mandarinen, welche dem Reisenden großen Einfluß bei dem Könige in Bangkok beimaßen, einer nach dem anderen kamen und um seine Fürsprache behufs Erlangung der Gouverneurstelle baten. Diesen Umstand benutzte Neis,



Vorbereitungen zur Befahrung des Nam Schan.

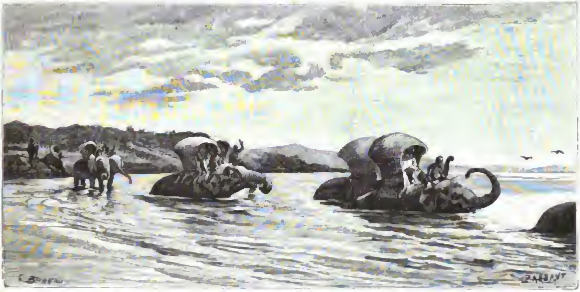
um sich sofort Boote und Ruderer zu verschaffen und gleich am folgenden Morgen seine Fahrt fortzusetzen; denn in Pon Pissay gab es weder einen Markt, noch chinesische oder birmanische Kaufleute, bei denen er sich hätte von Neuem mit Matten, Geschirr u. s. w., was alles er in Möong Ngan hatte zurücklassen müssen, versehen können. Der nächste bedeutendere Ort Nonlay ist dagegen der größte Markt im Laos-Gebiete mit zahlreichen chinesischen und birmanischen Kaufleuten, welche europäische und chinesische Waaren, die fast alle von Bangkok kommen, feil halten. Dort hatten die Beamten bereits von dem Mißgeschicke des Reisenden im Lande der Phnöng gehört und fürchteten, dafür verantwortlich gemacht zu werden, weshalb ihm der blinde Gouverneur Ersatz für seine Verluste in Silber oder in Gegenständen anbot. Dies wies er zurück, nahm aber Einladungen zum Essen oder die reichlichen Sendungen von zubereiteten Speisen an, welche ihm täglich von mehreren Seiten zugingen; die Küche der reichen Laos ist ebenso complicirt, wie die chinesische und, wenn man sich daran gewöhnt hat, durchaus nicht zu verachten, namentlich in dem Falle des Reisenden, der ja längere Zeit hindurch nur von Reis gelebt hatte. Als dieser dann am dritten Tage seines Aufenthaltes am Fieber erkrankte, ließ der Gouverneur sogar in sämmtlichen Pagoden der Stadt die Nacht hindurch die Priester wachen und beten, um den bösen Geist des Fiebers zu vertreiben. Welch' ein Gegensatz zu den kurz zuvor überstandenen Strapazen und Widerwärtigkeiten im Lande der Phnöng! Trotz des

Drängens des Gouverneurs setzte Neis seine Reise bald fort; denn die Regenzeit begann schon und Luang Prabang, wo er seinen Instruktionen gemäß überwintern sollte, war nur durch eine mehr als einmonatliche Reise zu erreichen. Drei Tage verwandte er noch auf einen Besuch der Ruinen von Vien-Schan, der alten Hauptstadt des mittleren Laos-Landes, dann fuhr er weiter stromauf und erreichte nach Ueberwindung zahlreicher und besonders



Laotische Elephanten mit ihrem Reitzeuge.

gefährlicher Stromschnellen die Stadt Xieng Kang, die dort liegt, wo der Mekong-Strom der Stadt Bangkok sich am meisten nähert. Man hat deshalb schon daran gedacht, dort die geplante Eisenbahn von Bangkok nach dem Mekong enden zu lassen; leider aber liegt Xieng Kang in einer armen und spärlich bevölkerten Gegend, dann ist gerade dort, oberhalb wie unterhalb der Stadt, der Mekong, der überhaupt nur als eine ziemlich schlechte Handelsstraße gelten kann, besonders schwer zu befahren, und drittens würde die Eisenbahn in einer Sackgasse enden. Denn

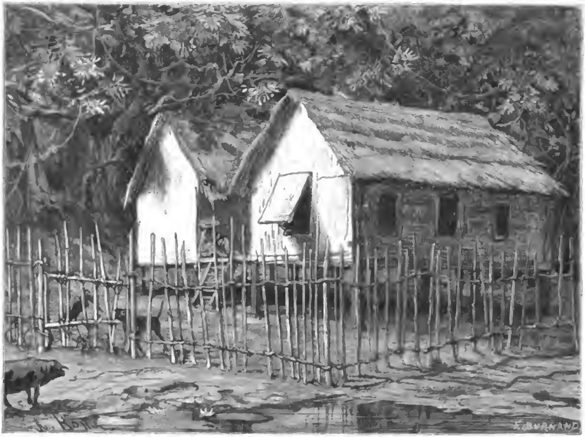


Uebergang über den Nam Hun.

man könnte sie weder nordwärts nach Luang Prabang fortsetzen, wo ihr eine Bergwildniß Halt geböte, noch ostwärts nach dem reichen Gebiete von Ronkay, wo zahlreiche Zuflüsse des Mekong und besonders tiefe Sümpfe der Erbauung eines Schienenweges bedeutende Hindernisse bereiten würden.

Drei Tagereisen oberhalb Xieng Kang liegt Paklay; dort verließ Neis den Mekong, ging eine Tagereise weit in

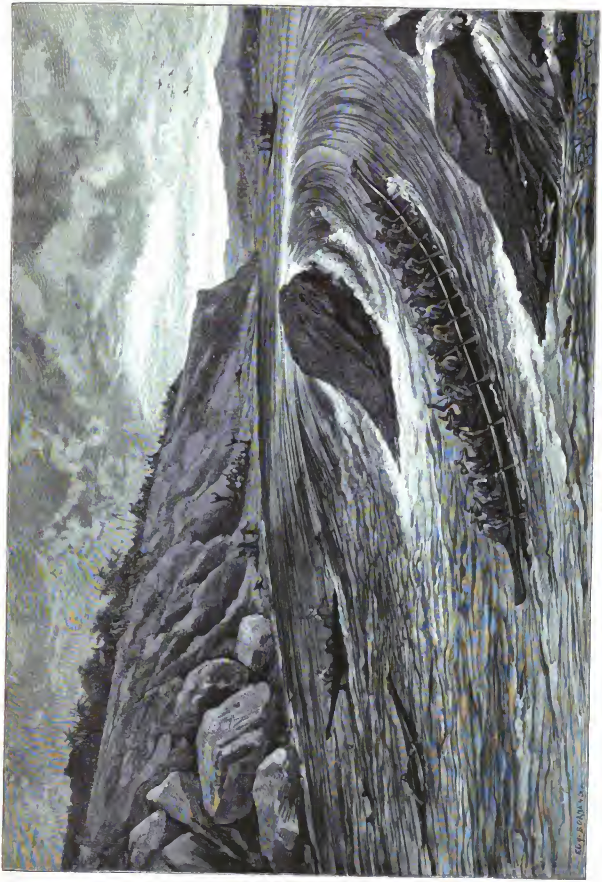
nordnordöstlicher Richtung nach Möong Da und ritt von da nordwestlich über Land nach Luang Prabang, eine Reise, die vor ihm nur sein Landsmann Mouhot gemacht, jedoch nur sehr unvollkommen beschrieben hatte. Die Wasserscheide zwischen Menam und Mekong ist dort sehr hoch, und von ihr ziehen sich die Berge bis an das Ufer des Mekong hinab, so daß der Weg beständig bergauf und bergab führt. Zwischen den Bergausläufern fließen zahlreiche Zuflüsse des Mekong nach Osten, bald zwischen Höhen eingeschlossen, bald sich durch lachende, mit zahlreichen Dörfern besetzte Thäler schlängelnd. Diese Dörfer waren reinlicher und die Häuser größer als sonst im Laos-Lande; die Bewohner sind stattlicher und besser gebaut, die Frauen hübscher; leider ist aber der Kropf häufig. Das ganze Gebiet wurde vor kaum zwei oder drei Generationen von Schwarzbauch-Laos (Lao Kön Dâm) bevölkert, welche durch einen Einfall der Birmanen aus dem Lande nördlich von Xieng Mai vertrieben worden waren. Die eigenthümliche Sitte, welcher sie ihren Namen verdanken, haben sie beibehalten: jeder Mann vom fünfzehnten Jahre an läßt sich von den Knien bis zum Bauchnabel hinauf tatuiren. Wie alle Laos, sprechen sie ein leicht verändertes Siamesisch. Da die Dörfer längs der Flüsse liegen, so trifft man, wenn man dem Mekong parallel reist und die Nebenthäler quer schneidet, täglich nur auf eins oder zwei. Jedes Dorf besitzt eine Anzahl Elephanten, die aber alle klein und schlecht abgerichtet sind; denn wenn die Bewohner schöne Elephanten fangen und gut abrichten oder kleine Thiere aufziehen, so werden dieselben entweder bald verkauft oder ihnen für den Hof in Luang Prabang oder Bangkok weggenommen. In Folge dieses Umstandes, sowie der sehr schlechten Wege war die Reise nach Luang Prabang eine äußerst ermüdende; den ganzen Tag saß der Reisende in seinem engen, nothdürftig befestigten Käfig, mitunter bis 13 Stunden hinter einander, und bequemte sich nur in den dringendsten Fällen zum Absteigen. Nur hin und wieder genoß er eine schöne Aussicht von der Höhe eines Berges aus oder erfreute sich, wenn er stundenlang in dem Bette eines kleinen Flusses entlang ritt, an der dichten Laubwölbung, welche denselben einfaßte und beschattete. Oft aber mußte er die sumpfigen Niederungen durchziehen, wo die Vegetation unbedingte Herrin ist, von wo selbst die Vögel sich zurückziehen und der starke Duft



Des Reisenden Hütte in Luang Prabang.

der Arum und Orchideen nur allzu sehr an das drohende Fieber erinnert. Abends fand er in den Dörfern der Schwarzbäuche freundliche Aufnahme; da seine Leute stets zu ermüdet waren, ließ er nicht für sich kochen, sondern aß von den scharf gepfefferten, einheimischen Gerichten, unter denen in Fett gebratene Seidenraupen-Puppen und eine Art großer, im Sande der Flüsse lebender Grillen glücklicher Weise nicht allzu oft vorkamen. Diese Gastfreundschaft wurde gewährt, ohne daß die Leute dafür Bezahlung nehmen wollten.

Allmählich begann die Regenzeit mit ganzer Kraft, so daß die Zuflüsse des Mekong schwer furthbar wurden. Einmal sogar, beim Kreuzen des Nam Hun, verloren die Elephanten den Boden unter den Füßen und mußten etwa



Wettrudern in Xieng Ngun.

20 m weit eine starke Strömung, die sie mit sich fortzureißen drohte, durchschwimmen. Nach 10 Tagen war der Mekong wieder beim Dorfe Thadena erreicht, von wo die Reise mit Booten fortgesetzt werden konnte. Am 8. Juni 1883 traf Neis in Luang Prabang ein.

Vom Flusse aus oder von der Spitze des kleinen Hügels im Mittelpunkte der Stadt gesehen, erscheint sie als ein entzückender Aufenthalt; aus einem wahren Walde von Kokos- und Arekapalmen tauchen die Häuser und zahlreichen Pagoden mit ihren spitzen, vergoldeten Dächern auf. Aber in der Regenzeit versinkt man tief in schwarzem, stinkendem Kothe. Die Festungsmauer mag früher wohl 50 000 Einwohner umschlossen haben, wie Pallegoix für das Jahr 1830 angiebt; jetzt ist die Zahl auf etwa 20 000 gesunken. Immerhin ist aber die Umgebung stark bevölkert und allmorgendlich strömen auf dem Markte nicht weniger als 5000 bis 6000 Menschen zusammen.

Neis erhielt sofort eine alte Pagode im Mittelpunkte der Stadt, an deren Stelle später ein eigenes für ihn errichtetes Haus trat, zur Wohnung angewiesen und wurde noch am selben Nachmittage von dem guten alten Könige empfangen. Im Ganzen blieb er acht Monate dort und konnte das Leben und die Sitten der Laos in aller Muße studiren; aber trotz des Entgegenkommens des Königs und der Mandarinen gehörte diese Zeit doch zu der schwersten während seiner ganzen Reise. Denn wenige Tage nach



Bambusflöße.

seiner Ankunft wurde er vom Waldfieber ergriffen, das ihn während der ganzen Regenzeit nicht wieder verließ und häufig zur Arbeit vollkommen unfähig machte.

Endlich kehrte zu Anfang Oktober das schöne Wetter wieder und mit der Sonne stellte sich auch Gesundheit ein; das Fieber verschwand und die Kräfte kehrten rasch wieder, so daß er beschloß, den bei Luang Prabang mündenden, von Osten kommenden Nam Kan zu erforschen. Er nahm nur den jungen Kö als Begleiter und wenig Gepäck mit, während alles Uebrige zurückblieb; auf Befehl des Königs begleitete ihn der alte Mandarin Synkerk mit dreien seiner Söhne, und am 11. Oktober fuhren sie in zwei leichten Barken ab, welche leicht 4 bis 5 km in der Stunde gegen den Strom zurücklegen konnten. Am ersten Tage ging alles gut; nur mußte dem angeblichen Gebrauche gemäß in jedem Dorfe gehalten werden, um die Ruderer zu wechseln. Aber schon am zweiten Tage bemerkte Neis, daß Synkerk unter dem Vorgeben, daß die Dörfer den Fremden und seine Begleiter ernähren müßten, überall Lebensmittel requirirte und in solcher Weise genug Reis u. s. w. einsammelte, um mit seiner ganzen Familie ein Jahr lang leben zu können. In Folge dessen ging die Reise nur langsam von statten und täglich wurden vom frühen Morgen bis zum Abend nur fünf oder sechs Stunden wirklich gefahren. Bald aber riß dem Franzosen die Geduld und nur durch die Drohung, nach Luang Prabang zurückkehren und sich beim Könige beschweren zu wollen, erlangte er von dem Mandarinen das Versprechen, in Zukunft schneller fahren zu wollen.

Nach etwa 20 km östlicher Fahrt biegt der Nam Kan

um; er entspringt im Lande der Phuöng unweit von dem Plateau, auf welchem die Quellen des Nam Schan, Nam Ngun u. s. w. liegen, fließt zuerst gegen Südwesten, dann nach Norden und zuletzt nach Westen. Die Schiffahrt auf ihm ist ähnlich wie auf dem Nam Schan, nur daß das Land bevölkerter ist und die Dörfer einander näher liegen. Die Laos besitzen wenig Reisfelder, treiben dabei nur wenig Handel und Fischfang, führen ein ziemlich faules, sorgloses Leben, und es geht ihnen trotz der hohen Steuern ganz gut. Sie wohnen nur längs der schiffbaren Wasserläufe; alles übrige Land haben die Khas besetzt, welche Reis, Baumwolle und Stocklack in Menge erzeugen und theils als Tribut, theils im Austausche gegen Gewebe und Ackergeräthe den Laos bringen. — Da die Dörfer sehr wenig Felder besitzen, so beginnt dicht hinter ihnen wieder der Wald, so daß die Ufer des Nam Kan ebenso malerisch sind, wie diejenigen des Nam Schan; oft kann man sich 100 Stunden von jeder Civilisation entfernt glauben und erreicht dennoch wenige Minuten später ein wichtiges Dorf.

Die Dörfer besitzen keine Sala, wohl aber meist sehr hübsche Pagoden; in letzteren aber zu übernachten, dazu wollte sich der alte Synkerk, der ein guter Buddhist zu sein vorgab, nicht verstehen, ebenso wenig wie er litt, daß man Hühner schlachtete oder innerhalb der Pagoden Fleisch aß.

Fünf Tage nach Antritt der Reise erreichte man das große Dorf **Paklan** gegenüber dem Distriktshauptorte **Xieng Ngun**, der etwa 100 km von Luang Prabang entfernt ist. Weiter zu gehen weigerte sich der Synkerk, obwohl der Fluß noch schiffbar war; weiter aufwärts, sagte er, würden die Dörfer selten und der König hätte verboten, Neis weiter vordringen zu lassen. So richtete er sich in Paklan häuslich ein und maß eine große Anzahl von Khas aus der Umgegend. Zu dieser Zeit wurde gerade in Xieng Ngun das Wasserfest gefeiert, wobei dem Reisenden der beste Platz angewiesen wurde. Mehrere Tausend Personen waren dazu von allen Seiten zusammengeströmt, um ihre Geschenke bei den Pagoden abzuliefern und dem Wettrudern zuzusehen. Die Geschenke bestanden in Silber, in Wachs, das kunstvoll in die Form von Blumen gebracht war, und in Baumwolle in Gestalt von Schweinen, Büffeln, Pferden und Elephanten, deren inneres Gerüst aus Bambu hergestellt war. Dafür empfangen die Gläubigen von den Priestern einen Segen in Form einer Quittung, einem Stückchen Bambu, auf welchem ihre Geschenke verzeichnet stehen. Auch Neis hatte Wachsblumen und Kerzen geopfert und erhielt seine Quittung vom Oberpriester selbst, was ihm einige Rupien kostete; denn wie überall auf Erden leben auch hier die Pfaffen vom Altar. Für das übrige Volk werden die Bambutäfelchen, mehrere Hundert an Zahl, in wirrem Durcheinander in große Körbe gethan und von einer Estrade auf den Platz vor der Pagode hinabgeschüttet; dann kostet es ein stundenlanges Suchen, ehe jeder sein Amulet gefunden hat.

Die Regatten finden in einer großen Stromschnelle statt, welche für nicht allzu schwer beladene Boote, die am Ufer entlang gezogen werden, nicht sonderlich gefährlich, aber mit Rudern sehr schwer zu überwinden sind. Die Regatta-Boote sind 25 bis 35 m lang und tragen 40 bis 60 Ruderer. Von 15 Barken erreichten nur 6 beim ersten Anlauf den Anfang der Stromschnelle, während alle anderen zurückgeworfen wurden und einige sogar scheiterten, ohne daß sich das Volk viel um die Verunglückten kümmerte, die auch fast sämmtlich heil das Ufer erreichten.

Von Paklan aus besuchte Neis die **Khas Thiö** in den nahen Bergen und überzeugte sich dort durch Messungen, daß diese Wilden von den Moïs an der Grenze Französisch-Cochinchinas körperlich nur sehr wenig verschieden sind. Häuser, Geräthe, Waffen, Sitten und Gebräuche sind hier wie dort dieselben. Hier wie dort muß der Reisende bei der Ankunft in einem Dorfe durch einen Strohhalm gegohrenes Reisbier trinken. Der Dorfhäuptling sagt zuerst mit zusammengelegten Händen dem Ankömmling einen Willkommen, dann saugt er von dem ziemlich widerlichen Getränke etwas ein und bietet es noch zwei oder drei jungen Leuten und darauf erst dem Fremden an. Denn es herrscht der Aberglaube, daß, wer vor dem Fremden trinkt, auch vor ihm sterben muß; und deshalb sichert jener Gebrauch dem Fremden ein langes Leben.

Um nach Luang Prabang zurückzukehren, sollte sich Neis nicht der Boote, sondern eines großen Bambu-Floßes bedienen, auf welchem man ihm ein regelrechtes Haus errichtete. Diese Arbeit dauerte mehrere Tage, so daß er erst am 25. Oktober die Rückreise antreten konnte.

Die Bewohner der Karolinen.

Von **Emil Metzger**.

I.

Die Karolinier sind ihren Sprachen nach ohne Zweifel Mikronesier, sagt Meinicke (Die Inseln des Stillen Oceans, II, 365). Denn es wird auf den Inseln nicht eine Sprache gesprochen, sondern deren sechs verschiedene (Kusaie; Ponape; eine Sprache in den kleinen und centralen Inseln; zwei auf Jap und Palau; die sechste endlich, die samoanische, in Nukuwor).

Friedrich Müller sagt in seinem „Grundriß der Sprachwissenschaft“ II, 2, S. 68: „Von den melanesischen Sprachen sind außer dem Viti näher bekannt: C. Die Sprache der Karolinen; wenigstens ist dies nach den, zwar sehr dürftigen, Mittheilungen, die C. Semper von der Sprache der westlichen Karolinen, der sogenannten Palau-Insel, giebt, sehr wahrscheinlich.“ Ueber die Stammesverhältnisse sagt der genannte Forscher u. A. (a. a. O. S. 160): „Die Melanesier stehen sprachlich zwischen den Polynesiern und Malayen und bilden die zweite Schicht, welche auf die erste Schicht, die Polynesier, beim Auszuge aus der malayo-polynesischen Urheimath gefolgt ist.“ Wenn wir aber die Sprache nicht als ausschließliches Kriterium der Stammverwandtschaft aufstellen und auch andere Faktoren mitstimmen lassen wollen, dürfte auf Grund der Berichte derjenigen neueren Reisenden, welche aus längerer Anschauung urtheilen, sich eine starke Vermischung zwischen

verschiedenen Rassen, Malayen, Papuas, Polynesiern und Mikronesiern, wenn man letztere als besondere Rasse gelten lassen will, ergeben, und um über die Stellung der Karolinier endgültig urtheilen zu können, müßte man zunächst die Verhältnisse der genannten Stammrassen und ihren Einfluß auf erstere feststellen, eine ziemlich unfruchtbare Aufgabe, die wir für jetzt lieber ruhen lassen wollen. Wir beschäftigen uns also im Folgenden möglichst mit dem rein Thatsächlichen. Die Zahl der Bewohner wird sehr verschieden angegeben; Meinicke glaubt dieselbe auf etwa 25 000 annehmen zu können, von denen in Kusaie 700, in Ponape 2000, in Ruk 5000, in Jap 2500, in Palau 6000, in den niedrigen Inseln gegen 9000 leben. A. R. Wallace (Australasia) giebt ihre Zahl auf 28 000 bis 30 000 Seelen an; ähnlich Dr. E. Jung (im Handbuche zu Andree's Handatlas). Hernsheim giebt in seinen „Südsee-Erinnerungen" die Zahl der Bewohner von Jap allein zu 10 000 an, während D. Emilio de Butrón hierfür einmal 1500, einmal 2000 nennt. Die höchsten Angaben ergeben für den ganzen Archipel eine Bevölkerung von 50 000 Seelen. Letzteres scheint entschieden zu hoch gegriffen, und wir möchten glauben, daß die Bevölkerung kaum mehr als 28 000 Seelen betragen kann, um so mehr, als sie notorisch im Aussterben begriffen ist. So sagt Hernsheim über Kusaie (a. a. O. S. 55): „Im Jahre 1855 sollen hier noch 1100 Seelen gelebt haben, heute ist die Zahl der Bewohner schon unter 400 gesunken. Von Seuchen und ansteckenden Krankheiten ist hier nichts bekannt und vor Allem ist keine Spur jener Gebrechen zu finden, mit deren Verbreitung man immer wieder die armen Walfischfänger beschuldigen hört." Weiterhin deutet er als Möglichkeit an, daß die trotz der Mission in höchster Blüthe stehende Unzucht hierzu sehr viel beiträgt. Eine andere Erklärung für die Abnahme der Bevölkerung der Palau-Insel (in einem Jahrhundert von 50 000 auf höchstens 10 000[1]) giebt Semper („Die Palau-Inseln im Stillen Ocean", S. 354). Er sieht die Ursache darin, daß der Kampf ums Dasein diesen Menschen zu leicht geworden sei, seitdem sie die Bekanntschaft der Weißen und der von denselben mitgebrachten Hilfsmittel gemacht haben. Früher verfertigten sie mit unsäglicher Anstrengung wunderbare Gegenstände, die sie heute noch anstaunen, aber nicht mehr herstellen können. „Mit den Beilen und Waffen aus Stein", sagt er, „haben wir ihnen das einzige Mittel genommen, sich des schädlichen Einflusses ihrer natürlichen Faulheit und Indolenz zu erwehren. Das Eisen des Europäers folgte zu rasch auf den Stein des Wilden, so mußte der vorgebliche Segen sie hinsiechen lassen an Seele und Leib." Es ist interessant, auch die Ansicht Kubary's, der speciell die Palau-Gruppe behandelt, hierüber zu hören. Er sieht nicht, wie die Eingeborenen, in dem „Tretr", der häufig mit gefährlichen Komplikationen verbundenen Influenza, die Hauptursache der ungeheuren Sterblichkeit. (43 Erwachsene, 15 Kinder gegen 7 Geburten in 13 Gemeinden im Verlaufe eines Jahres.) Die Ursache liegt mehr in der Unfruchtbarkeit der Frauen, ihrer Unzucht während der Jugendjahre und den abnormen ehelichen Verhältnissen (a. a. O. S. 146 u. f.).

Wo auch die Weißen mit ihnen in Berührung getreten sind, sie haben gutherzige und freundliche Menschen in ihnen gefunden; an wem die Schuld gelegen, wenn es zu Streitigkeiten gekommen, dürfte für den, welcher mit dem Gebahren weißer Seeleute im Stillen Ocean bekannt ist, in den meisten Fällen nicht zweifelhaft sein. Daß natürlich da, wo sie längere Zeit mit Europäern Umgang gehabt haben, sich mancher ungünstige Zug entwickelt hat[1]), kann nicht auffallen und ist eine natürliche Folge der Verhältnisse. Man findet manches Widersprechende sowohl an Charaktereigenschaften als an Aeußerungen ihrer Thätigkeit bei ihnen vereinigt. Trotz ihrer Unbesorgtheit und ihres Hanges zum freien Lebensgenuß sind sie schlaue Händler, denen es auf einen kleinen Betrug nicht ankommt; wiewohl sie in mancher Beziehung, wie in dem Baue der Boote und Häuser, eine hohe Kunstfertigkeit erreicht haben, sind sie in anderer Beziehung, z. B. was den Gebrauch von Kleidern und Hausrath betrifft, im Allgemeinen zurückgeblieben. Sie scheinen eben, soweit sich nicht noch von ihren Vorfahren her ein Rest von Energie in einzelnen Fällen erhalten hat, apatisch in ihrem Paradiese dahinzuleben; auch körperlich, sagt Hernsheim (a. a. O. S. 54), sind diese Menschen, denen es doch an reichlicher guter Nahrung nicht fehlt, klein und schmächtig und sehen aus, als ahnten sie ihr bevorstehendes Ende. Auch in ihrem Benehmen zeigt sich etwas von höherer Entwickelung. Das Wort Mugul im Gegensatze zu Tokoi (schlechter und guter Gebrauch) spielt eine große Rolle, und sie beugen sich diesen Begriffen unbedingt. Während sie in ihren Handlungen in mancher Beziehung recht frei sind, beobachten sie äußerlich die Sitte und würden es als einen schweren Verstoß betrachten, die von derselben vorgeschriebenen Formen zu verletzen.

Daß sie, wenigstens vereinzelt, eine sehr große Intelligenz besitzen, scheint nach dem, was Semper S. 110 über seinen treuen Begleiter Arakalulk erzählt, unzweifelhaft. „Einen besseren Schüler, als ich in ihm hatte, wünsche ich nie zu unterrichten", heißt es da, „denn für ihn ging kein Wort verloren." Es gelang ihm, Verständniß für die Bedeutung der Sammlungen Semper's, ja für europäische Zustände in ihrem Zusammenhange zu erwecken. Aehnliches wird übrigens auch von anderen Naturvölkern berichtet, wenn sich Europäer, welche die Befähigung besaßen, auf den Gedankengang jener einzugehen, eingehend mit ihnen beschäftigten.

Wenden wir uns zu den körperlichen Eigenschaften der Karolinier.

Sie sind durchschnittlich von mittlerer Größe, gut und kräftig, zuweilen selbst schön gebaut. Schwarze Augen leuchten freundlich aus den manchmal schönen Gesichtern der Frauen; leichter Bartwuchs umrahmt zuweilen die Gesichter der Männer. Ueber die Farbe der Haut sind die Berichte nicht gleichlautend; nach Einigen ist es ein ins Kupferrothe übergehendes Gelb, nach Anderen sehen sie mehr den Bewohnern Javas ähnlich. Die von Hernsheim mitgetheilten Illustrationen zeigen große Unterschiede in der Hautfarbe; die Bewohner von Palau sind im Allgemeinen dunkler, die von Ponape und Kusaie heller. Daß in dieser Beziehung sich infolge von Kleidung und Gebräuchen (z. B. dem Einreiben mit Oel und Kurkuma), sowie durch die vielfachen Hautkrankheiten (Schuppenkrankheit oder Ichthyosis, Ringwurm), ganz abgesehen von der natürlichen Färbung, gewisse Unterschiede entwickeln, die auf die Beurtheilung der Farbe nicht ohne Einfluß bleiben, ist leicht erklärlich.

Das Bild, welches verschiedene Besucher von den Bewohnern verschiedener Gruppen geben, zeigt häufig große Abweichungen (s. Waitz-Gerland, Antropologie der Naturvölker V, 2, S. 47 u. f.). Ob es sich hier um generelle

[1]) J. Kubary, „Ethnogr. Beiträge zur Kenntniß der Karolinischen Inselgruppe und Nachbarschaft", Heft I (Berlin, A. Asher u. Co., 1885), nennt 5000 als Maximum.

[1]) Dr. Grundemann in „Allgem. Miss.-Zeitschr." (1885, Beiblatt 5, S. 81 bis 88) spricht namentlich von Trunksucht und gesteigerter Unsittlichkeit.

Unterschiede handelt oder ob dieselben nur auf subjektive Auffassung der Besucher zurückzuführen sind, ist natürlich sehr schwer zu entscheiden; fast möchte man geneigt sein, letzteres anzunehmen. Es ist nämlich im Anfange schwer, Unterschiede bei einer fremden Rasse zu machen, und so geschieht es leicht, daß eine einzelne Persönlichkeit als Typus des Ganzen genommen wird, die eigentlich keinen Anspruch darauf hat.

Die Nahrung der Karolinier ist im Allgemeinen vegetabilisch; Brodfrucht, Kokos und Taro sind die Hauptbestandtheile, die sie auch zu schmackhaften Gerichten zu verbinden verstehen; im Falle der Noth müssen auch andere Erzeugnisse des Pflanzenreiches den Hunger befriedigen. Von animalischer Nahrung werden namentlich Fische, Schildkröten und Muscheln benutzt, Vierfüßler seltener; bei einem Liebesmahle kommen wohl auch saftige Braten auf den Tisch. Bei der Begegnung der Herrscher werden oft 100 Schweine und Hunde geschlachtet (Hernsheim a. a. O. S. 72) und dies muß später durch den Gast erwidert werden. Auf manchen Inseln werden Fische und Fleischspeisen geräuchert. Der Gebrauch des Salzes scheint noch wenig bekannt zu sein. Von Genußmitteln ist der Tabak jetzt allgemein verbreitet; Betel wird im Palau-Archipel in derselben Weise wie auf den malayischen Inseln gekaut; die nöthigen Ingredienzien führen die Bewohner stets bei sich.

Wasser und die sogenannte Milch der Kokosnüsse sind die gewöhnlichen Getränke, doch verstehen sie es auch, stärkeren Stoff aus Palmwein und Kawa zu bereiten. Letztere wird jedoch nicht gekaut, sondern etwas reinlicher behandelt. Die abgeschnittenen und angefeuchteten Wurzeln werden mit einer Muschel gereinigt, auf einem großen flachen Steine zerklopft und mit Wasser begossen, dann in eine Basthülle eingewickelt und mit den Händen ausgepreßt. Der Saft wird in einer Kokosnuß kredenzt. Uebrigens scheint das Gebiet der Kawa auf die östlichen Inseln und auf besondere Feierlichkeiten beschränkt zu sein.

Die Mahlzeiten finden nicht regelmäßig statt. Das Feuer wird durch das Reiben zweier Holzstücke entzündet; gekocht wird häufig auf heißen Steinen in Erdlöchern, wobei man den Braten mit Sand bedeckt, auf dem dann ein Feuer entzündet wird; andere Methoden, namentlich auch der Gebrauch von Töpfen, dringt von Westen her immer mehr ein. Die Kochgeschäfte werden im Allgemeinen durch die Frauen besorgt; nur in Palau beschäftigen sich die Männer damit; selbst der europäische Einsiedler, dessen Haushaltung Hernsheim beschreibt, betrieb dort seine Küchenangelegenheiten eigenhändig.

Die Kleidung ist vielfach noch recht primitiv, in einzelnen Theilen der Gruppe fehlt sie, was die Männer betrifft, beinahe ganz. Das National-Kostüm ist ein Schamgürtel für die Männer, ein oben und unten etwas kurz ausgefallenes Grasröckchen für die Frauen, woraus sich dann vollendetere und reich verzierte Formen entwickelt haben. Im Osten und auf den Inseln der mittleren Gruppe kommt auch eine Art Mantel mit einem Loche für den Kopf vor, scheint jedoch nur bei höheren Ständen im Gebrauche zu sein.

Mit den Europäern sind auch verschiedene neue Moden eingezogen. Auf Ponape tragen die Männer über der Lendenbinde häufig noch einen Rock von einheimischer Fabrikation; die Frauen bedienen sich eines Tuches nach Art des malayischen Sarongs. Auch europäische Stoffe werden verarbeitet, zum Theile nach selbst erfundenen Formen, zum Theile nach dem Muster alter abgelegter Kleider, die auf einzelnen Inseln recht gesucht zu sein scheinen. Die Einen erscheinen in einem abgelegten rothen oder blauen Hemde, die Anderen zwängen sich in eine Uniform. Die Bekehrten vertauschen die Nationaltracht mit weißer Hose, schwarzem Rocke und Strohhute, nicht gerade zum Vortheile ihrer Erscheinung.

Das Haar wird meist lang getragen, in Knoten vorn oder zur Seite aufgebunden, mit Federn und Blumen reich geschmückt; Kämme sollen nach Butrón das Zeichen der Freien sein. Der Bart wird auf den östlichen Inseln sorgfältig entfernt. Die Ohren sind (nicht selten zweimal) durchbohrt und in denselben werden allerlei Schmucksachen, zuweilen auch Cigarren &c. getragen. Auch Halsschmuck und Armbänder aus Blättern, Blumen und Muscheln sind häufig; ähnliche Ringe werden um die Füße getragen und in dieser Beziehung ein gewisser Luxus entwickelt. Auf den westlichen Inseln wird auch die Nasenscheidewand durchbohrt und geschmückt. Hier und da werden die Zähne schwarz gefärbt und läßt man die Fingernägel wachsen. Die Tatuirung ist bei den Vornehmen sehr vollständig; weniger sieht man sie bei den Frauen und bei den Sklaven kommt sie gar nicht vor. Frauen führen sie mit Fischgräten oder den Nadeln von Koniferen aus; auch kleine erhabene Narben, die auf Nacken und Schultern der Frauen durch Einschnitte in die Haut und Beizen der Wunden hervorgebracht werden, gelten in einzelnen Gegenden als Zierde. Die Frauen bemalen sich auch Wangen, Stirn, ja das ganze Gesicht, ferner Busen und Arme mit glänzender Farbe.

Die Wohnungen sind in verschiedener Form und Art, im Allgemeinen jedoch mit Geschick und sehr zierlich gebaut. Gewöhnlich bestehen sie aus hölzernen Pfosten; die Wände sind aus Rohrgeflecht gebildet, doch kommen auch Steinwände, wie auf Kusaie, vor. Zum Theile stehen die Häuser auf dem Boden, zum Theile auf Steinplatten; auf Tobi kommen Häuser mit zwei Stockwerken vor. Manchmal werden die zum Hause gehörigen, für Frauen zum Schlafen oder Essen bestimmten Nebengebäude mit einer Mauer umgeben; auf einzelnen Inseln kennt man eine besondere Küche, Magazine &c. neben dem Hause. Die Dächer werden mit den Blättern der Kokospalme oder des Pandanus gedeckt. Die Einrichtung derselben ist sehr einfach, Tische, Bänke und Bett sind beinahe ganz unbekannt. Kleine Kisten, Stangen mit Zacken dienen, um Speisen und Geräthschaften gegen Ungeziefer zu schützen. Hernsheim spricht von einem, für ähnlichen Gebrauch bestimmten Holzgerüste, dessen Gebrauch nur dem Könige und seinem Bruder erlaubt ist (a. a. O. S. 54).

Die Häuser, zu Dörfern vereinigt, liegen im Schatten der Fruchtbäume, und zwar auf den hohen Inseln regelmäßig an der Küste. In denselben findet man an einigen Orten die Ueberreste von großartigen Steinbauten. Die Straßen sind auf vielen Inseln gepflastert, die Dörfer mit Steinmauern umgeben. Alle Inseln besitzen große, für Berathungen und Versammlungen bestimmte Häuser, in denen hier und da für die Häuptlinge ein besonderer Schlafplatz reservirt ist. Ebenso giebt es gemeinschaftliche Häuser, in denen die unverheiratheten Personen beiderlei Geschlechtes die Nacht zubringen; auch dienen manche als Klubhäuser und zeichnen sich dann durch Malerei und Schnitzerei — gleichfalls Erinnerungen an eine lange vergangene Zeit — aus.

Der Landbau wird im Allgemeinen ziemlich nachlässig betrieben, nur Jap macht eine Ausnahme. Das einzige Werkzeug zur Bearbeitung der Felder ist ein hölzerner, spitzer Spaten. Wenn sie auch hier und da Hausthiere halten, ist doch von eigentlicher Viehzucht keine Rede; dagegen sind sie dem Fischfange sehr ergeben und haben darin

eine große Kunstfertigkeit erreicht. Sie gebrauchen dazu allerlei Netze und Reusen, die auf den Meeresgrund gelegt werden, Leinen und Haken von verschiedener Form, Speere, mit denen sie auch den Fang bei Nacht betreiben. Auch suchen sie Fische in Räume zu jagen, die durch Dämme und Zäune abgeschlossen sind. Manchmal werden die Fische durch auf das Wasser geworfene Substanzen betäubt, so daß sie an der Oberfläche treiben und mit den Händen gegriffen werden können. Die Frauen unterstützen die Männer kräftig bei dem Fischfange. In Palau ist die Lagune unter die einzelnen Ortschaften vertheilt und die Fischzüge geben im Allgemeinen zu allerlei Festlichkeiten Veranlassung.

Am merkwürdigsten sind die Bewohner und zwar nicht nur die der niedrigen Inseln als Seefahrer. „Wie die Möven mitunter halb fliegend auf den Spitzen der Wellen zu ruhen scheinen, dennoch aber das schnellste Schiff weit hinter sich lassen“, sagt Semper, „so flogen die leichten Kanoes über das Meer dahin.“ Wenn eines der Boote umschlug, kümmert sich Niemand darum; bald ist es wieder aufgerichtet und seines Wassers entledigt. Dem Schiffbaue liegen hauptsächlich die Bewohner der niedrigen Inseln ob; die Boote, welche sie bauen, sind auffallend zierlich. Als Basis dient dem ganzen Baue ein ausgehöhlter Baumstamm; auf demselben erhebt sich ein Bretterbau, dessen Fugen gut verdichtet sind. Die Form des Bootes ist hinten und vorn gleich, so daß sie nicht zu wenden brauchen. Das Holzwerk ist oft bemalt oder zierlich geschnitzt. Auf der einen Seite ist der Ausleger angebracht, auf der anderen die Plattform mit schützendem Dache. Der Mast ist beweglich mit großem dreieckigem Segel und daneben bedienen sie sich der Ruder. Löffelartige Instrumente dienen zum Ausschöpfen des Wassers. Anker werden nicht gebraucht. Wenn man sich der Fahrzeuge nicht bedient, läßt man sie unter Schuppen am Strande liegen. Die Schnelligkeit derselben beträgt zwei bis drei Meilen (wenn, wie es höchst wahrscheinlich ist, deutsche Meilen gemeint sind, ist die Schnelligkeit sehr groß) in der Stunde, selbst mehr. Weil sie nicht zu wenden brauchen, bleibt natürlich immer dieselbe Seite Luvseite, was ihrer Schnelligkeit zu Gute kommt.

Es sind jedoch nicht nur die Eigenschaften ihrer Schiffe, sondern auch ihre eigenen Fähigkeiten, welche die Karolinier mit zu den ersten Seeleuten des Stillen Oceans machen. Es würde hier zu weit führen, wenn wir die „Medos“ (Segelkarten) und die nautischen Kenntnisse der dortigen Seefahrer hervorheben wollten; wir verweisen auf den höchst interessanten Aufsatz von A. Schück [1]), der alles hierher Gehörige eingehend untersucht. Wenn wir uns hier nur auf das rein Thatsächliche beschränken, können wir sagen: Sie machen weite Reisen, wobei sie sich nach den Sternen richten, wagen es (auf Yap), die ungeheuren Steine, die sie so sehr hoch schätzen, mit ihren schwachen Fahrzeugen weit über den Stillen Ocean zu führen; mit allen umliegenden Gruppen sind sie in Verbindung getreten. Daß sie von der Lage derselben wenigstens ziemlich richtige Ansichten besaßen, hat schon Cantova berichtet. Wenn sie weite Fahrten zu machen beabsichtigen, halten sie alle ihre Boote nach Möglichkeit in einer geraden Linie, um die Wahrscheinlichkeit, das Land, welches sie erreichen wollen, zu erblicken, auf diese Weise zu erhöhen. Auch auf den hohen Inseln hat man Boote, wiewohl auf Yap z. B. das Holz fehlt; in Kusaie haben die Fahrzeuge weder Segel noch Mast. Von Palau aus werden keine Seereisen unternommen; man hat jedoch drei Arten von Booten dort, von denen die größten sich der Segel bedienen, die kleinsten mit Bambustangen fortbewegt werden; Doppelboote werden auf den Karolinen nirgends gefunden.

Auf allen Inseln versteht man es, aus Bananenfasern und einer Art Hibiscus Zeuge zu weben; der Webestuhl ist einfach, die Konstruktion so, wie sie nirgends in Oceanien im Gebrauche ist. Die Stoffe werden meist mit Kurkuma gelb gefärbt. Die Fabrikation eines einfachen Artikels, der Lendenbinden, die noch trotz der Missionare unter der europäischen Kleidung getragen werden, beschreibt Hernsheim (a. a. O. 43, Aufenthalt auf Kusaie) folgendermaßen: Sie werden aus der Faser der wilden Banane hergestellt, die in Salzwasser aufgeweicht, den starken, gelbglänzenden Faden liefert. Zunächst werden die ungefähr zwei Ellen langen, roth, gelb oder braun gefärbten Fäden mit sogenannten Weberknoten an einander geknüpft und die überbleibenden Enden mit einer Muschel abgeschnitten, die man mittels einer Krebsscheere scharf erhält.

Das Mädchen kauert zu dieser Arbeit auf der Erde (dabei sind die Unterschenkel auswärts neben die Oberschenkel gelegt) und läßt den Faden mit wunderbarer Geschwindigkeit durch die Finger gleiten. Auf einem eigenthümlich geformten und manchmal mit hübschen Mustern verzierten Stocke wird nun die Kette hergestellt. An einem kleinen, in gleichmäßige Abschnitte eingetheilten Gestellchen wird die Länge der verschiedenen Fäden abgemessen, die dann abermals an einander geknüpft und um kleine in dem Bocke steckende Pflöcke geschlungen werden. Die fertige Kette wird über zwei Bretter geschlagen, deren eines an der Wand des Hauses und das andere an einem Leibgürtel der Weberin befestigt ist. Mit falzbeinartigen Stücken Holz oder Knochen werden die Fäden gehoben und gesenkt, so daß die lange flache Nadel mit dem Einschlagefaden durchgeschoben werden kann. Die Binde ist meist dunkel und beide Enden mit hellfarbigen Mustern versehen.

Wie in so vielen Gegenden hat aber auch hier der Gebrauch europäischer Erzeugnisse der einheimischen Industrie Abbruch gethan.

Flechtwerk aus Gras und Pandanusblättern dient zu Matten, besonders aber zu Körben, deren eine Art sie immer unter dem Arme mit sich führen. Zu Stricken werden Kokosfasern verarbeitet, Segel werden von Pandanusblättern verfertigt. Aus der Kopra pressen sie, nachdem sie dieselben zerrieben, mit den Händen das Oel. Auf Palau verstehen sie die Verfertigung irdener Töpfe, die jetzt allerdings meistens durch unsere verdrängt werden.

Ihre Geräthschaften werden wohl gegenwärtig, soweit es schneidende oder trennende Werkzeuge sind, größtentheils importirt und namentlich spanische Eisenwaaren haben die einheimischen Erzeugnisse beinahe ganz verdrängt; 1783 dagegen fand man auf den Palau-Inseln eine einzige eiserne Axt. Alle derartigen Geräthschaften wurden gewöhnlich aus Muscheln, seltener — selbst auf den vulkanischen Inseln — aus Stein verfertigt. Außerdem wird Schildpatt und Holz zum Schmuck, zu kleinen hübsch bemalten Kisten und zur Verzierung von Flechtwerk verwendet.

Im Allgemeinen darf man wohl sagen, daß die Karolinier, die sich auf sehr wenig Kleidungsstücke und Geräthe beschränken, sehr viel Zeit und geistige Anstrengung auf die Verzierung derselben verwendet haben.

Eins der merkwürdigsten Erzeugnisse dieser Inseln ist aber das Geld, dessen sich die Bewohner bedienen. Am ausführlichsten berichten Kubary und Semper über die Arten desselben, welche auf den Palau-Inseln gebraucht werden. Dasselbe be-

[1]) Tijdschr. Nederl. Aardr. Genootsch. 2. Serie, Deel I. Afdeelg. Meer uitgebreide Artikeln S. 226.

steht aus Steinen, Glasscherben, Stücken von Porzellan rc. Sie haben sieben verschiedene Klassen desselben, deren Werth durch die Größe und Beschaffenheit bedingt wird. Von der ersten Sorte, Brack genannt, giebt es nur wenige Stücke auf der ganzen Insel; diese sowie die beiden nächsten scheinen nur den Fürsten zu gehören und kommen nie unter das gewöhnliche Volk. Die anderen vier Arten gehören dem allgemeinen Verkehre an und der Werth der kleinsten, wie es scheint, immer eines weißen oder grünen Glasstückes, genügt kaum, um eine Hand voll Bananen zu kaufen. Alle haben gewöhnlich ein cylindrisches Loch, durch welches ein Faden gezogen wird, um das Geldstück, sei es am Halse oder in dem Körbchen, zu befestigen. Natürlich fehlt es von Seiten handeltreibender Seeleute nicht an Versuchen, dies Geld nachzumachen; doch mißlingen dieselben meistens. Die Eingeborenen besitzen die Gabe, das echte von dem unechten zu unterscheiden und beim Abschlusse eines Geschäftes wird das Geld genau besehen und berochen. Die Eingeborenen behaupten, dasselbe sei göttlichen Ursprunges und erzählen darüber sonderbare Sagen. Abgesehen hiervon haftet an jedem der kostbaren Geldstücke eine eigene, oft blutige Geschichte.

Eines recht unbequemen Geldes bedienen sich die Bewohner von Yap; vor den Häusern der begüterten Vornehmen sieht man eine Art großer gelber Mühlsteine; die größten sollen bis 9 Fuß Durchmesser und an der Axe bis zu 15 Zoll Dicke haben. Dieselben repräsentiren einen ungeheuren Werth. Die Eingeborenen holen dieselben von der Palau-Insel. Zu diesem Zwecke ziehen bei günstigem Winde 40 bis 50 Eingeborene in einem halben Dutzend Kanoes vertheilt aus. Wenn das Ziel der Reise glücklich erreicht und der Fürst des Landes durch Geschenke zufrieden gestellt ist, beginnt die Arbeit des Steinhauens, die einige Monate dauert; jedenfalls müssen die Arbeiter so lange ausharren, bis der Monsun die Rückreise gestattet. Außer dem Riesengelde werden dann für den täglichen Verkehr auch kleine Stücke hergestellt; die größten Stücke erhalten ihren hohen Werth wohl durch den schwierigen Transport, bei dem schon manches Kanoe mit der theuren Last den Untergang fand. Sind die Steine aber glücklich in die Heimath gelangt, so werden sie im Triumph vor der Wohnung des Häuptlings aufgestellt; eingehauene Zeichen verkünden der Nachwelt, wer den Stein bearbeitet und wer ihn nach Yap gebracht hat. Diese Steine stellen einen ungeheuren Werth dar. In neuerer Zeit scheint übrigens auch wirkliches Geld vorzukommen, während im Tauschhandel mit Europäern namentlich dem Tabak eine bevorzugte Stelle eingeräumt wird.

Es hat seine besondere Schwierigkeit, über die religiösen Vorstellungen der Karolinier etwas allgemein Gültiges zu sagen; einestheils sind nämlich die Berichte an sich ziemlich dürftig, dann liegen sie auch nur aus einzelnen Gegenden vor und es ist darum schwer zu entscheiden, ob verschiedenartige Berichte mehr in der Auffassung der Berichterstatter begründet sind oder aber, ob sie wirklich in von einander abweichenden Ansichten der verschiedenen Völkerschaften ihren Ursprung haben. Wir lassen zunächst einzelne dieser Berichte folgen: D. Emilio de Butrón sagt über die Eingeborenen von Yap: Es scheint, daß sie die Gottheit Machi-Machi nennen; nach dem, was man aus ihren dunklen Mittheilungen schließen kann, ist die Macht derselben sehr groß, aber sie ist sehr grausam und verursacht alle Unfälle, die der Mensch zu erleiden hat. Da jedoch der Zorn der Gottheit durch Verbrechen und Vergehen hervorgerufen wird, welche die Stämme gemeinschaftlich begehen, so darf man sagen, daß ihre Lehren doch eine gewisse Moral enthalten. Sie haben keine Bilder, wohl aber gewisse Vorstellungen von einzelnen Eigenschaften ihres Gottes; z. B. dürfen die Zweige oder Stämme des Baletebaumes nicht abgerissen oder beschädigt werden. Die Officiere des „Velasco“ besuchten eines Tages das einzige gottesdienstliche Gebäude, von dem die Eingeborenen erzählten. Nachdem sie lange ihren Weg durch den Wald fortgesetzt hatten, kamen sie an eine Lichtung, in deren Mitte sich eine Hütte in Gestalt einer dreieckigen Pyramide erhob, welche das abgenommene Dach eines kleinen Gebäudes zu sein schien und der Quere nach in drei ganz leere Räume getheilt war. Auf einer Seite desselben befand sich ein schwerer Stein von unregelmäßiger Form, auf der anderen ein Haufen, gebildet aus den Schalen der Kokosnüsse, welche von einem mit der Bewachung des Heiligthums beauftragten Einsiedler verbraucht worden waren. Der Mann war gehenkt worden, weil er Theilnehmer eines bei einem Europäer, der sich auf Yap niedergelassen hatte, ausgeführten Bandendiebstahls gewesen war. Unter dem erwähnten Steine befindet sich keine Höhlung und auch sonst ist nichts an ihm zu bewundern; es heißt, wenn die Könige das Volk züchtigen wollen, werden sie den Stein aufheben und in demselben Augenblick wird die Erde erzittern und das Meer sich bis zu den Dörfern erheben. Wenn ein Erdbeben eintritt, blasen sie auf einer Muschel, um den Zorn der Götter zu versöhnen; aber keiner wagt es, sich dem eingezäunten Heiligthume zu nähern oder gar den Stein aufzuheben, und die Führer, welche die Officiere begleiteten, gaben Zeichen der abergläubischsten Furcht. Zur Seite dieses Steines befindet sich der heilige Baletebaum. Die Einwohner glauben an die Unsterblichkeit der Seele; die Geister der Bösen gehen nach der Palau-Insel, um Geld zu suchen, gewöhnlich aber gehen sie bei Nacht in den angrenzenden Wäldern um; die bei der Geburt gestorbenen Frauen kehren ebenfalls bei Nacht zu ihren Hütten zurück, wo sie mit vielem Lärm Thüren und Fenster in Bewegung setzen.

Meinicke's Urtheil über Religion im Allgemeinen läßt sich etwa in folgenden Worten zusammenfassen: Sie unterscheiden höhere und niedere Gottheiten; von ersteren kennen die Bewohner der centralen Inseln drei, Vater, Sohn und Enkel; von einigen auf den größeren Inseln verehrten Göttern weiß man nichts Näheres. Die niederen Götter sind offenbar aus dem Ahnenkultus hervorgegangen und tragen verschiedene Namen. Bilder der Götter werden nirgendwo erwähnt, ausgenommen auf Tobi und Rukuwor, dagegen soll der Glaube allgemein sein, daß die Götter zu Zeiten Thiere und Menschen, ja selbst leblose Gegenstände zum Aufenthaltsorte wählen. Eigentliche Tempel, und zwar für die beiden Geschlechter besonders, bestehen in verschiedener Form auf einzelnen Inseln.

Wie übrigens Semper berichtet, findet man in Palau eine eigenthümliche Erscheinung: ein Jeder hat da sein Kalid (geheiligten Gegenstand), welches mit dem Totem der Indianer identisch ist; er läßt es dahingestellt, ob dies ein Erbstück der Vorfahren ist oder auch mit den Anschauungen über das Seelenleben nach dem Tode zusammenhängt. Was er darüber sagt (S. 87 u. f.), verdient Aufmerksamkeit.

Priester giebt es auf allen Inseln, zuweilen auch Priesterinnen. Sie leiten den Gottesdienst, hauptsächlich auch das Befragen der Orakel. Zuweilen liegt die Priesterwürde in der Hand der Häuptlinge; Opfer, namentlich an Lebensmitteln und Blumen, werden auf einem Altar niedergelegt, der Gottesdienst nach einem gewissen Formular gehalten. Vielfach oder meistens giebt eine besondere Ver-

anlassung Gelegenheit zur Ausübung des Gottesdienstes; aber es giebt auch wirkliche vorher festgesetzte Feste, die Monate dauern (wie auf Jap und Morileu). Während dieser Zeit treten gewisse Beschränkungen ein, z. B. darf auf Ruk während derselben kein Boot ein Segel führen. Tänze spielen bei solchen Gelegenheiten eine große Rolle. Unangenehme Ereignisse sucht man durch Beschwörung zu verhüten, doch bedient man sich derselben auch, um Anderen zu schaden.

Der Glaube an das Tabu (Tapu) ist ebenso wie bei den Polynesiern vorhanden; am meisten scheint es mit den auf die Fortpflanzung bezüglichen Vorgängen in Verbindung gebracht zu werden. Häufig damit verwechselt wird — wiewohl es uns nicht identisch hiermit zu sein scheint — das Blul, welches der Häuptling ausspricht (Semper, S. 99), sei es, um zu strafen, sei es aus weiser Sorgfalt. Der Glaube an ein künftiges Leben ist alt und verbreitet; die Ansichten über den Aufenthalt der Seelen sind jedoch sehr getheilt, bald wohnen dieselben in der Luft, bald in einem von tiefen Gräben umringten Lande.

Ein Besuch auf den Galápagos-Inseln.

(Bericht des Grafen **Robert Pandolfini.**[1])

Es ist bekannt, daß die Galápagos-Inseln sich zu beiden Seiten des Aequators ungefähr 90 Seemeilen weit ausdehnen, von der Küste von Amerika 600 Meilen weit entfernt sind und in politischer Beziehung zu Ecuador gehören. Von Spaniern entdeckt, wurden sie gegen Ende des 17. Jahrhunderts ein Zufluchts- und Versammlungsort für die Seeräuber, welche jene Gewässer heimsuchten, eine Folge ihrer sicheren und wenig bekannten Lage, des Reichthums und der Fruchtbarkeit ihres Bodens.

Die wichtigsten sind: Albemarle, Chatham, Charles, Indefatigable, James und Narbourough, abgesehen von einer ganzen Reihe von kleineren Inseln und Inselchen. Die Namen sind englisch und rühren wohl von den Seeräubern her, welche sie oft besucht haben. Die hydrographische Aufnahme derselben wurde besonders von Fitzroy gemacht, der sie mit dem „Beagle" 1835 besuchte. Albemarle, die größte Insel der Gruppe, ist 60 Meilen lang und 15 Meilen breit, die höchste Spitze liegt 1400 m über dem Meere. Alle diese Inseln sind von vulkanischer Formation; Darwin schätzt die Zahl der Krater auf 2000. Obwohl die Inseln beinahe unter dem Aequator gelegen sind, ist die Hitze nicht übermäßig und nicht so erstickend, wie in Mittelamerika, weil man, sobald man nur ein wenig über den Meeresspiegel ansteigt, durch eine lustige Brise erfrischt wird. Unter diesen Umständen ist der Gesundheitszustand ein sehr guter, was schon daraus hervorgeht, daß die Bemannung des italienischen Schiffes „Vettor Pisani", welche während ihres dortigen Aufenthaltes Anstrengungen und Strapazen ausgesetzt war, sich vollkommen wohl fühlte.

Der Anblick, den die Inseln bieten, ist sehr freundlich; es ist nicht nur die Abwechselung von Farben, welche das Auge überrascht, sondern auch die bald ebene, bald gebirgige Configuration der Gruppe. Nahe am Strande ist die Vegetation niedrig und verkümmert, aber über 300 Fuß Höhe hinaus wird sie um so reizender und gleicht keiner Tropenvegetation, sondern derjenigen einer gemäßigten Zone; man könnte sich eher in Italien als unter dem Aequator wähnen. Ueber die Höhe von 700 bis 800 Fuß hinaus verschwinden die Bäume beinahe vollständig, um ausgedehnten Weiden Platz zu machen, wo in voller Freiheit Hunderte von Rindern, Eseln und Pferden herumlaufen; dieselben sind auf den Inseln nicht einheimisch, sondern gelegentlich eines Colonisationsversuches in kleiner Anzahl dorthin verpflanzt worden.

Wenn die Fauna auch nicht reich ist, ist sie doch sehr charakteristisch; einige sonderbare Reptile, Amblyrhynchus cristatus und A. Demartii, die erste eine Wasser-, die zweite eine Landeidechse, die von Darwin beschrieben sind, einige Vogelspecies, meist zu den Passeres gehörig, deren Farben nicht gar zu lebhaft sind, viele Seevögel an der Küste, worunter zahlreiche Pelikane, gehören zu derselben. In früherer Zeit waren die Landschildkröten (Testudo indica vel elephantopus) eine große Hilfsquelle für die Inseln, indem sie eine sehr gute Nahrung lieferten und ein Gewicht bis zu 150 Pfund erreichten; ihnen verdankt die Gruppe auch den Namen. Die Thiere sind in Folge der fortwährenden Jagd, die man auf sie gemacht hat, beinahe verschwunden; Fische giebt es im Ueberflusse und es war leicht, in wenigen Stunden die ganze Mannschaft des „Vettor Pisani" damit zu versehen. Alle Inseln haben viel Wasser (größtentheils Regenwasser), was mit eine Ursache ihrer Fruchtbarkeit ist.

Der „Vettor Pisani", der am 12. März 1884 von Panama abgegangen war, erreichte die Galápagos am 21., und der Kommandant, welcher mit dem Gründer der kleinen Kolonie auf Chatham, Herrn Cobos, Verbindungen anknüpfen wollte, warf in der Nähe der genannten Insel Anker. Am folgenden Morgen machte sich eine kleine Expedition auf den Marsch, um diesen Herrn aufzusuchen und brachte ihn Abends mit an Bord. Auf seinen Rath ankerte man am 23. März in Porto Chico, der vermessen und „Porto Vettor Pisani" genannt wurde. Während die hydrographischen Arbeiten vorgenommen wurden, machte sich ein Theil der Officiere in Begleitung des Eigenthümers zu Pferde auf, um sein Gut zu besuchen. Unterwegs hatte man Gelegenheit, die Fruchtbarkeit des Bodens zu bewundern; viele Photographien wurden aufgenommen, und gegen Abend kehrten die Officiere an Bord zurück. Die Boote, welche bei der Aufnahme beschäftigt gewesen waren, brachten eine Menge mit dem Ruder erschlagener Robben mit, deren Leber und Gehirn gegessen und sehr gut gefunden wurden. Am 25. März ging das Schiff in einer kleinen Bai der Insel Charles oder Floreana vor Anker, die in früherer Zeit die Verbindung der Strafkolonie Floreana mit dem Meere vermittelte. Einige Worte über diese Kolonie mögen hier folgen.

Der Herr Villamil aus Guayaquil machte im Jahre 1832 der Regierung von Ecuador den Vorschlag, Heerden

---

[1]) Aus dem Augustheft 1885 des Bolettino della Società Geografica Italiana.

auf die Galápagos einzuführen, wenn ihm der Besitz der Weiden und der Nachkommen seiner Heerden bewilligt würde. Die Regierung nahm den Vorschlag an; Herr Villamil brachte Rinder, Pferde, Esel und Schweine auf die Inseln, und die Thiere vermehrten sich in Folge der guten Weide und des zuträglichen Klimas sehr bedeutend. Der Besitzer hatte bei seinen Besuchen ihre Fruchtbarkeit erkannt; er schlug nun vor, auf „Charles“ eine Strafkolonie zu gründen, die unter dem Namen „Floreana“ ins Leben trat. Man fing an, Ackerbau zu treiben und alles schien einen bedeutenden Erfolg zu versprechen, aber vielleicht aus Mangel an Disciplin verfiel die Kolonie nach einigen Jahren, die Sträflinge verließen sie nach einander und Villamil, der große Verluste erlitten hatte, blieb auf dem Festlande. Gleichwohl wurde die Insel nicht ganz verlassen; sie gewährte vielmehr im Jahre 1861 einem neuen Robinson Crusoe ein Asyl. Cobos erzählte die Geschichte dieses Mannes, den er „den Alten“ nannte, in folgender Weise: Er kam mit einer gewissen „Kompagnie Clarke“ auf die Insel, um Vortheil aus den zahlreichen Heerden zu ziehen und hatte sein kleines Kapital dabei eingelegt; als die Kompagnie die Insel verließ, ließ man ihn dort, man weiß nicht, aus welchem Grunde, mit einem kleinen Vorrathe von Lebensmitteln zurück. Er gründete in einer Höhle, die er mit den ihm gelassenen Hilfsmitteln vervollkommnete, ein Heim; die italienischen Officiere fanden dort mit unvollkommenen Instrumenten aus dem Steine gehauen einen Sitz, einen Feuerherd und ein Bett. Dieser Mann hat während seines sechsjährigen Aufenthaltes von Kräutern, Früchten, und auch, wie die Knochen beweisen, von jungen Kälbern gelebt; hier und da im Inneren fand man noch einige Faßreifen, deren er sich vermuthlich für gewisse Arbeiten bedient hatte. Cobos traf ihn, als er die Insel besuchte; später kehrte „der Alte“ nach seinem Vaterlande, Kalifornien, zurück.

Man blieb den ganzen 26. März auf diesem Ankerplatze und machte Ausflüge auf der Insel; von der Niederlassung fanden sich nur noch wenige Ueberreste, dagegen trifft man die Spuren der Kolonisten noch in den vielen Fruchtbäumen. In einer großen Schlucht, deren Grund mit Wiese bedeckt zu sein schien, sah man viele Pferde und Esel, welche bei der Ankunft der Besucher schnell flüchteten. Der Anblick der Landschaft war herrlich, die verschiedensten Schattirungen von Grün fügen sich da zu einem Ganzen und nach dem erquickenden Regen, der allerdings das Gehen auf dem Grase ziemlich beschwerlich macht, athmet man die balsamische Luft in vollen Zügen; die Scene wurde belebt von kleinen Vögelchen, die zum Theil in schönen Farben prangten und so zahm waren, daß man sie mit einem Stocke hätte treffen können. So wanderte man einige Kilometer durch eine prächtige Landschaft.

Am 27. März ging man nach der Insel „Indefatigable“, um in der Conway-Bai zu ankern, wo man bis zum 29. blieb. Während dieser Zeit ging ein Boot nach der Duncan-Insel, um Schildkröten zu fangen, konnte jedoch, obschon verschiedene, die man bis auf 80 Pfund schätzte, gesehen wurden, keine erbeuten. Der Berichterstatter ging am Tage nach der Ankunft ans Land, um zu jagen, und erlegte einige Enten, einige kleine Rebhühner und Seevögel, die in großer Zahl vorhanden und durchaus nicht scheu waren; sie ließen sich beinahe mit der Hand greifen.

In der Nähe des Meeres ist Alles voller Klippen, die Eisenschlacken gleichen und, wenn man darüber geht, einen metallischen Ton von sich geben; sowohl durch die Unregelmäßigkeit des Terrains als durch die scharfen Kanten der Steine wird das Gehen dort ziemlich anstrengend. Er erblickte eine ungeheure Menge von riesengroßen Kaktus, die auch auf den anderen Inseln gesehen wurden, und viele Rhizophoren, die bei dem Eintreten der Fluth ganz im Wasser stehen; in der Nähe der Küste fand er kleine Lachen, wohin die Vögel in großer Menge kommen, um ihren Durst zu löschen. In der Nähe derselben und im Allgemeinen in der Nähe der Küste ist die Zahl der Stechfliegen eine solche, daß man beim Landen von Wolken solcher Thiere, welche dem Besucher sehr unangenehme Stiche beibringen, überfallen wird. Er konnte nicht ins Innere der Insel vordringen; denn es bestand kein Weg und des gebirgigen Bodens wegen würde der Marsch mühsam gewesen sein und zu lange gedauert haben; doch hörte er von Cobos, daß diese Insel die fruchtbarste und wasserreichste der Gruppe sei.

Am 29. März ging man nach dem Hafen „Vettor Pisani“ zurück, wo man in den Vormittagsstunden am 30. ankam, die hydrographischen Arbeiten vollendete und das Schiff verproviantirte; man kaufte die Ochsen um 50 Francs per Stück, auch einige andere Lebensmittel wurden von der Hacienda Cobos erstanden; der Berichterstatter brachte dort noch einen Tag zu und sammelte noch einige Nachrichten über die Niederlassung, die wir gleich mittheilen wollen; am 31. nahm man Abschied von der Insel und ihren Bewohnern.

Manuel Cobos kam im Jahre 1865 nach den Galápagos-Inseln, um die damals im Ueberflusse dort vorkommende Rochelia zu sammeln. Er machte diese Spekulation zusammen mit Monroy, und in den Jahren 1865 bis 1869 wurden 20 000 Centner der werthvollen Pflanze ausgeführt. Die Rochelia ist eine Schmarotzerpflanze von aschgrauer Farbe, nach Art eines Strauches, deren cylindrische Zweige von der Stärke eines Bindfadens aus der Wurzel hervorkommen; die Pflanze wächst auf Bäumen und Sträuchern, auch auf Steinen in trockener und salzhaltiger Gegend, wie an der Meeresküste. In geeigneter Weise mit Alkalien behandelt giebt sie einen geschätzten Farbstoff von violetter Farbe. In Guayaquil wird der Centner (46 kg) für 9 bis 10 Pesos (à 4,20 Francs) verkauft; in Europa beträgt der Werth der Tonne 45 bis 55 Pfd. St. Cobos und Monroy hatten für jenes Unternehmen 120 bis 130 Leute, zwei Goeletten von 60 und 15 Tonnen und vier große Boote in ihrem Dienste.

Im Anfange brachte ihnen ihr Unternehmen sehr großen Gewinn, da keine Abgaben an die Regierung auf denselben drückten, aber später verlangte die Regierung 4000 Pesos pro Jahr und der Ertrag verminderte sich bedeutend. Doch hat Cobos bei jenem Unternehmen nach seiner eigenen Angabe im Laufe von vier Jahren 70 000 Pesos gewonnen. Cobos, ein energischer Mann, hatte jedoch während jener Zeit sich schon nach anderen Einnahmequellen umgesehen. 1867 gründete er auf Chatham eine kleine Kolonie, wo er Geschäfte mit den Häuten der Thiere machte, welche in großer Zahl über die Insel verbreitet waren und die, wie schon erwähnt, Villamil dort eingeführt hatte. Da Letzterem nach seinem mit der Regierung von Ecuador abgeschlossenen Vertrage die Heerden gehörten, so mußte Cobos mit ihm ein Uebereinkommen abschließen, auf Grund dessen er ihm für jedes getödtete Thier 5 Pesos bezahlen sollte. Da aber das Geschäft größtentheils eine Vertrauenssache war, begreift man, daß aus demselben leicht Streitigkeiten und Unregelmäßigkeiten entstehen konnten.

Cobos, der, nachdem die Rochelia beinahe von der Insel verschwunden war, kein Interesse mehr hatte, dort zu bleiben, begab sich 1869 nach Kalifornien, wo er sich bis Ende 1879 aufhielt; er reiste in dieser Zeit in den Vereinigten

Staaten umher, wo er sich größere Bildung und mehr Weltkenntniß erwarb. 1879 kehrte er mit mehr als 100 Mann nach Chatham zurück, um dort eine Kolonie zu gründen und in großem Maßstabe Handel mit den Erzeugnissen der Heerden zu betreiben; das ganze Jahr 1879 wurde durch die Vorbereitungen dazu in Anspruch genommen.

Eines Tages sah er jedoch zufällig, daß eine Zuckerrohrpflanze, die von einem seiner Leute dorthin gebracht worden war, sich zu ganz außerordentlicher Größe entwickelt hatte. Er kam daher auf den Gedanken, daß das Anpflanzen von Zuckerrohr dort Aussicht auf Erfolg haben müsse, und, nachdem er einige Proben gemacht hatte, deren Ergebniß befriedigend war, entschloß er sich, der Viehzucht zu entsagen, um sich ganz und gar dem Ackerbaue zu widmen.

Dies ist der Ursprung der von Herrn Cobos gegründeten Hacienda, die nur sehr wenig mit den Musterwirthschaften, die man in Italien kennt, gemein hat; der Unterschied liegt nicht nur darin, daß man ganz andere Gegenstände anbaut, sondern auch in der ganz abweichenden Organisation des Arbeiterpersonals. Folgendes möge zur Erläuterung dienen: Wenn der Reisende von seinem Schiffe an Land geht, sieht er zunächst eine kleine Hütte, in der Segel- und Fischereigeräth aufbewahrt wird; von hier steigt mit mäßiger Erhebung eine wenige Meter breite Straße an. Wenn er derselben, die kaum genügenden Raum für einen bespannten Ochsenwagen bietet, einige Kilometer weit folgt und ein Gebüsch von nicht sehr hohen Sträuchern erreicht hat, gelangt er auf eine Hochfläche, auf deren höchstem Punkte sich ein festungsähnliches Holzhaus erhebt, welches von einem Dutzend Hütten umgeben ist. Dieses Haus ist die Wohnung von Cobos und sein Vorrathshaus, von wo er mit seinen Wächtern die mit Zuckerrohr bepflanzten Ländereien ganz übersieht. Der lachende Anblick der Felder, der des Meeres auf der einen Seite und der Bergweiden auf der anderen, die frische und reine Luft, welche man da athmet, machen jenen Aufenthalt wunderschön und erinnern den Besucher an die lachenden Gefilde Italiens. Das Haus wurde von Cobos im Jahre 1880 erbaut und er hat es auch noch nicht verlassen, obwohl seine Arbeiter oder Peones, wie sie hier genannt werden, unzufrieden mit der mühsamen Arbeit und dem ihnen bezahlten Lohne, Anschläge auf sein Leben geschmiedet hatten; auch hieß es kurz vor der Ankunft des „Vettor Pisani", er habe auf die Nachricht, daß sich eine Verschwörung gegen ihn gebildet habe, fünf als die Häupter derselben bezeichnete Personen erschießen lassen. Dieses summarische Verfahren, welches, wie einige Ackerbauer dem Berichterstatter mittheilten, durch Eifersucht in Liebessachen veranlaßt worden war, kam zu Ohren der Regierung von Ecuador, welche angeblich Cobos eine nachdrückliche Warnung zukommen ließ.

Das Hauptprodukt der Hacienda ist das Zuckerrohr, aus dem Melasse verfertigt wird, die Cobos nach Guayaquil schickt, wo man sie zu Zucker verarbeitet. Außerdem erzeugt er mittels zweier Retorten „Aguardiente", eine Art Branntwein, das Produkt, welches ihm am Meisten einträgt.

Er besitzt augenblicklich 60 Cuadras Feld (Cuadra ist ein Quadrat von 100 Varas à 0,84 m Seite), die mit Zuckerrohr bepflanzt sind. Jede Cuadra Zuckerrohr giebt 35 bis 45 Boticas Alkohol, deren jede zu Guayaquil 10 bis 12 Pesos gilt. Er pflanzt das Rohr mit zwei Varas Distanz; es könnte dieser Abstand aber wie in Peru auf 1,5 Varas beschränkt und dadurch ein bei weitem höherer Ertrag erzielt werden, wenn nicht etwa der größere Raum auch zu einer kräftigeren Entwickelung beiträgt. Der erste Schnitt findet nach 18 Monaten, der zweite ein Jahr später, der dritte nach weiteren 10 Monaten statt; was die weiteren Schnitte betrifft, so besitzt man noch keine Erfahrung, da (damals) kaum drei Jahre vergangen waren, seitdem er das Unternehmen angefangen hatte.

Zur Zeit der Anwesenheit des „Vettor Pisani" befanden sich 61 Arbeiter dort, außerdem 27 zu denselben gehörige Frauen; sie wurden folgendermaßen behandelt: Wenn Cobos zu Guayaquil eine Person traf, die sich drückender Schulden wegen in Geldverlegenheit befand, gab er ihr einen Vorschuß von etwa 100 Pesos, um sich aus der Verlegenheit zu retten und nahm sie dann mit sich, unter der Verpflichtung, den Vorschuß durch ihre Arbeit abzuverdienen. Einmal auf der Hacienda angekommen, empfangen die unverheiratheten Leute volle Verpflegung und monatlich 12 Pesos. Der verheirathete Mann erhält 20 Pesos, hat eine Hütte für sich, zwei Pfund Fleisch täglich, 12 Pfund Yuca (Maniok) und zwei Sapayos wöchentlich. Alle Nahrungsmittel gehören zu dem Monopole, welches Cobos besitzt. Er verkauft sie seinen Arbeitern zu einem von ihm selbst festgesetzten Preise. Dieses System, wie despotisch es auch sein, zu wie viel Mißbräuchen es auch Veranlassung geben möge, herrscht doch in Südamerika ziemlich allgemein und verschafft den Hacienda-Besitzern große Vortheile.

Die Arbeit wird jeden Morgen vertheilt; um ³/₄6 Uhr ruft eine Glocke die Arbeiter zur Wohnung des Herrn, welcher Jedem die Arbeit zutheilt; um 6 Uhr auf ein zweites Glockenzeichen begiebt sich Jeder an die ihm angewiesene Stelle, wo er um 6¹/₄ Uhr eingetroffen sein muß. Von 11 bis 1 Uhr ist Essenszeit und Ruhepause und von 1 bis 5 Uhr wird wieder gearbeitet; hiernach zieht sich Jeder nach seiner eigenen Wohnung zurück. Anfang und Ende der Arbeit wird durch Glockenzeichen bekannt gemacht.

Außer dem mit Zuckerrohr bepflanzten Boden besitzt Cobos 580 Cuadras eingezäunte Weide, auf welchen die schon gezähmten Thiere, Rinder, Pferde und Esel und endlich alle wilden Heerden, im Ganzen etwa 8000 bis 10 000 Rinder, 1000 Esel und eine Menge Schweine untergebracht sind. Verschiedene Nährpflanzen, Yuca (Manioca), Camote (Batata edulis), Otoy (Caladium esculentum), große Bataten, welche in Scheiben geschnitten, das Brod ersetzen, und Bohnen, welche in weniger als drei Monaten reifen, werden kultivirt; auch sind verschiedene Fruchtarten angepflanzt worden. Die Insel liefert viel und gutes Brenn- und Bauholz; zu bemerken wäre besonders eine Art Holz auf Albemarle, Javoncillo genannt, dessen Rinde die Seife ersetzen kann.

Die Ausfuhr der Kolonie besteht in Aguardiente, Melasse, Leder, verschiedenen Sorten Bataten und Kalk. Letzteren findet man auf der Insel; nachdem er gebrannt ist, wird er in Guayaquil zu 8 bis 10 Realen (à 0,42 Francs) per Centner von 46 kg verkauft. Ferner hat Cobos auf Chatham eine rothe Erde gefunden, die, mit etwas Leinöl angerieben, eine ausgezeichnete Farbe giebt, und eine Steinart, welche pulverisirt als Cement dient. Von der Insel James (Santiago) holt er das Salz, welches sich in der Nähe des Meeres absetzt und nicht nur als Lebensbedürfniß, sondern auch für die Behandlung der Häute sehr wichtig ist.

Aus Allem geht hervor, daß Herrn Cobos nichts fehlt, aus der Insel eine große Besitzung zu machen, welche mit der Zeit einen bedeutenden Ertrag liefern kann, besonders wenn die Verbindung mit der Küste häufiger und sicherer wird. Jetzt wird dieselbe nur mittels einer einzigen, Cobos gehörigen Goelette bewerkstelligt, welche seine Produkte nach Guayaquil befördert.

Zum Schlusse mögen einige Worte über die meteorologischen Bedingungen der Gruppe folgen, die auf von Cobos

gemachten Beobachtungen beruhen. Vom April bis Januar herrschen Südwinde, die häufig nach Südost und Südwest umschlagen, und vom Januar bis April schwache Südwest- und Ostwinde. Die trockene Jahreszeit umfaßt die Monate November, December und Januar; vom Januar bis April folgt eine Periode mit nicht regelmäßigem Regen, und die eigentliche Regenzeit tritt vom April bis November ein. Die Durchschnittstemperatur der Periode von Januar bis April beträgt im Hause von Cobos 26°, an der Küste 28 bis 30°, vom April bis Januar 19° resp. 24° am Strande. Manuel Cobos ist ein schöner, hochgewachsener und kräftiger Mann von 45 Jahren, wie es scheint; er hatte einen schweren Kampf im Leben durchzukämpfen und hat ihn mit Ruhm ausgefochten; sein Benehmen ist gewinnend, und er war seinen Gästen gegenüber sehr höflich und gastfrei. Obwohl seine Hacienda erst kurze Zeit besteht, ist sie sehr gut eingerichtet und zeigt in Allem die Thätigkeit ihres Besitzers und die gute Ueberlegung, mit welcher er seine Maßregeln getroffen hat. Wenn sich mehr Menschen von der Art des Herrn Cobos fänden, könnte die Galápagos-Gruppe sehr großen Vortheil abwerfen, und es würde dies um so wichtiger sein, als die (freilich erst in unsicherer Zukunft erfolgende) Eröffnung des Panama-Kanales ihr eine erhöhte Bedeutung geben wird. Dort wäre es für unternehmende und muthvolle Leute leicht, sich nicht nur eine gewinnbringende, sondern auch eine nützliche Zukunft zu eröffnen, die gewiß weniger unsicher als manche andere wäre.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Am 1. Januar wurde in Rangun eine große Parade der dort stehenden Truppen abgehalten und dabei in Anwesenheit zahlreicher Eingeborenen eine Proklamation des Vicekönigs von Indien, Earl of Dufferin, verlesen, worin Namens der Königin und Kaiserin die Einverleibung Ober-Birmas in das Britische Reich ausgesprochen wurde. Ein Reich von etwa 450000 qkm Umfang und $3\frac{1}{2}$ bis 4 Millionen Einwohnern wurde damit gewonnen, die größte Landerwerbung, welche Groß-Britannien seit der Annexion des Pendschab gemacht hat, vollzogen und britisches Gebiet grenzt jetzt auf einer weiten und leicht zugänglichen Strecke an China, während die Grenze im Himalaya für den Verkehr die größten Schwierigkeiten bot. Aber gerade China macht geltend, daß Birma sein Vasall sei und das wird auch von englischer Seite zugegeben („Mail" vom 4. Januar 1886). Noch 1875 sandte Birma eine Gesandtschaft mit Tribut nach Peking, während umgekehrt die chinesischen Gesandten untergeordnete Beamte waren, die lediglich der Gouverneur der Provinz Jünnan abordnete, nicht der Pekinger Hof. Nun wird aber eine Ausnutzung des Erworbenen, Schaffung eines Handelsverkehrs u. s. w. durch England nicht möglich sein ohne Mitwirkung Chinas, welche nicht ohne eine genügende Entschädigung zu erlangen ist; daher die Zeitungsnachrichten von einer eventuellen Abtretung des nördlichen Birma nebst Bhamo an China. Auch im Osten und Südosten sind die Grenzen der neuen Erwerbung einstweilen noch unbestimmt genug, da die dortigen Schan sowohl an Birma, wie an Siam Tribut zu zahlen gewohnt sind. Hier wird sich vielleicht auch Frankreich eine Handhabe bieten, um die Scharte auszuwetzen, welche ihm die englische Annexion Birmas unmittelbar nach dem Augenblicke schlug, in welchem es sich einen großen Einfluß auf Birma gesichert zu haben glaubte (vergl. „Globus" Bd. 48, S. 270). — Den größten Vortheil von der Annexion werden zunächst die Birmanen selbst haben, insofern ihre despotische Regierung gestürzt wurde und gesichertere Zustände einkehren werden. Dann aber ist das Land so reich an Cerealien, Wäldern mit werthvollen Nutzhölzern, Mineralien u. s. w., daß sein Handel sich ansehnlich entwickeln wird; unter seinen Produkten werden genannt über 100 Arten Reis, Mais, Hirse, Weizen, Tabak, Senf, Indigo, Baumwolle, Thee, Früchte, Gummi, Kautschuk, Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Blei, Antimon, Wismuth, Kohle, Petroleum, Salz, Jade, Marmor, Salpeter, Bernstein, Magneteisen, Edelsteine u. s. w. Um diese Schätze, deren Vorhandensein gut bezeugt ist, heben zu können, wird es sich für die Engländer vor Allem darum handeln, die Dacoits (Räuberbanden) zu beseitigen und sich mit den Grenznachbaren, China an der Spitze, gut zu stellen.

Afrika.

— Ein Werk, das bisher vollständig fehlte, eine Kulturgeschichte Aegyptens, hat uns Professor Adolf Erman in seinem „Aegypten und ägyptisches Leben im Alterthum" (Bd. 1, Tübingen 1885, H. Laupp'sche Buchhandlung, 8 Mk.) geschenkt. Es ist ein geistreich und unterhaltend geschriebenes Buch, zu welchem der Autor den Stoff selbst aus den Denkmälern und Papyrus gesammelt hat, da es an Vorarbeiten fast ganz fehlte, und stets fühlt der Leser sich den Ergebnissen einer Forschung gegenüber, die auf dem sicheren Boden kritischer, philologisch-historischer Methode arbeitet. Für wissenschaftliche Benutzer des Buches sind zahlreiche Belegstellen unter dem Texte bestimmt; wir glauben, daß z. B. der vergleichende Ethnologe in ihnen ein vortreffliches Hilfsmittel zu seinen Studien erhalten hat. Höchst lehrreich sind auch die zahlreichen Abbildungen, die mehr als gewöhnlich dem Zwecke entsprechen, das gedruckte Wort zu erläutern. Die speciellen Themata, welche der erste Band abhandelt, sind der König und sein Hofstaat, Polizei und Gericht, Familie, Haus, Tracht und Vergnügungen, denen einleitende Kapitel über das Land, das Volk und die Geschichte vorausgehen. Obwohl der Verfasser von letzteren sagt, daß sie seiner eigentlichen Aufgabe fernlägen, so gehören sie doch mit zu den anziehendsten. Wir geben hier wieder, wie sich Erman den Charakter der alten Aegypter denkt (S. 58). „Sie erscheinen uns als ein verständiges Volk mit praktischem Sinne und großer Energie, aber von auffallendem Mangel an dichterischer Phantasie, recht als ein Volk von Bauern, wie es in dieses Land schweren Ackerbaues hineingehört." Es sei uns noch gestattet, die Schilderung anzuführen, die ein gründlicher Kenner Aegyptens (Bädeker, Unterägypten, S. 47) von seinen heutigen Bewohnern entworfen hat; sie bezieht sich nur auf die niederen Stände, aber diese sind es ja auch allein, bei denen das natürliche Wesen des Volkes unbefangen zum Ausdrucke gelangt. „Der ägyptische Bauer", sagt er, „ist namentlich in den jüngeren Jahren erstaunlich gelehrig, klug und rührig. Im späteren Alter verliert er die Munterkeit, Frische und Elasticität des Geistes, die ihn als Knaben so liebenswürdig und vielversprechend erscheinen läßt, durch Noth und Sorge und das sein Leben ausfüllende Schöpfen mit dem Danaidenkruge. Er pflügt und erntet, er arbeitet und erwirbt, aber der gewonnene

Piaster bleibt selten sein Eigenthum und er muß die Früchte seiner Arbeit den Mächtigen seines Landes überlassen. So wird sein Charakter der Sinnesart eines begabten, aber mit Härte erzogenen Kindes ähnlich, welches, wenn es heranwächst, begreifen muß, daß es ausgebeutet wird. Dieses von Natur muntere Geschlecht, das in der harten Arbeit des Lebens seine Freudigkeit einbüßt und eigensinnig und verstockt wird, das wird auch das Bild sein, das das alte Volk einem unbefangenen Beschauer gewährte."

— Bischof Hannington, von dessen Abreise nach dem Victoria Nyanza auf S. 175 des vorigen Bandes berichtet wurde, ist Nachrichten aus Zanzibar zufolge auf Befehl des Königs von Uganda ergriffen worden, und es soll der geheime Befehl zu seiner Hinrichtung ertheilt worden sein. Das erweckt schlimme Befürchtungen für den ebenfalls nach Uganda reisenden Dr. Fischer.

— Von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft ist eine Expedition unter Dr. Schmidt und Arnold Elz zu geologischen Untersuchungen nach dem Kilima-Ndscharo-Gebiete abgesendet worden.

— Nachdem der Konsul der Vereinigten Staaten Tisdel sich über die Aussichten des Congo-Staates sehr ungünstig ausgesprochen hatte, hat seine Regierung einen zweiten Vertreter, den Marinelieutenant Taunt, ausgeschickt, welcher bis zu den Stanley-Fällen vorgedrungen ist und über den mittleren Lauf des Stromes („das Innere des Congo-Staates" wäre zu viel gesagt) sich sehr günstig äußert, sowohl was das Klima und die Landesprodukte, als auch das Verhalten der Eingeborenen u. s. w. betrifft. Sollten sich aber auch seine Angaben bestätigen, so wäre doch immer noch die weite Entfernung der fruchtbareren Gebiete von der Küste und die Livingstone-Fälle im unteren Congo Hindernisse genug, um eine Entwickelung ziemlich unmöglich zu machen, ganz abgesehen davon, daß absolut kein Europäer in Innerafrika landwirthschaftliche Arbeiten auf die Dauer zu verrichten im Stande ist.

— Die hochinteressante Trommelsprache der Camerun-Neger ist nach Dr. Buchner's vorläufigen Schlüssen vielleicht die größte geistige Leistung nicht nur der Negerrasse, sondern aller halbwilden Völker überhaupt. Sie ist von der Dualla-Sprache gänzlich verschieden und scheint eine Art von Silbensprache zu sein. Was H. Zöller über sie in Erfahrung gebracht hat, ist Folgendes (Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste, Bd. III, S. 55): „Auffallender Weise haben diese Neger es in Lautsignalen weiter gebracht als irgend eine europäische Nation. Vermittels langer und kurzer Trommellaute können sie sich auf weite Entfernungen alle möglichen Nachrichten mittheilen. Bisweilen hört man ganze Nächte hindurch solche Trommeltöne von Ort zu Ort und von Landschaft zu Landschaft hinüberschallen. Die Signale gleichen nicht etwa den bei unserem Militär üblichen, sondern stellen eine vollkommen ausgebildete Sprache dar, vermittels deren man nicht nur einige genau bestimmte Befehle, sondern Alles und Jedes berichten kann. Von keinem anderen Volke der Welt weiß man, daß es eine ähnliche Verständigungsart erfunden hätte. Auch am Congo kennt man Hornsignale, durch die sich gar Mancherlei mittheilen läßt; aber so viel bekannt, ist auf der ganzen Erde einzig und allein im Camerun-Gebiete das Signalwesen zu einer vollkommenen Sprache ausgebildet worden. Wenn ich mit Eingeborenen aus dem unteren Camerun-Gebiete landeinwärts reiste, war es mir stets angenehm, durch ihre Kenntniß der Trommelsprache zu erfahren, womit man sich in den umliegenden Ortschaften beschäftigte und was man im Schilde führte. Bald hieß es, der und der habe seinen Bruder zum Abendessen eingeladen, bald theilte ein König seinem Volke mit, daß er sehr böse sei, weil ich ihn beim Vorübermarsch nicht besucht und ihm keine Geschenke gegeben habe, bald wurde Jemand beauftragt, Palmwein zu holen, oder es erging auch wohl der Befehl, sich auf einen etwaigen feindlichen Ueberfall vorzubereiten. — Die Trommelsprache muß gleich jeder anderen Sprache erlernt werden, und es giebt recht begabte und hochstehende Neger, wie z. B. Jim Equalla von Dido-Stadt, die ihrer nicht mächtig sind. Es scheint, daß die meisten Männer, aber von den Frauen bloß eine Minderzahl sich auf die Trommelsprache verstehen. Jedenfalls bedarf man zur Erlernung eines außerordentlich feinen Gehörs, und das Merkwürdigste ist, daß diese seltsame Signalsprache auch mit dem Munde nachgeahmt werden kann, wie dies von eingeborenen Händlern, die sich in Gegenwart eines die Dualla-Sprache verstehenden Europäers unter einander verständigen wollen, ziemlich häufig geschehen soll. Auf Dualla heißt Wasser Madiba, aber in der Trommelsprache heißt es, soweit mein Gehör zum Verständniß ausreichte, To-ku-lo-o-ku. Da das Instrument, dessen man sich zur Trommelsprache bedient, bloß zwei Töne, allerdings sehr modificirbare Töne, besitzt, so müssen die Worte der Trommelsprache natürlich sehr lang werden. Obwohl die Trommelsprache im Großen und Ganzen für jenes Gebiet, in dem sie überhaupt bekannt ist, eine und die nämliche zu sein scheint, so giebt es doch gewisse örtliche Verschiedenheiten, die ich nicht in der Ebene, wohl aber im Gebirge angetroffen habe, und die es mit sich bringen, daß sich dort bloß gewisse Gruppen von Dörfern unter einander verständigen können."

Südamerika.

— Die Aktiengesellschaft für deutsche Ansiedelung in Südamerika, „Hermann", hat in S. Feliciano in der Provinz Rio Grande do Sul fünf Quadratleguas (ca. 21 000 Hektar) zu sehr billigem Preise erworben und läßt jetzt dort Verkehrswege herstellen, das Land vermessen und die ersten Einrichtungen zur Aufnahme von Auswanderern treffen. Im Januar 1886 geht ein Beamter zur definitiven Organisation der Kolonie hinüber, welcher man ohne Weiteres ein ungleich besseres Prognostikon stellen kann, als Neu-Guinea und Camerun, Angra Pequena und Ostafrika. Denn in diesen vier Ländern wird nun und nimmer ein Deutscher auf die Dauer leben können, in Südbrasilien aber vermag er zu gedeihen.

— Wie aus Buenos Ayres gemeldet wird, ist Thouar am 17. Oktober nach dem Pilcomayo, dessen Schiffbarkeit er untersuchen soll, aufgebrochen, nachdem er beinahe einen Monat in Asuncion zuzubringen genöthigt war, um die erforderlichen Transportmittel, 50 Pferde, 18 Ochsen und 10 Maulthiere anzuschaffen. Die Indianer scheinen kriegerisch gestimmt zu sein, weshalb ihn eine Eskorte von 25 Mann nebst 3 Officieren begleitet.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIX. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

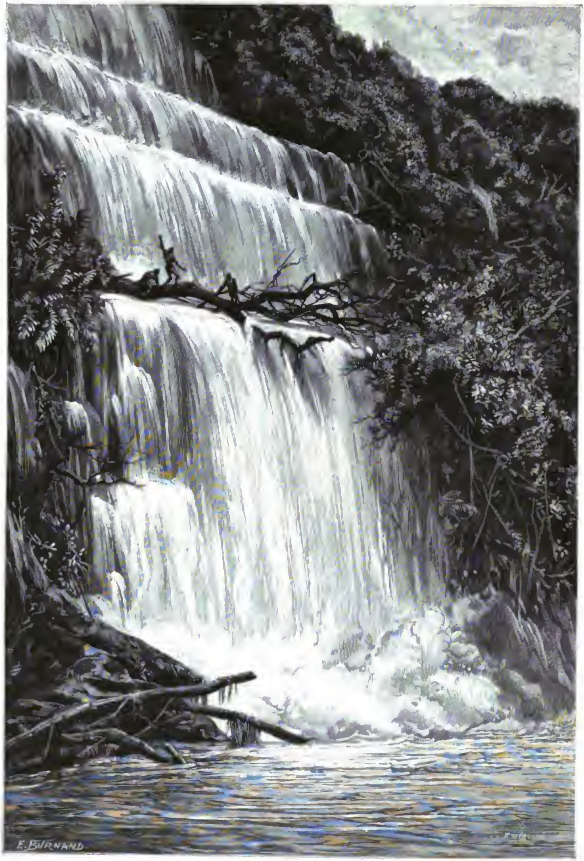
Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Dr. P. Neis' Reise im oberen Laos-Lande.

IV.

Im Dorfe Ban Pak Hên, wo Neis am Abend des 25. Oktober Halt machte, hörte er das Rauschen der Fälle des Nam Se, bei welchen er bei der Hinreise vorbei gefahren war. Der Dorfhäuptling zeigte ihm einen hohen Berg und sagte ihm, daß der Nam Se aus einer Spalte auf dessen Gipfel herauskomme, die nicht weniger als 300 bis 400 m groß sei. Schäumend sprudele das Wasser aus einer Art Krater hervor; ein Dorf der Khas Phuthang liege auf dem Berge, und dessen Bewohner tränken das stark mineralhaltige Wasser dieser Quelle. Da der Häuptling von Ban Pak Hên aber nicht zu bewegen war, den Reisenden nach jenem Dorfe zu begleiten und dieser auch keinen ganzen Tag für den Ausflug opfern wollte, so gab er denselben auf, beschloß aber am nächsten Morgen zu Fuß die Fälle zu besuchen und beauftragte den Synkerk, ihn in deren Nähe mit dem Floße zu erwarten. In zwanzig Minuten erreichte er auf einem Wege, der hoch über dem Nam Kan hinführt, den Nam Se, welcher vom Gipfel des Berges über eine außerordentlich steile Wand in einer Reihe von Kaskaden herabfällt und dabei ein betäubendes Geräusch hervorbringt. Eine dichte Vegetation entzieht den oberen Theil des Falles dem Auge; aber 30 m über seinem unteren Ende, wo sich seine Wasser mit denen des Nam Kan vereinigen, kann man eine natürliche Brücke in Gestalt eines Baumstammes betreten und von dort einen wahrhaft großartigen Anblick genießen. Das Wasser breitet sich am Abhange des Berges zwischen den Felsen über mehr als 100 m aus; die Mitte des Falles bildet eine Wassermasse von 15 bis 20 m Breite, welche in fünf oder sechs Absätzen in den ruhigen, ringsum eingeschlossenen Nam Kan sich hinabwälzt. Das ganze Bett des Nam Se, Felsen, Baumstämme und Zweige sind mit einer dicken Schicht blendendweißer Kalkkonkretionen bedeckt. Das Wasser ist klar, etwas wärmer als dasjenige des Nam Kan und hat einen sehr ausgesprochenen alkalischen Geschmack; seine Masse ist groß genug, um denjenigen des Nam Kan-Wassers weiter unterhalb sehr zu verändern. Leute, welche dieses Wasser trinken, sollen niemals vom Kropfe befallen werden. Während der trockenen Jahreszeit, gegen Ende Januar, versiegt die Quelle, der Krater klafft und der Fluß vertrocknet; dann müssen die Khas zum Nam Kan hinabsteigen, um sich mit Wasser zu versehen. Einige Zeit nach den ersten Regengüssen, gegen den Beginn des Juli hin, hört man im Inneren des Berges heftige Detonationen und brausend ergießt sich wieder Wasser aus dem Krater, mitunter Zweige und Fische mit sich führend, die oft sehr groß und von derselben Art sind, wie diejenigen im Nam Kan. Nach Angabe der Laos hätten dieselben den gleichen eigenthümlichen unangenehmen Geschmack, wie das Wasser des Nam Se.

Seitdem der Reisende zum ersten Male bei dem Wasserfalle vorbei gefahren war, hatte der Nam Se schon an Größe abgenommen; auch der Nam Kan sank rasch, und überall waren jetzt die Laos beschäftigt, Fischzäune zu errichten, welche der Bootsfahrt sehr hinderlich sind. Dieselben befinden sich gewöhnlich unterhalb von Stromschnellen und haben nur in der Mitte des Stromes eine Oeffnung, um Boote hindurch zu lassen. Ein solches Wehr wird von riesigen Dreifüßen gehalten, bestehend aus drei tief in den Grund eingerammten Pfählen, welche an ihrem oberen Ende fest durch Rotang zusammengebunden sind; innerhalb



Wasserfall des Nam Se.

dieser Dreifüße ist ein mit schweren Steinen belastetes Brett eingefügt, wodurch der ganze Zaun mehr Festigkeit erhält und weniger leicht von der Strömung hinweggeführt werden kann. Zwischen den Dreifüßen wird ein einfaches Flechtwerk aus Bambu angebracht und in demselben Reusen, welche bei tiefem Wasser und geringer Strömung von gewaltiger Größe sind und nicht weniger als $1^1/_2$ bis 2 m Durchmesser haben. Alljährlich werden diese Fischwehre während der Regenzeit vom Wasser fortgeführt; aber sobald die Flüsse wieder zu sinken anfangen, versammeln sich die Dorfbewohner, um sie wieder herzustellen und neue Reusen zu flechten. Die während der trockenen Jahreszeit gefangenen Fische werden gesalzen, geräuchert und unter den verschiedenen Familien vertheilt, während ein Theil zum Bezahlen der Steuern dient. Die beiden Dreifüße, welche in der Mitte des Flusses zu beiden Seiten der Durchfahrt stehen, werden mit Zweigen oder einer Art Besen von zerfasertem Bambu gekrönt und zeigen so schon von Weitem den stromabkommenden Booten und Flößen den richtigen Weg; diese müssen aber mit großer Genauigkeit gelenkt werden, um nicht an den Fischzäunen Schiffbruch zu leiden.

Am 26. Oktober passirte der Reisende die gefährliche Stromschnelle Keng Nun, unweit deren das Grab des französischen Reisenden Mouhot liegt; aber er besuchte es diesmal nicht, da sein schweres Floß an dieser Stelle nur sehr schwer anzuhalten gewesen wäre, und da er schnell nach Luang Prabang zurückkehren wollte, wo er Briefe aus der Heimath vorzufinden hoffte und nach seinen zurückgelassenen Leuten und Sachen zu sehen begierig war. Die Fahrt über die Stromschnelle Keng Nun wäre dem Floße fast verhängnißvoll geworden; denn gerade dort, wo die Strömung am reißendsten war, stieß es auf einen Felsen und das Wasser begann darüber hinwegzuspülen. Aber zum Glücke war es nicht zerbrochen, und nach einem unfreiwilligen Bade und mit durchnäßtem Gepäcke kam man wieder frei. Am 27. Oktober war Luang Prabang wieder erreicht.



Fischfangzaun im Nam Kan.

Neis hatte seinen Aufenthalt am oberen Nam Kan benutzt, um einige Lebensmittel einzukaufen, da namentlich die Produkte dort viel billiger waren, als in Luang Prabang. Dieselben bestanden in einem Schweine, Geflügel, gesalzenen Eiern und einigen Kilogrammen Tabak für seine Leute. Das Alles hatte er dem Thasean von Xieng Ngun übergeben, welchen er gelegentlich des herannahenden großen Wasserfestes auf eine Woche zu sich eingeladen hatte. Einige Tage später schiffte sich derselbe auf einem großen Floße ein, welches seine schönsten Sachen, die Lebensmittel des Reisenden und eine ganze Ladung von jener adstringirenden Rinde trug, welche die Laos mit Betel zusammen kauen. Mit dieser Rinde wird viel Handel getrieben, und so besaß auch der Thasean davon für nicht weniger als 100 Tikal, die er in Luang Prabang zu verkaufen gedachte. Als er nun die Schnelle Keng Nun passirte, dieselbe, wo Neis beinahe zu Schaden gekommen wäre, scheiterte sein Floß und der arme Thasean verlor alle seine Waare. Fast wäre er noch selber ertrunken, als er das von Neis gekaufte Schwein retten wollte, und so erschien er denn in einem ziemlich jämmerlichen Aufzuge vor dem Reisenden, laut weinend und dabei das Schwein führend, das nicht weniger laut schrie.

In Luang Prabang angekommen, fand Neis Nachrichten aus Frankreich und Bangkok; man theilte ihm mit, daß er nicht versuchen sollte, nach Tongking vorzudringen und sich der chinesischen Grenze zu sehr zu nähern. Zugleich hatte der König von Siam auf Bitten des Gouverneurs von Cochinchina und des Konsuls in Bangkok an den König von Luang Prabang den Befehl gesandt, über die Sicherheit des Reisenden zu wachen.

Von den Hôs waren schlechte Nachrichten eingelaufen; sie hielten noch immer das Land der Phuöng und das ganze Land im Westen von Tongking besetzt. Dasselbe wird von Laos bewohnt und war noch vor wenigen Jahren in kleine Fürstenthümer getheilt, welche von Luang Prabang und Tongking zugleich abhingen; es lieferte allein alles Benzoëharz und den meisten Stocklack, der von Luang Prabang auf den Markt von Bangkok kommt. Die nördlichsten Fürstenthümer hielten sich auch für Unterthanen Chinas und zahlten dergestalt einen dreifachen Tribut, was freilich nicht hinderte, daß sie unaufhörlich von chinesischen Räuber-

banden, eben jenen Hôs, geplündert und verwüstet wurden. Trotzdem erklärte Neis, den Nam U nach Norden hinauffahren zu wollen, beklagte sich bitter über die Abkürzung der Reise auf dem Nam Kan und erreichte es, daß ihm der König versprach, nach der Feier des Wasserfestes in Luang Prabang die nöthigen Anordnungen für eine Forschungsreise auf dem Nam U zu treffen.

Vom 12. bis 17. November wurde in Luang Prabang das Wasserfest mit ungewohntem Glanze gefeiert; nach Aussagen der Mandarinen war es seit mehr als 10 Jahren nicht so schön gewesen. Am dritten Tage war das Gefolge des Königs wahrhaft imposant, denn es bestand aus mehr als 10000 Menschen verschiedener Rasse, die aus allen Theilen des Königreichs zusammengeströmt waren. Der König hatte dem Reisenden einen Platz neben sich angewiesen und hielt mit seiner Freude nicht zurück, als er sah, wie Neis sich Notizen machte. Wiederholt fragte er ihn, ob er beabsichtige, in Frankreich von dem Glanze des Festes in Luang Prabang zu erzählen, und das wurde ihm auch versprochen. Doch soll es nicht an dieser Stelle geschehen; denn viele Seiten würden dazu nicht genügen. Vier Tage lang wohnte Neis von Morgen bis Abend Regatten, Schifferstechen, Scheinkämpfen, Theatervorstellungen, Feuerwerken &c. bei; alle diese Veranstaltungen, die von Tänzen und Musik der verschiedenen Völkerschaften des Reiches, Schwarz- und Weißbäuchen, Thaï Nöa, Lös und Khas, begleitet wurden, waren von großer Verschiedenheit und wahrhafter Originalität. Nach Beendigung des Festes ließ Neis dem Könige



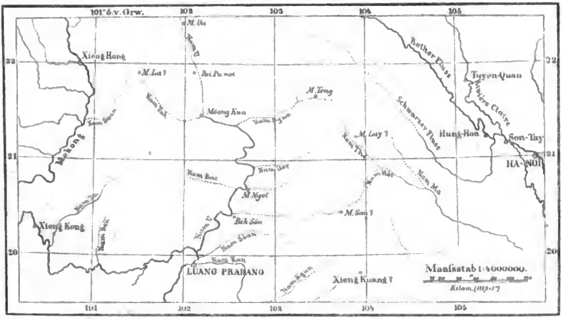
Lager im Thore einer Pagode.

einige Tage Ruhe und dann begab er sich zu ihm, um ihm zu erklären, daß er mit Ungeduld den Augenblick der Abreise nach dem Nam U erwarte. Diesmal wies er die Begleitung des Synkerk zurück und wählte einen höher stehenden, dabei aber jüngeren Mandarinen, den Phya Holong, zu seinem Gefährten, auf welchen er einen größeren Einfluß ausüben zu können hoffen durfte. Der König seinerseits ertheilte Befehle, daß Neis nur in jedem Bezirkshauptorte die Ruderer zu wechseln brauchte. Den größten Theil seines Gepäckes ließ er unter der Obhut von Phuoc und Thol zurück, während Long und der kleine Nö ihn begleiteten.

Am 26. November bald nach Mittag erfolgte die Abreise den Mekong aufwärts; vier Stunden später wurde an der Mündung eines ziemlich ansehnlichen Zuflusses, des Nam Söan, beim Dorfe Pak Söan, Halt gemacht. An dieser Stelle, einer der malerischesten am Mekong, erweitert sich der Strom beträchtlich und umfließt eine reizende Insel, auf welcher sich im Schatten von Zucker- und Kokospalmen eine niedliche Pagode erhebt. Der östliche Arm des Mekong wird fast vollständig durch eine Felsbank versperrt, welche man überwinden muß, wenn man in den Nam Söan einlaufen will. Wenn man sich nicht in Pak Söan aufzuhalten braucht, so benutzt man den westlichen Arm und bemerkt alsdann die Mündung des Zuflusses nicht. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß die Mission de Lagrée, deren Arbeiten sonst so ausgezeichnet sind, den Nam Söan kaum erwähnt, während Neis ihn für ein sehr ansehnliches Gewässer hält. Es kommt von Osten, ist für Pirogen mehr als acht Tagereisen weit schiffbar und fließt

durch eine bevölkerte, handeltreibende Gegend. Vielleicht wird es in einer nicht zu fernen Zukunft eine Handelsstraße zwischen Tongking und den oberen Laos-Gebieten abgeben. Neis bedauert sehr, daß es ihm nicht möglich war, denselben näher zu erforschen; denn jedesmal, wenn er bei Pak Söan vorbeikam — und das war im Ganzen dreimal — sah er zahlreiche mit Landesprodukten beladene Flöße aus demselben herauskommen.

Am nächsten Tage erreichte er Pak U an der Mündung des Nam U und besuchte zwei schöne Höhlen gegenüber derselben. Eine derselben ist schon von Francis Garnier beschrieben worden; die andere, die etwas schwerer zugänglich ist, befindet sich etwa 50 m höher im Abhange des Berges. Der Eingang zu ihr, welcher zwischen zwei gewaltigen pfeilerartigen Stalaktiten liegt, wird durch eine Thür verschlossen; zuerst betritt man einen weiten, 40 m langen und 7 m breiten Gang, dessen Wölbung nach innen immer höher wird; der Boden ist ziemlich eben und die Wände sind mit Stalaktiten bedeckt. Dann erreicht man eine geräumige Kammer von 30 m Tiefe, deren Decke trotz sechs brennender Kerzen nicht zu erblicken war. Ueberall, zu ebener Erde, in den Spalten des Felsens und auf einer erhöhten Plattform, die einen Altar bildet, sind Buddhabilder von allen Formen und Größen aufgestellt, die größten aus Ziegelsteinen und Mörtel bestehend, die anderen aus Holz, Bronze oder Silber. Die Temperatur in dieser Höhle war köstlich, so daß Neis eine Zeit lang darin verweilte und sich damit belustigte, dem Echo seiner Stimme zu lauschen; wahrscheinlich blieb er aber zu lange darin, da er Abends bei seiner Ankunft in Pak U einen heftigen Fieberanfall bekam. Der Phya Holong und der Thasean von Pak U aber erklärten, daß einer der Pi (Geister) der Grotte dem Reisenden in den Leib gefahren sei, um ihn für sein Singen zu bestrafen, und deshalb begaben sich beide am nächsten Morgen wiederum nach der Höhle, um den erzürnten Pi durch das Opfer eines Huhnes und gekochten Reises zu besänftigen. Dank



Karte des Nam U.

diesem Beginnen und wahrscheinlich auch einer ordentlichen Dosis Chinin konnte Neis gegen Mittag seine Reise auf dem Nam U fortsetzen.

Bei seiner Mündung fließt derselbe zwischen steilen Ufern, die sich am rechten Ufer zu mehr als 200 m Höhe erheben. Das Wasser ist ruhig, schwärzlich, nicht sehr breit und fließt langsam, so daß man diesen Mekong-Zufluß für unansehnlich halten möchte, wenn man nicht seine große Tiefe in Anschlag bringt. Aber einige Kilometer weiterhin wird der Fluß breiter, sein Bett wird von Felsblöcken erfüllt, die Strömung schneller und die Wassermasse ist derartig, daß man sich noch auf dem Mekong zu befinden glauben könnte. De Lagrée hatte bekanntlich die Wichtigkeit des Flusses erkannt und beschlossen, auf ihm nach China vorzudringen; nur auf Bitten seines Begleiters Francis Garnier gab er diesen Plan mit Bedauern auf und setzte seine Fahrt auf dem Mekong fort, der vom commerciellen Standpunkte aus vielleicht weniger interessant war, dessen Erforschung ihm aber von seiner Regierung vorgeschrieben worden war.

Ungeachtet einiger Stromschnellen legte Neis am 28. November eine gute Tagereise zurück; die Dörfer liegen hier ziemlich weit von einander entfernt. Die Nacht wurde auf einer Sandbank zugebracht. Fast der ganze nächste Vormittag verstrich damit, den Keng Luang, einen großen, aus zwei Fällen mit einem dazwischen liegenden Wasserbecken bestehenden Katarakt, zu passiren. Bei jedem Falle mußten die Boote vollständig entladen und dann von den Leuten eines nach dem anderen mühsam hindurch geschleppt werden. Der Fluß fließt hier zwischen felsigen Ufern und sein Bett ist mit großen zerklüfteten Felsen von höchst malerischem Ansehen bestreut. Bald nach Mittag erreichte man die weniger gefährliche Stromschnelle Keng Phe. Hier schien es dem Reisenden, als wenn alle Felsen, die aus dem Wasser hervorragten, cyklopischen rohen Thiergestalten glichen; aber er schrieb dies einer Einbildung zu. Er hatte die vorhergehenden Tage heftige Fieberanfälle gehabt und unterwegs während großer Hitze unablässig gearbeitet, um von dem großen, noch nie von einem Europäer besuchten Wasserlaufe eine möglichst genaue Aufnahme herzustellen. So war sein Geist wohl nicht in normalem Zustande, und seine Einbildungskraft hatte ihm so sonderbare



Ausgehauene Felsen im Nam U.

Formen vorgespiegelt, wie man auch öfters, wenn man bei Sonnenuntergang die Wolken am Horizonte betrachtet, Silhouetten von Personen und Fabelthieren zu erkennen glaubt. Reis nahm sich also zusammen und verdoppelte seine Aufmerksamkeit: aber nein, es waren wirklich Skulpturen, die er vor Augen hatte, die Umrisse der Felsen ließen deutlich die Spuren von menschlicher Arbeit erkennen. Man hatte die zufällige Form der Klippen benutzt, um einheimische, sowie auch phantastische Thiere, sehr viel seltener menschliche Figuren herzustellen. Mit Erstaunen sah er während des ganzen Restes des Tages, d. h. auf einer Entfernung von mehr als 12 km, Tausende von Felsen zu den verschiedensten Figuren ausgearbeitet. Meist erschien die Thiergestalt von ferne gesehen am deutlichsten, während sich beim Näherkommen die Umrisse mehr und mehr verwischten und man zuletzt nur mit Mühe in dem rohen Felsen die Skulptur wiederzuerkennen vermochte, welche man wenige Minuten vorher noch genau unterschied. Die Künstler hatten offenbar beständig das Bestreben, ihre Arbeit zu verstecken, so daß es den Anschein hatte, als hätten die Felsen von jeher so ausgesehen. In den letzten Wochen war das Wasser gesunken, so daß die meisten Skulpturen über seine Oberfläche hervorragten, während andere noch völlig davon bedeckt waren. Bei allen, deren Augen nicht durch ein Loch dargestellt waren, waren dieselben vor Kurzem erst mit Weiß oder Roth angemalt worden, aber gleichfalls in einer Weise, daß diese rohe Nachhilfe durchaus natürlich und zufällig erschien. Wo weißer Kalk zum Malen des Auges benutzt worden war, hatte man ihm die Form von Vogelmist gegeben, und rothe Augen erzielte man durch eine ausgespuckte Prime Betel.

Reis fragte seine Ruderer um Auskunft, die ihm ganz keck erwiderten, daß sie nichts Ungewöhnliches zu sehen vermöchten; aber ihr verlegenes Benehmen und ihre bestürzten Mienen, als der Reisende in sie drang, bewiesen demselben, daß sie wohl begriffen, was er meinte.

Die Bewohner der Karolinen.

Von **Emil Metzger**.

II. (Schluß.)

Haben wir bisher die Eigenschaften der Karolinier im Allgemeinen besprochen, so wenden wir uns jetzt zu denjenigen Zügen, welche speciell im socialen Leben zur Geltung kommen und zu den Einrichtungen des letzteren selbst. Es ist namentlich Kubary, der in seinem kürzlich erschienenen und oben schon erwähnten Werke über die Palau-Inseln dieselben sehr eingehend besprochen und damit alle anderen Mittheilungen in den Hintergrund gedrängt hat; leider ist es nicht möglich, von dem reichen Inhalte einen auch nur einigermaßen vollständigen Auszug zu geben, so daß wir den Leser auf jene Abhandlung selbst verweisen müssen. Wir folgen derselben jedoch im Nachstehenden, was die Palau-Inseln betrifft, ausschließlich, da er die von Semper mitgetheilten Ansichten wiederholt berichtigt[1]), und fügen über die anderen Inseln noch das Wichtigste bei, was zum Theil Kubary selbst mittheilt, zum Theil aus anderen Quellen stammt.

Die Dorfgemeinschaft bildet auch einen politischen Staat; die ältesten männlichen Familienhäupter bilden die Rupaks, die Frauen die Rupakeldils. Die übrigen Mitglieder bilden das Volk, welches, Männer und Frauen besonders, in einzelne Vereine, die Kaldebekels, getheilt wird. Die Familie, nicht nur auf Palau, sondern auf allen Inseln, mit Ausnahme von Jap, umfaßt nur die Nachkommenschaft der Frauen, die als mit einander verwandt betrachtet wird, und sich nicht mit einander vermischen darf, dagegen darf dieselbe sich mit der Familie des Mannes verheirathen. Eine solche Familie wird durch den ältesten Mann, Obokul genannt, repräsentirt, sein Wohnhaus, Blay a bay, wird zum Centrum des ganzen Familienlebens. Wie nun aus den einzelnen Blay die Gemeinde entstand, konnte es nicht fehlen, daß im Laufe der Zeit Beziehungen zwischen den Gemeinden sich bildeten, so daß sich die Gemeinden um eine andere hin zu scheinbar komplicirten Staaten vereinigten. Die Weiterentwickelung derselben konnte jedoch nicht durch Eroberungen geschehen, sie hing nur von der Fruchtbarkeit der Frauen ab; besonders jedoch ist zu bemerken, daß es immer nur eine Verbindung von Gemeinden, kein Staat mit centralisirter Regierung war, was sich so bilden konnte.

Aus diesen wenigen Worten schon ergiebt sich die Bedeutung, welche der Frau im Haushalte der Karolinier zukommt. Wenn die Frauen des Stammes aussterben, muß auch der Stamm aus der Gesellschaft verschwinden; die Frauen sind „Mütter des Stammes"; demgemäß hat jede Familie eine weibliche Gottheit, in jedem Dorfe findet man außerdem den männlichen Landesgott. Natürlich haben die ältesten Frauen des Blay einen sehr großen Einfluß. Die Sache wird dadurch noch verwickelter, daß der Titel in der Familie nicht immer regelmäßig vererbt wird. Es sei noch bemerkt, daß in den höchsten Familien die Gewohnheit besteht, den „Obokul", der etwa zu lange regiert, gewaltsam bei Seite zu schaffen.

Der Obokul ist der einzige des ganzen Stammes, der eigentlich vollkommen eingerichtet ist und seine Familie bei sich hat; die anderen Männer sind nach der Reihenfolge der Mütter geordnet und durch den Tod der Vordermänner steigen sie im Stamme auf, bis sie selbst Obokuls werden.

Bis zu dieser Zeit leben sie theils im Hause ihres Obokuls (der sich dieselben jedoch nach Möglichkeit vom Halse zu halten sucht), oder mit der weiblichen Linie. So finden wir im Allgemeinen nur die ältesten und jüngsten weiblichen Familienmitglieder für gewöhnlich im Hause, die männlichen Mitglieder kommen nur über Tag, die Nächte bringen sie in den Bays zu, über die wir gleich sprechen werden. Um diese Einrichtung richtig würdigen zu können, muß man die Palau'sche Ehe und die voreheliche Zeit des weiblichen Lebens etwas näher kennen lernen. Das kleine Mädchen geht der Mutter zur Hand, die seine Reife ungeduldig erwartet und dieselbe künstlich beschleunigt. Hat das Mädchen

[1]) Kubary setzt ausführlich auseinander, worin die Irrthümer Semper's bestanden haben sollen.

nun die nöthige Instruktion empfangen, so sucht es sobald als möglich einmal, aber auch nur einmal, mit jedem zahlungsfähigen Manne der Gemeinde vertrauten Verkehr zu haben, wobei jedoch der äußere Schein um so leichter gewahrt wird, als es hier sich nicht um sinnliche Ausschreitungen, sondern um die Befriedigung der durch die Sitte anerkannten Habsucht der Eltern handelt.

Nachdem das Mädchen einmal so eingeweiht ist, kann es entweder als Armengol in die Fremde gehen, oder einen Blolóbol mitmachen, oder endlich einen Mann nehmen.

Das Armengol ist eine Sitte, die nur auf Jap und Palau bekannt zu sein scheint. Das Mädchen geht in das „Bay" eines fremden Dorfes, wobei sie nominell einem bestimmten Manne gehört und dafür bezahlt wird.

Sie hat eine gewisse Freiheit, sich mit anderen Männern einzulassen, kann jedoch nicht dazu gezwungen werden. Die eigentliche Bedeutung gewinnt diese Sitte jedoch erst dadurch, daß sie dort sich mit dem aus dem Familienhause verbannten politischen Leben der Männer bekannt macht.

Bei dem Blolóbol gehen sämmtliche junge Frauen einer Gemeinde flach einem anderen Orte und werden da Armengol, wofür sie schließlich ein ansehnliches Stück Geld empfangen, welches in der Heimath durch die Häuptlinge vertheilt wird.

Doch kommt es auch vor, daß eine junge Frau sich vorher verheirathet, was allerdings keine besondere Ceremonie erfordert. Es dauert daher auch gewöhnlich ziemlich lange, bis ein Mann dauernd verheirathet ist, und das geschieht schließlich gewöhnlich mit Rücksicht auf seine gesellschaftliche Stellung; ist dieselbe ansehnlich, so sucht er eine Frau, die dem Hauswesen in entsprechender Weise vorzustehen im Stande ist. Ueberhaupt, so abstoßend das eben Erwähnte für unsere Begriffe auch sein mag, läßt es sich nicht leugnen, daß die Frau häufig trotz aller vorangegangenen Ereignisse dauernde Zuneigung einzuflößen im Stande ist und dieselbe auch verdient.

Auf allen Karolineninseln, mit einer einzigen Ausnahme, erben die Kinder den Stand der Mutter und gehören ihr ganz und gar; die Erben des Mannes sind also nicht die leiblichen Kinder, sondern die ältesten Neffen und Vettern, d. h. die männliche Nachkommenschaft der Tante von Mutterseite und der Schwestern. Der vermuthliche Erbe leitet auch vorkommenden Falles die Trauerfeierlichkeiten.

Im Allgemeinen besteht eine Trennung des Volkes in Vornehme und Geringe, wozu auf manchen Inseln auch noch Sklaven kommen. Die Unterschiede, die in den einzelnen Klassen gemacht werden, sind ziemlich groß. Häuptlinge und niederer Adel werden so sehr von einander getrennt, daß nur selten Heirathen zwischen diesen beiden Ständen stattfinden; nie geschieht es zwischen Adeligen und Gemeinen. Grundeigenthum scheint jedoch auf manchen Inseln allen Freien zuzukommen, während auf anderen Inseln „die kleinen Leute", das eigentliche Volk, dem Adel gegenüber zu stehen und von jedem Grundbesitze ausgeschlossen zu sein scheinen. Der Bericht des „Velasco" kennt auf Jap nur zwei Klassen, die der Freien und Sklaven, letztere stammen vermuthlich von den im Kriege mit anderen Inseln gemachten Gefangenen ab. Die Söhne von Sklaven stehen in dem gleichen Verhältnisse, die Arbeit derselben gehört dem Herrn; in der Palau-Gruppe besteht nach derselben Quelle keine Sklaverei.

Die verschiedenen Stände unterscheiden sich durch äußere Zeichen in der Kleidung, namentlich aber an den Booten; jeder beweist dem über ihm Stehenden die größte Ehrfurcht, verbeugt sich vor ihm bis zur Erde, nähert sich ihm nur kriechend, darf ihn beim Sprechen nicht ansehen und unterbricht jedes Geschäft, wenn er vorbeigeht; auf den centralen Inseln ergreift der Geringere Hand und Fuß des Höherstehenden und streicht damit über das eigene Gesicht; nie darf er vor einem solchen aufrecht stehen. Wie oben schon erwähnt, ist der Staat — und zwar nicht nur auf den Palau-Inseln — vielfach identisch mit der Dorfgemeinschaft; doch findet man auch andere Zustände: Kusaie bildet einen Staat, dessen Fürst über zwölf Häuptlinge regiert, die alle auf Lela wohnen; der niedere Adel lebt in den Dörfern, deren Leitung ihm anvertraut ist. In Ponape bestehen fünf Staaten, jeder mit einem Könige und einer bestimmten Zahl von Häuptlingen, die eine ganz bestimmte Rangordnung haben und nach Umständen, sobald eine Vakanz eintritt, in eine höhere Stelle aufrücken, bis sie endlich möglicher Weise die Königswürde erlangen. Daneben aber besteht auch eine ganze Reihe von niederen Häuptlingen, gewissermaßen dii minorum gentium, die nie zur höchsten Würde gelangen können. In Jap ist die Auflösung wohl am weitesten vorgeschritten; schon zu Chamisso's Zeiten gab es da 46 Distrikte, Meinicke giebt ihre Zahl auf 56, Hernsheim auf 67, D. Emilio de Butrón auf einige 80 an. Nach dem Berichte des „Velasco" giebt es in Palau (wie oben schon nach Kubary's Mittheilungen erwähnt ist) eine große Anzahl von Staaten, doch unter den Königen sind zwei, Abadul in Korror und Araclay in Artingol, die einflußreichsten, die anderen stehen zu ihnen in einem gewissen Feudalverhältnisse. Die Stände treten sich scharf getrennt entgegen; die Könige mit dem Adel regieren, doch neben dem Adel, der zur Berathschlagung hinzugezogen wird, und neben dem Könige hat der Acalid, eine Art Augur oder Oberpriester, einen großen Einfluß. Wie es scheint, will sich jedoch die Staatsgewalt von der geistlichen emancipiren, wenigstens hat sich in Korror der König Abadul seit dem Tode des Alealid, welcher vor einigen Jahren stattgefunden hat, der Ernennung eines neuen widersetzt.

Wir übergehen die mannigfachen Unterordnungen, die man in den Stämmen findet, über welche namentlich Kubary sehr ausführlich berichtet, um nur noch zu erwähnen, daß auch bei den Frauen eine gewisse Ordnung besteht, die durch weibliche Häuptlinge überwacht wird. Dieselben führen ein strenges Regiment und sind eine Macht, mit welcher die männlichen Häuptlinge sehr rechnen müssen. Uebrigens ist die Herrschaft der Häuptlinge durchaus nicht als absolut zu betrachten, wenigstens nicht in den Kaldebekels, den Clanschaften, die fest zusammenhalten. Die Mitglieder derselben stehen unter einander auf dem Fuße vollkommener Gleichheit und behandeln einander sehr rücksichtsvoll, wie denn die Sitte in mancher Beziehung recht streng ist; z. B. ist eine Schlägerei beinahe ganz unbekannt, die Berührung des Körpers, selbst das Bespritzen mit Wasser beim Rudern wird übel genommen. Das gegenseitige Anrennen auf öffentlichem Wege wird ernstlich gerügt und das Umbiegen um eine Ecke mit besonderer Sorgfalt behandelt. Nie wird ein Mensch dies thun, ohne erst eine bestimmte Formel auszurufen und die Antwort abzuwarten. Ferner darf der Name der Frau eines Anderen nicht genannt werden; überhaupt wird dem weiblichen Theile der Bevölkerung gegenüber viel Rücksicht genommen. Nächst den Frauen wird das einem Anderen gehörige, allen Karoliniern eigenthümliche Körbchen am meisten respektirt.

Daß es unter den angedeuteten Verhältnissen mit ihren vielfachen Verbindungen und Beschränkungen trotz des friedlichen Charakters der Karolinier doch leicht zu Streitigkeiten kommt, ist erklärlich, obwohl manche der Inseln kaum im Besitze von Waffen zu sein scheinen. An Stelle der offenen Kämpfe sind vielfach Raubzüge und heimliche Ueberfälle

getreten; die Kriegsbeute wird im Triumphe heimgebracht und da ausgestellt; der Kopf eines Feindes ist sehr willkommen. In Ponape wird der Friede durch Uebersendung einiger Kawawurzeln angeboten. Als Waffe dient die Schleuder aus Kokosfaser, welche die Karolinier gewöhnlich um den Kopf tragen und die sie sehr geschickt zu gebrauchen verstehen, dann Lanzen von Kokosholz mit Spitzen von hartem Holze, Haifischzähnen, Knochen, ferner leichte Wurfspieße; auf Jap kam auch eine Art Bumerang vor. Jetzt treten häufig auch europäische Waffen, allerdings von sehr schlechter Beschaffenheit, auf.

Nachdem wir oben schon der Armengol ꝛc. gedacht haben, insofern sie auf das Volksleben im Ganzen Einfluß ausüben, mögen hier noch einige Mittheilungen über die Ehe ꝛc. folgen. Im Allgemeinen herrscht bei den Karoliniern die Polygamie; die Zahl der Frauen ist durch die Mittel des Einzelnen beschränkt; die erste Frau scheint die folgenden, welche eine Verstärkung der Arbeitskraft bilden, gar nicht ungern zu sehen. Da, wie schon erwähnt, die Heirath im Allgemeinen nur stattfindet, um eine Haushaltung zu begründen, so spielen Geschenke bei der Werbung eine große Rolle. Die Verwandtschafts- und Stammverhältnisse legen der Ehe kein Hinderniß in den Weg, auch Geschwisterehen sollen vorkommen. Die Ehescheidungen sind leicht; die Frau wird besser gehalten als auf den meisten Inseln des polynesischen Archipels. Wenn Meinicke sagt, daß die Ehe heilig gehalten wird, so scheint er sich darin zu täuschen; denn allem Anscheine nach werden die Bays auch von den verheiratheten Männern besucht und, wie Semper berichtet, sind die Frauen verpflichtet, die dort befindlichen Mädchen zu bedienen. Auch die verheirathete Frau kennt nach der Behauptung Butrón's die Keuschheit nicht als Tugend, sondern ist nur insofern keusch, als sie sich als das Eigenthum eines Mannes betrachtet; wenn er ihr befiehlt, sich einem anderen Manne hinzugeben, wird sie dem Befehle keinen Widerstand entgegensetzen. Giebt sie sich in Abwesenheit des Mannes einem Anderen hin, so erzählt sie es gewöhnlich dem ersteren selbst, der sich nur dann an dem Liebhaber zu rächen sucht, wenn derselbe seiner Ansicht nach nicht freigebig genug gewesen ist. Die Frauen in den „Großen Häusern“ müssen immer aus fremdem Stamme sein. Der Preis für ein Mädchen, welches ein Karolinier in ein solches Haus führen will, ist höher, als wenn er sie zu seiner Gattin zu machen beabsichtigt; ebenso bezahlt er einen höheren Preis, wenn er eine Armengol zur Frau erwählt.

Wird die Frau schwanger, so geht sie in den letzten Monaten der Schwangerschaft nicht mehr mit zur Feldarbeit; sie gebärt (Jap) auf dem Boden sitzend. Dann nimmt sie ein Bad im Meere und zieht sich einige Tage lang in ein besonderes Haus zurück, in welches kein Mann eintreten darf. Auch zur Zeit der Katamenien ziehen die Frauen sich zurück; ob während dieser Zeit besondere Gebräuche, z. B. Abwaschungen, beobachtet werden, ist nicht bekannt. Beiläufig bemerkt, scheinen sie mit dem Wasser, so weit es zur Reinigung des Körpers verwendet werden sollte, auf sehr gespanntem Fuße zu stehen.

Die erste Entbindung einer Frau giebt, auf Palau wenigstens, der ganzen Gemeinde Veranlassung zu Festlichkeiten; die Frauen des eigenen Dorfes und die der benachbarten Gemeinden kommen mit Geschenken, wogegen sie bewirthet werden. Dem Kinde wird durch den Vater ein Name gegeben. Bleibt die Ehe kinderlos, so sucht die Frau das Kind einer stammverwandten Frau zu adoptiren; ganz fremde Kinder werden nie adoptirt.

Die Weise der Bestattung ist auf den verschiedenen Inseln, in den Grundzügen wenigstens, ziemlich ähnlich [1]. Die Todten werden gewaschen, mit Oel und Kurkuma eingerieben, die Haare geschmückt, dann die Leichen in Matten eingehüllt und in einem Boote oder Sarge ausgestellt. Vornehme werden dann begraben. Auf einzelnen Inseln wird nach einer gewissen Zeit die Leiche wieder aufgenommen und in einem besonderen Theile des Hafens versenkt. Bei sehr vornehmen Personen wird das Grab mit einem Steinwalle umgeben; auf Ponape wird das Grab eines Mannes mit einem Ruder, das einer Frau mit einer Spindel geziert. In Ulie werden die Todten verbrannt, die gewöhnlichen Leute auf Brettern oder in kleinen Booten dem Meere übergeben, welches sie nach dem Volksglauben der anderen Welt zuführt. In Tobi geschieht dies auch mit Greisen und Schwerkranken; nur kleine Kinder werden hier begraben, da sie noch nicht im Stande sind die Boote zu führen. Auf den Palau-Inseln wird die Leiche womöglich von der Schwester oder der Frau gewaschen, und dann, wie oben angegeben, behandelt und ausgestellt. Im Todtenhause, welches taor geworden ist, darf nicht gekocht werden. Zu den Trauergebräuchen gehören laute, heftige Klagen, namentlich der Frauen, Abschneiden der Haare, Bestreuen des Körpers mit Asche, aber auch Tänze, Scheingefechte, namentlich aber Plünderung des Eigenthumes des Todten.

Die Vergnügungen, die bei den Karoliniern sehr beliebt sind, werden meistens der Jugend überlassen; der Name ist auf den Palau-Inseln bezeichnend: „Wandeln beim Mondenscheine.“ So lange die Nächte nämlich dunkel sind, fürchtet man sich, die Hütte zu verlassen; aber mit dem Mondscheine ändert sich die Scene. Beinahe auf allen Inseln nehmen beide Geschlechter an den Tänzen theil, die auch bei religiösen Festen aufgeführt werden; zuweilen gehen dieselben in mimische Vorstellungen über. Als einzige Begleitung dient beinahe überall der Gesang. Die Lieder sind in Strophen eingetheilt; dieselben sind theils volksthümlich in der Sprache des Landes, theils aber, wie Kriegslieder und Trauergesänge, in fremdem Idiom. Das Ende jeder Strophe wird durch wildes Schreien oder starkes Klatschen auf die Arme, auf Brust und Schenkel angedeutet. In Ponape findet man eine mit der Nase geblasene Bambusflöte und eine Trommel, bestehend aus einem ausgehöhlten, an beiden Enden mit Haifischhaut überzogenen Stücke Holz; auf allen Inseln ist die Muscheltrompete sowohl im Kriege als auch bei religiösen Festen im Gebrauch. Wie es bei einem solchen Feste zugeht, beschreibt u. A. Hernsheim recht lebendig (a. a. O. S. 34). Langsam und gravitätisch beginnt der Tanz, wird aber immer lebhafter; immer schneller bilden sich wechselnde Gruppen von Tänzerinnen, welche die kleinen Stöckchen, deren sie sich anfangs nach Art der Kastagnetten bedienten, mit schweren Bambusstöcken vertauschen, die sie laut dröhnend an einander schlagen. Immer toller wird das Treiben, welches sich jedoch streng im Takte bewegt, bis endlich die alten Weiber mit gekrümmtem Rücken und hängendem Kopfe sich auch in die Reihe der Tanzenden stellen, bald aber so lebhaft und beweglich werden, daß sie es den Jüngsten gleichthun, ja sie häufig übertreffen.

Einen anderen Tanz beschreibt der Bericht des „Velasco“. Fünf Männer, mit dem Kriegsgürtel geziert, stellten sich in eine Reihe; dann setzte sich derjenige, dessen

[1] In jüngster Zeit hat Kubary in den „Originalmittheilungen aus der Ethnologischen Abtheilung der Königl. Museen zu Berlin“ (1885) sehr interessante Mittheilungen über die Bestattung auf den Palau-Inseln gemacht.

Gesang den Tanz begleiten sollte, zur Seite nieder; auf ein Zeichen fing die einförmige, nicht unangenehme Musik an. Hierbei wurden Pausen gemacht, um die gleiche Dauer der Strophen zu markiren; die anderen folgten dem Takte, als ob sie von einer und derselben Feder bewegt würden, und führten, ohne sich von der Stelle zu bewegen, die gleichen Bewegungen aus. Es waren Drehungen zur Rechten und zur Linken, Kniebeugungen, Erhebungen der Arme, Vorwärts- und Rückwärtsschreiten, alles mit sehr abwechselnder Mimik. Eine der charakteristischsten Figuren des Tanzes bestand darin, daß sie ein Bein an die Stirn brachten, während sie gleichzeitig den Körper mit Leichtigkeit herunterbogen. Der rechte Arm war soweit ausgestreckt, daß er mit dem Rücken der Hand den Boden berührte, dann richteten sie sich wieder mit großer Feierlichkeit auf und nahmen eine würdevolle Haltung an. Bei dem Niederbeugen und Wiederaufrichten werden die Bewegungen der Hand mit bewundernswürdiger Vollendung gemacht, und von sprechenden Blicken begleitet, und in ähnlicher Weise werden alle Figuren des Tanzes ausgeführt.

Die nationale Art des Grüßens, das in ganz Polynesien übliche Nasenreiben, scheint durch europäischen Einfluß etwas in den Hintergrund gedrängt worden zu sein; auch andere polynesische Gebräuche treten noch hier und da auf; z. B. das Vertauschen der Namen und Preisgeben der Frau an den Gastfreund.

Da die Karolinier im Allgemeinen viel freie Zeit haben, kennen sie verschiedene Spiele; die Knaben üben sich im Speerwerfen auf dem Strande oder im Korallenfischen. Andere Spiele sind das Ziehen an einem langen Tau oder starken Lianenstengel, das Vertheidigen eines in die Erde gepflanzten Stockes, den die andere Partei zu erobern sucht. Wer hierbei von einem Angehörigen der Gegenpartei auch nur mit der Hand berührt wird, muß aus dem Spiele austreten. Versteckenspielen, Fangen von Arekanüssen und Ballschlagen sind beliebt, ebenso ein Spiel, wobei sich eine Menschenkette bildet, von deren Ende sich Einzelne loslösen, welche dann, unter der Kette einander verfolgend, durchschlüpfen, um sich am Ende der Kette wieder anzuschließen. Bei einem anderen Spiele steigen Einzelne auf die Schultern ihrer Freunde und suchen sich gegenseitig herabzustürzen; mit einem Worte, es herrscht hierbei große Mannigfaltigkeit; auch Hahnenkämpfe kommen auf den centralen Inseln vor.

Die Karolinier ruhen in verschiedenen Stellungen aus, sie hocken oder sitzen auf den untergeschlagenen gekreuzten Beinen. Ueber die Haltung der Frauen beim Weben ist oben bereits gesprochen worden. Der Art, wie sie die Kokosbäume besteigen, möge, wiewohl sie nicht etwa dieser Gruppe eigenthümlich ist, gedacht sein; es geschieht dies, indem sie die Füße mit einem Stricke zusammenbinden, der ihnen an dem Stamme einigen Halt gewährt; dabei werden die Hüften so weit wie möglich vom Stamme zurückgebogen, so daß sie eigentlich nach unseren Begriffen nicht klettern, sondern den Stamm gewissermaßen ersteigen.

Um sich unter einander Mittheilungen zu schicken, bedienen sie sich häufig geknoteter Taue.

Die größte Eigenthümlichkeit, welche die Inseln dem Forscher bieten, sind die Ueberreste einer lange vergangenen Zeit, die man auf einzelnen derselben antrifft, und die bis jetzt noch dem Ethnographen als ein ungelöstes Räthsel vorliegen. In Kusaie findet man hohe Basaltmauern, die sprechenden Ueberlieferungen, daß die Inseln einmal von einem kräftigeren und intelligenteren Menschenschlage bewohnt und stärker bevölkert gewesen sein müssen. Hernsheim theilt mit, daß sie gleich hinter dem Dorfe ihren Anfang nehmen und fast die ganze Insel bedecken; er sah solche Mauern bis zu 30 Fuß hoch und 15 bis 16 Fuß dick. Der untere Theil besteht aus abgerundeten Basaltstücken, deren Gewicht er auf 4000 bis 5000 Pfund schätzt; meist umschließen sie unregelmäßige Vierecke, zu denen große, halb verschüttete Oeffnungen den Zugang gewähren; im Inneren findet man prächtige, gewaltige Brotfruchtbäume, der Boden ist häufig mit flachen Steinen gepflastert. Schmale Gräben umziehen die Mauern und münden in breite Kanäle, die zur Zeit der Fluth befahrbar sind und mit dem Hafen in Verbindung stehen.

Hernsheim hält dieselben für Vertheidigungswerke, hinter die man sich zu Zeiten der Gefahr zurückzog. Wie diese Riesenblöcke dorthin gekommen, bleibt ein Räthsel; ob man sie auf Flößen transportirte, ob quer über die Insel jetzt verschwundene Wege durch den Urwald führten, wird wohl nie entschieden werden. Ueber die Werke auf Ponape hat Kubary schon 1874 berichtet; die ganze Insel ist von seichten Kanälen, den ehemaligen Verkehrsstraßen, durchzogen, welche auch zu den von Kubary so benannten Königsgräbern führen.

Das Fundament reicht bis an die Wasserstraße und bedeckt eine viereckige Fläche von mehreren hundert Fuß. Die Außenmauer, in der ein gewaltiges Portal einen Zugang zu dem Inneren eröffnet, ist über dreißig Fuß hoch und zehn Fuß dick; dahinter liegt ein Graben und eine zweite schwächere Mauer, an ihrer inneren Seite befindet sich bis zur halben Höhe ein breiter Wall. In dem inneren Raume erblickt man eine Steinzelle, in die man nur durch eine schmale Spalte gelangen kann. Basaltsäulen in horizontaler Lage bilden das Dach, der Boden besteht aus leichtem Sande und Gerölle. Kubary hat zuerst den Eingang entdeckt und dort reichliche Funde von Knochen, Schädeln und Werkzeugen gemacht; demgemäß hat er alle diese Bauten für Gräber erklärt; Hernsheim widerspricht dem, er glaubt sicher, daß diese Bauten zunächst zu Vertheidigungszwecken errichtet wurden. Ein anderer Besucher, der amerikanische Kapitän Herendeen, der über Ponape in „Science“ berichtete, erzählt, daß beinahe alle kleine Inseln in dem Schiffahrtskanale von fünf bis sechs Fuß hohen Steinwällen umgeben waren, welche niedrige Häuser von Stein umschlossen. Es fiel ihm besonders auf, daß alle diese Wälle mehr als einen Fuß tief im Wasser standen, und er schließt hieraus auf ein Sinken der Inseln. Auch hier, wie auf anderen Inseln, hat sich bei den Eingeborenen gar keine Ueberlieferung über diese Bauten erhalten, sie sind einmal da, und das genügt ihnen vollständig. Manche haben in diesen Ruinen spanische Bauten finden wollen [1]; allerdings spricht Manches für eine vorübergehende Niederlassung der Spanier, es scheinen jedoch innere Gründe der Vermuthung, daß sie diese Bauten aufgeführt, und zwar so aufgeführt, wie es geschehen, im Wege zu stehen. Uebrigens wird auch von anderen Arten heiliger Plätze gesprochen, die nach polynesischem Muster gebaut zu sein scheinen, z. B. ein ungeheurer Erdhaufen auf Ponape, 20 Fuß breit, 8 Fuß hoch, eine Viertelmeile lang erwähnt. Auch auf Palau und anderen Inseln findet man derartige Ruinen.

Einigermaßen mit diesen Ueberlieferungen in Verbindung zu stehen scheinen die gut unterhaltenen Steinwege und Einfriedigungen, die man auf einzelnen Inseln antrifft.

Auch die Gemeindehäuser erinnern in Manchem an eine verschwundene oder doch im Verschwinden begriffene Kunstfertigkeit. Dieselben sind wohl hundert Fuß lang, vierzig bis fünfzig Fuß breit; fußdicke Planken, die auf die Kante

[1] Siehe Näheres bei Waitz-Gerland V, 2, 72 f.

gestellt sind, tragen das schwere Dach. Eingekerbte Pfosten erleichtern das Hineinklettern, gemalte Reliefschnitzereien zieren die Wände; in mancher Beziehung ist die Zeichnung treu und korrekt. Auch die Querbalken im Inneren der Häuser sind verziert und bemalt. Daß die Karolinier nächst den Marshall-Insulanern die geschicktesten Seefahrer des Stillen Oceans sind, ist oben schon erwähnt worden; wir möchten hier noch einen Augenblick bei den wirthschaftlichen Folgen dieser Eigenschaft stehen bleiben.

Zunächst findet ein reger Austausch der einheimischen Produkte statt, namentlich aber verkehren schon lange Zeit europäische Schiffe, welche den Stillen Ocean besuchen und zum Theil nebenher einen bedeutenden Tauschhandel treiben. Die Karolinier selbst haben schon vor etwa hundert Jahren einen regelmäßigen Verkehr mit den Ladronen eröffnet, durch welchen sie sich ebenfalls manche Bedürfnisse zu verschaffen wissen.

In Folge des Verkehrs von Europäern, namentlich jedoch in Folge des hohen Werthes, welchen die Kopra jetzt besitzt, ist es zu festen Niederlassungen europäischer Kaufleute gekommen. Der „Velasco" fand zu Anfang 1885 folgende Niederlassungen: 1. Hernsheim und Co. mit Stationen auf Ulidi (O.), Ponape, Palau und Jap (Vertreter Herr Robert Friedlaender); 2. Handels- und Plantagengesellschaft mit Stationen auf beinahe allen Hauptinseln der Karolinengruppe. 3. David O. Keef, ein Irländer, englischer Unterthan; handelt auf Jap, Palau und Davids (Mapia). 4. Holcomob, Amerikaner, handelt für eigene Rechnung auf den Karolinen und Palau. 1884 kamen 23 Schiffe mit 4500 Tonnen an.

Außerdem findet man natürlich auf der ganzen Gruppe seit längerer Zeit schon einige Weiße, namentlich Engländer und Amerikaner, die häufig von Walfischfängern zurückgeblieben oder durch widrige Schicksale dorthin verschlagen waren; ihre Zahl ist nicht festzustellen, vermuthlich aber, wenn man ihre Abkömmlinge mitrechnet, größer, als man im ersten Augenblicke anzunehmen geneigt sein dürfte. Mit Bezug auf diese Menschenklasse scheint die strengere Aufsicht, welche in neuerer Zeit in den Gewässern des Großen Oceans geübt wird, ganz besonders freudig begrüßt werden zu müssen.

Wir haben oben schon davon gesprochen, daß die amerikanischen Missionen, von Hawai ausgehend, auf den Karolinen ein Arbeitsfeld gefunden haben; über die Wirksamkeit und den Erfolg derselben wird sehr verschieden geurtheilt; Kaufleute und Missionare stehen eben sich gewöhnlich scharf gegenüber; namentlich mit Hülfe der eingeborenen Missionare scheint man jedoch ziemlich gute Resultate erzielt zu haben.

Wir nehmen hiermit Abschied von den Karoliniern, ohne natürlich irgend welche Ansprüche zu machen, den Stoff erschöpft zu haben.

Ein interessanter Gräberfund aus der Magdeburger Gegend.

Von Prof. Dr. A. Nehring.

In der Nähe des Dorfes Westeregeln zwischen Magdeburg und Halberstadt wurde auf dem Gypsberge des Herrn Gutsbesitzers A. Bergling, welcher mir schon so viele wissenschaftlich wichtige Funde geliefert hat[1]), kürzlich wiederum ein interessanter Fund zu Tage gefördert und der Wissenschaft zugänglich gemacht. Man stieß nämlich bei Erdarbeiten auf Reste eines prähistorischen Grabes und fand neben den stark verwitterten Skelettheilen eines unverbrannten menschlichen Leichnams als Beigaben etwa 112 durchbohrte Hundezähne, zwei wohlverzierte Schalen einer jetzt nur in Südeuropa lebenden Flußmuschel (Unio sinuatus[2])), zwei Stücke eines leicht brennbaren Harzes, die Scherben von einem oder mehreren Thongefäßen und einen kleinen, stark oxydirten Bronzering, welcher etwa als Fingerschmuck geeignet erscheinen könnte.

Die Hundezähne rühren von einem Halsbande oder dergleichen her; sie wurden reihenweise neben einander gefunden und sind sämmtlich in ihrem Wurzeltheile quer durchbohrt, offenbar zu dem Zwecke, um sie auf eine Schnur aufreihen zu können. Man hat nur die Eckzähne und die äußeren oberen Schneidezähne zur Herstellung dieses Halsbandes benutzt; die Zahl der Eckzähne beträgt etwa 80, die der Schneidezähne über 30 Stück. Man kann hiernach berechnen, daß mindestens 20 Hunde ihre Zähne zu diesem prähistorischen Collier hergegeben haben. Die Größe der Zähne ist eine sehr gleichmäßige; sie scheinen alle von einer Rasse herzurühren, welche ungefähr die Größe eines heutigen Hühnerhundes gehabt haben dürfte.

Die verzierten Muschelschalen haben vielleicht als medaillonartige Schlußstücke des Halsbandes gedient; wenigstens zeigt die eine Schale in der Mitte ein rundliches Loch, welches zum Durchziehen einer Schnur geeignet sein würde. Die Außenseite der Schalen ist mit einer sehr sorgsam und zierlich aus Punktreihen hergestellten Verzierung ausgestattet, welche darauf hindeutet, daß der Verfertiger nicht ohne einen gewissen Kunstsinn war.

Sehr interessant ist der Umstand, daß diese verzierten Schalenstücke nicht von einer in Norddeutschland einheimischen Muschel, sondern, wie schon oben hervorgehoben wurde, von einer südeuropäischen Art herrühren. Unio sinuatus soll freilich angeblich auch im Oberrhein vorkommen; doch wird dieses von namhaften Conchyliologen, wie Clessin, bezweifelt[1]). Sicher bekannt ist sie heutzutage nur aus kalkreichen größeren Flüssen Südeuropas, und man darf annehmen, daß in der prähistorischen Zeit hier und da Exemplare dieser Muschel, welche sich wegen ihrer Größe und Dickschaligkeit zur Herstellung von Schmucksachen besonders eignete, im Wege des Tauschhandels ihren Weg bis nach Norddeutschland gefunden haben. Daß sie früher etwa in der Gegend von Magdeburg lebend vorgekommen sei, läßt sich kaum annehmen.

Wie Herr Prof. v. Martens angiebt[2]), sind Exemplare

[1]) Vergl. z. B. Archiv f. Anthropologie, Bd. X, S. 364 ff.; XI, S. 1 ff.

[2]) Die Bestimmung rührt von Herrn Professor E. von Martens her.

[1]) Clessin, Deutsche Exkursions-Mollusken-Fauna, Nürnberg 1876, S. 451.

[2]) E. v. Martens, Die Weich- und Schalthiere, 1883, S. 193.

des Unio sinuatus hier und da in den Rheingegenden zusammen mit römischen Alterthümern konstatirt worden, und man könnte daraus den Schluß ziehen, daß diese Muschel ehemals in den Rheingegenden verbreitet gewesen sei. Doch möchte ich, ehe nicht das Vorkommen von Schalen in Flußbetten und alluvialen Ablagerungen zweifellos nachgewiesen ist, lieber an einen Import aus Südeuropa denken; denn man sieht nicht recht ein, warum Unio sinuatus seit der Römerzeit im Rheinlande ausgestorben sein sollte, falls er damals wirklich dort einheimisch gewesen wäre.

Die Verwendung von Hunde- und sonstigen Raubthierzähnen zur Herstellung von Halsketten, Armbändern und ähnlichen Schmucksachen ist schon mehrfach bei prähistorischen Grabfunden konstatirt worden. Sehr ähnlich und auch dem Fundorte nach nicht weit abliegend ist der Fund von Tangermünde, den Herr Geh. Rath Virchow vor einiger Zeit besprochen hat[1]).

Man fand nämlich auf dem interessanten Gräberfelde, welches südwestlich von der Stadt Tangermünde (in der Altmark) gelegen ist und im Wesentlichen der neolithischen Zeit angehört, in einem Grabe neben den Skelettheilen eines jungen Mannes 130 durchbohrte Raubthierzähne, welche theils in der Nähe des einen Handgelenks (dicht bei einem bronzenen Armbande) lagen, theils aber in der Gegend der Lendenwirbel gelegen haben sollen. Von diesen Zähnen sind neun Stück in die Hände des Herrn Geh. Rath Virchow gekommen und in den Sitzungsberichten der Berliner anthropologischen Gesellschaft (Jahrgang 1884, S. 118) abgebildet worden, nachdem ich sie zoologisch bestimmt hatte. Die Mehrzahl der Zähne, das zugehörige Bronze-Armband, sowie mehrere andere wichtige Objekte aus dem betreffenden Grabe hat mein Kollege, Herr Prof. Dr. Gruner, acquirirt und der ihm unterstellten Abtheilung des Königl. landwirthschaftl. Museums[2]) übergeben.

Nachdem ich auch die letzterwähnten Raubthierzähne in diesen Tagen untersucht habe, kann ich jetzt konstatiren, daß der Tangermünder Fund viel mannigfaltiger ist, als der von Westeregeln. Die Mehrzahl der Zähne von Tangermünde gehört zwar auch dem Haushunde an, aber daneben sind auch andere Thiere, wie Wolf, Fuchs, Wildkatze, Dachs vertreten. Außerdem ist zu bemerken, daß der Verfertiger nicht ausschließlich Eck- und Schneidezähne, sondern auch Backenzähne, besonders die kleinen, kegelförmigen, vordersten Lückzähne und die Reißzähne der Hunde, benutzt hat. Die kleinsten Zähne, von denen 16 erhalten sind, waren zur Herstellung eines Armbandes verwendet; sie lagen nahe bei dem stark verwitterten Bronze-Armbande und zeigen in Folge dessen eine intensiv grüne Kupferoxydfärbung.

Die größeren Zähne des Tangermünder Fundes (meistens Eckzähne) sollen nach der bestimmten Versicherung meines Kollegen Gruner nicht in der Hals- oder Brustgegend des Skelettes, sondern in der Gegend der Lendenwirbel gefunden sein; sie sollen deshalb nicht von einer Halskette, sondern von einem Gürtel herrühren. Im Allgemeinen erscheint eine solche Ausschmückung des Gürtels mit Raubthierzähnen weniger plausibel, als ihre Verwendung zu Halsketten, Armbändern und Ohrgehängen; denn eine Reihe durchbohrter Raubthierzähne muß frei baumeln oder doch möglichst beweglich aufgereiht sein, um recht zur Geltung zu kommen. Auch würden die Zähne an einem straff angezogenen Gürtel vermuthlich leicht verletzt werden. Dennoch will ich die Angabe meines Herrn Kollegen nicht in Zweifel ziehen, da sie auf einer exakten Beobachtung zu beruhen scheint[1]).

Ueber die Lage der Hundezähne in dem Grabe von Westeregeln ist mir leider keine bestimmte Mittheilung zugegangen; doch sind sie zum Theil noch in situ erhalten und man kann deutlich erkennen, daß sie dicht aneinander gereiht zur Ablagerung gekommen sind. Ich möchte vorläufig annehmen, daß sie von einer Halskette und nicht etwa von einem Gürtel herrühren. Vielleicht haben die Schneidezähne für sich ein Armband, die Eckzähne für sich allein die Halskette gebildet.

Die Sitte, aus Raubthierzähnen und speciell aus den Eckzähnen von Hunden Halsketten, Armbänder und ähnliche Schmucksachen zu verfertigen, beschränkt sich keineswegs auf die prähistorische Zeit. Sie findet sich bekanntlich noch jetzt bei vielen Naturvölkern. So z. B. erwähnt Dr. Langkavel (Hamburg) in einem kürzlich veröffentlichten, interessanten Aufsatze über „Die Hunde des malayischen Archipels und der Südsee-Inseln“, daß die Igorroten Halsbänder und Ohrgehänge aus den Fangzähnen von Hunden tragen, ebenso wie die Bewohner der in der Torresstraße gelegenen Inseln[2]).

Auch bei uns in Europa haben sich Spuren dieser Sitte erhalten, indem Jäger und Jagdliebhaber ihre Uhrketten gern mit Hirschhaken, Wolfs- und Eberzähnen, mit Adlerkrallen u. dgl. schmücken. Ja, es scheint neuerdings diese Liebhaberei für Berloques aus Thierzähnen ꝛc. unter dem Einflusse der anthropologischen Studien sich mehr und mehr wieder auszubreiten und selbst bei den Damen Anklang zu finden, wie denn ja überhaupt in unserer Zeit viele durch anthropologische Ausgrabungen zu Tage geförderte Schmucksachen (Schliemann'sche Sammlung!) auf den modernen Geschmack bei Herstellung ähnlicher Objekte maßgebend geworden sind. Es ist das ein früher wohl kaum geahnter Einfluß der Wissenschaft auf die Mode! Vielleicht werden demnächst auch Halsketten aus Raubthierzähnen wieder modern! Dieselben dürften gar nicht übel aussehen, falls die Zähne sorgfältig ausgewählt, geschmackvoll zusammengestellt und zierlich in Silber oder Gold gefaßt würden.

Zum Schlusse bemerke ich noch, daß der Gräberfund von Westeregeln durch die Güte des Herrn A. Bergling, der ich schon so viele interessante Objekte aus der Gegend von Westeregeln verdanke, in meinen Besitz gelangt ist und daher leicht mit den entsprechenden Stücken des Tangermünder Gräberfeldes verglichen werden kann.

---

[1]) Zeitschr. f. Ethnologie, 1884, Sitzungsber. S. 118. Die Gesammtzahl der betreffenden Zähne ist etwas größer, als Virchow angiebt; sie beträgt nicht 104, sondern mindestens 130.

[2]) In der Königl. landwirthschaftl. Hochschule zu Berlin.

[1]) Sie beruht allerdings nicht auf Autopsie meines Herrn Kollegen, sondern auf der Aussage derer, welche die Ausgrabung gemacht haben.

[2]) Neue Deutsche Jagd-Zeitung vom 12. December 1885.

Kürzere Mittheilungen.

Die Untersuchung der grönländischen Westküste.

W. F. Wie in den Vorjahren ist auch im vergangenen Sommer die Untersuchung der Westküste von Grönland fortgesetzt worden. Die Expedition, welche Ende März von Kopenhagen abging, bestand aus dem Marinepremierlieutenant Jensen, als Chef, dem Marinepremierlieutenant C. Ryder und dem Mediciner Sören Hansen. Die Aufgabe war, das Land zwischen dem südlichen Strömfjord und dem Godthaabsfjord zu vermessen und zu kartiren und im Uebrigen verschiedene Untersuchungen und Beobachtungen bezüglich der Naturverhältnisse in dieser Gegend anzustellen. Die Untersuchungsarbeiten umfaßten ein Gebiet von ungefähr 400 Quadratmeilen. In diesem Jahre waren zum ersten Male auch anthropologische Untersuchungen im Programme aufgenommen und ein besonderes Interesse knüpfte sich an die zahlreichen nordischen Ruinen im Inneren des Godthaabsfjord, der „Westerbygd" der isländischen Sagen.

Die Expedition kam Ende April in Godthaab an und begann, insoweit das noch ganz winterliche Wetter es gestattete, sofort die Arbeit. Zum Zwecke von Vermessungen wurde unter Anderem eine sehr beschwerliche Besteigung des „Store Malene", eines südlich von Godthaab belegenen hohen Gebirgskegels, unternommen. Anfangs Mai begab sich die Expedition nach der Kolonie Sukkertoppen. Da das Wetter inzwischen etwas besser geworden war, so konnten hier mehrere Ausflüge nach den in der Nähe belegenen kleinen Inseln unternommen werden, um eine Karte über die Einfahrt zum Hafen der Kolonie zu vervollständigen, welche die Officiere des Kriegsschooners „Fylla" im vorigen Sommer aufgenommen hatten. Sukkertoppen ist in jeder Beziehung die beste aller dänischen Kolonien in Grönland und die Eingeborenen erfreuen sich hier eines materiellen und intellektuellen Wohlseins wie auf keiner anderen Stelle. Für Rechnung des Kolonieverwalters wird hier von vielen tüchtigen Fängern eine einträgliche Lachsfischerei betrieben; fast alle Häuser der Grönländer sind in sehr gutem Zustande und viele derselben aus Holz aufgeführt. Die Bevölkerung ist durchgehends reinlich und gut gekleidet.

Als Supplement zu den anthropologischen Untersuchungen wurden in beiden Kolonien viele statistische Daten (namentlich Auszüge aus den Kirchenbüchern) zur Aufklärung über die Sterblichkeitsverhältnisse 2c. gesammelt. Da das Wetter endlich gut geworden und das bestellte Frauenboot angekommen war, so konnte die Expedition schließlich am 27. Mai ihre eigentliche Reise antreten.

Von Sukkertoppen ging die Fahrt zuerst ostwärts und dann nordwärts, aber überall gestattete das Eis noch nicht, bis zu den innersten Punkten der Fjorde vorzudringen. Ihren nördlichsten Punkt erreichte die Expedition bei der Mündung des südlichen Strömfjord; unterwegs waren die kleinen Handelsplätze Agpamiut, ein sehr schmutziges Nest, und Kangamiut besucht worden. Specieller untersucht wurde auf dieser Strecke namentlich der Evighedsfjord, der reich an großartigen Prospekten ist; mehrere Gebirgsstöcke, von denen aber keiner über 2000 Fuß hoch war, wurden bestiegen. Die Expedition wandte sich nun wieder südwärts, ging um die Insel herum, auf welcher Sukkertoppen belegen ist, und nach kurzem Aufenthalte nach Godthaab. Zwischen beiden Kolonien gehen viele größere und kleinere Fjorde in das Innere des Landes hinein; alle diese Fjorde sind von der Expedition untersucht worden. Der größte derselben ist der südliche Isortok, dessen Untersuchung des schlechten Wetters und anderer Schwierigkeiten wegen drei Wochen in Anspruch nahm, dafür aber gute Aufklärung über die Verbreitung des Inlandseises gab. Von dem Inneren der Fjorde aus wurden mehrere Landreisen unternommen. Die üppige Vegetation des endlich begonnenen Sommers ließ die Fjordlandschaften in voller Pracht erscheinen und fesselte alle Aufmerksamkeit, während dagegen die geologischen Verhältnisse nur wenig Interessantes darboten, indem die Berge fast ausschließlich aus Gneis in verschiedenen Formen bestanden. Ein anderer größerer Fjord, der Fiskefjord, zeichnet sich besonders durch seine äußerst unregelmäßige Form aus und demnächst auch dadurch, daß er im Gegensatze zu der allgemeinen Regel steht, nach welcher alle Fjorde an der Westküste von Grönland in nordöstlicher Richtung ins Land hineingehen. Das Land zwischen diesem Fjorde und dem Godthaabsfjorde ist verhältnißmäßig eben und flach, aber sehr reich an kleinen Seen.

Anfangs August erreichte die Expedition Godthaab und ging dann, nachdem das Frauenboot gewechselt worden war, am 8. August in den großen und vielverzweigten Godthaabsfjord hinein. Trotz des Treibeises im Inneren des Fjordes glückte es doch, im Laufe von ungefähr fünf Wochen fast alle Buchten und Winkel des Fjordes zu untersuchen. Die zahlreichen, aber unbedeutenden Ruinen aus der Zeit der alten Nordländer wurden eingehend untersucht, vermessen und abgebildet, auch wurden kleinere Ausgrabungen vorgenommen. Diese Arbeiten der Expedition sind mit Rücksicht auf die zur Verfügung stehenden geringen Mittel und die kurze Zeit als wirklich bedeutende zu bezeichnen. Vom Inneren des Ujaragsuit, des nördlichsten Armes des Fjord, wo sich die größten Ruinen vorfinden, wurde ein längerer Ausflug ins Innere des Landes bis zum Rande des Inlandseises unternommen; dann wandte sich die Expedition nordwärts, um einen sehr großen Binnensee zu besuchen. Das Frauenboot und alle Bagage mußte zu diesem Zwecke gegen eine halbe Meile über Land getragen werden, da die Mündung des Sees in den Fjord einen Wasserfall mit reißender Strömung bildet. Hierdurch wurde es möglich, die ausgedehnten und beinahe unzugänglichen Theile des Küstenlandes zu kartiren und die Grenzen des Inlandseises, welches hier einen großen Gletscher bis zum Meere vorschiebt, zu bestimmen. Nachdem noch bei dem Handelsplatze Kornok ein 4050 Fuß hoher Berg bestiegen worden war, theilte sich die Expedition, indem Lieutenant Jensen und Kandidat Hansen südwärts gingen, um die zahlreichen Ruinen am südlichsten Arme des Fjordes zu untersuchen, und Lieutenant Ryder die Untersuchung des sogenannten „Nordlandes" übernahm. Auf diese Weise glückte es, das ganze Terrain zu bereisen und zu kartiren.

Am 21. September verließ die Expedition Godthaab und kam nebst ihren bedeutenden wissenschaftlichen Sammlungen nach schneller Reise mit dem Barkschiffe „Thorwaldsen" Mitte Oktober wieder in Kopenhagen an.

Nachschrift. Nach einer uns aus Kopenhagen zugehenden Mittheilung wird beabsichtigt, die Untersuchungen an der Westküste von Grönland im nächsten Jahre fortzusetzen und eine Expedition nach dem nördlichsten Theile der Küste, also nach dem Distrikte Upernivik, abgehen zu lassen. Es ist noch nicht entschieden, ob diese Expedition dort überwintern soll; dies würde nothwendig sein, wenn dieselbe mit den grönländischen Handelsschiffen reisen würde, welche nur einmal jährlich und zwar im Spätsommer Upernivik anlaufen. Um indessen einer zwecklosen Ueberwinterung zu entgehen,

hat man daran gedacht, die Expedition mit einem der schattischen Walerdampfer reisen zu lassen, welche gewöhnlich zeitig im Frühjahre absegeln. Eine bestimmte Entscheidung ist aber nach nicht getraffen. Wenn einige geographische Zeitschriften von einer größeren Expedition nach der Ostküste berichten, sa ist diese Meldung ebenso verfrüht wie diejenige, welche von einer bevorstehenden dänischen Polarexpedition via Karisches Meer zu berichten weiß.

Rückkehr der Neu-Guinea-Expedition unter Kapitän Everill.

Wir haben S. 144 des vorigen Bandes berichtet, daß die Geographical Society of Australasia in Sydney und Melbourne eine Expeditian unter Leitung des Kapitän H. E. Everill ausgeschickt hatte, welche den Westen des englischen Neu-Guinea erforschen sollte. Am 8. November 1885 traf nun in Sydney die Trauerkunde ein, daß die ganze aus acht Europäern und einigen Malayen bestehende Gesellschaft van den als blutdürstig bekannten Eingeborenen am Fly River ermordet warden sei. Die Nachricht, anfänglich angezweifelt, erschien dann doch glaubwürdig. Es ward auf Thursday Island, dem Hauptarte in der Torresstraße, schleunigst eine zweite Expedition mit einem Kastenaufwande von 350 Pfd. St. ausgerüstet, welche am 15. November in dem Kutter „Wild Duck" nach dem Fly R. abging, um über das Schicksal der Everill-Expedition Nachforschungen anzustellen. Gleichzeitig beorderte zur Unterstützung der Commodore der in Sydney stationirten englischen Südseeflattille, Admiral George Tryon, zwei Kanonenboote nach dem Fly. Da meldete plötzlich der Telegraph von Caoktown aus, einer Hafenstadt im nördlichen Queensland, daß die Expedition am 20. November auf Thursday Island und am 23. in Cooktawn glücklich angelangt sei. Das Gerücht van der Ermardung war dadurch entstanden, daß die Reisenden am oberen Fly einen heftigen Angriff von Seiten der Eingebarenen abzuwehren hatten. Die beiden Eingeborenen, welche die Expedition begleiteten, waren dann, aus Angst vor weiteren Anfällen, in der nächsten Nacht heimlich in einem Kanoe entwichen und hatten bei ihrer Rückkehr nach Bamptan Island, westlich von der Mündung des Fly, verbreitet, daß die ganze Gesellschaft ermordet worden sei.

In Thursday Island ließ man die Malayen, welche für den Dienst der Gesellschaft engagirt gewesen, zurück, damit sie mit dem nächsten Postdampfer nach Batavia heimkehrten. Ebenso ward von dort sofort ein Schiff abgeschickt, welches die nachgesandte Hilfs-Expedition zurückbeardern sollte.

Ueber den Erfolg der Everill-Expedition liegt uns zur Zeit folgender Bericht vor. Man fuhr den Fly R. ungefähr 640 km hinauf und gelangte ins deutsche Neu Guinea. Nach den ersten 480 km gerieth der Dampfer „Banito" auf eine Sandbank und blieb dort acht Wochen fest liegen. Während dieser Zeit fuhr man in einem Boote noch etwa 150 km weiter hinauf. Das dem Fly anliegende Land war flach und von geringem Werthe. Dichtester Dschungel war häufig, sa dicht, daß die, welche gelandet waren, sich den Tag über nur zwei englische Meilen weit durcharbeiten kannten. Man wurde eines hohen unbekannten Berges ansichtig, dessen Spitze in Schnee eingehüllt war. Das auf den Karten als Arthur Gordon Range bezeichnete Gebirge existirt gar nicht; es breiten sich in dortiger Gegend nur Ebenen aus. Man vermuthet nach Norden zu eine sehr habe Gebirgskette, in welcher eine bedeutende Wasserscheide liegt, und glaubt, daß das centrale Hochgebirge, von dem man bisher annahm, daß es von Osten nach Westen laufe, vielmehr von Nord nach Süd streiche. Als man den Fly 240 km hinaufgefahren war, wurde die Strömung sehr reißend und der Lauf des Dampfers durch entwurzelte Baumstämme häufig gehemmt. Ungefähr 300 km von der Mündung des Fly entdeckte man einen von Nordost herkommenden Nebenfluß, welcher ziemlich ebenso bedeutend war, wie der Fly selber. Er wurde, zu Ehren des Präsidenten der Geographical Society of Australasia, Sir Strickland River benannt. Von hier ab begann die eigentliche Farschung. Der „Bonito" fuhr den Strickland 480 km hinauf. An dem entferntesten Punkte war er bei einer Tiefe van $4\frac{1}{2}$ bis $5\frac{1}{2}$ m noch 550 m breit. Es kamen aber viele Sandbänke vor, auf denen der „Bonito" oft genug festsaß, wodurch immer sehr unangenehme Störungen veranlaßt wurden. Seine Ufer waren auf den ersten 32 km madrig und schlammig, dann trat jedach eine außerordentliche Konglomeratbildung van Muscheln, Korallen und Flint auf. Auf häufigen Landexcursionen machte man werthvolle Sammlungen, bestehend aus 200 Vögeln, 1000 Pflanzen und einer großen Anzahl von Insekten, namentlich Käfern. Die Tabakspflanze ist in Neu-Guinea einheimisch, und die Sagapalme und andere Palmenarten existiren in großer Menge. Die Flora war bis zur Einmündung des Strickland eine unbestimmte. Von da ab wurde sie auf 32 km mit ihren Eukalypten u. s. w. eine australische, dann aber nahm sie den malayischen Charakter an und ward, je weiter man hinaufkam, immer mehr trapisch. Was das Klima anlangt, sa war die Hitze zwar nicht ungewöhnlich hoch, allein sie ermattete und entkräftete, da sie fortwährend dieselbe blieb und sich nie durch Brisen abkühlte. Die Reisenden hatten viel vom Fieber zu leiden, und der begleitende Arzt Dr. Bernays war durch seine Patienten vollauf beschäftigt. Häufiger und heftiger als die Europäer wurden die Malayen vom Fieber befallen, von denen auch einer starb. Eine sehr böse Plage für Alle waren der Ausschlag und die Beulen, mit denen sie behaftet wurden. Jeder geringste Riß in der Haut, jede Wunde im Fleische führte zu den schmerzhaftesten Geschwüren, welche die davon Betroffenen so entkräfteten, daß sie schwere Arbeiten nicht mehr verrichten konnten.

Angriffe von Seiten der Eingeborenen kamen öfters vor. Pfeile und Speere wurden von ihnen in Masse auf den Dampfer geschossen und geworfen, allein sie reichten nicht zu. Einmal erschienen die feindlichen Eingeborenen in valler Schlachtordnung, aber das Pfeifen der Dampfmaschine verjagte sie. Dach wirkte dies Mittel nicht immer, so daß man einige Male der Schießwaffen sich bedienen mußte.

Henry Greffrath.

Aus allen Erdtheilen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die Karolinen-Angelegenheit hat noch im vergangenen Jahre ihre Erledigung gefunden. Am 22. Oktober 1885 schlug der Papst als Vermittler Folgendes vor: 1) Anerkennung der Souveränität Spaniens über die Karolinen- und Palaos-Inseln. 2) Um diese Souveränität wirksam zu machen, verpflichtet sich die spanische Regierung, auf den genannten Inselgruppen sobald wie möglich eine geordnete Verwaltung einzurichten, mit einer Macht, welche stark genug ist, um die Ordnung und die erworbenen Rechte zu gewährleisten. 3) Spanien gewährt Deutschland volle und ganze

Freiheit des Handels, der Schiffahrt und der Fischerei auf diesen Inseln, wie auch das Recht, daselbst eine Schiffs- und Kohlenstation zu errichten. 4) Ebenso wird Deutschland die Freiheit zugesichert, Plantagen auf diesen Inseln anzulegen und landwirthschaftliche Niederlassungen in derselben Weise wie spanische Unterthanen zu errichten. Am 17. December wurde diese Vermittelung durch ein Protokoll, das durch die Vertreter beider Mächte beim Vatican unterzeichnet wurde, angenommen; in demselben wurden u. A. als Grenzen des Karolinen- und Palaos-Archipels der Aequator und der 11. Grad nördl. Br., sowie der 133. und 164. Grad östl. L. Gr. bestimmt. — Schließlich hat auch England die Souveränität Spaniens über die Karolinen anerkannt, und zwar durch ein in Madrid am 8. Januar 1886 unterzeichnetes Protokoll, worin England dieselben Handelsvortheile, wie dem Deutschen Reiche zugestanden werden.

— Eine neue Insel ist zwischen Californien und den Samoa-Inseln gefunden worden, offenbar durch eine neue vulkanische Erhebung entstanden, da sie nahe dem gewöhnlichen Schiffswege liegt und unbedingt früher hätte gesehen werden müssen. Der Dampfer „Janet Nicol" näherte sich ihr auf etwa anderthalb englische Meilen und konnte den Krater genau erkennen; die Höhe der Insel betrug etwa 250 Fuß und ringsum war sehr tiefes Wasser. Die neue Insel liegt etwa unter 20° 28′ südl. Br. und 175° 21′ westl. L., etwa 40 Miles von den Tonga-Inseln nach Viti zu.

(Science.)

Nordamerika.

— Mächtige und außerordentliche Lagerstätten von Silbererz sind unweit Port Arthur in Ontario gefunden worden.

— Im verflossenen Jahre wurden in den Vereinigten Staaten 3113 englische Meilen neuer Eisenbahnen gebaut, hauptsächlich in den südlichen Staaten und in dem Gebiete westlich vom Missouri.

— Die Sterblichkeit der Neger in den Südstaaten der Union soll nach neueren statistischen Erhebungen größer sein, als die der Weißen und den Zuwachs an Negergeburten übertreffen. Sechs Städte haben ihre Todesfall-Statistik für beide Rassen besonders geführt, und dabei ergaben sich für je 1000 Einwohner

	Todesfälle von Weißen	Todesfälle von Schwarzen
in Louisville	24,04	31,76
„ Washington . . .	17,80	35,45
„ Richmond	19,12	31,95
„ Baltimore	22,71	37,61
„ New Orleans . .	25,41	35,61
„ Charleston	23,78	45

Auch die Sterblichkeit unter jungen Negerkindern ist viel stärker, als unter den weißen. Man erklärt das durch die bessere Ernährung und Pflege der letzteren; aber in einem Theile Virginias, wo beide Rassen in derselben Weise neben einander leben, sollen die Todesfälle unter den Schwarzen unverhältnißmäßig häufiger sein.

— Ueber die sogenannten Cold waves, die gefürchteten Fröste, welche Nordamerika von Zeit zu Zeit überziehen und mitunter bis tief in die wärmeren Staaten hinein vordringen, giebt Lieutenant Woodruff in Signal Service Note XXIII einen interessanten Bericht. Sie kommen auf dem amerikanischen Gebiete fast ausnahmslos zuerst in Helena, Montana, zur Beobachtung, schlagen aber dann dreierlei verschiedene Bahnen ein; sie gehen nämlich entweder direkt östlich über die großen Seen und durch Neu-England und werden dann südlich vom Ohio-Thale nicht mehr empfunden; — oder sie breiten sich südöstlich über das ganze Land aus; — oder sie ziehen endlich direkt südlich den Mississippi hinunter bis nach Texas und wenden sich dann östlich und schließlich nordöstlich über die Atlantischen Staaten. Die Fröste der zweiten Klasse sind häufiger als die der beiden anderen zusammengenommen. Sie erreichen das 880 Miles entfernte Omaha gewöhnlich in 8 bis 16 Stunden, St. Louis (1030 Miles) in 24 bis 32, Galveston und Nashville (1600 Miles) in 24 bis 40 Stunden, Buffalo (1750 Miles) in 24 bis 48, Washington (1953 Miles) in 32 bis 56 Stunden. Sie hängen offenbar mit Stürmen zusammen und folgen im Wesentlichen denselben Bahnen, ihre Vorhermeldung trifft darum ungefähr auf dieselben Schwierigkeiten, wie bei diesen auch; fast immer gehen sie mit abnorm hohem Luftdrucke zusammen. (Science.)

Südamerika.

— Ueber die Buschneger in Surinam machte Professor Martin der Geogr. Gesellschaft zu Amsterdam folgende Mittheilungen:

Die Zugänge zu den gewöhnlich etwas entfernt vom Flusse gelegenen Dörfern werden durch Oeffnungen im Urwalde angedeutet und durch sogenannte Kifungas geschützt. Es sind dies zwei senkrechte Stangen mit einer Querlatte, an welcher Palmblätter befestigt sind; ein rohes Götzenbild steht darunter als Wächter des Dorfes. Letzteres besteht aus vielen unordentlich umherliegenden Hütten von Palmblättern, die jedoch, ebenso wie die Straßen, sehr reinlich gehalten werden. Außerdem giebt es in jedem Dorfe noch einige Hütten für die Götter, deren mehrere gewöhnlich in einem Raume zusammen sind, vor welchem „Medicinen" (Erde, Pflanzen und Wild) niedergelegt werden. Bei den Buschnegern besteht das Patriarchat. Dieselben tatuiren sich Gesicht, Arme und Beine, auch den Körper (nach Art eines Gürtels um die Taille), namentlich aber lieben sie allerlei Schmuck: bunte Tücher, Glasperlen, eiserne und kupferne Ringe und solche von Stroh um Hände und Füße. Andere Schmucksachen haben auch die Bedeutung von Amulets. Die Frauen liegen dem Landbaue ob, die Männer der Jagd, wobei sie sich ausgezeichneter Hinterlader bedienen, die sie wie eine Pistole abfeuern; Fische werden gewöhnlich mit Pfeil und Bogen geschossen. Die Neger haben jedoch durchaus kein ausgesprochenes Bedürfniß nach Fleisch und können sich wochenlang mit Kassave ernähren. Doch essen sie alles, was die Jagd nur liefert, Thiere, Fische, Eier, sogar in verdorbenem Zustande. Es ist unmöglich, durch ihre Wälder Verkehr zu unterhalten, denn Wege giebt es nicht; mit den Weißen kommen sie wenig in Berührung, ebenso wenig mit den südlich wohnenden Indianern. Sie bringen Bäume aus den Wäldern mit Flößen nach der Stadt, doch da der Lohn verhältnißmäßig schlecht ist, nimmt diese Industrie mehr und mehr ab. Je mehr man sich dem oberen Laufe des Flusses nähert, desto schwerer verständlich wird die Sprache der Buschneger, welche viele portugiesische und französische Worte aufgenommen hat.

— Der Linnean Society legte kürzlich Herr John Ball eine Abhandlung vor über die Flora der peruanischen Anden, nebst Bemerkungen über die Geschichte und den Ursprung der Andenflora. Die Untersuchungen beziehen sich hauptsächlich auf den westlichen Abhang der Cordilleren. Aus den angelegten Sammlungen und anderen Anzeichen kann man ersehen, daß die Grenze der alpinen Vegetation, soweit die untersuchte Gegend von Peru in Betracht kommt, von den früheren Forschern zu niedrig angegeben wurde. In vorliegendem Falle kann kein ernstlicher Irrthum in Bezug auf die Höhen vorhanden sein, da sie sich auf die Messungen der Eisenbahn-Ingenieure gründen. Die Erklärung für die verhältnißmäßig hohe Ausdehnung der temperirten Flora hängt von den eigenthümlichen klimatischen Bedingungen ab. Regen fällt nur sparsam, die Nächte sind kalt, aber Frost ist kaum bekannt; wohingegen in der östlichen Plateauregion Stürme, starker Schnee und Fröste häufig sind. Die Vege-

tation der besuchten Region theilt Herr Ball in eine subtropische trockene Zone von der Küste bis 8000 Fuß, eine temperirte Zone bis 12500 Fuß und eine alpine Zone bis 17000 Fuß über dem Meeresspiegel. Was das Verhältniß anbetrifft, in welchem die natürlichen Pflanzenfamilien in der Andenflora auftreten, so machen die Kompositen nahezu ein Viertel der sämmtlichen Arten aus, die Gräser ein Achtel, die Scrophularineen ein Zwanzigstel, während Cruciferen, Caryophylleen und Leguminosen mit je einem Dreißigstel des Ganzen vertreten sind. Auffällig ist die Abwesenheit der Sauergräser (Cyperaceen); ein bemerkenswerther Zug ist die Anwesenheit von vier Dickblattgewächsen (Crassulaceen). In Bezug auf das Verhältniß der endemischen Gattungen und Arten erscheint die Andenflora als eine der eigenartigsten der Welt. Herr Ball stimmt denjenigen bei, welche es für wahrscheinlich halten, daß die Südpolarländer einen großen Inselarchipel bilden, und er ist geneigt, in diese Gegenden den Ursprung der antarktischen Typen der südamerikanischen Flora zu verlegen.

Vermischtes.

— S. Günther. Lehrbuch der Geophysik und der physikalischen Geographie. Zwei Bände. Stuttgart bei Ferd. Enke. 1884 und 1885. Dem ersten 1884 erschienenen Bande, welcher auf 418 Seiten in drei Abtheilungen die kosmische Stellung der Erde, die allgemeinen mathematischen und physikalischen Verhältnisse des Erdkörpers mit einem Abschnitte über die Graphik im Dienste der physischen Erdkunde und schließlich die Geophysik im engeren Sinne nebst dynamischer Geologie behandelt, ist 1885 der zweite und umfangreichere von 670 Seiten mit 118 in den Text gedruckten Abbildungen gefolgt. In den Abtheilungen 4 bis 9 werden besprochen: die magnetischen und elektrischen Kräfte, die Atmosphärologie, die Oceanographie und oceanische Physik, die dynamischen Wechselbeziehungen zwischen Land und Meer, das Festland mit seiner Süßwasserbedeckung und mehr in der Form eines kurzen Anhanges die Biologie und die physische Erdkunde in der Wechselwirkung. Ein näheres Eingehen auf Eintheilung und Gliederung des reichen Stoffes verbietet der Raum. Hier möge es genügen, kurz darauf hinzuweisen, daß ein ungeheures Beobachtungsmaterial bewältigt worden ist, von einem Autor, den ein gründliches mathematisch-physikalisches Wissen, ein klares und doch mildes Urtheil und eine staunenswerthe Litteraturkenntniß auszeichnen. Schon die oft überraschend reichen litterarischen Nachweise werden das Buch auf lange Zeit hinaus zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für alle diejenigen machen, die sich für ein ernstes Studium der reichhaltigen und vielverzweigten Wissenschaft vorbereiten oder für ein Specialfach derselben eine Orientirung wünschen. Die Entwickelung der einzelnen Disciplinen zeigt sehr oft einen feinen historischen Takt, die Kritik offenbart stets das Bestreben des gereiften Mannes nach möglichster Objektivität. Es ist beneidenswerth, wie Günther oft selbst an verfehlten und gescheiterten Versuchen diese oder jene gute Seite herauszufinden weiß. Die Forderung der Vollständigkeit ist in hohem Maße erfüllt. Referent hätte in einigen Abschnitten (z. B. 7 und 8, die hinter 3 seiner Ansicht nach zurückstehen) diesem oder jenem Passus eine andere Fassung gewünscht; so vermißt er in allen für das Ostseegebiet wichtigen Fragen die fundamentale Arbeit von Berendt über das „Kurische Haff“, für die sogenannten Hebungserscheinungen im Mittelmeergebiete Partsch's in Petermann's Mittheilungen veröffentlichte, methodisch wie sachlich bedeutungsvolle Studie über die tunesischen Küsten. Hier und da möchte ich Jemandem statt des Ehrensessels im ersten Range einen bescheidenen Platz im Parquet anweisen — stehe aber davon ab, da dies, ohne zu verletzen, nur bei eingehender Diskussion geschehen könnte; überdies nimmt mir der Respekt vor Günther's Werke als Ganzem die Feder aus der Hand.

Trotz der schweren Ladung fährt das Schiff flott dahin. Das Lehrbuch, der wissenschaftliche Canon, der natürlich keine sogenannte Unterhaltungslektüre gewähren kann, ist gut lesbar und angenehm geschrieben. Nur ganz sporadisch begegnet man einem Ausdrucke, der (z. B. das „emporgekräuselt“ für nive penitente Güßfeldt's) zu einer falschen Vorstellung über die Genesis des Objektes führen könnte, auch Druckfehler (z. B. Bd. II, S. 380, Pegel statt Pregel) sind mir äußerst selten begegnet. Als ein ganz besonderes Verdienst rechne ich es dem Verfasser an, daß er der Versuchung, neue Wortbildungen zu schaffen, standhaft ausgewichen ist. Daß dieselben nöthig werden können und, wie z. B. „Transgression“ und „Abrasion“, mit Dank zu acceptiren sind, weiß ich, aber die Reaktion gegen die überreichlichen Geschenke ist dankenswerth.

Von allen vorhandenen und vielen guten Lehrbüchern über physische Geographie nähert sich das Günther'sche seinem Wesen nach am meisten demjenigen von B. Studer. Ich wünsche demselben neben dem Guthe-Wagner und H. Kiepert's „Alte Geographie“ einen Platz — nicht im Repositorium! — sondern auf dem Arbeitspulte der Jünger der geographischen Wissenschaften. Da für manche Studenten-Kasse die 25 Mk. wohl zu stark ins Budget greifen, werden freilich Universitäts- und Seminarbibliotheken öfter aushelfen müssen. Das Buch eignet sich aber nicht allein für Studirende, sondern im hohen Grade für diejenigen, welche „studirt haben“ und sollte in keiner Bibliothek einer höheren Lehranstalt vermißt werden. P. L.

— Um mit den ausländischen deutschen evangelischen Gemeinden Verkehr anzuknüpfen und ihnen eine Verbindung mit der deutschen Heimath, unter Umständen für ihre kirchlichen und Schulinteressen Unterstützung zu gewähren, ist vor einiger Zeit ein Verein unter dem Namen „Diaspora-Konferenz“ gegründet worden. Das Protokoll über die letzte Jahresversammlung (Protokoll über die am 8. und 10. September 1885 zu Eisenach abgehaltene Jahresversammlung der Diaspora-Konferenz) giebt lebendige Bilder aus den deutschen Gemeinden in allen Welttheilen. Prof. Dr. Reinicke führt in die deutsche Gemeinde von Jerusalem, Dr. Borchard entwirft ein Bild von Australien, und im Uebrigen geben Auszüge aus der Korrespondenz und statistische Uebersichten Nachricht. Die Bestrebungen für die deutsche Kirche und Schule im Auslande, über welche hier berichtet wird, stehen im innigsten Zusammenhange mit den Bestrebungen für die deutsche Kolonisation und verdienen auch in dieser Beziehung Beachtung und Theilnahme.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIX. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Dr. P. Neis' Reise im oberen Laos-Lande.

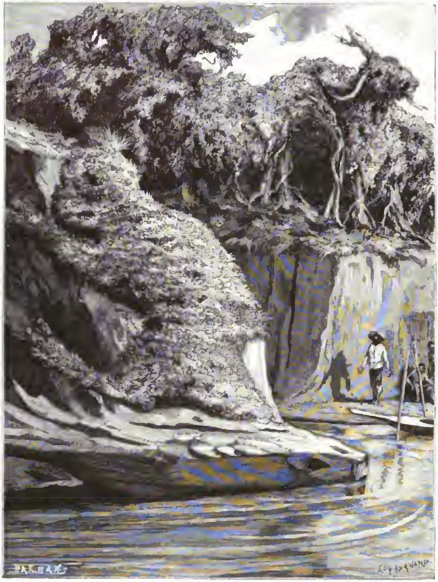
V.

Nachmittags wurde das Erstaunen des Reisenden noch größer; jetzt waren es nicht mehr bloß Felsen, sondern die Bäume am Ufer, das sandige Ufer selbst und seine Grasbedeckung, welche die sonderbarsten Thiergestalten zeigten. Und diese Arbeiten konnten nicht früher entstanden sein, als nach dem Ende der letzten Regenzeit. Umgebogene und mit Rotang festgebundene Zweige, Pfähle und lange Bambus, welche das Laub nicht immer ganz verhüllte, hatten dazu gedient, den Bäumen am Ufer die gewünschte Form zu geben. Nachfragen bei den Eingeborenen blieben unbeantwortet oder erschreckten dieselben; so forschte denn der Reisende bei dem ihn begleitenden Mandarinen, dem Phya Hokong, nach, führte ihn Abends an den Fluß und zeigte ihm kaum 100 m entfernt eine merkwürdige Gruppe von sieben Menschen in unanständiger Stellung; aber der Mandarin erklärte nur, er sehe zwar menschliche Figuren, aber die habe Buddha geschaffen, und die Hand der Menschen habe dabei nichts zu thun gehabt. Nun zeigte ihm Neis am gegenüberliegenden Ufer einen aus dem Rasen ausgeschnittenen Affen, unweit davon einen aus drei Bäumen gebildeten Elephanten und einen Büffel und fragte ihn, ob Buddha auch diese seit der letzten Regenzeit geschaffen und die Stützen und Bänder angebracht habe, um den Bäumen die Form von Thieren zu verleihen. Da gerieth der Phya Hokong in Aufregung und bat, ihn nicht weiter zu fragen, denn es brächte Unglück, von diesen Dingen zu sprechen, versprach auch, einige Tage später, wenn man diese Gegend verlassen habe, Auskunft zu geben. Zugleich zeigte er ihm im Nordosten einen Berg, den Pu Xan (Elephantenberg), der ziemlich genau die Gestalt eines liegenden Elephanten zeigt. Da derselbe nun 250 bis 300 m hoch und mehr als 1 km lang ist, so hat ihm offenbar Menschenhand seine Form nicht gegeben, wenn auch die Waldblöße, welche das Auge darstellt, von Seiten der Eingeborenen künstliche Nachhilfe erfährt. Vielleicht hat dieser Berg die Eingeborenen auf den Gedanken gebracht, die wunderlich gestalteten Felsen im Flusse weiter auszuarbeiten.

Uebrigens erhielt der Reisende auch später die gewünschte Auskunft nicht und erfuhr nur, daß die Priester die Bäume zustutzen und alljährlich bei Gelegenheit des Wasserfestes die Augen anmalen. Auch der alte König von Luang Prabang und sein Arzt, der oberste Priester, wußten nichts über den Ursprung der Bilder; nur das behaupteten sie, daß dieselben nicht von den Laos herrühren, sondern vielleicht von Birmanen, Annamiten oder Chinesen. Letzterer Ansicht neigt auch Neis zu, wenn er auch sonst am ganzen Nam U keine chinesischen Denkmäler gefunden hat.

Am 30. November Mittags erreichte man das aus 50 bis 60 reinlichen, gut gebauten Häusern bestehende Pak Sön, das zur Hälfte von seinen Einwohnern verlassen war, obwohl die Hôs noch nicht bis in diese Gegend vorgedrungen waren. Bei den Talapoins (Priestern) der Pagode, die zum Theil dem Wasserfeste in der Hauptstadt beigewohnt und den Reisenden dort zur Seite des Königs hatten sitzen sehen, fand er freundliche Aufnahme und erhielt von ihnen die besten Früchte, Tabak und Thee. Letzterer ist jetzt in Luang Prabang schwer zu bekommen, da die Karawanen, welche noch vor Kurzem jährlich zwei oder drei Male aus Jünnan ihn brachten, sich aus Furcht vor den Hôs nicht mehr in das Gebiet östlich des Nam U wagen.

Am 2. December wurde die Fahrt von Pak Sön aus fortgesetzt; nun wurden die Ufer und die begrenzenden Berge höher und es traten wieder roh skulpirte Felsen auf, die aber nur schlechte Kopien oder Karrikaturen der zuerst gesehenen waren, und bei denen die Arbeiter sich keine Mühe gegeben hatten, ihre Nachhilfe zu verbergen; auch war ihre Zahl bei Weitem nicht so groß und sie waren ebenso gut aus der Ferne, wie in der Nähe zu erkennen. An diesem und dem folgenden Tage fuhr man durch eine wenig bewohnte Gegend und traf nur auf einige Dörfer von Lös, die sich hierher geflüchtet hatten; am 4. December aber lagen die laotischen Dörfer näher bei einander. Gegen 3 Uhr Nachmittags wurde der Fluß breiter und weniger tief; er breitet sich hier zwischen hohen, dicht bewaldeten Bergen seeartig aus und wird in der Mitte durch eine breite Sandbank in zwei Arme getheilt. Zahlreiche Barken



In Gestalt von Thieren bearbeitete Bäume.

und Flöße lagen dort vor Anker und verriethen die Nähe einer größeren Ansiedelung. Hier lag Möong Ngoï, wo Neis dem Möong Kran einen Brief des Königs zu übergeben hatte. Dieser Mandarin war hierher gesandt worden, um die Bewegungen der Hôs zu überwachen, die Anwohner des Flusses in ihren Wohnsitzen festzuhalten und den bewaffneten Widerstand zu organisiren. Aber der Mandarin war ein kranker, furchtsamer Greis, der seit seiner Ankunft noch nicht zweimal an Land gegangen war, sondern auf einem Floße mitten im Strome wohnte und sich bereit hielt, auf die erste Nachricht vom Anrücken der Hôs das Rotangtau, das sein Schiff festhielt, zu durchschneiden und sich den Fluß hinabtreiben zu lassen. Alles, was er bisher gethan hatte, bestand darin, daß er die Bewohner veranlaßt hatte, seinem Beispiele zu folgen; daher die Menge von Booten und Flößen auf dem Strome. Bei



Muong Ngoi.

Tage gingen die Einwohner von Möong Ngoï auf dem Lande ihren Beschäftigungen nach, zur Nacht kehrten sie auf ihre Flöße zurück, wo sie ihre beste Habe bereits untergebracht hatten. Sie waren entschlossen, im ersten Augenblicke der Gefahr ihre Stadt zu verlassen und nach Süden auszuwandern; dabei schauten sie alle sorglos und heiter darein. Denn im Süden fehlt es nicht an fruchtbarem Lande und ein laotisches Haus ist rasch aufgebaut; zudem ist eine neue Kolonie während der ersten paar Jahre von Steuern befreit. Höchstens, daß einige alte Weiber oder ein paar Priester wehmüthig nach der verlassenen Pagode zurück blicken, oder mancher Familienvater bedauernd auf die frisch gepflanzten Areka- und Kokospalmen. Diese vollkommene Sorglosigkeit, Heiterkeit und Zufriedenheit ist einer der besten Charakterzüge der Laos, der auch seinen guten Einfluß auf Reisende, die sich unter ihnen bewegen, nicht zu verfehlen pflegt. Da der Möong Kran durch den Brief des Königs angewiesen wurde, den Reisenden im Falle drohender Gefahr nicht weiter vordringen zu lassen, so wollte er, für seinen Kopf fürchtend, dessen Weiterreise nicht gestatten und schlug ihm Ausflüge in die nächsten Berge vor. Als aber Dr. Neis ihn von einem gefährlichen Bruchleiden kurirte, wagte er nicht mehr, seinen Forderungen zu widersprechen und nach langen Verhandlungen willigte er ein, den Reisenden weiter fahren zu lassen, da ein junger Mandarin aus Luang Prabang mit zwei Booten voll Bewaffneter vorauszufahren und den Weg zu rekognosciren versprach. Die sechs Tage, welche diese Ver-



Die Grotte Tam Krung.

handlungen dauerten, benutzte Neis zu Ausflügen in die umliegenden Gebirge und mehrere merkwürdige, ganz in Pagoden umgewandelte Höhlen. Eine derselben, die Grotte Tam Krung, einige Kilometer von Möong Ngoï entfernt gelegen, enthält eine klare Quelle von mehreren Metern Tiefe, deren Wasser so durchsichtig ist, daß man am Grunde und in den Felsritzen deutlich große, schwarze Fische erblicken kann. Dieselben gelten für Zauberer, und noch niemals soll es geglückt sein, einen derselben zu fangen. Ein kleines Wasserbecken vor der Grotte dient als Bad und auch als Versammlungsort der Frauen von Möong Ngoï. Auch glaubt man, daß in der Grotte ein weiblicher Pi wohnt, welcher junge verheirathete Männer entführt und einige Zeit in einer unterirdischen Höhle bei sich behält. Wenn dann der Mann nach ein paar Tagen wieder nach Hause zurückkehrt, so vermag er nicht zu erzählen, oder will es vielleicht nur nicht, wie er inzwischen gelebt hat.

Ebenso wie am Nam Kan maß Neis auch in Möong Ngoï und dessen Umgebung zahlreiche Khas, die sich weder in ihrem Körper, noch in ihrer Kleidung, in Sitten oder sonstwie von den Mois im südlichen Indochina unterschieden. Auch zwölf Individuen vom Stamme der Maos traf er, echte Chinesen, die erst seit drei oder vier Generationen im Lande angesiedelt sind; sie haben die chinesische Sprache und Schrift sich bewahrt, tragen auch den Zopf, aber nicht geflochten. Sie wohnen auf den hohen Bergen östlich von Möong Ngoï; ein zweiter Stamm von derselben Rasse wohnt im Lande der Phuöng, in den Bergen nordöstlich von Möong

Ngan. An beiden Orten leben sie mit den räuberischen Hös, wie mit den Annamiten und Laos in friedlichen Beziehungen, gelten als gute Nachbaren und sind überdies schwer anzugreifen. Sie bauen viel Mohn und überschwemmen das ganze Land mit ihrem schlechten und billigen Opium; das zukünftige Opiummonopol in Tongking wird sie zu gefährlichen Schmugglern machen. Auch die Jagd betreiben sie, und alle ohne Ausnahme, Männer, Weiber und Kinder, sind im Besitze von Flinten, die sie selbst herstellen. Sie verstehen es, Eisen zu schmelzen, in Barren zu gießen und Flintenläufe zu bohren, deren Stange und Pfanne sehr primitiv sind. Diesen Lauf laden sie zur Hälfte mit selbstverfertigtem Pulver und unmittelbar auf dasselbe setzen sie ohne Anwendung eines Pfropfens mittels eines Ladestockes einen Pfeil, bestehend aus einem kurzen Stück Bambu mit einer eisernen, beinernen oder steinernen Spitze. Dieser sehr unvollkommenen Waffe sollen sie sich nach Angabe der Laos mit großem Geschicke bedienen.

Die zwölf Maos, welche nach Möong Ngoï gekommen waren, hielten sich übrigens dort nur wenige Stunden auf und entflohen, sobald sie sich in aller Eile ihrer Waaren entledigt hatten. Die Laos erzählten lachend, dies sei geschehen, weil sie die Frösche hätten quaken hören, und nun würden sie mehrere Monate lang nicht mehr an die Ufer des Nam U zurückkehren, um nicht diesen für sie entsetzlichen Ton hören zu müssen. Sie sind völlig überzeugt, daß das Froschgeschrei ihnen Unglück bringt, und daß der Ort, wo sie es hören, für sie tödtlich sei; in ihren Bergen



Markt der Khas.

giebt es keine Frösche, und an den Nam U steigen sie nur in der Mitte der trockensten Jahreszeit hinab, wenn sie sicher sind, kein Gequake zu hören. Denselben Aberglauben sollen die Phnöng haben, welche gleichfalls ein Hochplateau bewohnen; es kommt in demselben nur die ganz natürliche Furcht der Bergbewohner vor den während der Regenzeit ungesunden Thälern zum Ausdrucke, denn nur während der Regenzeit lassen sich die Frösche hören.

Am 11. December Mittags konnte Neis seine Fahrt nach Norden mit zwei leichten Barken, der einen für ihn, der anderen für den Phya Hokong, fortsetzen. Oberhalb Möong Ngoï fließt der Strom zwischen steilen Felsen hin, in deren Höhlungen Pis und noch bösere chinesische Geister, Arak mit Namen, hausen; Neis mußte hier das Versprechen abgeben, keinen Schuß abzufeuern, der die Geister erzürnen würde. Eine dieser Grotten, welche mehr als 30 m über dem Flusse sich in der senkrechten Felswand befindet, enthält mehrere Buddhastatuen, von denen man kaum begreift, wie man sie an ihren Platz hat bringen können.

Das Land ist hier gut bevölkert, aber viele Dörfer waren schon verlassen. Alle diese Gebirge, so wild sie auch aussehen, ernähren eine zahlreiche Bevölkerung von Khas, die stets an den Bächen sitzen. An den Mündungen derselben, auf der Sandbank, welche sich dort in der trockenen Jahreszeit bildet, errichten die Laos von Möong Ngoï, Möong Sön und selbst von Luang Prabang einen „Markt“ für die Khas; sie bringen Zeuge, Ackerbaugeräthe, lackirte Holzwaaren und Reisbranntwein herbei, fügen aus Bambus

große Flöße zusammen und warten auf die Khas, welche ihnen dafür Reis, Baumwolle, Seide, Tabak, adstringirende Rinde und Stocklack bringen. An einem einzigen solchen Marktplatze zählte Neis zehn Flöße, deren jedes bereits mit drei bis vier Tonnen solcher Produkte beladen war, namentlich mit Baumwolle und Stocklack, jener Ausschwitzung verschiedener Bäume und Sträucher in Folge des Stiches der Lackschildlaus (Coccus Lacca Kerr.). Die Laos gewinnen aus dem Lacke zunächst eine schöne rothe Farbe und führen dann das wenig gereinigte Harz über Bangkok zumeist nach China aus, wo es zum größten Theile zum Kalfatern der Dschunken verbraucht wird. Nur ein kleiner Theil wird weiter gereinigt und giebt dann eine bessere Sorte Lack.

Ab und zu waren auch Dörfer der Lös zu bemerken, kenntlich an der eigenthümlichen Form der Häuser, deren Dach über eine große Veranda weit vorspringt. An solchen Dörfern wollte der Phya Hokong niemals anlegen. Die Lös sind in Folge von Kriegen aus der Gegend von Xieng-Tong nach dem Königreiche Luang Prabang ausgewandert, wo sie fast keine Steuern zahlen und vom Frohndienste verschont sind. Körperlich scheinen sie sich nicht von den Laos zu unterscheiden, aber wohl in der Tracht; sie tragen nicht das Languti (Schärpe), sondern eine Weste und Hose von blauer Baumwolle. Sie haben auch am Nam U Rinderheerden eingeführt, die aber nur als Lastthiere dienen, nicht zur Nahrung.

Am 12. December wurde die Mündung des Nam Höp passirt, der drei Tagereisen weit aufwärts schiffbar ist und



Zusammentreffen mit den Pai Pu Noi.

vielleicht auch einen guten Weg nach Tongking abgiebt. Der Nam Ngua, bei welchem man am folgenden Tage vorbeifuhr, ist sogar neun Tagereisen weit bis Möong Tong, das sich aber schon im Besitze der Hös befindet, zu befahren; durch sein Thal waren dieselben schon wiederholt auf ihren Plünderungszügen zum Nam U hinabgestiegen. Noch am selben Tage erreichte Neis die Stadt Möong Kua an der Einmündung des von Westen her kommenden Nam Pak. Von dort an ist der Nam U nach Angabe der Laos noch sechs Wochen weit schiffbar, eine Strecke, die ein Europäer trotz der zahlreichen Stromschnellen vielleicht in weniger als der Hälfte zurücklegen würde. Jedenfalls ersieht man daraus die Bedeutung des Nam U als eines Handelsweges. In diesen Ländern werden die Transportmittel noch sehr lange Zeit dieselben bleiben, wie sie jetzt sind: Pirogen, Flöße, Lastochsen und in gewissen Fällen Elephanten. Die Erbauung von Eisenbahnen wäre in dem Bergwirrwarr des nördlichen Indochina ebenso schwierig wie kostspielig, und die Verbesserung der Wasserwege wird ein schwer erfüllbarer Wunsch bleiben. Und ist die Produktion und der Verbrauch Jünnans wirklich so groß, daß er eine in Xieng Maï oder Hanoï beginnende Eisenbahn rechtfertigen würde? Und ist es wirklich der Mangel an Verbindungswegen, welcher hier den Handelsverkehr hindert und nicht vielmehr die ewige Feindschaft zwischen den einzelnen Stämmen, die Räuberei und die Wegezölle?

Möong Kua, malerisch am Zusammenflusse beider großen Wasserläufe, auf einem Hügel und am Fuße eines Berges

gelegen, war noch vor einigen Jahren eine große reiche Stadt, wohin Ochsenkarawanen der Hôs vom oberen Mekong, Kaufleute vom oberen Nam U, zahlreiche Khas u. A. kamen. Jetzt aber war die Hälfte der Bevölkerung nach dem Mekong geflohen, die Karawanen waren ausgeblieben und es lagen dort nur wenige Flöße mit Waaren vor Anker.

Inzwischen war es kälter geworden und in der Nacht des 14. December fiel das Thermometer auf 11° C. Abends, als Neis zitternd bei seinem Feuer saß, stiegen aus einer benachbarten Barke sechs Männer, warm in wollene Gewänder gekleidet, und näherten sich ihm, um ihn zu begrüßen; es waren Pai Pu Noï, welche in den hohen Gebirgen am Einflusse des Nam Leang, acht Tagereisen oberhalb Möong Kua, wohnen. Sie verstehen laotisch, aber sprechen eine eigene Sprache, sind von Luang Prabang abhängig und befanden sich gerade auf der Reise dorthin, um ihren Tribut abzuliefern. Namentlich mit der chinesischen Provinz Jünnan stehen sie in Handelsverbindung und beziehen von dort Salz und chinesische Stoffe. Ihr Anführer plauderte lange mit Neis, zeichnete ihm eine Karte des oberen Nam U, der ihm sehr gut bekannt war, und schenkte ihm ein Pfund Thee, den der Reisende schon mehrere Monate lang hatte entbehren müssen.

Nachdem Neis am folgenden Tage die Breite von Möong Kua bestimmt hatte, gab er den Bitten seiner Mandarinen nach und trat am 15. December die Rückfahrt an, welche rasch von statten ging. In der Nacht des 24. traf er wieder in Luang Prabang ein.

Hier erfuhr er den Ausbruch des Krieges in Tongking, wodurch ihm jede Möglichkeit, nach diesem Lande vorzudringen, abgeschnitten wurde. Seine Instruktionen, die ihm immerhin große Freiheit ließen, lauteten dahin, auf dem Rückwege, wenn die Straßen nach China und Tongking versperrt sein sollten, der Route Mouhot's zwischen Luang Prabang und Bangkok zu folgen. Dann aber hätte er seinen eigenen Weg bis Paklaye zurückmachen müssen. Andererseits hatte er seit seiner Ankunft in Luang Prabang viel von der großen Stadt Xieng Mai sprechen hören; von dort her kamen alle europäischen Waaren, welche auf dem Markte von Luang Prabang und im ganzen oberen Laos-Lande verkauft wurden. Die Engländer sollten dort sogar wegen der kommerciellen Wichtigkeit des Ortes einen Konsul einsetzen wollen. Deshalb hielt es Neis für richtig, über diese noch ziemlich unbekannte Stadt heimzukehren und er änderte demgemäß seinen Reiseplan.

Eine Reise nach dem Taß-Busen.

Von **de Dobbeler.**

I.

Während der Reise auf einem der von Tjumenj nach Tomsk fahrenden Passagierdampfschiffe machte ich in der Nähe von Tobolsk die Bekanntschaft eines Herrn Funk, welcher mit seinem eigenen Dampfschiffe nach der Mündung der Flüsse Taß und Purr fahren wollte, um dort seine Faktorei mit Waaren für den Tauschhandel mit den Samojeden zu versehen und seine Fischereien zu vergrößern. Es bot sich mir die beste Gelegenheit, den Norden Westsibiriens kennen zu lernen und gern nahm ich das Anerbieten dieses Herrn an, mit ihm zu fahren.

Am 11. Juli 1884 gingen wir an Bord des nach dem Taß-Busen bestimmten Schraubendampfschiffes, einem Schooner mit zwei Masten, welcher eine große, mit Holz beladene Barke im Schlepptau führte. Am 12. Juli war Samarow und nach einem Aufenthalte an diesem Orte am 14. Juli Mittags die Mündung des Irtisch in den Ob erreicht. Am 16. Juli wurde bei Berjosow (Beresow) angelegt und am 18. Juli Nachmittags befand sich das Schiff neben Obdorsk. Die Fahrt war bisher bei schönem Wetter und günstigem Winde vor sich gegangen und wenig unterbrochen worden. Rechts war der Ob von einem hohen, bewaldeten Steilufer, links von flachen, mit Weidenbäumen bewachsenen Ebenen begrenzt. Größere Inseln waren nicht selten, flache, im frischesten Grün prangende Eilande. Am Ufer bemerkten wir einige von Ostjaken bewohnte Orte, das nördlichste Kloster dieser Gegenden, Kondinskoe, und den Kirchort Kuschewatskoe. Hin und wieder kamen Ostjaken in ihren kleinen zierlichen Booten, welche sie ausgezeichnet zu führen verstehen, ans Dampfschiff gefahren, um Brot gegen Fische einzutauschen.

Bei Obdorsk mag die Breite des Ob etwa 10 bis 12 km betragen. Der ruhig dahin fließende Riesenstrom und die hier nahe liegenden schneebedeckten Uralberge bieten gemeinsam ein selten großartiges Bild.

Am 19. Juli begannen schon einige, später häufig wiederkehrende Unterbrechungen und Unglücksfälle der Reise, zu denen gehörte, daß das Bugsirtau sich in der Schraube des Dampfschiffes verwickelte, die Anker in der Strömung nicht halten wollten, Schoner und Barke hart an einander geriethen und daß die eine Schraube des Dampfschiffes beschädigt wurde. Ganz besondere Schwierigkeiten machte es aber, inmitten der Obinseln und anfänglich im Obschen Meerbusen genügend tiefes Fahrwasser zu finden.

Nachdem schon am 21. Juli der Obsche Meerbusen erreicht worden war, mußte das Schiff zurückkehren, damit an einem geeigneten Orte eine Reparatur der Schraube vorgenommen werden konnte. Diese Arbeit begann am 24. Juli, wurde aber schon am folgenden Tage durch ein Gewitter, welchem ein heftiger, zwei Tage und Nächte dauernder Nordwestwind folgte, unterbrochen. Am 28. Juli war die Schraube reparirt, die Barke wurde zurückgelassen und unser Schoner hoch mit Holz beladen. Da auch vierzig Menschen, größtentheils Fischer, auf diesem nur 110 Fuß langen und 21 Fuß breiten Schiffe Platz finden mußten, so war der Raum sehr beschränkt. Bald nach der Weiterfahrt gerieth das Schiff zweimal auf den Grund, welches eine zwei Tage und zwei Nächte währende, mühevolle Arbeit zur Folge hatte.

Die Ob-Inseln, welche ich während dieser Zeit nach allen Richtungen durchstreift hatte, waren sehr flach, mit hohem Grase und Gebüsch, hauptsächlich Weidenbüschen bedeckt; überall stand Wasser, welches bald flach, bald tiefer werdend kleinere oder größere Teiche bildete; überall war der Uebergang vom flachen zum tiefen Wasser allmählich

und der Grund fest, nicht sumpfig. An Pflanzen fand ich etwa vier verschiedene Arten Weiden, zur Carexfamilie gehörige Gräser, Schachtelhalme, Kuhblumen, Vergißmeinnicht, auf trockenen Stellen Glockenblumen, Nelken und Wicken. Belebt waren die Inseln von wilden Schwänen, Möven, Uferschnepfen, sowie von unzähligen wilden Gänsen und Enten. Auch die furchtbarste Plage Sibiriens, die Mücken, lernte ich hier kennen; ihre Anzahl und die von ihnen bereiteten Qualen sind nicht zu beschreiben, sondern müssen empfunden werden.

Am 30. Juli Nachmittags war der Obsche Meerbusen zum zweiten Male erreicht und wurde neben Jambasalee, einer großen Fischerei, Anker geworfen. Der folgende Tag verging mit fortwährendem Hin- und Herfahren auf einer großen Sandbank, das Schiff ging 8 Fuß tief und das Fahrwasser war überall nur $8^1/_2$ bis 9 Fuß. Um 12 Uhr Nachts ging das Schiff endlich bei 12 Fuß Tiefe vor Anker; eben zur rechten Zeit, weil ein immer heftiger werdender Nordwestwind, welcher zwei Tage und zwei Nächte dauerte, unfehlbar unseren Untergang herbeigeführt hätte.

Am 3. August und in der folgenden Nacht ununterbrochene Reise beim schönsten Wetter; am 4. August wurden an der Ostküste große Eismassen bemerkt und daher die Westküste aufgesucht und dort geankert. Wir befanden uns, wie sich später ergab, dem Taß-Busen gegenüber. Zwischen den wenigen, am Ufer befindlichen Eisschollen tauchten hin und wieder Seehunde auf, in einiger Entfernung vom Strande fanden wir ein samojedisches Todtenlager.

Während des folgenden Tages blieb der Schoner vor Anker; am 6. August herrschte ein heftiger Nordwestwind und das Schiff wurde vom Treibeise eingeschlossen; es gelang erst nach ununterbrochenen anstrengenden Arbeiten, Abends dem Eise zu entkommen und bei einem entsetzlichen Schwanken des kiellosen Fahrzeuges die Mitte des Meerbusens zu erreichen, um dort an einer eisfreien Stelle zu ankern. Am 7. August Abends Fortsetzung der Reise; am folgenden Tage zwang ein dichter Nebel zu langsamem Fahren, und als sich derselbe zertheilt hatte, wurde bemerkt, daß der ganze Meerbusen vor uns mit Treibeis bedeckt war und deshalb die Rückfahrt beschlossen. Während derselben entdeckten wir den im Nebel nicht beachteten Taß-Busen und erreichten Abends diese eisfreie und geschützt liegende Bucht. Weil auch hier das wenig bekannte und theilweise sehr flache Fahrwasser Schwierigkeiten machte, so konnte das Hochland Nachodka, welches den Mündungen des Taß und Purr gegenüber liegt, erst am 11. August erreicht werden. Die Zeit bis zum 21. August verging mit Ab- und Umladen der Waaren, sowie mit den beschwerlichsten Versuchen, den Purr hinaufzufahren. Am 22. August trat das Schiff seine Rückfahrt nach Tobolsk und Tjumenj an; es war das erste Dampfschiff gewesen, welches den Taß-Busen hinaufgefahren war und die Mündungen der Flüsse Taß und Purr aufgesucht hatte.

Da sich mir die beste Gelegenheit bot, das Leben und Treiben der Samojeden kennen zu lernen, so hatte ich beschlossen, hier zu bleiben und später im December mit den vom Taß-Busen nach Surgut gehenden Renthierkarawanen zurückzukehren.

Der Ort, welcher mir bis zum 2. December, also über ein Vierteljahr, zum Aufenthalte dienen sollte, lag an einem kleinen, aber tiefen Arme des Purr, in einiger Entfernung von der Mündung des Flusses. Es war dieses ein Haupthandelsplatz der Samojeden, welche im Herbste mit Renthieren hierher kamen, und es hatten deshalb Herr Funk und ein Engländer Herr Wardropper hier ihre Waarenniederlage. Die Waaren des ersteren befanden sich hauptsächlich auf einem Segelschoner, weniger in dem am Ufer befindlichen kleinen Blockhause, die Waaren des Herrn Wardropper in einem geräumigeren Blockhause und in einem Schuppen. Der Handelsplatz oder die Faktorei hatte also zwei Blockhäuser, einen mit Waaren beladenen Schoner, einen Schuppen und ein Samojedenzelt. Das größte der Blockhäuser war $8^1/_2$ m lang, etwas über 4 m breit und $2^1/_2$ m hoch. Diese Gebäude und das eben so kleine Blockhaus eines am Taß angesiedelten Russen Mamejeff waren die einzigen in einem Umkreise von Hunderten von Meilen.

Wichtiger als der Handel mit den Samojeden, welche gegen Fische und Pelzwerk das ihnen nöthige Mehl, Brot, Salz, Tabak und Tuch eintauschten, sind die am Taß und Purr befindlichen Fischereien. Die Fischerei beginnt Anfangs Juli, wenn sich an den Seiten der Flüsse, theilweise auf dem Eise, etwas Wasser bildet; es werden zuerst Hechte und andere Süßwasserfische gefangen. Bald darauf wandern auch die Fische aus dem Nördlichen Eismeere und dem Obschen Meerbusen nach den Mündungen der Flüsse, aber die Haupternte der Fischerei beginnt erst dann, wenn das Eis aus dem Ob- und Taß-Busen fort ist und den Luft bedürfenden Weißwalen, den russischen Delphinen, nicht mehr im Wege steht. Diese beweglichen, mit Rauschen und Brausen aus dem Norden daher kommenden Thiere sind es hauptsächlich, welche die Fischschaaren, besonders die phlegmatischen Störe, in die Flüsse hineinjagen. Es werden alsdann enorme Quantitäten Fische, hauptsächlich Störe, Sterlette, Njelma, Sirock, Mokfun, Sjeld, Nalim (Quappe) &c. gefangen. Die Fische werden eingesalzen, von den Samojeden getrocknet und im Herbst mit einem oder zwei Segelschiffen nach Tobolsk gebracht. Ein großer Theil Störe und Sterlette wird in Teichen aufbewahrt, um später, wie die im Herbst gefangenen Fische, im gefrorenen Zustande mit Renthierkarawanen nach Surgut transportirt zu werden; von Surgut werden sie mit Pferden nach Tobolsk und anderen sibirischen Städten gebracht und in den russischen Fastenzeiten consumirt. Es wird noch bis December unter dem Eise gefischt und erst dann damit aufgehört, wenn das Eis zu stark wird.

Es bot sich mir die Gelegenheit gerade in der schönsten Zeit, in der ersten Hälfte des September, größere Fahrten mit dem Boote zu machen, den Purr und den Taß mehrere Meilen weit hinaufzufahren und Nachodka aufzusuchen. Der Anfang September ist deshalb schön, weil die Tage hell und warm sind (am 31. August + 19° R. in der Sonne), aber schon einzelne schwache Nachtfröste eintreten, welche die Mücken lähmen; ich machte die Bemerkung, daß diese Plagegeister bei + 6° R. noch sehr in Bewegung und recht lästig, bei + 4° R. aber nicht mehr zu bemerken sind.

Taß und Purr haben, abgesehen von der verschiedenen Größe, viel Aehnlichkeit mit dem Ob und kann das von den Ob-Inseln Gesagte im Wesentlichen auch von den Niederungen und Inseln dieser Flüsse gelten.

Am Ufer des Purr und des Taß-Busens lagen häufig 20 bis 30 Fuß hohe Hügel, aus Humuserde bestehend, welche auf Eisschollen aus den Tundren hierhergekommen sind und an die erratischen Blöcke erinnern. Der Lärchenbaum ist der einzige hier vorkommende hochstämmige Baum, welcher aber eine beträchtliche Stärke und Höhe erreicht und in der Nähe der Flüsse nicht unbedeutende Wälder bildet. Auffallend war an manchen Orten die große Menge wilder Rosen, welche trotz einiger Nachtfröste noch in schöner Blüthe standen.

Die Bootfahrten nahmen 14 Tage in Anspruch; es mußte in Samojedenzelten, in Erdhütten russischer Fischer

oder im Boote übernachtet werden: als wir am 14. September vom Taß zurückkamen und durch den Taßbusen fuhren, schwammen schon kleine Eisschollen in demselben und in der folgenden Nacht fiel Schnee.

Nachdem ein großer Theil der samojedischen Hirten aus dem Norden zurückgekehrt und sich am Taß und Purr versammelt hatte, machte ich am 25. Oktober meine erste Fahrt mit Renthieren zu dem schon erwähnten, am Taß wohnenden Russen Mamejeff und kehrte am 31. Oktober nach der Faktorei zurück. Im November entwickelte sich in der Faktorei ein sehr reges Leben; neben einem lebhaften Handel mit den immer zahlreicher ankommenden Samojeden mußten die Renthierkarawanen nach Surgut expedirt werden. Die Fische wurden gewogen, auf Schlitten gepackt und, nachdem auf diese Weise eine genügende Anzahl Schlitten beladen war, setzte sich die erste Karawane in Bewegung, dieser folgte nach mehreren Tagen die zweite, nach längerer oder kürzerer Zeit die dritte, die vierte ꝛc. Die Renthiere für die Karawanen werden von den wohlhabenden Samojeden geliefert, welche dann dieselben auch führen.

Nach den angegebenen größeren und einigen kleineren Exkursionen blieb ich fast immer in der Faktorei; leider war es mir nicht möglich, einen gut erhaltenen Mammuth aufzusuchen, welcher in einiger Entfernung von Nachodka lag. Der Aufenthalt am Purr wurde, je mehr er sich seinem Ende näherte, um so unangenehmer; die kleinen Gebäude waren von Waaren, von russischen Fischern und Samojeden überfüllt. Die ewige Fischspeise, welche roh oder gekocht genossen werden mußte, wurde mir ganz zuwider und fürchtete ich deshalb, am Skorbut zu erkranken; auch wurde davon gesprochen, daß unter den Samojeden die Pocken herrschten. Außerdem entstanden Streitigkeiten zwischen Russen und Samojeden, welche in Folge der Verschiedenheit der Sprache und besonders durch die Furchtsamkeit eines russischen Fischers fast zu einem Kampfe geführt hätten. Alle diese Unannehmlichkeiten störten mich aber wenig in meiner Beschäftigung, welche darin bestand, Wind und Wetter zu beobachten, die Temperatur der Luft und anfänglich die des Wassers zu messen und zu notiren und mit vieler Mühe und Kosten ein samojedisches Wörterbuch herzustellen. Dasjenige, was ich über die Religion und die Sitten, über das Leben und Treiben der Samojeden in Erfahrung bringen konnte, gebe ich in einem folgenden Aufsatze wieder.

Am 2. December wurde die Reise nach Surgut angetreten; der Weg führte über eine der kältesten, wildesten und menschenleersten Flächen des nördlichen Asiens. Die Länge des Weges wurde mir auf 1100 Werst (1 Werst = $1^1/_{16}$ km) angegeben und stimmt diese Angabe mit der Berechnung, wenn man annimmt, daß die Renthiere während längerer Reisen 7 Werst in der Stunde zurücklegen.

Unsere Karawane war eine kleine, rasch gehende, welche dem Russen Mamejeff gehörte und nur Personen, keine Waare beförderte; sie war die letzte, welche von der Faktorei nach Surgut ging, aber alle übrigen Karawanen überholte. Es reisten mit derselben der Russe Mamejeff, der Engländer H. Wardropper, zwei Dolmetscher, ein Ostjake und eine Samojedenfamilie, bestehend aus zwei erwachsenen Samojeden, einer Frau, einem Knaben und einem kleinen Kinde; ein Zelt und Lebensmittel wurden mitgeführt.

An den ersten beiden Tagen mißlang die Abreise, weil beim Abschiede zu reichlich Branntwein genossen worden war; fast sämmtliche Führer fielen von ihren Schlitten in den Schnee und mit mir rasten die Renthiere ungelenkt über die Schneefläche. Es gelang mir mit äußerster Anstrengung, mich im Schlitten zu halten und nach einer weiten, ziellosen Fahrt die Renthiere anzuhalten. Nachdem Russen, Samojeden und Ostjaken ihren Rausch im Schnee ausgeschlafen hatten und später auch die Renthiere bis auf wenige wiedergefunden und eingefangen waren, konnte am dritten Tage, dem 4. December, die Reise fortgesetzt werden.

Wir fuhren bis Surgut entweder auf Flüssen, deren Ufer dicht bewaldet waren, über öde, nur mit Zwergsträuchern bewachsene Hochebenen oder über Seen und Sümpfe. Die einzigsten Thiere, welche ich während der ganzen Reise sah, waren eine Schneeeule, ein Bussard und ein paar Krähen; das Wild wandert ebenfalls im Winter nach Süden oder zieht sich in die dichtesten Wälder zurück, welche in großer Zahl und Ausdehnung vorhanden sind. Wölfe folgen wohl den Karawanen, aber selten wird es gelingen, einen derselben auch nur zu sehen.

Am 4. December fuhren wir ununterbrochen 12 Stunden, anfänglich auf dem Purr, dann auf einem Nebenfluß desselben, dem Tabbiiha oder Sandfluß; am folgenden Tage ebenfalls auf dem Tabbiiha. Der 6. December war ein Ruhetag; es kamen viele Samojeden nach unserem Zelte, sie zogen ebenfalls mit ihren Karavanen südlich oder nach Obdorsk. Am 7. und 8. December rasche Fahrten bei schönem, stillem Wetter; zwischen den Lärchenbäumen sah ich einzelne Exemplare dichter, mit grünen Nadeln versehener Tannen und hin und wieder eine Birke. Am 9. December wehte ein heftiger Südwestwind, Schneegestöber herrschte und die Temperatur der Luft war nur — 2° R. Wir befanden uns auf einer baumlosen Hochebene; wunderbar ist es, wie die Samojeden beim Schneegestöber und in dunkler Nacht auf weiten Ebenen, wo kein Baum, kein Hügel ihnen als Zeichen dienen kann, immer den Weg zu finden wissen. Oft sah ich nach meinem Kompaß und immer mußte ich bemerken, daß sie dieselbe Richtung einhielten; kein Russe oder Fremder, und wenn er während seines ganzen Lebens in diesen Gegenden gewohnt hat, wird ohne einen Samojeden oder Ostjaken eine solche Fahrt wagen oder durchführen können.

Am 10. December Ruhetag, am 11. eine langsame Fahrt, weil der Schnee hoch und weich war. Am 12., 13. und 14. December ununterbrochene Fahrten bei schönem Wetter; wir passirten die Wasserscheide der Flüsse Nadim und Purr, ferner sah ich nach langer Zeit zwei allein liegende, mäßig hohe Berge, Tündela, und einen kleinen, vollkommen kreisrunden See, welcher mit einem gleichmäßigen, etwa 20 bis 30 Fuß hohen Wall umgeben war, dieser letztere war im Osten etwas durchbrochen; später kamen diese runden Seen noch häufiger vor, wenn auch nicht so regelmäßig geformt. Wir trafen die schönsten aus Tannen, Fichten, Kiefern und Birken bestehenden Wälder. Tannen und Fichten zeigten die verschiedensten Formen, dunkelgrüne Säulen, Kegel, Pyramiden; zwischen ihnen ragten nur noch einzelne Exemplare des nadellosen Lärchenbaumes, Ruinen gleich, hoch empor.

Der 15. December war ein Ruhetag; ein heftiger Südwestwind wehte und ein Schneegestöber herrschte, die Temperatur der Luft war nur — 4° R. Es wurde ein Renthier geschlachtet und von den Samojeden theilweise roh verzehrt; Renthierfleisch wie Fische werden in Streifen geschnitten, diese in den Mund gesteckt und vor dem Munde mit dem Messer abgeschnitten. Da es das schlechteste Wetter war, so saß ich während des ganzen Tages im Zelte und in Gedanken hieran möchte es Zeit sein, etwas über die Art und Weise unseres Reisens zu erwähnen.

Das Antlitz der Erde von Eduard Süß.

(Bd. I, Tempsky u. Freitag, Prag und Leipzig 1885.)

In einem stattlichen Bande von 778 Seiten in Lexikon-oktav hat die erste Hälfte von Süß' „Antlitz der Erde" ihren Abschluß gefunden. Gestützt auf ein erstaunlich reiches, bis in die jüngste Zeit mit Sorgfalt und kritischem Blicke geprüftes, geologisches Beobachtungsmaterial, unternimmt es der berühmte Wiener Geologe, die horizontale und vertikale Gliederung der Erdoberfläche genetisch zu erklären. Wenn die Schule der Alexander v. Humboldt und Leopold von Buch in jedem Gebirge nach denjenigen Massen forschte, welche die Hebung desselben hervorgebracht hatten, wenn man von bestimmten, sich dokumentirenden Hebungsrichtungen zu sprechen gewohnt war, so giebt es nach Süß Hebungen — weder plötzliche, noch säkulare — überhaupt nicht! Diese Anschauung ist keine plötzlich und unvermittelt auftretende Caprice eines neuerungssüchtigen, verwegen konstruirenden Theoretikers. Die Gebirgsfaltungen des Schweizer Jura mußten bei dem gänzlichen Mangel eruptiver Gesteine ihren ersten wissenschaftlichen Erforscher schon vor 50 Jahren zu einem Gegner der Anschauung machen, nach der man in jedem Gebirge das Resultat einer Erhebung sah. Die Theorie einer Fältelung, gestützt durch geschickte Experimentalversuche, gewann Boden und trat auch bei den durch die Faltensysteme der Alleghanys angeregten amerikanischen Forschern, wie z. B. dem bekannten Geologen Dana, in den Vordergrund. Hatte man für die den Jura faltende Kraft den Ursprung noch in der Erhebung der Alpen gesucht, so zeigten die geologischen Specialuntersuchungen in der Schweiz, z. B. an den durch einander gekneteten Schichten von Trias und Gneis beim Finsteraarhorn und der Jungfrau, daß wir es auch hier mit den durch Erosion zerschnittenen Trümmern zusammengeschobener Faltungen zu thun haben. 1875 erschien die Aufsehen erregende kleine Schrift von Süß „Die Entstehung der Alpen", in welcher seine Theorie, daß Faltungen und Senkungen die beiden, die Oberflächengestalt des Alpengebietes bedingenden Vorgänge seien, zum ersten Male begründet ward. Die gemeinsame Ursache für beide Vorgänge ist die allmählich fortschreitende Erkaltung der Erde, die nothwendiger Weise eine Volumenverminderung bedingt. Der Proceß geht nicht ganz gleichmäßig vor sich, da die erkaltete Oberfläche sich nicht gleichmäßig dem verkleinerten Volumen anschmiegen kann. Wäre sie stark genug, der allgewaltig wirkenden Schwere zu widerstehen, so müßten unter ihr weite Hohlräume entstehen und zuletzt eine völlige Trennung von dem Erdkerne erfolgen. Statt dessen sucht sich die Erdrinde dem Erdkerne stets anzupassen, Stellen geringeren Widerstandes werden unter der furchtbaren Wirkung der radial wirkenden Schwerkraft in Runzeln und Falten gelegt, große Platten und Schollen lösen sich und sinken schneller als ihre Umgebungen in die Tiefe. „Die sichtbaren Dislocationen — heißt es S. 143 — in dem Felsgerüste der Erde sind das Ergebniß von Bewegungen, welche aus der Verringerung des Volumens unseres Planeten hervorgehen. Die durch diesen Vorgang erzeugten Spannungen zeigen das Bestreben, sich in tangentiale und in radiale Spannungen, und dabei in horizontale (d. i. schiebende und faltende) und in verticale (d. i. senkende) Bewegungen zu zerlegen." Es sind, wie an einzelnen Dislocationen nachgewiesen wird, Schollen Hunderte und Tausende von Metern gesunken. Einbrüche sind es, in denen sich die Oceane gesammelt haben, so daß die Kontinente hervortraten aus dem das ursprüngliche Sphäroid bedeckenden Wassermantel, Faltungen, welchen die großen Kettengebirge der Erde ihre Entstehung verdanken. Die vulkanischen Vorgänge sind nur Nebenerscheinungen, Anzeichen der „vorübergehenden Oeffnung kleiner Fugen".

Der Zusammenbruch des alternden Erdballes setzt sich fort. Erdbeben und seismische Fluthen gemahnen uns an denselben. Die Vorgänge sind aber in der Gegenwart entschieden von geringeren Veränderungen begleitet als in früheren Epochen, obschon vor einem Quietismus in der Geologie gewarnt werden muß. Süß beginnt damit, in Kapitel I. aus einander zu setzen, wie die Ueberlieferungen der Sintfluth sich in erster Linie als Erscheinungen einer das untere Mesopotamien heimsuchenden seismischen Fluth darstellen. Besonders in der ältesten Form, im Izdubarepos, ist die Darstellung durchaus der Lokalität angepaßt. Mit einer Erdbebenfluth, bei der die „Brunnen der Tiefe" sich öffnen, d. h. die Grundwässer der Niederung hervorbrechen, verbanden sich vielleicht die Wirkungen eines im Indischen Ocean vorrückenden Cyclons. Nach einem Hinweise, wie sich die Berichte der Genesis als jüngere und binnenländisch gefärbte Darstellungen dokumentiren, werden Vorgänge aus der jüngsten Zeit, die als Senkung interpretirte Ueberfluthung des Ran of Katch und Cyclonenfluthen an Bengalens Küste als erläuternde Beispiele herangezogen. Im zweiten Kapitel werden einzelne an Erschütterungen reiche Gebiete genauer besprochen und dargelegt, daß der Beweis für wirkliche Erhebungen chilenischer Küstengebiete keineswegs als erbracht gelten könne. Nachdem in dem besonders wichtigen dritten Kapitel die Dislokationen und die durch vereinigte radiale und tangentiale Bewegung hervorgerufenen und oft sehr verwickelten Erscheinungen besprochen sind, wendet sich der Verfasser im vierten Kapitel speciell zu den Vulkanen. Er bespricht in äußerst fesselnder Weise die verschiedenen Typen, welche von den unter unseren Augen sich bildenden Kegeln bis zu den durch die Denudation zerstörten Vulkanruinen zu verfolgen sind. Oft sind nur noch Batolithen übrig geblieben, d. h. Massen, die in feurig flüssigem Zustande nie bis an die Oberfläche gedrungen sind. Im fünften Kapitel werden die Erdbeben behandelt. Wenn Hoernes 1878 bei seiner Eintheilung besonders die tektonischen Erdbeben ausschied, so verfolgt Süß die Erscheinungen noch mehr ins Einzelne, indem er betont (S. 228), daß es ebenso viele Arten von tektonischen oder Dislocationsbeben geben müsse, als es Gruppen von Dislocationen giebt.

Wir müssen es uns versagen, hier des Näheren auf die specielle Eintheilung einzugehen und können auch nur ganz summarisch auf den zweiten Theil hinweisen, der speciell die Gebirge der Erde behandelt. So weit wie geologische

Forschungen vorliegen, zieht der Verfasser die orographische Gestaltung in den Kreis seiner Darstellung. In den ersten fünf Abschnitten, welche Alpen, Karpathen und Mittelmeergebiete behandeln, bewegt sich Süß vornehmlich auf altem, wohl vertrautem Arbeitsfelde; dem südlichen Afrika, Vorderindien und den centralasiatischen Hochgebirgen sind Abschnitt 6 und 7 gewidmet, während der 8., oft durch kühne Kombinationen überraschend, die „Beziehungen der Alpen zu den asiatischen Gebirgen“ enthüllt. Für die drei, dem amerikanischen Kontinente gewidmeten Abschnitte lieferten die Specialaufnahmen der Vereinigten Staaten und die zahlreichen, wenn leider auch noch immer lückenhaften Forschungen europäischer Reisenden das Beobachtungsmaterial. Als besonders interessant möge hier die Besprechung der „Cordillere der Antillen“ hervorgehoben werden.

Ich habe das Buch bei der Lektüre jedes einzelnen Abschnittes stets mit einem Gefühle des größten Respektes aus der Hand gelegt, selbst dann, wenn sich mir bei der Behandlung einzelner und theilweise speciell bekannter Gebiete eine zweifelnde Frage aufdrängte. Hier will ich mich begnügen, auf Süß' eigene Worte (S. 142) hinzuweisen: „Die Einzelheiten der Vorgänge durch genaue Prüfung und Vergleichung einzelner Fälle zu ermitteln, ist die Aufgabe der nächsten Jahre. Jede genaue Untersuchung des Wesens irgend einer bestimmten Dislokation .... gewinnt hierdurch erhöhtes Interesse, und dankbar wendet man sich dem großen Schatze älterer Beobachtungen von Neuem zu.“

Das Buch ist von einem eminenten Geologen geschrieben, aber stets im Hinblicke auf die großen Fragen der physikalischen Geographie. Ich möchte es die erste wirkliche Morphologie der Erdoberfläche nennen. Bei der Klarheit und Präcision der Sprache wird es auch den nur mit den Elementen der Geologie vertrauten Lehrer zu fesseln und zu fördern vermögen. Alle diejenigen, welche sich für die großen Fragen der physikalischen Erdkunde interessiren, auch wissenschaftlich gebildete Touristen und Alpinisten seien auf dasselbe verwiesen. Das einzige, was hier und da störend auffällt und unschwer hätte vermieden werden können, ist die Verschiedenheit der angeführten Maße; man begegnet Meilen (ohne besondere Charakterisirung) und Kilometern, Metern und Fußen. Die Ausstattung mit 48 Textbildern, zwei Vollbildern und vier Karten in Farbendruck ist eine vortreffliche, der Druck vorzüglich, so daß sich schon dieser erste Band, der in sich ein Ganzes bildet, als Gabe auf den Tisch eines gebildeten Naturfreundes empfiehlt. Auf den zweiten Band, welcher die für den Geographen so hoch interessanten „Veränderungen der Oberflächengestalt des Meeres“ und nach einer Zusammenfassung aller Einzelresultate die Veränderungen der Landfaunen seit der Tertiärzeit behandeln wird, dürfen wir mit Recht gespannt sein und wünschen demselben eine baldige Vollendung. P. L.

Die Karánkawa-Indianer.

Von **Albert S. Gatschet** in Washington.

Obwohl die Karánkawa-Indianer in der amerikanischen Kolonialgeschichte und in der Lokalgeschichte von Texas nicht selten erwähnt und beschrieben werden, so ist doch wenig über sie bekannt, was von ethnologischem Werthe wäre. Sie werden als kühne und muthige Krieger von bedeutender Körpergröße geschildert, als Anthropophagen und als unerbittliche Feinde der spanischen Kolonisten; die Bedeutung ihres Stammesnamens ist unbekannt, und es trägt denselben noch ein Flüßchen, das von Norden her der Matagorda-Bai zuströmt.

In der merkwürdigen Beschreibung des südlichen Texas, die uns der abenteuernde Alvar Nuñez Cabeça de Vaca unter dem Titel „Naufragios“ hinterlassen hat [1]), werden zwar mehrere Stämme erwähnt, die in dortiger Gegend gelebt haben müssen, doch läßt sich keiner derselben sicher mit den Karánkawa identificiren. Etwa 150 Jahre nach ihm erwähnt sie indeß Joutel, ein Begleiter von Rob. Cavelier de la Salle auf dessen letztem Entdeckungszuge (1687), unter dem Namen Koïenkahé, Koienkahe, Korenkake als im Norden (d. h. Nordosten) des Maligne-Flusses lebend [2]), worunter vermuthlich der Guadeloupe-Fluß zu verstehen ist. Während seines Aufenthaltes an der St. Louis-Bai hatte C. de la Salle den Clamcoët-Indianern ihre Kähne eigenmächtig weggenommen, um damit eine Explorationsfahrt auf einem der dortigen Flüsse auszuführen. Er kehrte alsdann nach dem Mississippi zurück, und sobald diese Indianer von seiner Ermordung hörten, fielen sie über die zurückgebliebenen 20 Franzosen beiderlei Geschlechts her und machten sie bis auf Wenige, die entrinnen konnten, nieder [1]). Daß die Namen Clamcoët und Karánkawa identisch sind, und daß ersterer noch genauer zu dem unten zu erwähnenden Karámkawa stimmt, werden unsere Leser leicht einsehen.

Im 18. Jahrhundert dehnten die Spanier von Mexiko aus ihre Herrschaft auch über Texas, und verwalteten das Land von zwei militärisch beschützten Posten aus: San Antonio de Bejar und Nacogdoches. Sie richteten auch einige Missionen zur Civilisirung der Indianer ein, hauptsächlich im Süden der Provinz, und die „Caraneahuazes“ werden damals oft als eine wilde Horde von Barbaren im Küstenstriche erwähnt. In den texanischen Staatsarchiven, die ich im December 1884 zu konsultiren Gelegenheit fand, finden sich Stellen wie (zum Jahre 1793): „Es ist unmöglich, die Küstenindianer, genannt Carancahuazes, zum Christenthume zu bekehren, wegen ihrer engen Freundschaft mit den Lipans (Apaches).“ „Eine neue Besatzung muß am Coloradoflusse angelegt werden, um die Carancahuas im Zaume zu halten.“ Der Ort Refugio, oder Nuestra Señora de Refugio, wo die übrigen Karánkawa damals unter der Aufsicht des Missionars Garza lebten, liegt in der Mitte zwischen Corpus Christi und Victoria, ungefähr unter 28° 20′ nördl. Br. Wenigstens ein Theil des Stammes war also damals schon christianisirt. Ein mexikanisches Dokument von 1828 meldet, daß 100 Familien

[1]) Abgedruckt in Barcia, Historiadores.
[2]) P. Margry, Découvertes III, 288, 289. B. F. French, Historical Collections of Louisiana, I, 134 ff.

[1]) P. Margry, Découvertes III, p. 613, 614.

der Carancahuazes und Cujanos (?) vom Hafen von Corpus Christi sich nordöstlich bis zum Ausflusse des Coloradoflusses vorfänden und den Kolonisten nicht selten lästig würden.

Wie alle übrigen Stämme des mittleren Texas waren auch die Karánkawa Menschenfresser [1]); diese Thatsache ist durch die älteren Autoren so wohl bezeugt, daß gar kein Zweifel dagegen erhoben werden kann. Dies war wohl auch der Anlaß, daß die Sprache der Karánkawa als ein Dialekt des Atákapa von Louisiana, gesprochen am Bayou Têche, Mermentau- und Calcasien-Flusse, angesehen wurde. Denn da beide Völker als Anthropophagen bekannt waren, so konnte sich das Chá'hta-Wort hátak-ápa (hátak Mensch, ápa essen) leicht auf beide ausdehnen und in Folge dessen beide als eines Stammes und einer Sprache betrachtet werden. Untenstehende Liste von Karánkawa-Wörtern macht einen solchen Zusammenhang höchst unwahrscheinlich.

Seit dem Schlusse des Revolutionskrieges (1783), besonders aber seit 1810 begann die thatkräftige Rasse der Angloamerikaner nach Texas vorzudringen und als sie im Osten und Süden an Volkszahl erstarkt war, hatte auch für die Diebes- und Mordgelüste der Karánkawa-Indianer die letzte Stunde geschlagen. Kolonisten, die unter der Leitung von Stephen Austin standen, hatten sich einmal zur Erforschung der Umgebung von ihrer Ansiedelung entfernt; die Karánkawa benutzten den Moment, um über die Zurückgebliebenen herzufallen, sie zu berauben und vier unter ihnen zu tödten. Austin brach an der Spitze einer Kolonne auf, drängte die Angreifer in die Enge und massakrirte etwa die Hälfte des Stammes, so daß die Uebrigen sich bei La Bahia auf Gnade oder Ungnade ergaben. Sie wurden unter dem Versprechen freigelassen, sich nie wieder östlich vom La Vacaflusse zu zeigen. Die Ueberreste derselben konnten jedoch das Stehlen nicht lassen und geriethen so in Konflikt mit den spanischen Ansiedlern, welche sie wieder über den La Vaca zurücktrieben. Sie fanden hierauf Zuflucht bei den Amerikanern, denen sie hinfort als Arbeiter und Knechte dienten [2]).

Mühlenpfordt beschreibt sie in seinem „Freistaate Texas" I, S. 120 als schön- und hochgewachsen, mit Adlernasen, niedriger Stirn und hervorstehenden Backenknochen ausgestattet, tatuirt; als wohlbewaffnete, trotzige Feinde der Comanches und zwischen Goliad (oder La Bahia) und Arangaso angesiedelt. Den Namen schreibt er Caranchuhuas und Carancowasos. — Die letzte Nachweisung, die ich über diesen Stamm aufzufinden im Stande war, ist die, daß sie von Cortina, dem Lokalhaupte von Matamoros, im Jahre 1858 wegen Räubereien gezüchtigt und westlich über den Rio Grande befördert wurden. Wenn heutzutage noch Individuen des Stammes am Leben sind, so dürften sie am ehesten im Staate Tamaulipas oder auf Padre Island, einer langen Nehrung nördlich von Matamoros, angetroffen werden. Im verflossenen Jahrhundert galt als einer ihrer Nachbarstämme der Stamm der Mayeyes, oder Malleyes, Mayes, der bei San Antonio und an der St. Bernard-Bai erwähnt wird. Diese Indianer waren ebenfalls den mexikanischen Ansiedlern feindlich gesinnt und sollen „neben dem Atákapa noch eine ihnen eigene Sprache" gesprochen haben. Lieutenant Uhde erwähnt außerdem noch bei San Antonio die erloschenen Stämme der Pacaos, Payseyas, Orejones, Pallalat, Cuyanes; zwischen Nuecesfluß und Rio Grande die Tortugas, Siapanes, Pampopas, Pacarujas, Ocanes, Nazonis (S. 121).

Als ich im September 1884 die Tónkawe-Indianer in Shackleford County, im nordwestlichen Texas, besuchte und ihre Sprache studirte, fand ich zwei Personen unter ihnen, die in ihrer Jugend mit den Karánkawa zusammen gelebt hatten. Einer derselben, ein Greis von 75 Jahren, sah sie ums Jahr 1835 unweit des Unterlaufes des Rio Grande, etwa 20 Hütten bewohnend, barfüßig, von kräftigem Körperbaue und unter dem Namen Kéles oder „Ringer, Ringkämpfer" den Tónkawe bekannt, da sie sich in dieser athletischen Kunst besonders auszeichneten. Er sprach den Namen mit m aus: Karámkawa, wie er ihn von den Mexikanern gehört hatte. Im südlichen Texas waren ihm außerdem noch drei barfuß einhergehende Stämme zu Gesicht gekommen: die Minai, südöstlich von der Hauptstadt Austin, in 25 Hütten oder Zeltdächern; die Carrizos, am unteren Rio Grande mit fünf Hütten; die Hanáme oder Chaimáme, ebendaselbst, mit zehn Hütten.

Die Minai sind die Bidai, Bidayos, Bidaes der mexikanischen Dokumente, die noch vor 40 Jahren am Trinityflusse lebten, und deren Namen das Caddo-Wort bidai, Gebüsch, Strauch, darstellt. Die Carrizos leben noch jetzt friedlich bei Reynosa, auf der mexikanischen Seite des Rio Grande; ihr Name ist spanisch und bezeichnet ein Rohrdickicht. Uhde (Länder am unteren Rio Bravo. 1861) hat ein kleines Wortverzeichniß ihrer Sprache geliefert; sie sind auch unter dem Namen Cometrudos bekannt. In ihrer Nähe wohnten die obigen Hanáma oder Charimames, wohl identisch mit den Cotomames der dortigen Gegend. Mein Tónkawe-Informant kannte zwei Wörter ihrer Sprache: bimiyána, Wasser; himiána tsáyi! reiche mir Wasser! — Ein Lipan-Apache theilte mir mit, daß sein Volk die Karánkawa: Nda kun-dadéhe, „Leute, die ins Wasser gehen", benannte.

Die Wörter aus der bis jetzt noch völlig unbekannten Karánkawa-Sprache, an die der lebensmüde Greis sich noch erinnern konnte, lauten wie folgt:

ewē! komm her!
gaχamétēt upät, vor langer Zeit redete, sprach ich.
hókso, Alligator.
húmhe, Feuer.
káhe, Tabak; ka-swénas, Cigarrette.
koláme, Bratpfanne; Zuber aus Eisenblech.
kwa ma, schwarzes Pferd (kwa aus spanischem caballo).
kwan péka, weißes Pferd.
kwó-om! nein!
χankíniktam! laufe, komm eilends her!
napénai pátsim, ich sage, rede.
napénai naχēruaχa pára, ich bin sehr erzürnt.
upät, emphatisch; upā-ā-ät, vor langer Zeit.
ushiníktam, ein kleiner Mann.

Der zweite Informant war eine blinde Frau, wohl ebenso betagt, wie jener alte Mann. Man behauptete, sie habe längere Zeit mit einem Karánkawa-Indianer zusammengelebt; ihre Angaben bestätigen mehrere der obigen Wortbedeutungen:

ewé-e! komm! komm geschwind!
háka! setze dich! tchakwamé! setze dich hier!
ka-as waná! komm her!
χankéye, rennen, laufen, eilen.
tapshewá, Schwein.
wána! gehe weg! oder: wir wollen gehen!

Die Qualität und der geringe Umfang dieser Wortliste macht Vergleichungen schwierig. Nichts darunter scheint

[1]) Vergl. Prof. E. Buschmann, Spuren der aztekischen Sprache, S. 428, 429; in Verhdl. d. Kgl. Akad. d. Wissensch., Berlin, 1854.

[2]) Buschmann, a. a. O. (nach Mrs. M. Holley).

mit Tónkawe, Apache, Caddo, Comanche oder Atákapa überein zu stimmen; dagegen lassen sich einige unbestimmte Anklänge an das Coahuilteco (oder Texano), das vor hundert Jahren zu beiden Seiten des unteren Rio Grande gesprochen wurde und uns in Garcia's Catechismus (Querétaro, 1760) erhalten ist, herausfinden. Vermehren sich diese Anklänge durch spätere Forschung, so wird die Affinität beider Sprachen zur Wahrscheinlichkeit oder Gewißheit:

upät längst; Coahuilteco: apa, damals, zur Zeit.
na-pénai ich; na- ich.
gaχi- in gaχiamétĕt, ich sprach; aχlé sprechen.
kwó-om! nein! óχua, aχäm, yaχäm, nicht.

Kürzere Mittheilungen.

Hochzeitsbräuche der Zambalen (Luzón).

Nach dem Folklore de Zambales.

Wenn ein lediger Zambale sich um die Hand eines Mädchens bewirbt, so muß er, falls die Eltern der Braut die Partie für angemessen erachten, in das Haus seiner Auserwählten übersiedeln, um hier Knechtesdienste zu leisten. Er muß Holz spalten, Wasser zutragen, Feldarbeiten verrichten, überhaupt jedem Befehle seines Schwiegervaters gegenüber unbedingten Gehorsam an den Tag legen; denn zeigt er irgendwie Ungehorsam, Nachlässigkeit oder Ungeschick, so weist ihm der Vater der Braut die Thür, ja bei seiner Rückübersiedelung wird ihm oft eine Musikkapelle beigegeben, um den Effekt zu erhöhen. Die heutigen Zambalen erklären sich diesen Probedienst, indem sie behaupten, der Vater des Mädchens wolle sich überzeugen, ob sein zukünftiger Schwiegersohn auch die Tugenden eines braven Ehemannes, Sparsamkeit, Geduld und Bescheidenheit, besäße. Thatsächlich aber ist dieser Brauch ein Rudiment einer alten Sitte aus der heidnischen Zeit. Damals nämlich wurden im eigenen Clan die Ehen durch Kauf abgeschlossen; war der Ehestandskandidat nicht in der Lage, den geforderten Preis ganz oder theilweise zu erlegen, so mußte er eine entsprechende Zeit hindurch seinem Schwiegervater so lange als Sklave dienen, bis die schuldige Summe durch seine Arbeit getilgt war. Diese Brautstands-Sklaverei warf übrigens keinen Makel auf den einst freien Mann. Als die Spanier ins Land kamen und ihre Mönche die Zambalen zum Christenthum bekehrt hatten, hörte das Kaufen der Braut auf, dagegen wurde es allgemein, daß alle, also auch die Reichen, eine im voraus bestimmte Zeit hindurch bei dem Vater der Braut zu dienen hatten. So blieb die Sitte bis auf den heutigen Tag, obwohl die Pfarrer dagegen eifern, da naturgemäß die Brautleute, wenn sie unter einem Dache wohnen, leicht zu Ungebührlichkeiten verleitet werden. Ist der Probedienst zur allgemeinen Zufriedenheit ausgefallen, so wird der Tag der Hochzeit festgesetzt, deren Kosten die Eltern zu tragen haben. In der letzten Woche vor der Hochzeit darf der Bräutigam nicht zu Pferde steigen, sonst droht ihm ein Unglück, das überhaupt gern in den letzten Tagen des Junggesellenstandes sich einzustellen pflegt, weshalb auch der Ehestandskandidat in dieser Zeit nie ohne einen Gefährten ausgehen soll. Es ist ihm auch verwehrt, saure Früchte zu genießen, weil sonst seine zu erwartenden Kinder viel von Bauchschmerzen zu leiden hätten. Am Vorabende der Hochzeit begeben sich die Brautleute unter Begleitung alter Weiber zum nächsten Flusse, um dort ein Bad zu nehmen. Bevor sie ins Wasser steigen, nehmen die Weiber ein irdenes Gefäß voll Gogo (ein Seifenkraut), und indem einige von ihnen den Brautleuten die Köpfe gehörig einseifen, singen die Anderen, begleitet von den Tönen des Cotibeng, einer fünfsaitigen Guitarre, einige Verse, deren Inhalt ungefähr folgender ist: „O du Gogo! wir pflücken dich, um damit die Köpfe der Brautleute einzusalben, auf daß ihr Haar ewig gut duften möchte.“ Darauf badet sich das Paar und kehrt dann in das Haus der Braut zurück. Diese Sitte scheint nichts anderes als ein Theil der alten heidnischen Hochzeitsceremonien zu sein, wofür besonders die Begleitung durch alte Weiber und deren Gesang spricht, denn bei den alten Zambalen bestand der Priesterstand vorzugsweise aus alten Weibern. Der Trauungsakt in der Kirche spielt sich ohne besondere Ceremonien ab. Desto geräuschvoller geht es am Nachmittage zu. Um ein Uhr herum erscheinen zehn Jünglinge, welche einen Mörser umringen, in welchem noch unenthülster Reis aufgehäuft ist; die Gesellen beginnen nun den Reis durch Stampfen von der Hülse zu befreien, wobei sie zugleich eine Art Scheingefecht aufführen, das den Namen Panag-guiguintong führt. Der Reis selbst soll bei der Hochzeitstafel Verwendung finden. Während jene Männer Reis stampfen und den Panag-guiguintong zur Ausführung bringen, werden sie von den alten Weibern nach den Klängen des Cotibeng umtanzt. Auch hier haben wir es mit dem Rudiment eines alten Cultusaktes zu thun, denn bei den Hochzeitsfesten der philippinischen Heiden spielte einerseits der über die Brautleute gestreute Reis eine wichtige Rolle, andererseits riefen die Priesterinnen (alte Weiber) unter tanzartigen Gesten die Anitos, d. h. die Seelen der abgeschiedenen Ahnen, an, um ihren Segen zu dem neuen Ehebunde zu erflehen. Diese Sitte hat sich demgemäß in ihrer äußeren Form so ziemlich erhalten, dagegen hat der Brauch, blutige Opfer, bestehend in Schweinen und Hühnern, zu bringen, vollständig aufgehört. Ist der Reis fertig gestampft, so ist damit auch der Panag-guiguintong, der vielleicht den Kampf gegen feindliche Dämone darstellen soll, zu Ende. Die ganze Gesellschaft, die eifrig dem Basi, d. h. Reisbranntwein, zugesprochen hat, steigt nun die Leiter hinauf, um in den Festsaal sich zu begeben. Denn die hier geschilderten Scenen fanden vor dem Hause statt, das wie alle philippinischen Hütten auf Pfählen steht, so daß man in das Innere nur vermittels einer Leiter (die oft nur ein eingekerbter Baumstamm ist) gelangen kann. Hier wird nun von Alt und Jung getanzt; man huldigt diesem Vergnügen mit einem besonderen Eifer, da sonst die zu erhoffenden Kinder des jungen Paares stumm zur Welt kämen. Damit sind die Hochzeitsfeierlichkeiten zu Ende.

F. Blumentritt.

Die Sorghumzucker-Fabrikation in den Vereinigten Staaten.

F. M. Die Kultur der Zuckerhirse (Sorghum saccharatum Pers.) zum Zwecke der Zuckergewinnung hat neuerdings in den Vereinigten Staaten bedeutend an Ausdehnung gewonnen. Der „Nordd. Allg. Ztg.“ gingen vor einiger Zeit einige Angaben darüber zu, welche dieser Industrie ein sehr ungünstiges Prognostikon stellten. Die folgenden Mittheilungen entnehmen wir dem „Journal de Pharmacie et de Chimie“ vom 1. Dec. 1885.

Man kennt zahlreiche Varietäten der Zuckerhirse. Im Norden gedeiht am besten der „Early amber“, welcher von Vilmorin in Amerika eingeführt wurde. Von der Breite von Chicago bis zu derjenigen von St. Louis können zwei

andere Varietäten kultivirt werden: der „Liberion" und der „Chinese". In der Breite von St. Louis und weiter südlich kommt noch der „Honduras" hinzu. Der Early amber und der Liberian reifen in 90 bis 100 Tagen, Chinese und Honduras brauchen nur drei Wochen. Der Zuckergehalt ist dagegen nur wenig verschieden.

Am meisten eignet sich für den Anbau der Zuckerhirse ein reicher, tiefer, sandhaltiger Thonboden, der auf sandigem oder kiesigem Untergrunde ruht. Wo der Mais gedeiht, gedeiht auch das Sorghum; tüchtige Drainage ist nothwendig. (In dem Eingangs erwähnten Zeitungsberichte heißt es dagegen: „... die Fröste, welche dem Mais nicht schaden, machen unter Umständen das Sorghumrohr für die Zuckerfabrikation unbrauchbar. . .")

Da die Wurzeln sehr lang sind und sich tief in den Boden einsenken, so verlangt derselbe eine sehr sorgfältige Vorbereitung. Es ist gut, ihn ein Jahr vor der Bebauung zu düngen, oder, wenn dies nicht möglich ist, sehr koncentrirten Dünger oder Kompost nebst Superphosphat zu benutzen. In dem Sorghum wird, wie in der Runkelrübe, die Zuckerbildung durch Phosphorsäure befördert.

Die Aussaat erfolgt zu Anfang Mai oder Ende April, die Ernte Anfang September, d. h. zu der Zeit, wo die Körner die Konsistenz einer weichen Paste anzunehmen beginnen. Vor dem Schnitte werden die Halme gewöhnlich entblättert. Ein Acre gut kultivirten Sorghums ergiebt 12 bis 15 Tonnen entblätterter und dekapitirter Halme, d. h. 26904 bis 33630 kg auf den Hektar, und 5 Scheffel Korn, d. h. 4 Hektoliter 35 Liter auf den Hektar.

In den Farmen werden die Halme dem Drucke der Zuckerrohrwalzen ausgesetzt und der Saft wird in Siedekesseln erhitzt und mit Kalk geklärt. Nach dem Abschäumen dampft man ihn dann gewöhnlich auf 38° B. ein. In dieser Syrupform kommt er sodann in den Handel. Eine Tonne Halme giebt 12½ bis 15 Gallonen Syrup (d. h. 5,24 bis 6,28 Liter Syrup pro 100 kg Halme).

Die Gewinnung des Zuckers aus dem Syrup ist nicht so leicht wie beim Zuckerrohr, da die dem Rohrzucker beigemengten anderen Zuckerarten und fremden Substanzen die Krystallisation erschweren. Meistens kommt das Pressionsverfahren in Anwendung, doch hat Herr H. W. Wiley unter Leitung des Kommissars für das Ackerbauwesen, Herrn Dr. Loring, 1883 auch die Diffusionsmethode eingeführt. Dieselbe ergiebt einen um 24 Proc. höheren Betrag an Zucker.

Die Zuckerhirse ist mehr eine Alkohol- als eine Zuckerpflanze, da die 2 bis 3 Proc. unkrystallisirbaren Zuckers die Krystallisation hemmen, bei der Gährung aber alle Zuckerarten sich in gleicher Weise betheiligen.

Nach Prof. Collier hat die häufige Erfolglosigkeit der Krystallisationsversuche folgende Ursachen: 1) Die Unreife des Sorghum zur Zeit, wo es gesammelt und verarbeitet wird. 2) Den Umstand, daß die Halme erst lange nach dem Einsammeln verarbeitet werden. Dagegen wird das beste Resultat erhalten, wenn das reife Sorghum an demselben Tage verarbeitet wird, wo es gesammelt wurde. 3) Die unvollkommenen Methoden der Klärung. Wiley empfiehlt einen Ueberschuß von Kalk mit darauffolgender Einleitung von Kohlensäure.

Das Sorghumkorn bildet ein schätzbares Viehfutter. Sein Ertrag variirt zwischen 2½ und 4 Scheffel per Tonne Sorghum (9,90 bis 15,52 Liter per 100 kg). Die Bagasse (das ausgepreßte Stroh) läßt sich gut zur Papierbereitung verwerthen. Als Dünger benutzt, giebt sie dem Boden einen Theil dessen wieder zurück, was die Pflanze ihm während ihres Wachsthums entzogen hatte. In den Ländern, wo Brennmaterial theuer ist, kann die Bagasse vortheilhaft zur Heizung der Kessel benutzt werden.

Die Erfolge, welche man mit der Sorghumzuckerproduktion in New-Jersey und Illinois erzielt hat, widerlegen die Zweifel, welche über die Möglichkeit einer Produktion in großem Maßstabe gehegt wurden. Die Zuckerhirse kann vielleicht dem südlichen Frankreich, das durch die Reblaus so schwer geprüft wurde, zu Hilfe kommen. Es würde dies eine Kulturpflanze mehr sein, die zu seiner Verfügung steht. Man kann in der That die Zahl der kultivirten Pflanzen nicht genug vermehren, indem man so die Gefahren vermeidet, welche eine einzelne Kultur mit sich führen kann, wenn ein Schmarotzer oder eine andere Ursache sie vernichtet.

(Um die Verschiedenheit der Ansichten über die Rentabilität dieser Industrie zu illustriren, geben wir im Folgenden noch eine in dem erwähnten Aufsatze der „N. A. Z." mitgetheilte Stelle aus dem von der „Shiping and Commercial List" im Anfange dieses Jahres veröffentlichten Zuckerberichte für das Jahr 1884 wieder. Es heißt da:

„In den im Betriebe stehenden Fabriken wurden im letzten Jahre nicht mehr als eine Million Pfund Zucker hergestellt, welcher Betrag im Vergleich zu dem Jahresverbrauche des Landes von ungefähr 1200000 Tonnen in kommerzieller Hinsicht bedeutungslos ist. Die Frage der Zuckerbereitung aus Sorghum ist daher nur eine wissenschaftliche Grille."

Schließlich sei noch erwähnt, daß zufolge einem in dem Berichte des Departements of Agriculture für 1884 abgedruckten Schreiben des Verwalters der Zuckerfabrik zu Rio Grande, N. J., dort vom 10. September bis 14. November 1883 6795811 Tonnen Sorghumrohr verarbeitet, und daß daraus 282711 Pfd. Zucker und etwa 55000 Gallonen Melasse gewonnen wurden; der durchschnittliche Zuckergehalt (krystallisirter Zucker) war 9,75.)

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Deutschlands Seeverkehr. Das Kaiserliche Statistische Amt veröffentlicht eingehende Angaben über den Seeverkehr in den deutschen Hafenplätzen und die Seereisen deutscher Schiffe im Jahre 1884. Der gesammte Seeverkehr des Deutschen Reiches zu Handelszwecken stellte sich im Jahre 1884 auf 120548 angekommene und abgegangene Schiffe mit 20408717 Reg.-Tons, gegenüber 113966 Schiffen mit 18858548 Reg.-Tons im Vorjahre. Es ergiebt dies eine Zunahme des Seeverkehrs für das Jahr 1884 um 6582 Schiffe und 1550169 Reg.-Tons Raumgehalt. An dieser Zunahme ist nach der Zahl der Schiffe der Verkehr der Segler mit 925, derjenige der Dampfer mit 5657 Schiffen betheiligt, während die Zunahme des Tonnengehaltes fast lediglich auf Rechnung des Dampferverkehrs kommt. Derselbe hat sich um 1547373 Reg.-Tons vergrößert, wogegen die Vermehrung des Seglerverkehrs nur 2796 Reg.-Tons betrug. In Bezug auf die drei Hauptverkehrsrichtungen ergiebt die Vergleichung mit den entsprechenden Zahlen des Vorjahres folgende Resultate: Es vergrößerte sich 1) der Verkehr der deutschen Häfen unter sich um 6278 Schiffe und 391243 Reg.-Tons, 2) der Verkehr mit außerdeutschen europäischen Häfen um 408 Schiffe und 959177 Reg.-Tons; dagegen zeigte 3) der Verkehr mit außereuropäischen Häfen nur im Raumgehalte eine Steigerung

um 199 749 Reg.-Tons, während in der Zahl der Schiffe eine Abnahme um 104 eingetreten ist. Bezüglich der Zunahme des Verkehrs der deutschen Häfen unter sich muß bemerkt werden, daß dieselbe fast zur Hälfte auf die Steigerung des Wattenverkehrs (hauptsächlich Fährverkehrs) zwischen den ostfriesischen Häfen und zwischen den Häfen an der Westküste von Schleswig-Holstein zurückzuführen ist. Von der Gesammtzahl der ein- und ausgegangenen Schiffe waren 65,8 Proc. Segelschiffe und 34,2 Proc. Dampfschiffe, und von je 100 Reg.-Tons der verkehrenden Schiffe kommen auf Segelschiffe 24,9 Proc., auf Dampfschiffe 75,1 Proc. Der Flagge nach waren darunter 74 Proc. deutsche und 26 Proc. fremde Schiffe; in Bezug auf den Tonnengehalt stellt sich das Verhältniß der deutschen Schiffe zu denen fremder Nationalität wie 49 : 51. Den bei weitem bedeutendsten Seeverkehr unter den deutschen Häfen hat sowohl der Zahl als dem Raumgehalte der ein- und ausgegangenen Schiffe nach Hamburg, demnächst folgen nach der Gesammtzahl der verkehrenden Schiffe die Häfen Stettin, Kiel, Norderney (fast nur Watten- und Fährverkehr), Lübeck und Neufahrwasser (Danzig), nach dem Raumgehalte sämmtlicher verkehrenden Schiffe dagegen Stettin, Bremerhafen, Neufahrwasser, Kiel und Lübeck. Die Gesammtzahl der von deutschen Schiffen gemachten Seereisen betrug im Jahre 1884 66 711 und der entsprechende Tonnengehalt 17 017 557 Reg.-Tons; dies ergiebt im Vergleiche mit den im Jahre 1883 nachgewiesenen Reisen eine Zunahme in der Zahl der Seereisen um 3259 und eine Vergrößerung des Gesammtraumgehaltes um 1 421 659 Reg.-Tons. Werden die in Ballast oder leer fahrenden Schiffe (zusammen 14 447) außer Betracht gelassen und nur die beladenen Schiffe berücksichtigt, so belief sich im Jahre 1884 die Zahl der Reisen deutscher Schiffe zwischen deutschen Häfen auf 27 393 mit 1 248 219 Reg.-Tons (25 196 Reisen und 1 102 628 Reg.-Tons im Vorjahre), vom Auslande nach deutschen Häfen auf 8160 mit 3 253 998 Reg.-Tons (7819 Reisen und 2 879 746 Reg.-Tons im Vorjahre), von deutschen Häfen nach dem Auslande auf 7273 mit 2 745 020 Reg.-Tons (7672 Reisen und 2 614 693 Reg.-Tons im Vorjahre) und zwischen außerdeutschen Häfen auf 9438 mit 7 268 837 Reg.-Tons (8976 Reisen und 6 573 845 Reg.-Tons im Vorjahre). Dabei ist selbstverständlich jedes Schiff so oft gezählt, als es die betreffende Reise machte. („Allg. Z.“)

— Die Bevölkerung der Dobrudscha beträgt nach officieller Angabe 150 600 Seelen, was der englische Viceconsul Cumberbatch aber für zu hoch hält. Es finden sich darunter circa 40 000 Rumänen, 27 000 Tataren, über 20 000 Türken, 29 830 Bulgaren. Der Rest besteht hauptsächlich aus Russen, Griechen, Juden, Armeniern und Deutschen. Von letzteren giebt es noch 3071.

— Dr. L. Neumann, Die deutsche Sprachgrenze in den Alpen. (Mit einer Karte. — In Frommel und Pfaff, Sammlung von Vorträgen, Bd. 13.) Nicht weniger als sechs Völkerstämme bewohnen das langgestreckte Alpengebiet vom Genfer See bis nach Pontebba; von 100 Alpenbewohnern sind 34 deutsch, 26 italienisch, 25 französisch, 10 slovenisch, 2,2 furlanisch und 0,5 romanisch. Die verworrene Grenze zwischen den Deutschen und den anderen Stämmen zu verfolgen und die Bedingungen ihrer auffallendsten Eigenthümlichkeiten, des Hinübergreifens über die Wasserscheide und der Bildung deutscher Sprachinseln am Südhange der Alpen, für jeden einzelnen Fall zu erklären, ist der Zweck des vorliegenden Heftchens und es wird demselben gerecht. Die Deutschen am Südabhange des Monterosa hält Neumann für von Norden her eingewandert (sie sind im 12. und in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts aus dem Oberwallis eingewandert, s. H. Breßlau in Zeitschr. der Ges. f. Erdk. zu Berlin, Bd. 16, S. 173 ff.), die im Nonsberge für Nachkommen der Goten, die in den sieben und den dreizehn Gemeinden für die Reste verschiedener Völkerstämme aus der Völkerwanderung. Ihrer Verwelschung scheint durch die Bemühungen des Deutschen Schulvereins wirksam Einhalt gethan zu werden. Ko.

Asien.

— Die englische Mission unter Oberst Lockhart (s. „Globus“, Bd. 48, S. 13) ist aus Tschitral nach Gilghit zurückgekehrt, um dort zu überwintern. Sie ist nicht weit in Kafiristan eingedrungen, fand aber daselbst freundliche Aufnahme.

— Aus dem malayischen Archipel laufen wiederholt Berichte über vulkanische Thätigkeit ein: auf der kleinen Insel Andunara, nordöstlich von Flores, deren Krater seit Menschengedenken kein Zeichen von Thätigkeit gegeben hatte, sind die unterirdischen Kräfte zu neuem Leben erwacht. Auch der Bromo (O. Java) hat die Nachbarschaft in Schrecken versetzt; nachdem einige Zeit ein heftiges unterirdisches Getöse vernommen worden war, erhob sich eine starke Rauchwolke, welche einige Zeit lang den Kampf mit dem starken Südwinde siegreich aufnahm und sich trotz desselben beinahe senkrecht zu bedeutender Höhe erhob. Weithin war der Boden mit Asche bedeckt. Nach späteren Berichten hat sich die neue Oeffnung des Bromo vergrößert und der Rauch ist stärker geworden.

Afrika.

— Lieutenant Wißmann ist von Madeira direkt nach dem Congo zurückgekehrt, um weitere Reisen in das Gebiet nordöstlich von Luluaburg auszuführen. Auch Stanley wird sich wiederum dorthin begeben, aber nicht mehr als Generalgouverneur, sondern als Vertreter der Gesellschaft, welche die Congo-Eisenbahn zu bauen beabsichtigt.

— Dem „Journal des Débats“ zufolge ist als Grenze zwischen deutschem und französischem Gebiete im südlichen Camerun die Mündung des Campo-Flusses (2° 22′ nördl. Br.) bestimmt worden, so daß außer den schon früher (s. oben S. 79) aufgezählten Landschaften auch Criby, Groß-Batanga und Campo-Fluß-Gebiet an Deutschland kämen. Landeinwärts soll sich die Grenzlinie bis 12° 40′ östl. L. Paris (gleich 15° Gr.) erstrecken. Das Deutsche Reich ist ferner von Frankreich im Besitze von Togoland einschließlich Klein-Popo und Porto Seguro anerkannt worden, während an Frankreich Ague, Abanage und Groß-Popo fallen und Deutschland seine Ansprüche auf den Dubreka-Fluß aufgiebt.

Australien.

— Eine Föderation der australischen Kolonien Victoria, Queensland, Westaustralien und der Insel Tasmanien kam endlich am 9. December 1885 zu Stande. Der Federal Council wird seine erste Versammlung am 25. Januar 1886 in Hobart, der Hauptstadt der Kolonie Tasmanien, abhalten. Die Mutter-Kolonien Neu-Süd-Wales und Neu-Seeland wollen nicht beitreten. Südaustralien ist noch nicht schlüssig. Viel scheint aus dieser Föderation vorläufig nicht zu werden, ohne Zollverein kann sie auch nicht viel Werth haben.

— Der Stand der Kolonie Westaustralien, welche mit ihren 45 898 deutschen Quadratmeilen die größte unter den Kolonien des australischen Kontinents ist, war am Schlusse des Jahres 1884 folgender: Die Bevölkerung zählte 32 958 (+ 1258); die Revenue des Jahres belief sich auf 366 472 Pf. St. (+ 49 753 Pf. St.), die Ausgaben auf 291 306 Pf. St. (+ 50 740 Pf. St.); der Import bewerthete 521 167 Pf. St. (+ 4320 Pf. St.), der Export 405 693 Pf. St. (— 41 317 Pf. St. gegen das Vorjahr). Zu den wichtigsten Exportartikeln zählten Wolle mit 219 255 Pf. St. (+ 23 976 Pf. St.), Nutzhölzer mit 68 936 (— 10 821 Pf. St.), Sandelholz mit 20 960 Pf. St. (— 35 290 Pf. St.) und Perlen und Perlmuscheln mit 23 812 Pf. St. (— 25 688 Pf. St. gegen das

Vorjahr). Unter Kultur befanden sich erst 18184 ha und davon standen 11902 ha unter Weizen und lieferten eine ausnahmsweise reiche Ernte. Für Weidezwecke waren 233673 englische Meilen Kornland in Pacht gegeben. Die öffentliche Schuld betrug 765000 Pf. St. (+ 154000 Pf. St.) oder 23 Pf. 4 Sh. pro Kopf der Bevölkerung. Es waren, wie im Vorjahre, an Eisenbahnen 115 englische Meilen (darunter 60 Meilen Privat-Trambahnen) in Betrieb und 68 noch in Bau begriffen.

— Das Northern Territory bildet, wie bekannt, den nördlichen Theil der Kolonie Südaustralien. Es umfaßt einen Flächeninhalt von 24626 deutschen Quadratmeilen, wovon aber bis Ende 1884 erst 394465 Acres oder 159600 ha in Privatbesitz übergegangen waren. Es wurde vor 21 Jahren der Kolonie Südaustralien einverleibt und hat dieser bis Juli 1884 bereits 1467300 Pf. St. gekostet, ohne dafür ein Aequivalent eingebracht zu haben. Die Fortschritte, welche es bisher gemacht hat, sind nicht von Bedeutung. Die Bevölkerung belief sich am 1. Januar 1881 auf 717, 1882 auf 745, 1883 auf 417, 1884 auf 513 und 1885 auf 603. Zu diesen 603 gehörten 71 Regierungs- und 61 Telegraphenbeamte, so daß also nur 471 Kolonisten, meistens Chinesen, übrig blieben. Der Viehstapel zählte annähernd 100000 Rinder, 5000 Pferde und 30000 Schafe. Der Import des Jahres 1884 bewerthete 140229 Pf. St. und der Export 90536 Pf. St. Letzterer bestand in 21675 Unzen Gold zu 77935 Pf. St., in 40½ Tonnen Perlmuscheln zu 5898 Pf. St., in 18½ Tonnen Zinnerz zu 798 Pf. St., in 9 Tonnen Trepang zu 420 Pf. St. u. s. w. Die Revenue des Jahres belief sich auf nur 21719 Pf. St. Im Centrum des australischen Kontinents liegt ein großer, zum Northern Territory gehöriger Strich Landes, welcher bei Alice Springs, einer Telegraphenstation in 23° 40' südl. Br. und 133° 53' östlich von Gr., beginnt und auf Hunderte von englischen Meilen sich nach Norden zu erstreckt, und wo 20 Millionen Schafe sich gut nähren könnten. Der dortige jährliche Regenfall beträgt 12 bis 14 englische Zoll und die Hitze ist eine trockene, also gerade so, wie es Merinoschafe haben wollen. Aber die Bejagung dieses großen Areals mit Schafen läßt sich nicht eher ausführen, als bis die transkontinentale Eisenbahn, welche von Adelaide aus bis Hergott Springs in 29° 35' südl. Br. und 137° 35' östlich von Gr. in Betrieb ist, jene Gegend erreicht hat. Darüber wird aber bei den jetzigen sehr schlechten Finanzen der Kolonie Südaustralien noch eine lange Reihe von Jahren vergehen. — Die Zucker- und auch Kaffeeplantagen, mit deren Anlegung man einen Versuch gemacht hat, haben zu keinem günstigen Resultate geführt und sind, nachdem große Summen darauf verloren wurden, wieder eingegangen.

Nordamerika.

— In „Nature" (Nr. 845, S. 221) macht Henry Gannett darauf aufmerksam, daß die angebliche Entdeckung der Mississippi-Quelle durch Capt. Glazier (vergl. „Globus", Bd. 47, S. 128) eitel Schwindel ist. Die Gegend, wo der sogenannte Glazier-See, eben jene Quelle, liegt, ist seit Jahren wohl bekannt und gut untersucht, der betreffende See selbst schon 1876 vom General Land Office genau aufgenommen, in die Karte gebracht und als „Elk Lake" bezeichnet worden, während die Glazier'sche Skizze in hohem Grade ungenau ist. Sowohl Eisenbahnen als auch Anbau sind schon bis in die Nähe des Sees vorgedrungen, und es ist heutigen Tages keineswegs mehr eine so gefährliche Reise, wie sie Glazier ausgeführt haben will, erforderlich, um zum Elk Lake zu gelangen.

— Dr. Miles Rock hat bei der genaueren Vermessung der Grenze zwischen Mexiko und Guatemala im Becken des Rio Lagartero, eines Nebenflusses des Chiapas, Reste ehemaliger Ansiedelungen gefunden, welche auf eine ehemals dichte Bevölkerung hindeuten. Die Gegend ist heute ein völlig unbewohntes dürres Felsland, von dem jede Spur von Humus hinweggespült ist; es scheint, als ob sie nach langem Kampfe gegen die ungünstigen Naturverhältnisse verlassen worden sei, denn es finden sich überall Terrassen und Mauern, welche der Abschwemmung wehren sollten. Von den Ansiedelungen sind nach dem von Dr. Rock in der Sitzung der Anthropological Society in Washington am 1. December 1885 erstatteten Berichte nur die Fundamente und die über dem Boden hervorragenden Plateformen übrig geblieben; die Mauern bestanden wahrscheinlich aus Luftziegeln. Er hält diese Ansiedelungen für erheblich älter als die berühmten Städteruinen in Yucatan.

Vermischtes.

— Nach den Mittheilungen von „Veritas" folgen die Flotten der verschiedenen Länder einander, was den Tonnengehalt der Dampfschiffe betrifft, in folgender Ordnung: England, Frankreich, Deutschland, Vereinigte Staaten, Spanien, Niederlande, Italien, Rußland, Norwegen &c. Wenn man den Tonnengehalt der Segelschiffe zu Grunde legt, würde die Reihenfolge sein: England, Vereinigte Staaten, Norwegen, Deutschland, Italien, Frankreich, Rußland, Spanien, Schweden, Niederlande u. s. w.

— A. Firmin, De l'égalité des races humaines. Anthropologie positive. (Paris, Pichon, 1885. 688 Seiten. 8°.) Ein Buch, das besonderes Interesse beansprucht, weil es ein Vollblutneger ist, welcher gegen die Lehre von der Inferiorität der schwarzen Rasse auftritt. Der Verfasser ist in Haiti geboren, Advokat, und war eine Zeit lang Schulinspektor in Kap Haïtien und dann Vertreter seiner Heimath in Caracas. Sein Buch ist sehr gewandt und geistvoll geschrieben und zeugt von einer umfassenden Gelehrsamkeit. Man mag über seine historischen Beweise denken, wie man will, man mag nicht damit einverstanden sein können, daß der Verfasser die alten Aegypter und mit ihnen sämmtliche Hamiten, wie Champollion, zu der schwarzen Rasse rechnet, daß er selbst Buddha und die ganze indische Dravidabevölkerung eben dahin zieht — er hätte auch auf die alten Kuschiten in Südarabien und Mesopotamien zurückgreifen können — man mag seine Berichte über den Aufschwung von Haiti für optimistisch gefärbt ansehen, jedenfalls ist das Buch selbst ein schwerwiegendes Zeugniß dafür, daß die äthiopische Rasse auch tüchtiger wissenschaftlicher Leistungen fähig ist und daß die Kaukasier durchaus nicht berechtigt sind, ihnen jede Möglichkeit einer höheren Kulturentwickelung abzusprechen. Das Buch ist dem Vaterlande des Verfassers gewidmet und aus der schwungvollen Vorrede spricht ein glühender Patriotismus, verbunden mit sehr gesunden Ansichten über das, was der schönen Antilleninsel und ihren Bewohnern Noth thut. Ko.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIX. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1886.

Dr. P. Neis' Reise im oberen Laos-Lande.

VI. (Schluß.)

Am 25. Januar 1884 gegen Mittag schiffte sich Neis in Luang Prabang ein, um zunächst den Mekong ein Stück aufwärts zu fahren. Oft hatte er während der letzten acht Monate sich auf den Augenblick gefreut, wo er den verpesteten Ort endgültig würde verlassen können, und nun geschah es doch nicht ohne Bedauern und nach einem wehmüthigen Abschiede von dem alten Könige. Nicht alles, was er unternommen hatte, war glücklich ausgeschlagen, und seine Rückreise durch Siam war mehr ein Rückzug, eine halbe Niederlage, denn es war ihm nicht geglückt, zwischen Tongking und Ober-Laos einen neuen Weg zu eröffnen. Auch seine Leute sahen die Stunde der Abreise ohne Enthusiasmus herannahen; denn sie konnten nicht begreifen, wie sie nach Annam zurückkehren sollten, indem sie demselben den Rücken kehrten und stromauf fuhren. 16 Tage lang folgte Neis ohne anzuhalten der Route des Kommandanten de Lagrée, bis zur Stadt Xieng Kong, die nicht mehr zum Königreiche Luang Prabang, sondern zur Provinz Möong Nan gehört. Der Mekong fließt hier fast gerade von Westen nach Osten und bildet zahlreiche Stromschnellen, Dörfer sind selten, namentlich am südlichen Ufer, wo in den hohen Bergen hauptsächlich Khas zu wohnen scheinen. Am 8. Februar erreichte man gegen 9 Uhr Morgens das Dorf Pak Ta unweit der Grenzen von Luang Prabang, das am Einflusse des großen Nam Ta liegt, welcher selbst während der trockenen Jahreszeit mindestens 12 Tagereisen weit aufwärts zu befahren ist. Neis traf dort einen kleinen, ihm von Luang Prabang her bekannten Mandarinen, der im Auftrage des Königs dort 100 Männer requiriren sollte; 30 sollten noch an demselben Tage mit ihm abreisen. In Folge dessen mußte Neis einen Tag warten, ehe er die erforderlichen Ruderer erhalten konnte, und er verbrachte die Zeit, indem er den Vorbereitungen zur Abreise der Leute zuschaute. Fünf oder sechs ältere Männer begleiteten dieselben als Anführer, alle übrigen waren etwa 20 bis 25 Jahre alt. Sie schienen sich ruhig in ihr Geschick zu ergeben und schieden ohne Enthusiasmus und ohne Bedauern. Die ganze Familie, Frauen, Schwestern, Bräute, begleiteten sie und trugen ihr ziemlich umfangreiches Gepäck. Jeder Mann nahm außer der Flinte, reichlicher Munition und dem Säbel noch eine Matte, eine kleine Matratze und Lebensmittel für mehrere Tage mit. Weder lärmende Freude seitens der in den Krieg Ziehenden, noch Wehklagen seitens der Frauen und Verwandten war zu bemerken. Die Laos küssen sich nicht öffentlich und die Frauen reichen ihren Männern nicht einmal die Hand zum Abschiede; alles vollzog sich in größter Ruhe. Als alles Gepäck, Bananen und sonstige Früchte, auch etwas Reisbranntwein, eingeladen worden war, sprach der Mandarin mit ernster Stimme ein Gebet, worin er die Gottheit bat, daß jeder Mann nach vollbrachter Pflicht in seine Heimath zurückkehren möge, und dann erfolgte in voller Stille die Abfahrt. Erst mitten auf dem Flusse schossen alle Krieger ihre Flinten los und stimmten dann einen monotonen Gesang an, den die weichen, harmonischen Töne der laotischen Leierkasten begleiteten. Es wollte Neis scheinen, als ob Leute, die so in den Kampf gegen die gefürchteten Hös zogen, wohl im Stande wären, unter tüchtigen Anführern sich wacker zu schlagen.

Am Morgen des 10. Februar erreichte man Xieng Kong, das sehr an Bassak erinnert; die Stadt war einst

befestigt, aber an der Flußseite ist jede Spur der früheren Werke verschwunden, während auf der Landseite noch ziemlich ansehnliche Reste von Mauern und Gräben sich erhalten haben. Nach viertägigem Aufenthalte ging es weiter nach Xieng Haï, wo die Landreise mit Elephanten angetreten werden sollte. Das ganze Gebiet, einst fruchtbar und bevölkert, ist der Schauplatz langer Kämpfe zwischen Birmanen und Siamesen gewesen und liegt darum heutigen Tages fast wüst; zwei Tage dauerte es, ehe der Reisende das erste Dorf traf. Am 17. lief er in den Nam Kok oder Mekok, einen von Westen kommenden, rechten Zufluß des Mekong, ein, dessen Mündung nicht weniger als 500 m breit ist. Einige Kilometer am Mekong aufwärts lag ein großes Dorf mit zahlreichen Areka- und Kokospalmen, Xieng Sen, welches de Lagrée im Jahre 1867 in Ruinen gefunden hatte. Zahlreiche dort verankerte Boote legten Zeugniß dafür ab, daß der Ort im Aufblühen begriffen war; es residirt dort ein vom Könige von Xieng Maï eingesetzter Gouverneur, dessen Bezirk das linke Ufer des Mekok und einen großen Strich Landes am linken Mekong-Ufer umfaßt.

Die Schiffahrt auf dem Nam Kok ist leicht und angenehm; das klare, durchsichtige Wasser des Stromes fließt über Sand dahin, durch eine weite, fast unbewohnte Ebene, die bald mit Teak-Wäldern, den ersten, welche Neis im Laos-Lande traf, bald mit hohem Gestrüppe bedeckt ist; letzteres scheint die Stelle ehemaliger Reisfelder einzunehmen und ist überreich an Wild jeglicher Art. Nur einzelne Pirogen und



Abreise der Männer von Pak Ta.

Fischzäune, die man ab und zu traf, bewiesen, daß das Land nicht ganz unbewohnt war; die Einwohner, häufigen feindlichen Einfällen ausgesetzt, haben nur ihre Dörfer vorsichtiger Weise ein bis zwei Tagereisen vom Flusse entfernt erbaut.

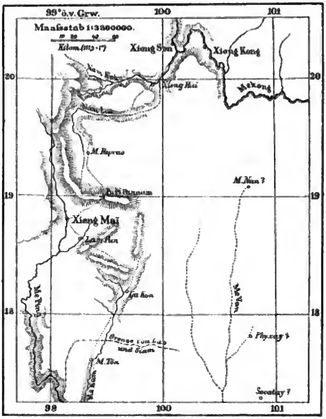
Xieng Haï, wo Neis am 20. anlangte, zeigen die neuesten Karten noch als Trümmerstätte; aber es ist eine ziemlich gut befestigte Stadt, deren nur hier und da verfallene Mauern freilich viel zerstörte Pagoden und große Gärten umschließen. Der dortige Markt ist ziemlich reich versehen und wird jeden Morgen von 300 bis 500 Personen besucht; sonst aber ist es dort etwas öde. Man sieht viel umherstreichende Hunde und nur ab und zu einen Elephanten, der einen Teakstamm schleppt. Beim Gouverneur fand der Reisende freundliche Aufnahme und derselbe versprach ihm, sobald als möglich die nöthigen Elephanten zu stellen. Auch der Umpahat oder Unter-Gouverneur bemühte sich eifrig um den Reisenden, verließ ihn während seines ganzen Aufenthaltes nicht, verschaffte ihm Pferde, begleitete ihn auf seinen Spaziergängen und gab ihm jede gewünschte Auskunft. Uebrigens ist der Umpahat eine wichtige Person, welcher die gesammte Rechtspflege obliegt. Xieng Haï ist von der Hauptstadt Xieng Maï so weit entfernt und die Wege zwischen beiden sind so schlecht, daß dem Könige nichts Anderes übrig blieb, als seinem Gouverneur, resp. dessen Unter-Gouverneur, in der Justizpflege völlig freie Hand zu lassen. Das Gefängniß der Stadt ist in der Regel leer; denn auf schwere Diebstähle steht Todesstrafe, welche der

Umpahat sofort eigenhändig und mit großer Geschicklichkeit vollzieht, und minder schwere Vergehen werden mit dem spanischen Rohre bestraft.

Eine der gewöhnlichsten Waaren auf dem Markte von Xieng Haï ist der Mian, welchen alle Einwohner, Männer, Frauen und Kinder, anstatt des Betels der übrigen Indochinesen kauen. Es ist das das Blatt des Thees, das am selben Tage, wo es gepflückt worden ist, mit Dampf gekocht wird und dadurch dieselbe Konsistenz wie unsere Suppengemüse erhält. Die Blätter werden in hohle Bambus gefüllt und stark zusammengepreßt, wo sie eine Art Gährung durchmachen und nach acht Tagen zum Gebrauche fertig sind; nach zwei oder drei Monaten höchstens sind sie verfault. Um davon eine Prime zu machen, nimmt man drei bis vier Blätter, thut eine Priese Salz dazwischen, rollt das Ganze zu einer Kugel zusammen und schiebt dieselbe zwischen Backe und Zahnfleisch, wo sie etwa eine Stunde liegen bleibt. Man kaut weder dabei, noch spuckt man; unzuträglich ist nur die Entstellung des Gesichts und für Anfänger die schmerzhafte Ermüdung, welche durch das Ausdehnen der Backenmuskeln hervorgerufen wird; wer der Sitte zu viel huldigt, bezahlt es mit einer leichten Geschwulst der Ohrspeicheldrüse. Xieng Haï ist von Theewäldern umgeben, deren Produkt sehr aromatisch sein soll; aber die Einwohner trocknen es nicht, sie verbrauchen oder verkaufen alles in Form von Mian, der von allen Schwarzbäuchen, Birmanen, Ngius und Karen leidenschaftlich konsumirt wird. Auch reisende Europäer finden diesen Genuß sehr angenehm, sobald sie sich daran gewöhnen können, eine so große Kugel im Munde zu behalten; denn er vertreibt Hunger und Durst, giebt dem schlechtesten Wasser einen guten Geschmack und hat eine sehr anregende Wirkung auf das Gehirn. Wenn man nicht daran gewöhnt ist, so haben eine oder zwei Primen Mian dieselbe Wirkung, wie ein paar Tassen starken Kaffees: sie vertreiben den Schlaf, erregen die Einbildungskraft und erzeugen heitere Gedanken. Vielleicht war es der Genuß von Mian, welcher unserem Reisenden das Land der Schwarzbäuche im besten Lichte erscheinen ließ.

Pünktlich zur festgesetzten Zeit, was bei den Laos selten vorkommt, fanden sich am 23. Februar sieben genügend große Elephanten, fünf für Neis und seine Begleiter, zwei für das Gepäck, ein, und am Nachmittage trat man die Reise nach der Hauptstadt an.

Vier Tage lang ging es in südwestlicher Richtung am



Dr. Neis' Rückreise.

Nam Lao, einem ansehnlichen rechten Zuflusse des Nam Kok, entlang durch ein hügeliges, mit reichen Dörfern und theilweise mit prächtigen Teak-Wäldern bedecktes Land. Letztere unterscheiden sich von allen anderen Wäldern, die der Reisende bis dahin in Hinterindien gesehen hatte. Verschwunden ist das unentwirrbare Durcheinander von Lianen und Rotang des Urwaldes, wo die verschiedensten Baumarten durch einander gemischt sind, der Anblick bei jedem Schritte wechselt und das Auge selten ein paar hundert Meter weit vorauszudringen vermag; im Teak-Walde dagegen erscheint alles so regelmäßig, als wäre er von Menschenhand gepflanzt worden. Die gewaltigen Stämme steigen senkrecht 30 m und mehr empor, ehe sie einen Zweig zur Seite schicken, und alsdann breitet sich das Laubwerk horizontal aus und bildet ein dichtes, ununterbrochenes Dach: man reist in diesen Wäldern wie zwischen den Säulen eines riesenhaften Tempels. Die breiten, schweren, glänzenden Blätter, die man dort zu Lande zu haltbaren Dächern verwendet, fallen alljährlich ab und bedecken den Boden, so daß kein Strauch, kein Grashalm in solchen Wäldern wächst, was ihnen ein ganz eigenthümliches Ansehen verleiht.

Leider können die im Gebiete des Mekong vorhandenen Wälder weder jetzt, noch in der Zukunft ausgebeutet werden, denn die Wasserscheide zwischen Mekong und Menam ist zu hoch, um die Stämme dort hinüberzuschaffen, und dieselben auf dem Mekong nach Phnompenh hinabzuflößen, ist vollends unausführbar. Nur wenn sich Europäer später im oberen Laos-Lande und besonders in Luang Prabang niederlassen sollten, könnten sie aus diesen Wäldern Nutzen ziehen.

Am 27. gelangte Neis auf ein fruchtbares Plateau, das der obere Nam Lao durchströmt, ritt zwei Stunden lang durch schöne Reisfelder und erreichte dann Möong Paprao, wo die Elephanten gewechselt werden sollten, zur größten Freude seines Kornaks, eines jungen intelligenten Menschen, der untröstlich war, seine Frau so lange Zeit nicht wiedersehen zu können. In dieser Hinsicht unterscheiden sich die Schwarzbauch-Laos sehr von den Weißbäuchigen; denn letztere trennen sich leicht von ihren Frauen und halten sich, reich geworden, deren mehrere. Bei den Schwarzbäuchen huldigen dagegen nur die Mandarinen der Polygamie; unter dem Volke ist die Frau die absolute Herrin, während der Mann arbeiten und herbeischaffen muß. Wenn er sich verheirathet, so tritt er in die Familie seiner Frau ein, muß derselben eine bestimmte Summe Geldes zahlen, und alles,

was er von nun an verdient, gehört seiner Frau oder vielmehr seiner Schwiegermutter, welche das Oberhaupt der Familie bildet. Beim Tode derselben erbt die Frau nebst ihren Schwestern; alsdann kann sich der Ehemann von der Familie seiner Frau trennen und ein Haus für sich beziehen, aber seine Frau bleibt darum doch die einzige Eigenthümerin und Verwalterin des Vermögens. Ein Mann, der sein ganzes Leben lang gearbeitet hat, ist, wenn er seine Frau verloren, im Alter von seinen Töchtern und Schwiegertöchtern abhängig. Diese merkwürdigen Zustände sind wohl nicht durch ein geschriebenes Gesetz geregelt, sondern lediglich die Folge des sanften, schwachen Charakters dieser gutmüthigen Menschen, welche Thränen vergießen, wenn sie sich auf einige Tage von ihren Frauen trennen müssen.

Möong Paprao ist eine Festung mit Gräben, Erdwällen und starken Palissaden, die aber nur von wenigen hundert



Wald von Teakbäumen.

Menschen bewohnt ist. Dabei ist es ein wichtiger Straßenknotenpunkt, wo alltäglich während der trockenen Zeit mehrere hundert Lastthiere durchpassirten. Diejenigen, welche nach Xieng Maï gehen, sind meist mit Baumwolle beladen; die, welche von dort kommen, bringen Salz, Arekanüsse, Zeuge und einige europäische Waaren. Jede Karawane besteht aus Abtheilungen von 10 bis 12 Stieren, die von zwei Männern oder öfters von einer Familie, Frau, Mann und mehreren Kindern, geführt werden. Vor der ganzen Karawane schreitet ein ausgewählter und schön geputzter Stier; derselbe trägt eine Art bunten Stirnschmuckes; seine Hörner sind mit rothem Stoffe überzogen und tragen an der Spitze wollene oder seidene Kugeln; zwischen denselben erhebt sich ein Strauß von Pfauenfedern und über der Ladung auf seinem Rücken hängt eine Glocke, die schon von Weitem das Nahen der Karawane ankündigt. Ebenso wird jede Abtheilung der Karawane von einem weniger reich geschmückten, aber eine Glocke tragenden Stiere angeführt.

Diese Thiere, die sehr sanft zu sein scheinen, tragen nur 30 bis 40 Kilo; mit Tagesanbruch brechen sie auf und machen gewöhnlich zwischen 10 und 11 Uhr Vormittags an einem Bache Halt. Die Kaufleute müssen es sehr eilig haben, wenn dann noch Nachmittags marschirt werden sollte. Die Thiere werden alsbald abgeladen und weiden, bis sie bei Einbruch der Nacht zum Schutze gegen wilde Thiere in ein, aus ihren Lasten hergestelltes Gehege getrieben werden.



Elephant, einen Teakstamm schleppend.

Am 28. setzte Neis seine Reise fort und begann am 29. den Aufstieg auf das Gebirge, welches hier die Scheide zwischen den Zuflüssen des Mekong und des Menam bildet. Um $3^1/_2$ Uhr Nachmittags lagerte er an der Quelle des letzten Baches, der zum Mekong fließt, etwa 900 m über dem Meere; die Vegetation hatte sich hier vollständig verändert: der Teakbaum war verschwunden und dafür traten große Bäume der gemäßigten Zone auf, darunter Birken und verschiedene Koniferen, auch zahlreiche Cycas und in der Ebene nicht vorkommende Baumfarne. Vorüberreisende stecken oftmals diese Wälder in Brand, um das Gestrüpp zu vertilgen, den Weg dadurch gangbarer zu machen und Verstecke für die Tiger längs der begangenen Straße zu zerstören. Mitunter aber geräth ein großer harzhaltiger Baum ganz und gar in Flammen und brennt dann mehrere Tage lang, indem er die Vorübergehenden mit Funken und brennenden Zweigen überschüttet und die Elephanten in Schrecken setzt. Ueberhaupt sind diese Thiere sehr furchtsamer Natur; so oft sich eine nahende Ochsen- oder Maulthierkarawane durch Klingeln ankündigte, mußte man mit den Elephanten seitab biegen, um ihnen den ungewohnten Anblick zu entziehen, und kurz vor Xieng Maï jagten zwei Reiter durch ihr bloßes Erscheinen sämmtliche Elephanten in die wildeste Flucht. Am 1. März wurde der Weg zusehends schwieriger; wie ein Gesims zieht er sich am Abhange der Berge über tiefen Schluchten hin und bietet den Elephanten kaum Raum genug, die Füße zu setzen. Diese marschirten denn auch mit einer verzweifelten Langsamkeit, untersuchten den Boden mit dem Rüssel, machten dann erst einen Schritt vorwärts und sondirten von Neuem, ehe sie einen anderen Fuß nachzogen. So brauchte man, um einen Kilometer zurückzulegen, eine Stunde! Bei Ochsenkarawanen kommen an dieser Stelle öfters Unglücksfälle vor, obwohl man Vorkehrungen trifft, um das Begegnen zweier Trupps zu vermeiden.



Leitochse einer Karawane.

Dieser Paß trägt den charakteristischen Namen Doï oder Pu Pi Pannam, d. h. Berg des Geistes, welcher die Wasser scheidet. Es ist ein weiblicher Geist, dem man zuvor ein Opfer bringen muß, ehe man den Paß überschreitet; darum sind alle Zugänge bedeckt mit Holzklötzen von allen Größen,

welche in roher Weise Phallen darstellen, durch welche sich die Reisenden die Gunst der Göttin zu erkaufen suchen. Um 8 Uhr befand man sich auf dem höchsten Punkte, circa 950 m über dem Meere, und wenige Minuten später erblickte man am Grunde einer tiefen Schlucht einen zum Menam fließenden Bach, den Mekuong, einen Zufluß des zum Menam gehenden Meping. Den Rest des Tages ging es langsam bergab, zuweilen auch wieder bergauf. Zwischen 700 und 600 m traten wieder Teak-Wälder auf. Bald nach Mittag des nächsten Tages erreichte man dann die weite Ebene, in welcher Xieng Maï liegt, hatte dort den schon erwähnten Unfall mit den scheu gewordenen Elephanten zu bestehen und legte die letzten 20 km bis zur Hauptstadt, die fortgesetzt durch Reisfelder und bei einzelnen Gärten vorbeiführen, zu Fuße zurück, weil man nicht wagte, die Elephanten nochmals dem ungewohnten Anblicke eines Pferdes preiszugeben. Es war bereits dunkel, als Neis um $6\frac{1}{2}$ Uhr vor der Stadt am linken Ufer des Meping ankam; da am selben Morgen ein Theil der etwa 100 m langen Holzbrücke, welche über den Fluß führt, unter einer Ochsenkarawane zusammengebrochen war, so mußte er denselben durchwaten, um die Vorstadt zu erreichen. Dieselbe besteht aus einigen gemauerten Chinesenhäusern und zahlreichen birmanischen und chinesischen Läden, so daß man $\frac{3}{4}$ Stunden braucht, um die Entfernung vom Flusse bis zu der ersten Mauer der befestigten Stadt zurückzulegen. 100 m weiterhin folgt eine zweite und 1 km weiter wieder eine solche Doppelmauer. Zahlreiche schöne Pagoden und



Die Stadt Xieng Maï.

weite Gärten, in denen Holzhäuser liegen, füllen den größten Theil des Inneren; mitten drinnen, 2 km von der inneren Mauer entfernt, befindet sich der Palast des Königs. So wurde es $7\frac{1}{2}$ Uhr, ehe Neis am Tribunal anlangte und sein Unterkommen fand.

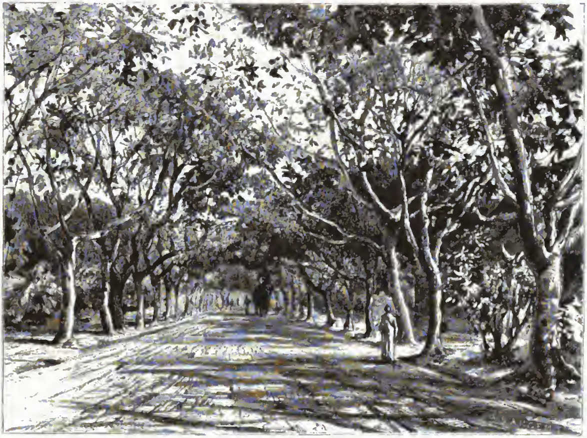
Die Aufnahme seitens des Königs war eine freundliche; es ist ein alter, schlauer und intelligenter Mann, der es vortrefflich versteht, den Dummen zu spielen, wenn es ihm unbequem ist zu antworten. Der König von Siam unterhält dort drei Residenten, um ihn und das Vordringen der Engländer zu überwachen; denn letztere gewinnen hier täglich mehr Boden. Ein einziges englisches Haus zahlt dem Könige von Xieng Maï jährlich 40 000 Pf. St. für die Ausbeutung der Teak-Wälder, und während der Anwesenheit des Dr. Neis wurde ein zweites derartiges Geschäft abgeschlossen. Auch scheint eine starke Ausfuhr von Rindvieh nach Moulmein stattzufinden.

Allmorgendlich besuchte Neis den Markt, welcher in der Hauptstraße der Stadt zwischen dem ersten Thore und dem Königspalaste abgehalten wird, und auf welchem sich mehr als 10 000 Menschen der verschiedensten Stämme, Laos, Birmanen, Karen, Ngius und Chinesen, zusammenfinden, um alle möglichen Produkte, Lebensmittel, Stoffe, Waffen und Schmuckgegenstände zu kaufen und zu verkaufen. Die häufigste und wichtigste Handelswaare aber scheinen Blumen zu sein; alle Frauen, selbst die ärmsten, tragen Blumen in den Ohren und Haaren, und ebensowenig verschmähen junge Leute und selbst Männer in reiferen Jahren diesen Schmuck.

Da Neis, mittellos wie er war, bei dem habsüchtigen Könige von Xieng Maï keine Unterstützung fand, so nahm

er zu den siamesischen Residenten seine Zuflucht, welche ihm riethen, zu Lande über Lampun zu reisen und ihm einige Träger und Elephanten für das Gepäck verschafften. So konnte er am Nachmittage des 16. März zu Fuße, wie er gekommen war, die Stadt verlassen. Seine Route folgte zu einem großen Theile einer schönen Chaussee von mehr als 50 m Breite, die von großen Bäumen beschattet und von zahlreichen, gut gehaltenen Pagoden eingefaßt wird. Dieselbe ist wahrscheinlich ein Werk der Birmanen, aber heute vielfach verfallen und beschädigt. Am zweiten Tage erreichte Neis Lampun, eine kleine befestigte Stadt am Ufer des Nam Kuang, eines kleinen Zuflusses des Meping, wo ein direkt von Bangkok abhängiger Gouverneur sitzt, ein kleiner, alter, häßlicher Mann ohne Bart, Haare und Zähne, der den höchsten Respekt vor dem Barte des Reisenden hatte und auf sein Bitten die reichlich ausgenutzte Erlaubniß erhielt, mit seiner Hand durch denselben fahren zu dürfen; er besaß auch einige Diener, die er in seiner ganzen Provinz zusammengesucht hatte, und die einen, für die dortigen Verhältnisse ansehnlichen Bartwuchs besaßen.

Drei weitere Marschtage durch ein mit Teakwäldern bedecktes Hügelland brachten Neis nach La Kon, der früheren Hauptstadt der Schwarzbäuche, die noch heute bedeutend ist und in ihrem Gebiete riesige Teakwälder besitzt, welche von Birmanen und theilweise schon von englischen Häusern ausgebeutet werden; letztere lassen sich ihre Concessionen von Jahr zu Jahr mehr erweitern. Der dortige Hafen enthält Hunderte von Barken, die zu dieser Jahreszeit, wo die Schiffahrt fast ganz unterbrochen ist, fast alle auf dem Trockenen liegen. Dieselben sind größer und bequemer, als die aus einem Baumstamme ausgehöhlten laotischen Pirogen, haben mehrere Kajüten und meist auch ein Segel, das aber nur bei Wind von hinten zu gebrauchen ist. Eine solche Barke miethete Neis und trat damit am 25. März seine lange und oft schwierige Fahrt von La Kon nach Bangkok an. Der Me Van besitzt nämlich zahlreiche Sandbänke, und zudem erschweren große Flöße von Teakholz während der trockenen Jahreszeit die Schiffahrt; seine Ufer sind wenig bewohnt, so daß Neis während 13 Reisetagen nur auf eine einzige bedeutende Stadt, Möong Tön, traf und es schwierig fand, sich Lebensmittel zu verschaffen. Drei Tage lang mußten er und seine Begleiter nach Art der Eingeborenen, wenn dieselben keinen Reis haben, sich von Bambusamen ernähren. Sehr häufig dagegen waren birmanische Holzhauer, welche die Teakwälder ausbeuten; in Folge ihrer Anwesenheit sind in der Umgegend von Möong Tön Fälle von Piraterie häufig. Am 7. April fuhr man in den Nam Ping ein, dessen Ufer mit ihren zahlreichen Dörfern und Pagoden, Reisfeldern und Palmenpflanzungen ein ungleich belebteres Bild darbieten. Am 8. April wurde die Stadt Raheng passirt, am 19. der eigentliche Menam erreicht, am 25. genoß Neis die herzliche Gastfreundschaft der katholischen Mission in Ajuthia und besuchte die Trümmer der ehemaligen Haupt-



Straße von Xieng Maï nach Lam Pun.

stadt Siams und am 27. April Morgens landete er bei dem französischen Konsulate in Bangkok, womit diese Reise ihr Ende erreichte. Neis ließ ihr dann noch einen Besuch der Ruinen von Angkor folgen und durchzog zu Fuß das



Floß von Teakbäumen.

ganze Siam von Westen nach Osten. Am 1. Juni 1884 langte er dann wieder in Phnompenh, der Hauptstadt Cambodjas, an, welche er am 19. November 1882 verlassen hatte.

Eine Reise nach dem Taß-Busen.

Von de Dobbeler.

II. (Schluß.)

Am Abend war es eine Hauptsache, eine gute Moosweide zu finden, wurde diese nicht getroffen, so konnte die Fahrt bis in die Nacht dauern; gewöhnlich fuhren wir aber in der letzten Zeit nur $8\frac{1}{2}$ Stunden am Tage, diese aber, mit Ausnahme einer Pause von drei Minuten, ununterbrochen. War Abends ein günstiger Platz gefunden, so wurden die Renthiere gleich ausgespannt und das Zelt aufgeschlagen.

Im Inneren des Zeltes war natürlich Schnee, auf diesen wurden die Bretter, ein paar Matten und Felle, sowie eine eiserne Platte für das Feuer gelegt; nur unter der letzteren thaute der Schnee auf und die frisch und schön aussehende Renthierflechte kam zum Vorschein. Eine der ersten Verrichtungen war, Feuer anzuzünden und einen großen, mit Schnee gefüllten Kessel darüber zu hängen, um Wasser zu erhalten; war dieses in genügender Menge vorhanden, so wurde gekocht und dann die aus Fischen und Renthierfleisch bestehende Mahlzeit gehalten; nach derselben wurde Thee getrunken und ein paar Pfeifen Tabak geraucht. Es mußte alles dieses in halbliegender Stellung besorgt werden, weil das Zelt dicht mit Rauch gefüllt und nur einige Fuß hoch über dem Boden frische Luft war. Die Samojedenfrau hatte unterdessen mit ihrem Kinde zu thun; das kleine Mädchen mußte den ganzen Tag in der von mir schon beschriebenen Wiege liegen und nur am Abend wurde es herausgenommen, um am Feuer erwärmt zu werden.

Wenn mit diesen Verrichtungen ein paar Stunden hingebracht waren, so legten sich alle zur Ruhe nieder, um mit dem allmählichen Verlöschen des Feuers einer nach dem anderen einzuschlafen.

Die Renthiere mußten während der Nacht ihr Moos (Flechte) aus dem oft hohen Schnee scharren, fressen und ausruhen. Sie entfernen sich nicht sehr weit von dem Zelte, weil sie Furcht vor den Wölfen haben; wenn Wölfe kommen, so laufen die Renthiere nach dem Zelte und um dasselbe herum, versuchen auch wohl ins Zelt einzudringen; der größeren Sicherheit wegen wachten aber der Ostjake oder einer der Samojeden bei der Heerde.

Zwischen 5 und 6 Uhr Morgens wurde im Zelte Feuer angezündet, dann Thee getrunken, rohe Fische, Fischfett und etwas Brot gegessen; diese und die Abendmahlzeit waren die einzigen am Tage. Nach dem Morgenbrote mußte das Zelt abgebrochen und dieses sowie die übrigen Sachen auf den Schlitten verpackt werden. Hierauf wurde die Renthierheerde mit den Hunden in die Nähe des Zeltes getrieben und von ein paar Männern, welche einen langen Riemen (Lasso) straff angespannt hielten, erwartet; sobald die ersten Renthiere an den Riemen kamen, standen sie still, ein Halbkreis wurde gebildet und die noch nachfolgenden in die Oeffnung getrieben. Andere Männer gingen zwischen die nun zusammengedrängt stehenden Renthiere, faßten je ein oder zwei derselben um den Hals und führten sie zum Schlitten, um sie anzuspannen. Oft geschah es auch, daß einige Renthiere über den Riemen hinwegsprangen und mit dem Lasso eingefangen werden mußten; einige Male gelang auch dieses nicht und ein paar solcher Wildfänge liefen dann den ganzen Tag lose neben der Karawane her und machten die eingespannten Thiere scheu. Nie habe ich aber gesehen, daß die Samojeden oder Ostjaken ihre Renthiere schlecht behandelten, etwa mit den Füßen stießen oder schlugen.

Bis 9 Uhr Morgens war gewöhnlich die Arbeit des Zusammentreibens, Einfangens und Anspannens der Renthiere vollendet und um diese Zeit setzte sich die Karawane in Bewegung.

Am 16. und 17. December fuhren wir über baumlose Schneeflächen, am 18. wurde diese Einförmigkeit durch drei mäßig hohe Berge, Perkussiedi, auf welchen die Samojeden opfern, unterbrochen. Der 19. December war ein Ruhetag; es war der erste recht kalte Tag, — 28° R. Am 20. December passirten wir mehrere Flüsse, welche von schönen Wäldern umgeben waren; der bedeutendste derselben hieß Jangiha oder Mammuthfluß; später fuhren wir durch eine mit 10 bis 20 Fuß hohen Hügeln dicht besäete Gegend und trafen am Abend einen Teufelsaltar.

Der 21. December war zwar ein kalter, aber heller und windstiller Tag. Morgens 9 Uhr waren — 27° R. Der Sonnenaufgang um 9 Uhr 45 Min. nach meiner Uhr war besonders schön; es schien, als loderten mächtige Flammen am Himmel empor, dann bildeten sich zu beiden Seiten der Sonne zwei Nebensonnen, welche von der in der Mitte stehenden nur durch ihre Größe zu unterscheiden waren. Als die Nebensonnen verschwunden waren, war der Schein der Sonne heute wie an anderen Tagen so matt, daß man sie, trotz des unbewölkten Himmels, stundenlang betrachten konnte, ohne geblendet zu werden. Sie ging nach meiner Uhr um 2 Uhr 15 Min. unter, das Abendroth war aber noch bis 6 Uhr und später zu sehen. Es folgte eine schöne sternklare, aber kalte Nacht; erstes Mondviertel. Am 22. December zeigte mein Quecksilberthermometer — 30° R. Leider hatte ich nur diesen Thermometer und konnte daher später die Kältegrade nicht regelmäßig messen.

Nachdem wir in den letzten Tagen und am 23. December über öde, baumlose Flächen gefahren waren, trafen wir am Abend einen der heiligsten Orte der Samojeden, den von herrlichen, schlanken Bäumen umrahmten Nuiha oder Gottesfluß. Am Ufer lagen drei, etwa $2^1/_2$ bis 3 m hohe Hügel von Renthierschädeln; die weitere Umgebung des Flusses war eine wilde Waldpartie; ich sah Bäume von außerordentlicher Stärke. Am 24. December wurde das Zelt mit der Samojedenfamilie und einem Dolmetscher zurückgelassen und es mußte deshalb während der folgenden Nacht der Schlitten oder der Schnee als Lagerstätte dienen. Der 25. December, der letzte Tag unserer Reise mit Renthieren, war verhältnißmäßig warm, das Wetter herrlich, die Gegend eine schöne Waldlandschaft und die Fahrt eine sehr rasche; die Sonne war eben untergegangen, als wir in Surgut ankamen.

Die Einwohner Surguts sind größtentheils Nachkommen der von Jermak nach Sibirien geführten und später von der russischen Regierung dahin gesandten Kosaken. Sie treiben Handel, Viehzucht und den Anbau von Kartoffeln, Erbsen und Bohnen, da die Zone des Getreidebaues erst südlicher beginnt. Es befindet sich in Surgut eine Kirche und eine kleine Kaserne mit einigen Soldaten und einem Officier, auch einige Verbannte leben dort. Während meines elftägigen Aufenthaltes herrschte sibirische Kälte, die Kälte betrug selten oder gar nicht weniger als — 30° R.; am 1. Januar 1885 waren — 36° R., am folgenden Tage über — 40° R. Auch während der Reise von Surgut nach Tobolsk waren zwischen — 30° und — 40° R. und darüber, welches ich später in Tobolsk bestätigt hörte.

Am 5. Januar 1885 Abends wurde die Reise nach Tjumenj angetreten. Herr Wardropper, mein Dolmetscher und ich mit meinen Sachen fuhren in einem großen Schlitten. Die Fahrt wurde jetzt mit Pferden fortgesetzt und hatten wir bis Tobolsk inklusive 19 Stationen, welche durchschnittlich 50 Werst von einander lagen, zuweilen weniger, zuweilen mehr, so daß die Entfernung von einer Station zur anderen 60 Werst und darüber betragen konnte. Nur die sibirischen Pferde können solche Entfernungen in der Kälte, dem Schnee, auf gar keinen oder den schlechtesten Wegen im raschen Tempo zurücklegen. Wie in Rußland wird ununterbrochen von einer Station zur anderen gefahren, auf jeder Station die Pferde gewechselt; während aber in den mehr bevölkerten Theilen Rußlands die Stationen 20, höchstens 30 Werst von einander entfernt sind, kann die Entfernung derselben in Sibirien 70 und mehr Werst betragen. Die Schnelligkeit der kleinen russischen Pferde ist bekannt, sie legen mit dem Schlitten auf guten Wegen drei bis vier Meilen in der Stunde zurück, die sibirischen Pferde übertreffen sie noch, besonders an Ausdauer.

Diese nun folgende Reise war ungleich beschwerlicher und anstrengender, als die mit Renthieren gemachte und die während derselben herrschende Kälte war ungleich härter und strenger wie bisher. Unser Schlitten war mit den Sachen und mit uns überfüllt, wir hatten kaum neben einander Platz. Herr Wardropper mußte unter allen Umständen so rasch wie möglich nach Tjumenj und ich wollte und mußte mich mit meinem Dolmetscher ihm anschließen. Waren früher die vorsichtigen Samojeden und Ostjaken unsere Führer gewesen, welche bedächtig die besten Wege aufsuchten und die leichten kleinen Schlitten auf der Schneefläche dahin gleiten ließen, wie Schiffe auf unbewegtem Meere, so waren unsere Führer jetzt Russen, Russen mit

ihren Wahlsprüchen: „Wie Gott will.“ „Es kommt auf den Versuch an.“ „Es muß biegen oder brechen“; Russen mit ihrem ungestümen Vorgehen, sobald sie ein bestimmtes Ziel erreichen wollen.

Der schlechten Wege halber werden drei Pferde in einer Linie vor einander gespannt; dieses macht das Lenken derselben sehr beschwerlich und hatte man bisher kaum ein Wort des Antreibens während des ganzen Tages gehört, so ruht die Zunge des russischen Rosselenkers, des Jämtschik, keinen Augenblick. „He, meine Täubchen, ich habe ein Trinkgeld nöthig und deshalb müßt ihr laufen; juch! juch! Wenn ihr nicht laufen wollt, so wartet lange, ehe ihr wieder Futter bekommt; nu! nu! Teufel, Dummköpfe, euch sollen alle die Wölfe holen.“ Dann pfeift er und springt vom Bocke, welcher aus einem einzigen schmalen Brette besteht, herunter, läuft in seinem Pelze, im Schnee und eisiger Kälte, nach dem an der Spitze gehenden Pferde, schlägt dieses mit der kurzen Peitsche, hierauf das zweite und dann das dritte. Die Pferde nehmen einen Anlauf und der Schlitten rast an dem Jämtschik vorbei, dieser läuft hinterher und hat den Schlitten bald eingeholt, er schwingt sich auf das als Bock dienende Brett, legt sich auf den Rücken, klatscht in die Hände, ruft juch! juch! und dasselbe Schelten und Antreiben beginnt von Neuem.

Der Schlitten wird unterdessen von einer Seite zur anderen geschleudert, bald scheint er nach rechts, bald wieder nach links umfallen zu wollen; die an den Seiten befindlichen Stößer oder Stoßleisten verhindern dieses zwar einigermaßen, machen aber die Bewegungen um so empfindlicher, bald erhält man Stöße von der Seite, bald wieder von unten, dann wird man von den Mitreisenden zusammengedrückt und dann wieder wird man selbst auf diese geschleudert, und endlich giebt es am ganzen Körper keine Stelle mehr, die nicht gestoßen oder gedrückt wäre. Glücklicher Weise milderte die dicke Pelzbekleidung etwas diese Unannehmlichkeiten, aber sie sind auch nicht die einzigsten. Am Wege ist eine nicht unbedeutende Vertiefung des Bodens, der Jämtschik hat zu viel mit den Pferden zu thun, um sie zu bemerken, oder es ist auch schon dunkel geworden, der Schlitten kommt an dieselbe und einen Moment später hat er sich umgekehrt; die Reisenden liegen unter dem Schlitten oder daneben, die Sachen auf dem Reisenden oder im Schnee. Schon hat während des ganzen Tages das Gesicht in Folge der Kälte geschmerzt, als würde es mit tausend Nadeln zerstochen, jetzt müssen auch die Hände und Finger der Kälte preisgegeben werden, der Schlitten muß wieder aufgerichtet, die Sachen, welche in der Dunkelheit kaum alle zu finden sind, müssen gesucht und verpackt werden. Hiermit haben die Leiden noch kein Ende; wir fahren am hellen Tage und erreichen das steile Ufer eines Flusses; unser Schlitten ist stark, aber ob er den Fall aufs Eis vertragen kann, ist noch eine Frage. Diese Frage stellt sich der Jämtschik nicht, sondern er denkt: „Es kommt auf den Versuch an“, und hinunter fliegen Pferde und Schlitten. — Der Versuch ist nicht gelungen, sondern der Schlitten ist gebrochen und der eine Reisende hinkt, der zweite reibt sich die Schultern, während sich der dritte den Kopf hält. Wir sind ungefähr auf der Mitte zwischen den beiden Stationen angekommen, die eine wie die andere ist ein paar Meilen entfernt und der Jämtschik muß auf einem Pferde zurückreiten, um ein Beil und andere Werkzeuge zu holen, welche zum Repariren des Schlittens nothwendig sind. Die Reisenden klagen indessen über die in Folge des Falles hervorgerufenen Schmerzen, über die sibirische Kälte, reiben sich Nase und Wangen und halten die Pferde. Der Jämtschik kommt nach längerer Zeit zurück und reparirt den Schlitten nothdürftig, aber die eine abgebrochene Stoßleiste ist nicht genügend zu befestigen und der Schlitten balancirt nicht. Wenn auch deshalb und wegen der eingetretenen Finsterniß langsam und vorsichtig gefahren wird, so werden die Reisenden dennoch gezwungen, den schon genügend bekannten Schnee noch ein halbes Dutzend Mal gründlich zu untersuchen, ehe sie todtmüde und ermattet die nächste Station erreichen.

In dieser Schilderung ist nichts übertrieben, alles ist im vollsten Maße während dieser Reise von mir selbst erlebt.

Wenn auch Unannehmlichkeiten und Unglücksfälle vorkommen, so hat doch das etwas ungestüme Vorgehen sowohl seitens der Reisenden wie seitens der Jämtschike seine Berechtigung und liegt in der Natur der Sache; wollte man jede Nacht schlafen, überhaupt mit Bequemlichkeit reisen und wollten die Jämtschike ihre Pferde schonen, wie viel Zeit würde man dann gebrauchen, um die großen Entfernungen zu überwinden; eine Reise von Surgut nach Tjumenj könnte Monate dauern.

Beobachtungen irgend welcher Art konnten auf dieser Fahrt wenig gemacht werden, die physischen Kräfte waren zu sehr in Anspruch genommen und die Kälte zu intensiv. Das Gesicht schmerzte aufs Empfindlichste, auf der Wange und der Nase erfror die Haut und bildeten sich große Blasen; unsere Samojeden-Pelzbekleidung war da, wo sie unmittelbar das Gesicht berührte und am Halse feucht, während sich überall in den das Gesicht umrahmenden Fellhaaren Eiszapfen bildeten. Die Nase sondert bei der strengen Kälte fortwährend Flüssigkeit ab und der Gebrauch eines Taschentuches ist nicht allein beschwerlich, sondern man reibt auch mit demselben die Haut wund. Versuchte man das Gesicht durch Tücher zu schützen, so waren Gesicht und Tücher bald so feucht und naß, daß sie wieder entfernt werden mußten; hatte man die Augen geschlossen gehabt, so mußte man sie zuvor mit dem Finger reiben, um sie wieder öffnen zu können. Es ist fast unmöglich, in diesen Gegenden und während der Reisen einen Bart zu tragen. Samojeden und Ostjaken rupfen ihre Barthaare aus, die Russen rasiren den Bart im Winter, tragen ihn aber im Sommer.

In unaufhaltsamer Eile ging es Tag und Nacht über Schneeflächen, durch Wälder, über und auf eis- und schneebedeckten Flüssen dahin. Die Stationen waren größtentheils in russischen Häusern, nur die vierte und fünfte in den Häusern ansässiger, Viehzucht treibender Ostjaken und später eine im Hause eines Tartaren. Die Gebäude in den sibirischen Dörfern und Ansiedelungen sind geräumiger wie in Rußland und im Inneren zwar einfach, aber recht gut eingerichtet und mit zweckentsprechenden Oefen versehen. Sogar in dem Hause eines Ostjaken, welches als Poststation diente, fand ich ein Zimmer, dessen Wände mit Zeug drapirt waren und welches mit Fußdecken, Tischdecken, einer Uhr, Papier, Feder und Dinte ausgestattet war. Zwischen der sechsten und siebenten Station in der Nähe Samarows passirten wir während der Nacht die hohen, bewaldeten Irtischufer-Berge. Nach der zehnten Station wurden die Wege merklich besser und die oben angedeuteten Unannehmlichkeiten, Unterbrechungen und Unglücksfälle hörten auf, nur war die Kälte noch ebenso quälend wie bisher.

Am 12. Januar 4 Uhr Nachmittags kamen wir bei der neunzehnten Station in Tobolsk an, blieben aber nur einige Stunden dort und fuhren Abends 9 Uhr nach Tjumenj weiter. Wir hatten eine der großen sibirischen Straßen erreicht, die Stationen lagen hier nahe bei einander und der Weg war ein ausgezeichneter; die Pferde wurden nicht

mehr vor einander, sondern neben einander gespannt (Troika). Am 13. Januar war das Wetter so schön, daß wir das Gesicht nicht mehr mit Tüchern zu bedecken brauchten; am Wege zeigte sich viel Wild, besonders viel Birkhühner, welche uns so nahe herankommen ließen, daß wir ein paar Mal versuchten, sie mit der Pistole zu erlegen. In der folgenden Nacht um $2\frac{1}{2}$ Uhr kamen wir in Tjumenj an, ich blieb hier eine kurze Zeit und setzte dann meine Rückreise fort, um nach einem Aufenthalte in verschiedenen Theilen Rußlands während des Winters und folgenden Sommers im September nach Deutschland zurück zu kehren.

Die gegenwärtigen Zustände von Korea.

I.

E. J. Von allen ostasiatischen Ländern hat Korea am längsten sich gegen fremde Einflüsse abgeschlossen und zwar nicht allein gegen die westlichen Barbaren, auch gegen die seiner eigenen geographischen wie ethnographischen Natur nahe verwandten Nachbarreiche China und Japan. Mit beiden trat Korea zwar wiederholt in nähere Verbindung, doch immer nur der Noth gehorchend; sobald es ihm gestattet wurde, dem eigenen Triebe zu folgen, zog es die scheidenden Grenzen nur um so strenger und fester. So ist es gekommen, daß erst die allerletzten Jahre uns eine etwas genauere Kenntniß des Landes verschafft haben, indem erst jetzt es Europäern möglich wurde, das Innere zu bereisen, ja die koreanische Regierung hat in jüngster Zeit sogar selbst die Hand zur Erforschung des Landes geboten. In ihrem Auftrage bereiste ein deutscher Geologe sämmtliche Provinzen des Reiches, um nach Lagerstätten von Kohlen zu forschen.

Und doch war Korea den Arabern, welche ihre kühnen Fahrten ostwärts selbst bis zu den entlegenen Küsten Nordostasiens ausdehnten, schon im achten und neunten Jahrhundert sehr wohl bekannt; der längere Aufenthalt, welchen ihre Schiffe in den Haupthäfen nahmen, erlaubte ihnen, auch gewisse Kenntnisse von den ferneren Gebieten zu sammeln, aber all diese Kenntnisse gingen verloren, als sie ihre Handelsbeziehungen mit Ostasien einstellten. Erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts wird Korea wiederum genannt.

Damals waren die unternehmenden Holländer bis nach Japan vorgedrungen und so kam es, daß im Jahre 1653 das holländische Schiff „Sparwer" (Sperber) an der Küste von Quelpart Schiffbruch litt. Nach dem koreanischen Gesetze, welches den Fremden den Zutritt zum Lande streng untersagte und Schiffbrüchige festhielt, damit keinerlei Kunde in die Außenwelt gelangen könne, wurden die 36 der See entronnenen Holländer nach der Hauptstadt Kingkitaro, dem jetzigen Söul, fortgeschleppt und dreizehn Jahre lang in verschiedenen Diensten, besonders als Soldaten, verwandt, wobei man sie bald in diesen, bald in jenen Distrikt verschickte. Im Jahre 1667 gelang es endlich einem Theile dieser Gefangenen, von der Südküste nach Nagasaki und von dort nach Holland zu entkommen. Unter ihnen befand sich der Schiffsschreiber Hamel, welcher nach seiner Rückkehr einen Bericht seiner Erlebnisse und Beobachtungen verfaßte und 1668 in Rotterdam durch den Druck veröffentlichte. Es erging ihm damit wie Marco Polo und manchem anderen Reisenden jener Zeit; man schenkte seinem Berichte, den man für eitel Aufschneiderei ansah, keinen Glauben, doch haben neueste Forschungen seine Wahrhaftigkeit voll und ganz erwiesen.

Korea wurde zu jener Zeit und auch noch lange nachher als eine Insel angesehen. Es erscheint als solche zuerst auf der Karte, welche Ruysbroek, Ludwig's des Heiligen Gesandter, von der Mongolenresidenz Karakorum zurückbrachte, wo er dieselbe von den gleichfalls dort anwesenden Abgeordneten des koreanischen Herrschers empfangen hatte, und diese Inselform wurde auch später beibehalten; auf den Karten von Mercator, Ortelius und Sanson figurirt Korea noch immer in dieser Gestalt. Erst die 1732 von d'Anville ausgeführte Bearbeitung einer in Korea selbst angefertigten Karte des Landes gab uns ein getreueres Bild. Diese Karte war eine Kopie des Originals, welches im königlichen Palaste zu Söul hing. Der Kaiser Kanghi hatte eine Gesandtschaft mit einem Mandarinen der mathematischen Hochschule zu Peking nach Söul entsandt, um, wie von anderen Theilen seines ausgedehnten Reiches, auch von Korea eine möglichst genaue topographische Aufnahme zu erhalten. Die Gesandtschaft brachte eine in kleinerem Maßstabe gehaltene Karte nach Peking zurück, wo die damals dort anwesenden französischen Missionare sich beeilten, ein Duplikat anzufertigen und dasselbe nach Paris zu entsenden. Diese d'Anville'sche Karte blieb lange Zeit die Grundlage für alle später erscheinenden, denn von jetzt ab waren französische, englische und russische Seefahrer unausgesetzt thätig, das, was noch sehr im Argen lag, die Feststellung der Küstenumrisse, mit möglichster Genauigkeit zu bewirken. Eine eingehende Darstellung dieser erfolgreichen Unternehmungen bis in die neueste Zeit hat uns ein erschöpfender Aufsatz in Petermann's Mittheilungen für 1883 gegeben, dieselben brachten auch 1884 die augenblicklich beste Karte von Korea, gezeichnet mit Benutzung der neuesten Küstenaufnahmen nach einer im Jahre 1875 vom Kriegsministerium zu Tokio herausgegebenen und von E. Satow übersetzten Vorlage.

Die Nachrichten über die älteste Geschichte Koreas, ja über seine Geschichte überhaupt bis in die allerneueste Zeit herein, sind höchst unsicher. Was wir davon wissen, verdanken wir Klaproth, Siebold, Dallet, Pfizmaier, welche aus chinesischen und japanischen Quellen schöpften; Oppert hat in seinem vor einigen Jahren erschienenen Werke, dem ersten, welches nach längerer Zeit über das „verschlossene Land" erschien, die verschiedenen, oft von einander abweichenden Berichte zusammengestellt, Richthofen hat uns beschrieben, was er von der Grenze sah und erfuhr. Aber erst seit der Eröffnung des Landes nach Abschluß von Verträgen mit Japan, Amerika, Deutschland, England, Rußland, Italien wurde ein tieferes Eindringen in das Land möglich. Noch 1875 konnte ein Japaner nur unter der Verhüllung eines Trauernden von Tshushima aus nach Fusan und von dort bis zu dem befestigten Lager von Taiku gelangen. Aber 1882 machte der englische Vicekonsul Carles, dann auch

J. C. Hall und H. A. C. Bonnar Reisen von Söul ins Innere, der erste legte seine Beobachtungen in englischen Blaubüchern nieder; die beiden anderen veröffentlichten die ihrigen in den Transactions of the Asiatic Society, of Japan. Eine werthvolle Ergänzung fanden diese Berichte durch die „Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Asiens", in deren 31. und 33. Hefte P. Mayet, welcher im Oktober 1883 den Generalkonsul Zappe nach Söul begleitete, seine in Korea gewonnenen Eindrücke niederlegt. Endlich hat Dr. Gottsche 1884 eine größere, 5½ Monate dauernde, Reise ausgeführt, um Nachforschungen nach Kohlenlagern zu machen, und dabei sämmtliche acht Provinzen durchzogen. Auf diesen Quellen und den Berichten der genannten Reisenden, sowie auf Mittheilungen des Deutschen Handelsarchivs und der österreichischen Konsulatsberichte fußt die nachfolgende Darstellung.

Die ersten staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen verdankt Korea der Einwanderung chinesischer Stämme in den nördlichen Theil der Halbinsel.

Die hier in der Folge herrschende chinesische Dynastie hielt sich unter 41 Königen, welche die Oberherrlichkeit des chinesischen Kaisers anerkannten, bis zum Jahre 108 unserer Zeitrechnung, da brachte eine Revolution Korea unter die unmittelbare Herrschaft Chinas, von dem es eine Provinz wurde. Indeß währte das Verhältniß nur wenig mehr als 60 Jahre, denn schon in der Mitte des ersten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung stieg ein Häuptling des Stammes der Outsu, welcher das Land im Nordosten zwischen dem Gebirge und dem Japanischen Meere inne hatte, auf das Han-kang nieder und bemächtigte sich des Landes, das danach den Namen Koraï, chinesisch ausgesprochen Kao-li, empfing, zugleich bildeten sich im Süden der Halbinsel zwei andere kleine Königreiche, im Südosten am Japanischen Meere Sin-ra, am Gelben Meere im Südwesten Pe-tsi. Alle drei erkannten die Oberherrlichkeit Chinas an, das, namentlich in Koraï, seine Autorität zu wiederholten Malen geltend machte und dieses 668 sogar in eine chinesische Provinz verwandelte; nur ein Theil des Volkes wußte in dem Waldgebirge von Liao-tung seine Unabhängigkeit zu wahren. Hier bildete sich das kleine Reich Po-haï, das in der Folge sich bis zum Flusse Liao-ho ausdehnte. Aber es dauerte mehr als zwei Jahrhunderte, ehe es den Bewohnern von Koraï gelang, das ihnen auferlegte, widerwillig getragene Joch abzuschütteln und nicht allein bewirkten sie das nun in gründlichster Weise, sie dehnten ihre Eroberungen auch nach Süden aus und vereinigten nach der 935 erfolgten Unterwerfung von Sin-ra und Pe-tsi die ganze Halbinsel unter einem Scepter. Von hier ab gilt der Name Koraï, von den Europäern in Korea umgestaltet, in politischer und geographischer Beziehung für das ganze uns heute unter dieser Bezeichnung bekannte Gebiet.

Diese unabhängige Stellung wußte sich das neue Königreich bis in das letzte Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts zu bewahren; als aber 1392 die alte Dynastie durch eine Revolution gestürzt wurde, stellte sich der neue König aus Dank für den Beistand, welchen ihm der chinesische Kaiser Taitsu gegen Japan geleistet hatte, unter die Oberhoheit Chinas, der an alte Feindseligkeiten erinnernde alte Name Koraï wurde in Tschansien umgeändert und dieser ist bis heute der officielle Name des Königreichs geblieben.

Man darf aber nicht daran denken, daß der Kaiser von China wirklich irgend welche Macht über Korea erlangte. Mit diesem eingegangenen Verhältnisse hörten nur die vorher sehr häufigen räuberischen Einfälle der Koreaner in die mantschurisch-chinesischen Gebiete auf, die man allein durch die kostspielige Aufbietung numerisch überlegener chinesischer Streitkräfte hatte zurückweisen können. Nun schlossen beide Länder einen Vertrag, wonach ein neutrales Grenzgebiet eine trennende Scheide bilden sollte. Dieser auch heute noch bestehende Strich hat eine Breite von 50 bis 90 km und umfaßt theils bergiges, theils sehr fruchtbares, aber völlig unbewohntes Land. Denn die darauf befindlichen zahlreichen Dörfer und Städte wurden sämmtlich zerstört und der Verkehr zwischen beiden Nationen auf das Kao-li-mön, d. i. das Thor von Korea, beschränkt. Dieses Kao-li-mön, zwei Meilen östlich von dem großen chinesischen Handelsplatze Fong-whang-tschin gelegen, ist weiter nichts als ein kleines Wachthäuschen mit einer Durchfahrt für einen chinesischen Karren. Daran schließen sich westlich einige Gasthäuser und Hotels garnis und die Waarenhäuser der Chinesen, östlich die Waarenlager der Koreaner unter freiem Himmel. Dreimal im Jahre, im dritten, fünften und neunten Monate, in unserem April, Juni und Oktober, findet hier eine Messe statt, zu welcher einer gewissen Anzahl von Koreanern ohne Waffen und ohne ihre Frauen zu kommen gestattet ist. Außerdem dürfen nur Gesandtschaften und der Briefbote diese Straße passiren. Die Koreaner bringen zum Verkaufe nach dem Kao-li-mön Rindshäute, Felle von Füchsen, Mardern, wilden Katzen, Panthern und Tigern, Papier von vorzüglicher Beschaffenheit, Blei, Trepang und Seide und kaufen von den Chinesen billige Baumwollzeuge und Pfeffer. Der Handel geschieht im ersten und fünften Monate auf Kredit, im neunten müssen alle Zahlungen in abgewogenem Silber gemacht werden. Nach dem letzten Tage des Meßmonates wurde jeder Koreaner auf chinesischem Gebiete und jeder in Korea betroffene Chinese mit dem Tode bestraft. Jegliche Ansiedelung auf dem neutralen Gebiete ist strengstens untersagt und nur 5 bis 6 km weit dürfen die Ansiedler auf beiden Seiten hineingehen, um ihr Vieh zu weiden, Holz zu schlagen oder Gras zu sammeln. Chinesische Beamte halten beständig Wache am Kao-li-mön, dasselbe thun koreanische Beamte da, wo der Weg ihre Grenze passirt. So wurden die beiden Völker wirksamer getrennt als es eine chinesische Mauer vermocht hätte.

Dadurch sicherte sich der kleine Vasallenstaat gegen die Gefahr der Ueberschwemmung durch einen chinesischen Menschenstrom, denn auch der Verkehr zur See war bei Todesstrafe verboten. Die Natur hatte übrigens bereits das Ihrige gethan, durch Verflachung des Meeres an der China gegenüberliegenden koreanischen Westküste diesen Verkehr möglichst zu erschweren.

Und es ist den Koreanern in der That möglich gewesen, bis in die allerjüngste Zeit hinein sich gegen das Ausland streng abzuschließen und voll und ganz den Namen eines Einsiedlervolkes sich zu verdienen. Denn die Invasionen Chinas, noch mehr Japans, vor etwa zwei Jahrhunderten und später zu Zeiten innerer Zerrüttung, waren stets von vorübergehender Dauer, nach welcher sich die fremden Eindringlinge immer wieder zurückziehen mußten.

Doch behielt Japan die Insel Tshushima, die früher Korea zugehört hatte, sowie das Recht, in Tongnai unweit des Chosan-Hafens an der Südostküste, wo später das heutige Fusan entstand, eine Garnison zu unterhalten, welche aber, da sie auf einen bestimmten, von der übrigen Stadt durch eine Mauer abgeschlossenen Raum beschränkt war und unter eine sehr scharfe Kontrolle der koreanischen Beamten gestellt wurde, mehr wie eine in Gefangenschaft gerathene feindliche Truppe erschien. Die Koreaner geben für die Anwesenheit dieser japanischen Besatzung eine merkwürdige

Erklärung. Sie behaupten nämlich, Japan sei so arm, daß es seine Bewohner nicht zu ernähren vermöge, Korea habe daher aus reinem Mitleide jenen 300 Mann gestattet, im Lande zu bleiben. Wie Oppert angiebt, sind die Koreaner von der Richtigkeit dieser Angabe durchaus überzeugt. Eine weitere Bestimmung der Friedensbedingungen, die jährliche Lieferung von 300000 Säcken Reis von Seiten Koreas an Japan, hörte schon nach einigen Jahren auf erfüllt zu werden.

Bei der letzten Invasion Koreas durch Japan, welche im Jahre 1597 stattfand, war das letztere unter seinem Taikun Fidejosi überall siegreich gewesen. Sein 130000 Mann starkes Heer hatte die vereinigten Armeen Koreas und Chinas durchweg geschlagen und er bereitete sich eben vor, den Krieg in China selbst hinein zu tragen, als ihn der Tod ereilte. Die darauf entstehende Verwirrung und das Ausbleiben aller Unterstützung vom Mutterlande hatte die gänzliche Auflösung des japanischen Heeres zur Folge, dessen kleinster Theil nach Hause zurückkehrte, während die Hauptmasse sich zerstreute und unter die Einwohner des Landes mischte, bei denen Alle freundliche Aufnahme fanden. Diese Japaner adoptirten durchaus die Gewohnheiten und die Sprache der Koreaner, doch beeinflußten sie die letztere so, daß im Süden, wo sie ihren Aufenthalt nahmen, ein besonderer, noch heute deutlich erkennbarer Dialekt entstand.

Seit dieser Zeit blieb zwischen beiden Ländern von Tshushima aus ein unbedeutender und unsicherer, weil nicht gesetzlich geschützter Verkehr bestehen, der erst durch den am 27. Februar 1876 zu Söul erfolgten Abschluß eines Handelsvertrages zwischen beiden Ländern auf sichere Basis gestellt wurde. Dieser Handelsvertrag, welcher Japan das Recht konsularischer Vertretung sicherte, kam indeß zum praktischen Ausdrucke erst 1879, indem in diesem Jahre der Hafen Fusan an der Südküste wirklich dem japanischen Handel geöffnet wurde. Dasselbe geschah im nächsten Jahre mit Gensan an der Ostküste und 1882 mit Chemulpo, dem Hafen der Hauptstadt, an der Westküste. Ein japanischer Ministerresident hatte allerdings schon 1877 in Söul seinen Wohnsitz genommen.

Nach dem Vorgange Japans knüpften bald auch Europa und Amerika nähere Beziehungen mit Korea an. Versuche waren schon früher gemacht worden, aber immer ohne Erfolg. Korea hatte durchaus keine Lust, den Barbaren gegenüber zu Zugeständnissen sich herabzulassen, welche es nur widerwillig einem seiner beiden nächsten Nachbaren eingeräumt hatte. Als einige heimlich ins Land gekommene französische Missionare hingerichtet wurden, machte eine französische Flottenabtheilung den vergeblichen Versuch, auf der Westseite zu landen, aber als bald darauf China von England und Frankreich so tief gedemüthigt wurde, war Korea aus Furcht vor einem gleichen Schicksale gern bereit, den westlichen Mächten alle möglichen Concessionen zu machen. Der Bischof Berneux, damals an der Spitze der bereits ziemlich starken katholischen Mission in Korea, benutzte diese Gelegenheit leider ebenso wenig als die 1865 bei dem Erscheinen eines russischen Kriegsschiffes sich bietende. Denn als dieses die Forderung stellte, daß Korea einen Handelsvertrag mit Rußland abschließen solle und der koreanische König den Bischof ersuchen ließ, die Russen zum Aufgeben dieser Forderung zu bewegen, wogegen den Katholiken die weitgehendsten Rechte zugestanden werden sollten, verweigerte der Bischof seine Mitwirkung. So schrieb man denn die bald darauf erfolgende Abfahrt des russischen Schiffes, das nichts erreicht hatte, der Furcht vor der koreanischen Macht zu, die Ueberhebung der Koreaner wuchs ins Ungemessene und als ein neuer Regent den Thron bestieg, mußte nicht nur das Haupt des Bischofs und das von acht seiner Genossen fallen, jeder Verkehr mit dem Auslande wurde auch mit den allerstrengsten Strafen bedroht.

Neue Nahrung fand die koreanische Ueberhebung, als eine von Kanton entsandte französische Flotte unter dem Admiral Roze, welche großsprecherisch den König mit Absetzung bedrohte, nach schwerem Verluste sich unverrichteter Sache zurückzog. Einer amerikanischen Fregatte, welche das Schicksal eines gestrandeten amerikanischen Schuners erkunden wollte, wurde befohlen, die koreanischen Küsten zu verlassen, falls sie nicht das Schicksal der Franzosen theilen wolle. Freilich lernte ihr Befehlshaber den Inhalt der ihm zugesandten Epistel erst durch einen Dolmetscher in Tschifu kennen, aber die Koreaner waren fest überzeugt, daß die Fremden ihren Drohungen gewichen seien. Ein Wechsel der Personen auf dem Throne und damit ein völliger Umschwung der Anschauungen in den leitenden Kreisen, namentlich aber die verdienstliche Thätigkeit unseres schnell zu großem Einflusse gelangenden Landsmannes v. Möllendorff, der lange einen Ministerposten am Hofe von Söul bekleidete, verschafften endlich weiterblickenden Rathschlägen Gehör.

Die japanischen Verträge verhalfen Europa zur Zulassung unter ähnlichen Bedingungen. Zuerst schloß Korea mit den Vereinigten Staaten von Amerika am 5. Mai 1882 einen Freundschafts- und Handelsvertrag, am 26. November 1883 folgte ein gleicher Abschluß mit Deutschland und England und am 26. Juni 1884 kamen mit Italien, am 7. Juli desselben Jahres mit Rußland Verträge zu Stande, die identisch sind mit den mit Deutschland und England vereinbarten.

Die gegenwärtig dem auswärtigen Handel eröffneten Häfen sind in historischer Reihenfolge Fusan, Gensan und Chemulpo. Fusan oder Pusan, der Haupthafen der Provinz Kiung-Sang, liegt unter 35° 6′ 6″ nördl. Br. und 129° 3′ 2″ östl. L. von Greenw. am Hafen Chosan etwas östlich von der Mündung des Yongsan, des wichtigsten Flusses des Reiches. Die koreanische Stadt, welche etwa 2000 Einwohner zählt, ist 5 km von der japanischen Niederlassung entfernt. Letztere, 1883 von 1780 Japanern, ferner von drei Chinesen, sechs Engländern, einem Holländer und einem Italiener bewohnt, ist regelmäßig angelegt, rein und gut gehalten und steht unter der Kontrolle des japanischen Konsuls mit der Beihilfe einer freigewählten Municipalität. Für die fremde Niederlassung ist gesondert von der japanischen eine Viertelstunde Weges nördlich ein Platz an einer Stelle gewählt worden, wo der Hafen am wenigsten Strom und Seegang zeigt. Der Ankergrund in 0,5 bis 0,8 km Entfernung von der Küste hat 4 bis 5 und in 1,2 km Entfernung 6 Faden Tiefe. Da die Lage eine äußerst vortheilhafte ist, so entstand bei den Japanern in Fusan eine sehr große Besorgniß, daß ihre eigene Niederlassung unter der Konkurrenz der neuen Fremden leiden werde, und die dortige Handelskammer hat daher bereits im December 1883 dem japanischen Gesandten in Söul ihre Bereitwilligkeit ausgedrückt, einen Theil ihrer Niederlassung den Fremden zu überweisen. Der von den Japanern benutzte Theil des Hafens ist nicht so gut wie der der Fremden; gegen jede von draußen kommende See geschützt, ist er den im Winter heftig wehenden Nordostwinden ausgesetzt, wodurch ein so starker Seegang verursacht wird, daß kleine vor Anker liegende Schiffe demselben nicht Stand halten würden, wäre der Hafen nicht durch eine kleine Mole geschützt, innerhalb welcher das Wasser etwa 2 Faden Tiefe hat.

Die dortige japanische Niederlassung ist übrigens schon sehr alt; sie datirt bis ins 16. Jahrhundert zurück, bis zu

den zwei Invasionen Japans in Korea. Es entspann sich seit der Zeit ein zwar nicht bedeutender, aber doch regelmäßiger Handelsverkehr zwischen diesem Posten und dem Mutterlande über die halbwegs zwischen beiden liegenden Tsushima-Inseln. Nach dem zwischen Korea und Japan 1875 abgeschlossenen Handelsvertrage wurde Fusan der Haupthandelshafen des Landes; es war bis dahin mit Kaoli-mön an der chinesischen Grenze eines der beiden Thore, durch welche die ausländischen Waaren ins Land kamen, und von wo aus sie dann über das Innere vertheilt wurden.

Gensan oder Yuensan, auch Wönsan genannt, liegt an der Ostküste Koreas an der Südseite einer halbmondförmig ins Land eindringenden Bucht, vor welche allerdings eine Anzahl von Inseln vorgelagert ist, die aber dennoch bei Oststürmen das Eindringen eines beträchtlichen Seeganges nicht hindern können. Ein solcher entsteht auch bei stürmischem Wetter im Hafen selber, da dessen Ausdehnung von Ost nach West wie von Nord nach Süd etwa 16 km beträgt. Daher konnte auch ein sonst für eine Niederlassung vorzüglich geeigneter Platz am südlichen Ende des Hafens von den Japanern nicht gewählt werden, da dort während der Wintermonate durch die dann vorherrschenden Nordstürme ein gewaltiger Seegang entsteht. Der jetzige Hafen ist gut, leicht zugänglich, tief genug und hat auch guten Ankergrund, doch friert in strengen Wintern die Bucht weit hinaus bis zur Insel Tschang-dock-do zu; zuweilen bleibt sie jedoch auch ganz eisfrei.

Leider hat man die japanische Niederlassung auf niedrigem und sumpfigem Terrain angelegt, während ein gleich dahinter liegender, 100 bis 130 m hoher Hügel einen weit besseren Platz abgegeben hätte. Daher stellen sich im Frühling und Frühsommer häufig Krankheiten ein, und wenige japanische Ansiedler sind dem Wechselfieber entgangen; ebenso ist Kakke, eine andere malariaartige Krankheit, ganz allgemein. Um so eher waren die hier ansässigen japanischen Kaufleute nach der Eröffnung von Chemulpo bereit, dorthin überzusiedeln, so daß Ende 1883 hier nur noch 200 Japaner lebten und außer ihnen von Fremden noch vier Deutsche, ein Engländer und ein Oesterreicher. Es ging Gensan nun gerade so, wie es vorher Fusan ergangen war, als ihm durch Eröffnung eines zweiten Hafens ein Rival erstand.

Chemulpo an der Westküste hat den großen Vortheil, durch seine Lage den Seehafen für den auswärtigen Handel der Hauptstadt zu bilden, dem bei Weitem wichtigsten commerciellen Centrum des Landes. Chemulpo ist auf dem Flußwege etwa 100, auf dem Landwege etwa 42 km von Söul entfernt, und liegt an dem südlichen Mündungsarme des Hauflusses ganz nahe an der Stelle, wohin Seefahrzeuge gelangen können. Indessen finden doch nur vier bis fünf kleine Dampfer unter 4 m Tiefgang genügenden Ankergrund bei der Stadt selber und zwar auch nur bei Hochfluth, die mit einer Schnelligkeit von drei Knoten in der Stunde wie ein Mühlgraben hereinbricht und sich ebenso schnell wieder zurück zieht. Dann werden an der ganzen Westküste Tausende von Quadratmeilen Schlammbodens freigelegt und so ein Zusammenhang zwischen den zahllosen Inseln hergestellt, welche die Küste dicht besäumen. Die eigentliche Rhede liegt daher fast zwei Seemeilen vom Lande entfernt. Nimmt man nun noch hinzu, daß es bei dem hellen Frühlings- und Herbstwetter viel Luftspiegelung giebt, daß in den Sommermonaten dichte Nebel überwiegen und daß sich im Winter eine starke Eiskruste an der Küste bildet, so wird man gestehen müssen, daß die Schwierigkeiten für die Schiffahrt nicht gering sind. Dennoch hat sich mit der am 1. Januar 1883 erfolgten Eröffnung des Hafens für Japan hier sehr schnell ein Verkehr entwickelt, der sehr bald den der beiden anderen Vertragshäfen in den Schatten stellte. Es befinden sich in der Stadt gegenwärtig 400 Japaner, in deren Händen fast der ganze Handel ruht; die 72 hier wohnenden Chinesen treiben nur Kleinhandel, im Uebrigen setzt sich die Zahl der Fremden zusammen aus drei Deutschen, vier Russen und je einem Engländer, Franzosen, Italiener.

Natürlich bietet das über Nacht emporgewachsene Chemulpo keinen sehr angenehmen Anblick. „Der allgemeine Eindruck dieses Platzes“, sagt der englische Vicekonsul Carles, „setzt sich zusammen aus Schmutz, Mißbehagen und unvollendeter Arbeit.“ Unter den vielen primitiven Lehmbauten ist das Haus des japanischen Konsuls das einzige, welches, im europäischen Stile erbaut, mäßigen Ansprüchen genügt.

Fast der gesammte Einfuhrhandel Chemulpos ist in den Händen der Japaner, welche zum größten Theile seit Eröffnung des Hafens von Fusan hierher übersiedelten, indessen sind die importirten Waaren fast ausschließlich europäischer, insbesondere englischer Provenienz. Im Jahre 1883 wurden Waaren für 1 193 460 mexikanische Dollars (der Münze, in welcher der Zoll erhoben wird) eingeführt, wovon über die Hälfte auf Kupfer entfiel; sonst sind noch Blei, Zink, Shirtings, Lawas, Bronze, Maschinen, Anilinfarben und Seidenwaaren aus Japan nennenswerth. Von der Ausfuhr nach fremden Häfen, welche 432 168 mexikanische Dollars betrug, entfielen 128 767 Dollars auf Gold, 133 963 Dollars auf Silber, 59 936 Dollars auf Bohnen, der Rest auf Rinderhäute, Ginseng, Kupfergeld, Gallnüsse, Reis u. a.

Kürzere Mittheilungen.

Todten- und andere Gebräuche der australischen Eingeborenen.

Ein alter australischer „Buschmann“, welcher viele Jahre das Leben und Treiben der Eingeborenen im Inneren Australiens beobachtet hat, macht darüber in einem Melbourner Journale interessante Mittheilungen.

Gar manche Gebräuche unter den Eingeborenen Australiens, heißt es, gleichen den altjüdischen, und der Gedanke liegt nahe, daß einst einer der verlorenen Stämme Israels nach Australien gewandert sei (!!). Die alten Juden thaten sich in Sack und Asche, wenn sie um ihre Todten trauerten. Die schwarzen Weiber Australiens beschmieren sich Kopf und Gesicht mit lehmigem Thon und Asche und gehen mit dieser Schmiere so lange, bis sie sich ohne Gebrauch von Wasser von selber abgelöst hat — ja sie waschen sich während dieser Zeit überhaupt nicht. Außerdem verwunden und verunstalten sie sich mit Muschelschalen den Körper, und jeden Abend besuchen sie die Grabstätte, wo sie jammern und wehklagen.

Die Art und Weise der Bestattung der Verstorbenen, welche vor den Weißen möglichst geheim gehalten wird, ist in den verschiedenen Gegenden verschieden. Am unteren Murray bei Swan Hill (35° 20′ südl. Br. und 143° 33′ östl. v. Gr.) und am unteren Murrumbidgee im südwestlichen Neu-Süd-Wales bauen die Eingeborenen aus der Borke von Eukalyptenbäumen eine Art Todtenhaus oder Hütte, genannt gunyah, machen darin ein Grab, welches sie mit Gras ausfüllen und legen den Leichnam ohne weitere Bedeckung darauf. Hierauf verschließen sie das gunyah sorgfältig, umzäunen es und sorgen dafür, daß die Innenseite des Zaunes rein und sauber gehalten ist. Kein Unkraut darf dort aufkommen, bis die Leiche zum Skelet geworden. Dann wird das Gebein in aller Stille fortgebracht, aber was damit weiter geschieht, weiß wohl kein Weißer. „Ich habe wenigstens", bemerkt unser Engländer, „trotz aller Nachforschung nichts darüber erfahren können." Das gunyah, welches übrigens nie zum zweiten Male als Leichenhaus dienen darf, verliert nun seine Heiligkeit und verfällt.

In den Wide Bay- und Burnett-Distrikten der Kolonie Queensland findet die Bestattung auf den oberen Aesten eines Baumes statt, wo aus Stäben eine Art Plattform, wie ein Adlernest, hergestellt wird. Auf dieser Bahre wird der Leichnam mit Stricken aus geflochtenem Grase festgebunden, frei und offen hingelegt und, den Elementen und Vögeln ausgesetzt, bald zum Skelet.

In manchen Gegenden Australiens werden die Leichen in hohle Bäume gesteckt, in anderen wieder in einem tiefen Loche in sitzender Stellung, mit Speer und sonstigen Waffen zur Seite, begraben. Aber überall trauern die Weiber eine Zeit lang, besuchen die Gräber regelmäßig und jammern sich dort aus.

Die Pharmakopöe der Aerzte unter den Eingeborenen ist eine sehr beschränkte. Sie setzen mehr Vertrauen in die Natur als in Arznei. Zauberei spielt in der Behandlung der Patienten immer eine Hauptrolle. Bei großen Fleischwunden verwenden sie Erde, welche oft erneuert wird, und dies bewährt sich in vielen Fällen vortrefflich. Die Wunden rühren meistens aus Kämpfen her und wurden durch mehr oder weniger vergiftete Waffen verursacht. Die Erde scheint das Gift zu absorbiren und auch Fäulniß im Fleische zu verhüten. In Gegenden, wo der merkwürdige einheimische Kirschbaum (Exocarpus cupressiformis) vorkommt, werden die Blätter desselben, angeblich mit gutem Erfolge, zu Umschlägen bei Wunden benutzt. Von der Heilkraft der Eukalypten scheint den Eingeborenen nichts bekannt zu sein. Nur einmal sah unser Gewährsmann, wie eine Frau ihr krankes Kind dem Rauche brennender Eukalyptenblätter aussetzte.

Wenn die Eingeborenen am unteren Murray glauben, daß ein Individuum eines anderen Stammes bösen Einfluß auf sie ausübt und dadurch namentlich den Tod eines ihrer Angehörigen verursacht habe, so senden sie bei dunkler Nachtzeit einen ihrer Leute aus, den Betreffenden zu erwürgen. Es geschieht dies mittels eines, aus einer elastischen Faser angefertigten, sehr festen und drei Fuß langen Strickes. Derselbe hat in der Mitte eine Schlinge, welche dem Schlafenden behutsam um den Hals gelegt wird, und an beiden Enden ist ein Knochenstück vom Känguruh als Handgriff zum Zuziehen befestigt. Wochenlang wird oft ein solcher Mordversuch immer von Neuem wiederholt, bis sich endlich einmal eine günstige Gelegenheit darbietet, sich unbemerkt ins Lager zu schleichen. In wenigen Minuten ist dann die Strangulation ausgeführt, die Schlinge wird zurückgezogen und der Mörder entflieht. H. Gr.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Einem in der „Allg. Z." auszugsweise mitgetheilten Vortrage des Geh. Raths Dr. Hardegg in der Geographischen Gesellschaft zu Karlsruhe zufolge ist die Bevölkerungszunahme im Großherzogthum Baden in den letzten fünf Jahren eine überraschend geringe gewesen; sie betrug nur etwa 28 000 Seelen, während der Geburtsüberschuß etwa 84 000 betrug. Ueber 50 000 Personen müssen theils in überseeische, theils in andere deutsche oder europäische Länder ausgewandert sein. Die eigentlich ländlichen Bezirke haben abgenommen, nur bei den größeren Städten nebst Umgebung und in den industriellen Thälern des Schwarzwaldes mit Einschluß des Wiesenthales ergiebt sich eine Zunahme. Außer den Bezirken Konstanz und Pfullendorf, bei denen die Zunahme unbedeutend ist, hat im Oberlande bis nach Lörrach und Triberg hin alles abgenommen, die Bodensee-Gegend, das Höhgau, die Baar, das Plateau und der Südabhang des Schwarzwaldes, am meisten der Bezirk Bonndorf. Ferner haben abgenommen die Weinbaubezirke Müllheim und Staufen, der Kaiserstuhl, in höherem Grade auch der Odenwald und das Bauland, mit einziger Ausnahme des Bezirks Tauberbischofsheim. Aehnliche Ergebnisse haben sich auch in Württemberg herausgestellt, wo die Anzahl der Auswanderer auf 83 000 berechnet wird.

— Unter dem Titel „Original-Mittheilungen aus der Ethnologischen Abtheilung der königlichen Museen zu Berlin" giebt die Verwaltung derselben seit Kurzem eine neue Zeitschrift heraus (Berlin, W. Spemann; ein Jahrgang von vier Heften 16 Mark), welche bestimmt ist, über die reichen Schätze und die unter Bastian's unvergleichlicher Leitung fortwährend in Menge zuwachsenden Neuerwerbungen jener Sammlungen Rechenschaft abzulegen. Wir begrüßen die neue Veröffentlichung, deren erstes Heft dem Andenken Nachtigal's gewidmet ist, gleichsam als Vorläufer der Wiedereröffnung der Ethnologischen Abtheilung, welche nach langer Zeit des Geschlossenseins in dem neuen Prachtgebäude des Museums für Völkerkunde ihre Reichthümer bald zur Schau und zur Benutzung stellen wird. Das vorliegende Heft enthält die Verzeichnisse der Sammlungen von Dr. Nachtigal's Reisen und von der Oster-Insel, eine schon früher im „Globus" erwähnte Mittheilung Kubary's über Todtenbestattung auf den Palau-Inseln, eine solche über die Reise des Sammlers Rohde in Matto Grosso und dortige Indianerstämme, das Verzeichniß einer taoistischen Bildersammlung (von Dr. Grube), Notizen zur lamaistischen Ikonographie (von Dr. Grünwedel) und ein von Bischof Thiel zusammengestelltes Vokabular aus Costarica. Die Mittheilungen von Rohde, Grube und Grünwedel werden durch vier Tafeln illustrirt.

— Oskar Montelius, Die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit. Nach der vom Verfasser umgearbeiteten zweiten Auflage übersetzt von C. Appel. (Mit 190 Holzschnitten, Berlin, G. Reimer, 1885. 8°. 198 S. 6 Mk.) Der Autor hält an der Eintheilung der nordischen prähistorischen Zeit in die drei Zeitalter streng fest und theilt sein Buch danach ein; ebenso verficht er energisch die Rasseneinheit der Bewohner Schwedens, natürlich mit Ausnahme der Lappen, die schon im Steinzeitalter in den Norden zurückgedrängt wurden, und den nordischen Ursprung der mei-

ften in Schweden gefundenen Kunstgegenstände. Die Darstellung ist flüssig und übersichtlich, die Uebersetzung gut und die Ausstattung für den billigen Preis eine ausgezeichnete. Die Illustrationen sind sehr gut ausgewählt und lassen in der Ausführung nichts zu wünschen übrig. Das Buch ist darum auch weiteren Kreisen, als den speciellen Fachleuten, sehr zu empfehlen. Ko.

Asien.

— Staatsrath Gustav Radde wird am 2. Februar von Tiflis abreisen, um an der Spitze einer naturwissenschaftlichen Expedition Nord-Chorassan zu erforschen. Radde selbst vertritt die Zoologie der höheren Thiere und die Botanik, Dr. Walter die der niederen Thiere, Kontschin die Geologie; außerdem begleiten zwei Präparatoren die Expedition, welche Ende August über Meschhed und Teheran heimzukehren hofft. („A. Z.")

— Afghanistan und seine Nachbarländer. Von Dr. Hermann Roskoschny. (Leipzig, Greßner u. Schramm.) — In zwei stattlichen, reich illustrirten Bänden, die nun abgeschlossen vorliegen, bietet der Verfasser eine auf den neuesten Schriften über Afghanistan beruhende Schilderung dieses hochinteressanten Gebirgslandes. Die afghanische Frage ist zwar augenblicklich in ein ruhiges Fahrwasser geleitet, aber eine endgiltige Lösung derselben ist durch die neuesten Vereinbarungen zwischen England und Rußland nicht herbeigeführt worden. England sucht die Nordgrenze Indiens so rasch als möglich gegen einen Angriff von Norden her zu befestigen, und im kaspischen Gebiete wird mit fieberhafter Hast an der Vollendung einer Eisenbahn gearbeitet, welche Rußland ermöglichen wird, in wenigen Tagen große Truppenmassen in der Nähe von Herat zusammenzuziehen. Unter solchen Umständen bleibt Roskoschny's Buch das Interesse, welches es bei seinem Erscheinen erweckte, voraussichtlich noch lange gewahrt, und wir können es allen bestens empfehlen, welche Afghanistan nebst seinen englischen und russischen Grenzgebieten näher kennen lernen wollen.

Afrika.

— In London hat sich, L'Afrique explorée zufolge, eine Gesellschaft gebildet, welche den Produkten Algeriens Absatz auf dem englischen Markte erschließen will, und zwar durch Errichtung einer direkten Dampferlinie, deren schnellgehende und zugleich bequem für den Personentransport eingerichtete Dampfer zweimal monatlich zwischen Algier und London verkehren und unterwegs Oran, Cadiz und Lissabon anlaufen sollen.

— Der Congostaat hat mit der portugiesischen Gesellschaft Empreza Nacionale in Lissabon einen Kontrakt auf fünf Jahre geschlossen, wonach letztere monatlich einen Postdampfer und vierteljährlich ein Transportschiff zwischen Antwerpen und dem unteren Congo laufen läßt. Die Schiffe sollen Lissabon, Madeira, St. Vincent, die Prinzen-Insel, St. Thomas, Banana, Boma, Ambriz, Loanda, Benguela und Mossamedes anlaufen.

— Das Dampfboot „Stanley" mit Gouverneur de Winton, Dr. Leslie, Dr. Wolff und den Baluba-Eingeborenen der Wißmann'schen Expedition an Bord, ist den Kassai ohne Hindernisse bis zur Mündung des Lulua hinaufgefahren; daselbst wurde eine Station angelegt und dem Engländer Bateman unterstellt. Darauf kehrte der Dampfer nach Leopoldville zurück, um alsbald den Lieutenant Van Gèle nach der Station an den Stanleyfällen zu bringen.

— Dolisie, Mitglied der Mission in Französisch Westafrika, erforscht jetzt den von Grenfell entdeckten großen Congo-Zufluß Ubangi, und auch Jacques de Brazza sucht auf einer, dem Ubangi parallelen Route in jenes unbekannte Gebiet zwischen Congo, Ogowe, Benue und Schari einzudringen.

Inseln des Stillen Oceans.

— In einem Briefe an die Londoner Geographische Gesellschaft theilt H. O. Forbes unter dem 4. Oktober 1885 mit, daß er am 31. August in Port Moresby angekommen ist. Nachdem er in Sogeri (s. S. 32 dieses Bandes) ein Depot angelegt und die Ausrüstung seiner Begleiter vollendet hatte, brach er am 25. September in Begleitung der Herren Hennessy, Anderson und Lopez mit zwei Amboinesen und 21 javanischen Kulis nach der Owen Stanley-Kette auf. Dagegen meldet das Scot. Geogr. Magaz.: Ein Brief des Herrn H. O. Forbes vom 6. Oktober berichtet seine Ankunft in Sogeri (Sogeré) nach einem neuntägigen Marsche. Seine Expedition bestand aus 80 eingeborenen Trägern und den Leuten, welche er mitgebracht hatte.

Nordamerika.

— Die englischen und kanadischen Ingenieure, welche im Oktober 1885 von britischen und kanadischen Unternehmern abgesandt wurden, um die Route der projektirten Eisenbahn von Winnipeg nach der Hudsonsbai zu vermessen, sind nach Winnipeg zurückgekehrt und berichten, daß die Route völlig ausführbar ist und daß die Eisenbahn leicht hergestellt werden könne.

— Der „Moniteur Official" giebt folgende Schätzung in runden Zahlen von dem jährlichen Handel der verschiedenen Häfen Centralamerikas: Belize (Honduras) 1500000 Dollars; Livingstone (Guatemala) 750000 Dollars; Puerto Cortez (Honduras) 1000000 Dollars; Truxillo (Honduras) 400000 Dollars; Island Ports (Honduras) 300000 Dollars; Gracias (Nicaragua) 250000 Dollars; Bluefields Corn Islands (Nicaragua) 3000000 Dollars; Greytown (Nicaragua) 500000 Dollars; Port Limon (Costa Rica) 750000 Dollars; zusammen 8450000 Dollars.

— Am 15. September 1885 hat die Regierung der Republik Guatemala den Freihafen Ocos eröffnet. Alle fremden Waaren, welche dort importirt und für den Verbrauch innerhalb des Bezirkes des Hafens bestimmt sind, sind zollfrei, der Verkauf von fremden Weinen und Spirituosen daselbst frei von fiskalischen Taxen. Privatpersonen ist die Einfuhr folgender Gegenstände untersagt: Maschinen zum Münzprägen, Eisen- und Bleikugeln, Flinten, Kanonen, obscöne Photographien, Dynamit und Pulver. Hafenabgaben werden nicht erhoben.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIX. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

VII[1]).

Ko. Wir haben den Reisenden in Gelidi verlassen, wo er, nach der Plünderung seiner Karawane am Afgoï durch die Wadan, mehr als Gefangener wie als Gast von dem Sultan Omar Jussuf zurückgehalten wurde. Vorläufig war an kein Weiterreisen zu denken, Révoil ergab sich mit Geduld in sein Schicksal und benutzte die erzwungene Muße zu naturwissenschaftlichen Sammlungen am Ufer des Web und zu einem gründlichen Studium seiner Wirthe. Freilich war er auch dabei nichts weniger als Herr seiner Bewegungen und durfte nicht einmal seine Hütte verlassen, ohne vorgängige Verhandlung mit dem Sultan und ohne die Begleitung einiger Wächter, welche dafür zu sorgen hatten, daß er seine Exkursionen nicht zu weit ausdehnte.

Alle Versuche, eine Aenderung herbeizuführen, erwiesen sich vergeblich. Der Scheich gab vor, nur die besten Absichten zu haben, aber die Gemüther seien noch nicht genügend beruhigt und die Stämme, deren Gebiet die Expedition auf dem Wege nach dem oberen Dschub zu durchziehen habe, besonders die Ellai und die Dafit, würden von seinen Gegnern, den Chefs der Bimals, aufgehetzt, die Karawane zu überfallen und auszuplündern. Dagegen war nichts zu machen, Révoil verzichtete vorläufig auf weitere Ausflüge und begnügte sich, die Vögel zu erlegen, welche sich auf einem nahe seiner Hütte stehenden Brustbeerenbaume niederließen. Aus Rücksicht auf seine Wirthe durfte er noch nicht einmal das Fleisch derselben genießen, so angenehm auch eine kleine Abwechselung in der Nahrung gewesen wäre, die knapp genug war. Sie wurde zwar von der Frau des Sultans geliefert, bestand aber Tag für Tag nur aus demselben schrecklichen Durrahbrei, dem auch die Kochkunst des getreuen Julian nichts abgewinnen konnte, und bisweilen etwas Milch. Nur ganz selten gab es ein Stück Fleisch, denn eine furchtbare Seuche decimirte die Rinderheerden der Gobron und nur selten entschlossen sie sich, ein gesundes Stück Vieh zu schlachten. Dabei schwebte dem Reisenden beständig das Schicksal des unglücklichen Kinzelbach vor, über das er hier das Genaueste erfahren konnte.

Kinzelbach — Révoil schreibt hartnäckig Kingelbach — hatte Gelidi auf einem Nachtmarsche glücklich erreicht, nur begleitet von zwei Kameelen und den vier Leuten, die ihm Achmed Jussuf, der damalige Scheich der Gobron, gesandt hatte. Er beging aber die Unvorsichtigkeit, bedeutende Geschenke zu machen und einen seiner Führer viel Geld sehen zu lassen, und so ließ ihm der Sultan bald vergiftete Milch beibringen, deren Folgen sich sofort zeigten. Achmed ließ den Sterbenden auf ein Kameel laden und nach Mogduschu bringen, das er aber nicht mehr lebend erreichte; der Gouverneur ließ ihn neben dem Thurme Abd-el Aziz (siehe „Globus", Bd. XLVII, S. 340) begraben.

Die einzige Hoffnung des Reisenden beruhte auf dem Stolze Omar Jussuf's, der ihm und dem Sultan von Zanzibar gegenüber sich verpflichtet hatte, ihn sicher nach Ganane am Dschub zu bringen, und er unterließ es nicht,

[1]) Vergl. den Anfang dieser Reisebeschreibung „Globus", Bd. XLVII, S. 289, 305, 321, 337, 353 u. 369.

ihn möglichst oft von dieser Seite zu fassen. Auch der Gouverneur von Mogduschu, Scheich Sala, schrieb immer dringendere Briefe, und als die Antworten stets ausweichend lauteten, sandte er endlich zwei seiner Tarsche, d. h. Soldaten, die gleichzeitig als Postboten dienen und, wenn die Schiffahrt behindert ist, mitunter die Depeschen zu Lande bis nach Zanzibar bringen. Diese Boten hatten Befehl, eine ausführliche Antwort sowie Briefe des Reisenden direkt nach Zanzibar zu Said Bargasch zu bringen. Omar Jussuf nahm die Botschaft seines „mächtigen Bruders“ mit gebührender Ehrfurcht entgegen, berief seine Verwandten zusammen und sandte die Nachricht nach Zanzibar, daß die Karawane unbedingt am zweiten Tage nach Beendigung des Ramadan aufbrechen werde.

Révoil wußte wohl, wessen er sich von seinem biederen Wirthe, dessen Leute, wie er unter der Hand erfuhr, gerade so gut an der Plünderung theilgenommen hatten wie die anderen, zu versehen hatte und mußte befürchten, daß den Boten, wenn er ihnen Briefe mitgäbe, unterwegs etwas Menschliches begegnen könne; er ließ ihnen also durch den getreuen Julian die Briefe in ihre Westen einnähen und stellte ihnen einen guten Bakschisch im französischen Konsulate in Zanzibar in Aussicht. Dann ging er aber zu Omar Jussuf und erklärte ihm großartig, er habe unbedingtes Vertrauen in seine Versprechungen und verzichte darauf, sich über Vergangenes bei Said Bargasch zu beklagen. Dafür fordere er aber auch volle Freiheit in seiner Bewegung in der Umgegend, und diese Forderung unter-



Haartrachten von Hochzeitsgästen in Gelidi. (Theilweise nach Photographien.)

stützte er durch die Ueberreichung einer Rolle mit fünfzig Piastern. Ja er verstand sich sogar dazu, einen Brief an den Gouverneur von Mogduschu zu schreiben, welcher den Scheich völlig entschuldigte und die Abreise auf den 6. Juli festsetzte. Die Gobron schienen es diesmal wirklich ehrlich zu meinen und der Reisende rüstete sich ernstlich zum Aufbruche und reducirte, um die Habgier der Somali nicht zu wecken, sein Gepäck auf das unbedingt Nothwendige.

Mittlerweile benutzte er die gewonnene größere Freiheit, um sich im Dorfe und seiner Umgebung umzusehen, während Julian, der sich mit den Somali nicht zu stellen wußte, das Haus hütete. Von besonderem Nutzen war ihm der Araber Kassadi, welcher, mit einer Eingeborenen verheirathet, einen kleinen Handel in einem unmittelbar am Ufer des Web gelegenen Häuschen betrieb und Dank seiner höheren Bildung einen bedeutenden Einfluß, besonders im Quartier Nareïle, genoß. In seiner Begleitung konnte Révoil verschiedenen Festlichkeiten beiwohnen und sogar Skizzen davon aufnehmen. Eine derselben, einen Hochzeitstanz, stellt unsere erste Abbildung dar. Er wurde ausschließlich von Männern ausgeführt, welche sich dazu in der wunderbarsten Weise frisirt hatten. Die Abbildungen zeigen aber nur die Form der Frisur, die Haare schimmerten, Dank der mit Krapp und verschiedenen anderen Farbstoffen versetzten Pomade aus Ulbokörnern, in allen Regenbogenfarben, und darüber erhob sich malerisch eine weiße Straußenfeder. Eine Frisur, welche der Reisende genau messen konnte, hatte einen Durchmesser von 67 Centimeter.

Das Haus Kassadi's war ziemlich hoch gelegen, so daß Révoil seinen photographischen Apparat, welcher der Plün-

derung glücklich entgangen war, aufstellen und die Umgebung aufnehmen konnte. Das sonderbare dreibeinige Instrument erregte zwar großes Aufsehen und mancherlei Besorgnisse, und besonders ein Bruder des Sultans suchte die Leute aufzuhetzen; trotzdem gelang es, ein Dutzend Momentbilder anzufertigen. Weniger Erfolg hatten die naturhistorischen Bestrebungen. Von Pflanzen war in dem von Natur unfruchtbaren, durch eine furchtbare Trockenheit heimgesuchten Boden wenig genug zu finden, und die Jugend des Dorfes, obschon durchtrieben genug, hatte gar keine Lust, sich zum Sammeln verwenden zu lassen.

Eine Zeit lang schien es, als wolle der Sultan wirklich Ernst machen mit den Reisevorbereitungen; es wurden auch eine Anzahl der geraubten Lastthiere wieder herbeigeschafft, aber in so traurigem Zustande, daß man sie zur Erholung erst eine Zeit lang auf die Weide schicken mußte. Der Rest war aber nicht zu beschaffen, obschon Omar Jussuf fast täglich Berathungen veranstaltete, zu welchen wohlgemerkt der Reisende die Kaffeekirschen, den Syrup und das Maismehl bezahlen mußte. Ohne ein solches Traktement konnte nun einmal keine Versammlung abgehalten werden und die Art und Weise, wie die Somalis den Kaffee zum Genusse zubereiten, verdient wohl eine genauere Beschreibung.

Alle diese Stämme, welche das Heimathland des Kaffeebaumes bewohnen, sind in hohem Grade auf den Genuß seiner Frucht erpicht und betrachten sie als ein ganz unentbehrliches Nahrungsmittel, aber sie bereiten weder Kaffee in unserer Weise durch einen Aufguß von kochendem Wasser

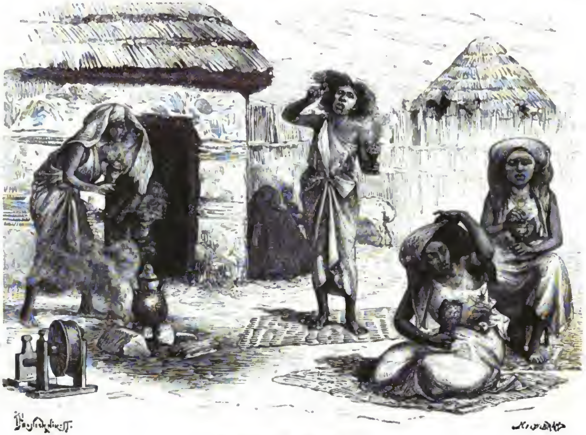


Einreiben mit Kaffee. (Theilweise nach Photographien.)

auf die gebrannten Bohnen, noch stellen sie in der arabischen Weise aus dem getrockneten Fruchtfleische den theeartigen Kisr dar. Ihre Bereitungsart ist vielmehr folgende. In einem Topfe wird zunächst Sesamöl oder Butter bis zum Sieden erhitzt; jede Familie hat dazu einen eigenen Topf, den man ausschließlich zu diesem Zwecke verwendet, damit ja nichts von dem köstlichen Aroma verloren geht. In das kochende Fett wirft man die Kaffeekirschen, die man zuvor zerbissen hat, damit es besser eindringen kann; dann setzt man einen genau schließenden Deckel auf und läßt die Kirschen eine Zeit lang schmoren. Mittlerweile haben die Gäste Platz genommen, ihre spärliche Bekleidung als schmalen Ring um die Lenden gewickelt, und der Inhalt des Topfes wird in eine Holzschüssel gegossen und circulirt. Jeder Anwesende nimmt einen Löffel voll des parfümirten Oeles und gießt ihn sich in die rechte Hand; mit der linken beginnt er dann zunächst seine Ohren und seine Nase einzusalben, dann reibt er den Rest auf seinen Körper ein, und einer hilft dem anderen die Stellen zu reiben, die er nicht selbst erreichen kann. Unser Bild stellt eine solche groteske Scene dar. Mittlerweile ist die Schüssel wieder zu der Frau zurückgelangt, welche das Kohlenfeuer mit einem Palmblatte unterhalten hat, sie übergießt nun die geschmorten Kirschen mit frischer, geschmolzener Butter und mit Bienenhonig (malep schine), oder noch lieber mit dem Safte des Zuckerrohres (malep kassab), und nun ist das Gericht fertig. Jeder Gast füllt sich die rechte Hand, die als Tasse dienen muß, mit diesem Leckerbissen, mit der

linken [1]) holt er aus einer anderen Schüssel den gekochten Dingo (Mais), der die gewöhnliche Nahrung bildet, und tunkt das Fett damit aus. Um diese Leckerei giebt der Somali alles Andere hin; auch die Frauen sind sehr begierig darauf, doch kommt meist wenig genug davon an sie. Dafür haben die Schönen die Räucherungen mit wohlriechendem Holze, einem Hauptprodukte des Landes, welches arme Beduinenstämme aus dem Inneren auf die Märkte bringen. Unser drittes Bild zeigt die Frauen bei der Anwendung dieser Räucherungen, denen übrigens auch die Männer nicht abgeneigt sind. Die Mischung der betreffenden Hölzer und Rinden nennt man Unzo. Noch beliebter, aber freilich auch kostspieliger, sind die feineren Wohlgerüche, welche die arabischen Händler importiren, Weihrauch, Benzoëharz, Sandelholz und ein Gemenge von Rosen und Chrysanthemumblättern, aus welchen die Frauen eine Paste machen, mit der sie sich schminken. Ein gelber Strich über die Stirn, beiderseits nach dem Backenknochen herabgekrümmt, gehört unbedingt zur Toilette, ebenso das Schwärzen der Augenlider mit Rotzöl; aber die Henna scheint unbekannt, wenigstens erwähnt sie Révoil nicht.

Seit die Sklavenausfuhr aufgehört hat, bilden auch in Gelidi die Abösch, die Nachkommen der Freigelassenen, die Hauptmasse der Bevölkerung, aber gerade sie sind es, welche die Sklaven am allergrausamsten behandeln. Die Unglücklichen sind fast ausnahmslos mit Fesseln belastet, zwei schwere Knöchelringe, welche durch eine Eisenstange verbunden sind; sie werden ihnen auch bei der Arbeit nicht abgenommen



Somali-Frauen, sich räuchernd.

und nur durch einen Strick, mit welchem sie die Mittelstange am Gürtel befestigen, können sie sich die Bewegung überhaupt erleichtern. Ihre Nahrung besteht dabei fast nur in rohem Mais und sie schätzen sich glücklich, wenn sie etwas gekochte Durrah bekommen können. Ihre Zahl hat seit der Unterdrückung des Sklavenhandels an der Küste sehr abgenommen, doch werden immer noch einige aus dem Gallalande über Ganane eingeführt und man rechnet bei größeren Geschäften immer noch nach Sklaven (andon), die 120 bis 150 Maria-Theresia-Thaler werth sind. Zu Sklavenräuberei im Großen haben die Bewohner von Gelidi im Allgemeinen keine Gelegenheit mehr; aber im Kleinen dauert der Menschenraub immer noch fort und ist die Quelle ewiger Stammesfehden.

Immerhin war das, was die Sklaven in Gelidi auszustehen hatten, noch gering, verglichen mit den schauderhaften Martern, von welchen Sklaven der Mombelin am oberen Web zu berichten wußten. Diese Teufel in Menschengestalt quälen namentlich die bei einem Fluchtversuche Ertappten in einer so raffinirten Weise, daß die Feder sich sträubt, es wiederzugeben, und daß man gern glaubt, daß ihre Sklaven sich häufig selbst den Tod geben, unfähig, die Qualen länger zu ertragen.

Die Wirkung, welche Révoil's Explosionskugeln schon bei seinem ersten Ausfluge längs des Web auf die Krokodile hervorbrachte, veranlaßte die Somalis, ihn zu holen, sobald sich eins dieser gefräßigen und für ihre Waffen fast unerreich-

[1]) Beim Araber gilt es für einen hohen Grad von Unschicklichkeit, die linke Hand beim Essen zu gebrauchen.

baren Ungeheuer am Ufer sonnte. Der Reisende folgte der Einladung jedesmal mit Freuden, trug aber Sorge, niemals den ihm vom Scheich gezogenen Rayon zu überschreiten und niemals ohne einige Begleiter zu gehen. Trotzdem fehlte es ihm nicht an recht unangenehmen Abenteuern. Einmal stieß er ganz unerwartet, als er einen prachtvollen weißen Reiher aus einem Rohrdickicht holen wollte, auf ein riesiges Krokodil, vor dessen Angriff er sich nur durch einen raschen Seitensprung retten konnte. Ein andermal kam er nicht so gut durch, obschon der Gegner weit weniger gefährlich war. Er hatte einen großen Schreiadler (Falco vocifer) von einem Baume herabgeschossen und zwei Aböschi, denen er einen Piaster versprochen, holten den angeschossenen Vogel aus dem Wasser und brachten ihn, ihn sorgsam an den beiden Flügelenden haltend. Der Reisende, begierig, den zum erstenmal erbeuteten Vogel zu erhalten, ehe ihm das Blut den weißen Kragen besudelte, sprang herzu und ergriff ihn mit der rechten Hand am Halse, während die linke noch das Gewehr hielt. Sofort ließen die Eingeborenen los und der Vogel schlug seine Krallen in Révoil's Arm und verletzte ihn schwer. Dieser durfte sein Gewehr nicht loslassen, da es ihm die Begleiter sonst sofort gestohlen hätten, er mußte es also zwischen die Beine nehmen und mit der freigewordenen Hand den wehrhaften Vogel zu erwürgen suchen. Der Kampf dauerte fast zehn Minuten, die Somalis sprangen währenddem wie verrückt um Révoil herum und wollten sich ausschütten vor Lachen.

Auch Reibereien mit den Eingeborenen ließen sich selbst



Gefesselte Sklaven, vom Felde heimkehrend. (Nach Photographien.)

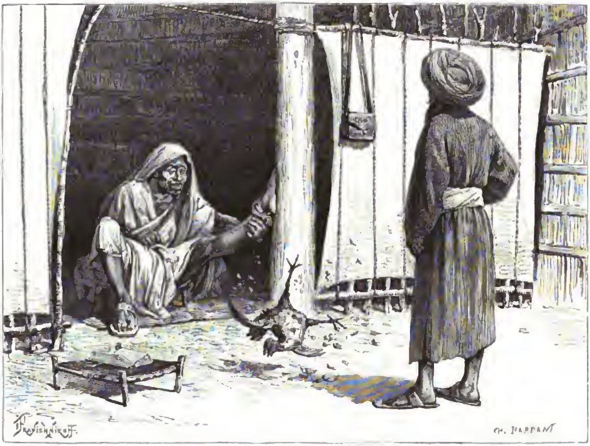
bei der größten Vorsicht nicht ganz vermeiden. Einmal ging Révoil mit einigen Kindern dem Flusse entlang und kam zufällig an einer Stelle vorbei, wo ein eingeborener Fleischer seine Waaren aufgehängt hatte. Dieser, dem die Nähe eines Ungläubigen nicht gefiel, faßte ihn am Arme und riß ihn zurück, in den Augen der Somalis eine schwere Beleidigung. Der Reisende ertrug sie in Geduld und schritt achselzuckend weiter, aber der Somali sprang mit geschwungener Lanze auf ihn zu und wich erst zurück, als Révoil sein gefürchtetes Gewehr auf ihn anschlug. Andere sprangen dazwischen und die beiden Streitenden wurden sofort vor den Scheich geführt, der auch einen Beweis seiner hohen Gerechtigkeitsliebe ablegte, denn er verurtheilte Révoil, seinem Angreifer 24 Pfund Kaffee als Strafe zu bezahlen.

Nachdem eine solche Prämie auf jede Beleidigung gesetzt war, schränkte der Reisende natürlich seine Exkursionen ein. Bald sollten aber neue schwere Sorgen kommen. Der bestimmte Reisetermin nahte heran, aber von ernstlichen Vorbereitungen war nichts zu merken; die Lastthiere wurden nicht herbeigeschafft und Omar Jussuf hatte auf alles Drängen nur die eine Antwort: „Beruhige dich, das ist meine Sache.“ Der Ramadan ging zu Ende, der Beiram (Id) kam mit unendlichen Betteleien und Erpressungen, aber von Abreise war keine Rede. Endlich kam es zum Bruche und 12 Tage lang hielt sich Révoil in seinem Hause eingeschlossen, ohne dem Sultan seine Aufwartung zu machen. Die Alten der Gobron brachten eine Versöhnung zu Stande und die Abreise sollte nun unbedingt stattfinden, sobald die

Ernte vorüber sei. Aber nun trat der Sultan mit einer neuen Forderung hervor. Révoil hatte, um größere Vögel ohne Verletzung des Gefieders zu tödten, sich öfter des Sublimats bedient; nun verlangte Omar von diesem Gifte



Streit mit einem Fleischhändler.



Scheich Omar verlangt Gift von Révoil.

und ließ den Reisenden nicht im Zweifel darüber, daß er vollkommen in seiner Gewalt sei. Hier konnte nur List helfen. Eine Blechdose mit doppeltkohlensaurem Natron mußte die Stelle des Giftes vertreten, und eine kleine Dosis

Sublimat wurde geschickt als Probe davon einem unglückseligen Huhne beigebracht und that ihre Wirkung, und der Sultan war mit dem Natron zufrieden.

Mitten in die Festlichkeiten des Id hinein fiel eine beängstigende Naturerscheinung: die Sonne stand einen ganzen Tag hindurch roth und strahlenlos am Himmel, ein untrüglicher Vorbote kommenden Unheils für das ohnehin schon durch die Rinderseuche und lange Trockenheit, sowie durch die Unmasse körnerfressender Vögel, welche sich nicht aus den Feldern verscheuchen lassen wollten, schwer betroffene Land. Zitternd lagen die abergläubischen Beduinen auf dem Marktplatze und beteten unablässig ihren Rosenkranz, die Somalis liefen zum Scheich und zu dem fremden Reisenden, um seine Ansicht zu hören, und Révoil faßte eine schwache Hoffnung, Nutzen aus der allgemeinen Furcht ziehen zu können.

Die Unruhe dauerte noch fort, als eine Karawane der Ugadin anlangte und Nachrichten vom Kriege im Sudan und dem Scheich eine Botschaft des Stammes des Scheich Ballial brachte. Révoil hatte schon öfter von dieser fanatischen Sekte gehört, aber er konnte auch jetzt nichts Genaueres über sie in Erfahrung bringen. Nur ein alter Mann wußte ihm mitzutheilen, daß sie ihre Moscheen mit Vorliebe unter hohen Bäumen errichteten und von diesen aus die Gläubigen zum Gebete riefen. Die Botschaft schien sich indessen nicht auf ihn zu beziehen, wenigstens erfuhr er nichts davon.

Die gegenwärtigen Zustände von Korea.

II. (Schluß.)

Die Handelsentwickelung Koreas in den sieben Jahren seit Eröffnung Fusans ist derart gewesen, daß sich dort der Handel zuerst koncentrirte; nach Eröffnung Gensans gab Fusan einen Theil seines Verkehrs an jenes ab, das nahezu eine gleiche Bedeutung erreichte. Beide Häfen wurden aber sehr empfindlich durch die im Juni 1882 stattfindende Eröffnung Chemulpos beeinträchtigt. Der Handel mit dem Auslande nahm dabei aber in außerordentlicher Weise zu. Im Jahre 1877 bis 1878 hatte der Gesammthandel nur 348092 Papier-Yen betragen, war aber 1883 bereits auf 3683000 Papier-Yen gestiegen. Hierbei ist bemerkenswerth, daß Gold und Silber nicht als Geld, sondern als Landesprodukte und Waaren betrachtet worden sind; von Gold wurde 1883 für 1220355, von Silber für 88875 Papier-Yen ausgeführt.

Ist nun aber der Handel in dieser so befriedigenden Weise gestiegen, so bleibt doch eine bedeutende Zunahme desselben in nächster Zeit sehr unwahrscheinlich. Korea ist unzweifelhaft ein armes Land, nicht weil seine natürlichen Hilfsquellen unbedeutend sind, denn nach allem, was wir wissen, erscheint der Boden von großer Fruchtbarkeit und vielseitigem Reichthume noch ungehobener Schätze, und die Bewohner sind ein begabtes Volk, das nur der schwere Druck eines kurzsichtigen Despotismus in seiner Entwickelung gehemmt, ja von einem ehemals eingenommenen höheren Standpunkte tief hinabgedrückt hat. Früher die Lehrmeister der Japaner in mancherlei Künsten und Gewerben, stehen heute die Koreaner tief unter ihren ehemaligen Schülern. Die Rollen haben gewechselt. Heute scheinen die Koreaner fast ganz ohne eigene Industrie zu sein; auch die schlechten Verkehrswege haben das Ihrige gethan, so daß nur eine Kleinfabrikation und ein Kleinhandel sich erhalten konnten.

Alle Berichterstatter, in jüngster Zeit auch Dr. Gottschee, welcher sämmtliche acht Provinzen des Königreichs besuchte, stimmen darin überein, daß die koreanischen Straßen die denkbar schlechtesten sind. Brücken über die Flüsse giebt es nur an sehr wenigen Stellen; zuweilen sind Fähren vorhanden, meist aber ist das Flußbett zu durchwaten. Daher ist der Verkehr periodisch gänzlich unterbrochen, wenn mit Eintritt des warmen Wetters die Flüsse über ihre Ufer hinaustreten. Die Straßen sind, ganz wie der Charakter des Bodens sich darstellt, ohne irgend welche Bedeckung durch Steine, dennoch aber officiell in drei Klassen getheilt, je nachdem sie 6 bis 10 m breit und mit Wassergräben an der Seite versehen sind, oder $2^1/_2$ bis 3 m und ohne Wassergräben oder endlich nur Saum- und Fußpfade darstellen. Von der ersten Klasse giebt es sechs Straßen, sämmtlich von Söul ausgehend, von denen zwei sich nach Norden wenden, die eine über Wönsan zum Tumen und der russischen Grenze, die andere zum Yalukiang und der chinesischen Grenze, während sich die übrigen, darunter als die wichtigste die nach Fusan führende, südwärts ziehen. Fusan und Söul sind die beiden einzigen Plätze, in denen drei oder mehr Straßen zusammentreffen.

Der Verkehr auf diesen Straßen wird fast ausschließlich auf den Rücken von Pferden oder Menschen bewerkstelligt. Für Staatskuriere und reisende Beamten besteht eine Posteinrichtung mit 40 Distrikten, ein jeder unter einem Tsalpeng oder Postinspektor und 471 Stationen unter je einem Postmeister, der über Postleibeigene für den Dienst als Säuftenträger, Führer, Briefboten und über 5400 Pferde verfügt. In neuester Zeit soll aber in Söul ein modernes Postamt eingerichtet und der Beitritt Koreas zum Weltpostvereine beschlossen worden sein. Die Gepäckstücke werden nach Griffis durch eine Gilde von Trägern befördert, welche an 10000 Seelen (es sind auch Frauen darunter) zählt, aufs Strengste organisirt und nach dem Bedürfnisse der Provinzen auf diese vertheilt ist und nur dem von ihr selbst erwählten Haupte und eigenen Gesetzen gehorcht. Fast ganz unabhängig wissen diese Träger ihre Forderungen stets durch gemeinsame Verweigerung ihrer Dienste durchzusetzen, so daß zeitweilig in einem ganzen Distrikte eine Verkehrsstockung eintreten kann.

Diese höchst primitive, an afrikanische Zustände erinnernde Art der Beförderung ist in Korea fast die einzige. Nur auf den Kwandumang hinab nach Fusan und den Hanfluß aufwärts vom Meere nach Söul ersetzt die Wasserfahrt den beschwerlichen Landdienst.

Auch von China wurden alle Waaren über Land gebracht, bis 1882 auch diesem Reiche gestattet wurde, an dem bis dahin gänzlich verbotenen Seeverkehre Theil zu nehmen, was nothwendig den chinesischen Ueberlandhandel auf das Schwerste schädigen mußte. Korea ist gegenwärtig in ziemlich regem überseeischem Verkehre mit China und Japan.

Die Firma Jardine, Matheson u. Co. läßt monatlich zweimal einen Dampfer von Schanghai nach Nagasaki, Fusan und Chemulpo laufen, die japanische Mitsu-Bishi-Gesellschaft expedirt monatlich zwei Dampfer von Kobe aus, den einen über Nagasaki, Fusan, Gensan, Wladiwostock und zurück, den anderen über Nagasaki, Tshushima-Insel, Fusan, Chemulpo und zurück. Außerdem läßt die China Merchants Steam Navigation Co. von Schanghai einzelne geöffnete Häfen in unregelmäßigen Zeiträumen anlaufen. Dadurch hat der Schiffsverkehr in kurzer Zeit ein ganz verändertes Gesicht erhalten; während in den geöffneten Häfen Fusan und Gensan 1879 noch 644 nach japanischer Art gebaute Dschunken und Boote von 7533 Tonnen verkehrten, zählte man 1883 nur noch 180 japanische Schiffe und Dschunken von 3058 Tonnen. Und in derselben Zeit war die Zahl der nach europäischer Art gebauten Schiffe von 41 auf 314, ihr Tonnengehalt von 7258 auf 58522 gestiegen. Es vermehrte sich also im Zeitraume dieser drei Jahre der Verkehr der Schiffe europäischer Bauart um das Achtfache, während derjenige der Schiffe japanischer Bauart weit unter die Hälfte sank.

Im December 1883 wurde in Fusan von Japan aus ein Telegraphenkabel gelandet und dort ein königlich koreanisches Telegraphenbureau eröffnet. Sonst besteht in Korea von Alters her ein optisches Telegraphensystem mittels Rauch und Feuer auf den Bergen, das früher namentlich zur Meldung nahender Piratenschiffe Verwendung fand.

Diese Piratenwirthschaft hat nun wohl so ziemlich aufgehört, allein der Handel findet im Lande immer noch Störungen genug, die recht unter den Augen der koreanischen Beamten stattfinden, ja von diesen selber ausgehen. Sagt man doch von dem am längsten eröffneten Hafen Fusan, daß nur dann die Landleute ihre Vorräthe zum Verkaufe anzubringen geneigt sind, wenn ein japanisches Kriegsschiff im Hafen ankert und daß nach seinem Verschwinden sofort aller Verkehr ein Ende nimmt. Und in Gensan sind Räubereien und Einbrüche auf der Tagesordnung, obschon die gegenwärtige Regierung sehr energisch gegen Diebstahl und Erpressungen vorgeht. So führte die britische Gesandtschaft ihr Weg an den angekohlten Leichnamen einer Schaar von 15 enthaupteten Brandstiftern vorbei, so berichteten vor Kurzem japanische Korrespondenten von der Hinrichtung einer 40 Mann zählenden Räuberbande mit der stumpfen Säge und so schrieb „Jiji Shimpo", eine japanische Zeitung, daß der Gouverneur der Provinz Tschung-tschöng-do und ein anderer hoher Beamter zur Strafe für Bestechung abgesetzt und tüchtig durchgepeitscht worden seien. Dennoch klagen die Japaner, daß die niederen Beamten selbst bei den unbedeutendsten Geschäften allerlei „Black Mail" erheben. Dadurch und durch die Furcht der Behörden, es könnte in Folge des Exports von Cerealien im Lande selber Getreidemangel entstehen, wird beispielsweise der Reishandel außerordentlich erschwert, so daß die Reisbauern, wie einer der englischen Parliamentary Reports mittheilt, die Quantitäten, welche sie verkaufen wollen, in ganz kleinen Partien in die japanischen Faktoreien einzuschmuggeln gezwungen sind. Daraus ist es auch wohl erklärlich, daß die Koreaner es nicht zu einer Reisbörse gebracht haben, während die Japaner eine solche bereits von Alters her besitzen, und daß es auch nicht einmal Getreidegroßhändler giebt.

Das sind einige der Hindernisse, welche dem Handel gegenwärtig entgegenstehen. Ein weiteres ist die unsichere Zahlungsfähigkeit der koreanischen Kaufleute, so daß die Japaner bisher sich gescheut haben, Kreditverkehr zu pflegen und sich nur auf den Baarverkehr eingelassen haben. Die Geldverhältnisse sind aber sehr unbefriedigend. Gold- und Silbergeld giebt es in Korea gar nicht.

Das umlaufende Geld ist das denkbar schlechteste. Das erklärt sich aus der bis vor Kurzem üblichen Verpachtung des Münzregals an einen „Ring" angesehener Familien. Auch hatte jedes Ministerium seine eigenen Münzen. Geprägt oder vielmehr gegossen wurden die in China und Japan üblichen Käschstücke, in Korea Pun genannt, runde Münzen mit einem viereckigen Loche in der Mitte, zu drei Viertel aus Kupfer, zu einem Viertel aus Blei, von denen früher 480 auf einen Dollar gingen, die aber so verfälscht wurden, daß Ende 1883 in der Hauptstadt nicht weniger als 1250 einen Dollar galten. Es circuliren meist große Fünf-Käsch-Stücke, die zu großen Rollen auf Strohseile gezogen werden. Solche Rollen repräsentiren einen äußerst geringen Werth bei sehr großem Gewichte, so daß, um Beträge von 150 bis 200 Mark in der Stadt zum Einkaufe zu verwenden, man sich von ein bis zwei Lastträgern begleiten lassen muß. In Gensan hat man noch große Ein-Käsch-Stücke, von denen 500 den Werth eines Dollars repräsentiren. Natürlich ist dieses Geld für die Begleichung größerer Beträge ganz ungeeignet, man bedient sich dazu des Rohgoldes und der aus China importirten Silberbarren, meist im Gewicht von 20 Täl. Die vor einiger Zeit gegossenen Silbermünzen, mit einem blauen Emaillefleck auf der Rückseite, sind jetzt gänzlich aus dem Verkehre verschwunden; es wurden höchstens für 20000 Dollars Stücke ausgeprägt und diese flossen schnell nach Japan ab, wo sie sofort umgeschmolzen wurden. Uebrigens war früher für die Koreaner Reis Geld, wie aus den noch jetzt im Handel gebräuchlichen Ausdrücken ersichtlich ist.

In China bestehen von Alters her zahlreiche Banken und Bankiers, ebenso ist das Bankwesen in Japan, namentlich in neuester Zeit unter dem Einflusse Europas und Amerikas, sehr vollständig entwickelt, in Korea gab es bislang derartige Finanzanstalten gar nicht. Gelegentlich geben Kaufleute Anweisungen auf einander, indeß können solche Anweisungen nur an der Stelle zu Geld gemacht werden, auf die sie gezogen sind. Und diese Geschäfte sind noch dazu fast durchaus beschränkt auf die Händler in Söul und Aichiu, jenem Grenzorte, an welchem der chinesisch-koreanische Tauschhandel dreimal jährlich stattfindet. In allerneuester Zeit hat aber die japanische „Erste Nationalbank", welche 1876 mit einem Kapitale von 1500000 Yen gegründet wurde, es unternommen, in den offenen Häfen Koreas Bankfilialen zu errichten.

Die Koreaner, wie wir sie heute sehen, sind ein Mischvolk, das aber, nachdem sich die Mischung vollzogen, Jahrhunderte lang von allen fremden Einflüssen sich mit peinlichster Sorgfalt freigehalten hat. Den Norden der Halbinsel scheinen anfänglich die in der Geschichte Hochasiens zu wiederholten Malen auftretenden Sien-pi bewohnt zu haben, während im Süden das Volk der Han saß, das sich in drei Zweige spaltete: die Ma-Han, die Pian-Han und die Schin-Han. Die Han hatten eine andere Sprache wie die Sian-pi und glichen den Japanern im Aeußeren wie in Sitten und Gebräuchen. Wie schon erwähnt, sollen im 12. Jahrhundert chinesische Stämme von Norden her eingewandert sein. Jedenfalls erinnert die Physiognomie der heutigen Koreaner weit mehr an die der Japaner als an die der Chinesen, aber auch von jenen sind sie vortheilhaft verschieden, sie sind größer und hübscher als die japanischen Männer. Sie sind stark aussehend, gut geformt, mittlerer Statur und von regelmäßigen Gesichtszügen; die Gesichtsfarbe ist gelb, das Haar schwarz, die Nase nicht so abgestumpft wie bei Chinesen und Japanern, die Augen sind

wie bei allen mongolischen Rassen, mandelförmig, aber die Augenbrauen stehen mehr in gerader Linie, auch tritt das Kinn mehr hervor. Der Bartwuchs, der bei den meisten dünn und lang ist, beginnt schon im Alter von 20 bis 22 Jahren, während bei einem 35 jährigen Chinesen nur selten der erste Flaum zu sehen ist. Dagegen ist das Haupthaar nicht von der üppigen Länge, wie man es bei Chinesen sieht. Die Unverheiratheten theilen es in der Mitte und flechten es in einen Zopf, was den jungen Burschen ein ganz mädchenhaftes Aussehen giebt. Wenn sie heirathen, was gewöhnlich im Alter von 19 bis 20 Jahren geschieht, scheeren sie eine Tonsur in der Mitte und binden das Haar in einen wohlgepflegten Knoten zusammen. Ein feines schwarzes Gittergeflecht aus einem starken Binsengewächse (nicht Draht oder Pferdehaar, wie gewöhnlich angegeben wird) schützt den Knoten, welcher mit einem schwarzen Bande um Stirn und Hinterkopf befestigt ist [1]). Auf dem Gitter sitzt ein breitkrämpiger Hut mit kleiner Mütze, ganz aus demselben feinen netzartigen Geflechte bestehend, und durch eine Perlenschnur unter dem Kinne befestigt. Richthofen bemerkt, daß, wenn man sich einmal mit der Form des Hutes versöhnt hat, derselbe sogar elegant erscheine. Neben jenen mongolischen Physiognomien begegnet man aber auch solchen von rein kaukasischem Typus, also europäisch geformter gerader Nase, geradestehenden blauen Augen und hellfarbigem Haar, wie denn Richthofen selber von den Chinesen für einen Koreaner gehalten wurde.

Neben diesem Typus ist noch ein zweiter, weit weniger schöner vertreten. Während bei den Angehörigen des ersteren der Kopf lang ist, die schmale Stirn etwas zurücktritt und bei schlankem, elegantem Wuchse die Formen schön sind, haben die des zweiten breite runde Köpfe mit Stumpfnasen und sehr hervortretenden breiten Backenknochen, die Falte des oberen Augenlides hängt weit herab, das Haar wächst tief in die breite niedrige Stirn, der Körper ist kurz, breit und plump. Auch in seiner fast militärischen Haltung kontrastirt der erste Typus vortheilhaft gegen das plumpe Wesen des zweiten.

Was den Charakter der Koreaner anlangt, so unterscheidet sich derselbe sehr vortheilhaft von dem ihrer Nachbaren, der Chinesen. Der schon citirte Forscher bemerkte bei ihnen mehr Anstandsgefühl, einen mehr männlichen und offenen Charakter, die Leute waren von großer, dabei aber nicht so aufdringlicher Wißbegier und zugleich besaßen sie trotz der langen Isolirung des Landes eine größere Kenntniß der übrigen Welt. Der kalte, nüchterne Verstand herrscht nicht so vor wie bei den Chinesen, es offenbart sich bei ihnen in Rede und Geberde sofort ein Gemüthsleben, das unsere Theilnahme erregt. Leider aber ist in Folge der strengen Abschließung gegen die Außenwelt, noch mehr aber in Folge des absolutistischen Druckes, der Jahrhunderte hindurch auf dem Volke gelastet hat, der Koreaner lethargisch und grenzenlos apatisch geworden, zu einem ostasiatischen Lazarone, der nur an das Heute denkt. Er producirt nur genug, um seine eigenen bescheidenen Bedürfnisse und die Forderungen der Regierung oder der um ihn wohnenden Beamten zu befriedigen. Denn diese sind immer auf der Lauer, ihm durch alle erdenklichen Chikanen das zu entreißen, was er zu seines Leibes Nothdurft und Nahrung nicht ganz unbedingt nöthig hat. Die außerordentliche Armuth des von der Natur so reich bedachten Landes ist daher sehr erklärlich. Nach dem bisherigen Systeme, das ihn Jahrhunderte hindurch beherrschte, denkt der Koreaner daher auch an eine Hebung seiner materiellen Lage durchaus nicht, obschon die mineral- und waldreichen Berge und die fruchtbringenden Ebenen, obschon ein mildes, aber regenerirendes Klima verbunden mit ausreichender Fleischnahrung ihm Impuls und Ausdauer zur Verfolgung höherer Ziele seines irdischen Daseins geben sollten.

Ehe wir indessen auf seine Thätigkeit eingehen, wollen wir versuchen, das Bild des äußeren Koreaners zu vervollständigen. Eine Eigenschaft, durch welche sich der Koreaner vor allen ihn umgebenden Nationen, ja vor den meisten europäischen, auszeichnet, ist eine, wenigstens bei den besseren Ständen, in der Kleidung sich zeigende skrupulöse Reinlichkeit. Weiße chinesische Schuhe, weiße Strümpfe, eine weiße weite Hose, die über die Knöchel zusammengebunden wird, eine kurze weiße Jacke und ein bis an die Knöchel reichendes schlafrockartiges Obergewand von ganz leichtem, weichem Zeuge, das vorn überfällt und auf der rechten Seite zusammengebunden wird, dies ist die allgemeine Kleidung. Die Stoffe sind gut gewebt aus der Faser einer nesselartigen Pflanze und daher schön glänzend. Ueber diesem weißen Gewande tragen die Beamten einen eleganten Ueberwurf aus lose gewebtem hellblauem Seidenzeug, wovon ihre Gesammtheit im Volksmunde „die blaue Wolke" heißt. Kinder gehen häufig rosenfarbig, Vornehme violett, Soldaten und Polizisten dunkelblau und Frauen in grünen, die ganze Gestalt umhüllenden Mänteln. Die niedrigen Klassen tragen ein grobes gelbliches Zeug, die Winterkleider werden wattirt, als Fußbekleidung dienen Stroh- oder Wergsandalen, deren Sohlen aus roher Haut gefertigt sind.

Das koreanische Luxusbedürfniß hat sich in Folge des Verbotes von Gold und Silber ausschließlich der Kleidung zugewandt; jedem Berichterstatter über Korea ist der Kontrast zwischen den reich in Seide gekleideten Hausbesitzern und ärmlichen Wohnungen aufgefallen. Die Mehrzahl der Bevölkerung wohnt in Lehmhütten, die mit Stroh gedeckt sind. Die besseren Häuser haben Steinfundamente mit Aushöhlungen am Grunde für das Feuer zum Erwärmen der Zimmer während der kalten Jahreszeit. Die Wände sind aus Holzrahmen hergestellt und mit dichtfaserigem Papiere überklebt, das Dach ist auf dem Lande mit Stroh, in der Hauptstadt mit Ziegeln gedeckt. Fast alle sind einstöckig, nicht viel über 3 m hoch und zum großen Theile, selbst in Söul, im letzten Stadium des Verfalles. Die nur meterhohen Schornsteine gehen nach der Straße, und wenn am Abend Feuer angemacht wird, liegen dichte Rauchwolken über den Straßen und erfüllen die engen Räume, in denen die Familien zusammengedrängt leben.

Die Häuser der Vornehmen, auf weiten, von Mauern umschlossenen Plätzen erbaut, sind zwar größer, aber nicht viel besser; Papier spielt hier als Bekleidung des Fußbodens, der Wände, als Thüren und Schirme eine große Rolle. Die weiten Plätze sind öde, durch keinen Garten verschönt. Einen solchen besitzt nur der König, dessen Palastgebäude mit großem Exercierplatze, Teichen ꝛc. einen Raum von 2,6 qkm bedecken. Eine mehr als 12 m hohe Mauer faßt den ganzen Komplex ein, drei Thore führen durch dieselbe, aber der Zutritt ist Europäern kaum gestattet.

In die Stadt Söul selber führen vier Thore, welche Inschriften in chinesischen Buchstaben tragen. Das Ostthor heißt das Thor des Wohlwollens, das Südthor Thor der Höflichkeit, das Westthor Thor der Gerechtigkeit. Wo sich die vom Ost- zum Westthore und vom Nord- zum Südthore laufenden Straßen schneiden, steht ein quadratischer, roth und grün bemalter Holzbau, der Tschongkak, dessen Glocke, die einzige der Stadt, Morgens um 1 Uhr und Abends um 9 Uhr mit einem Holzhammer angeschlagen wird und das Zeichen zum Oeffnen resp. zum Schließen der Stadtthore

[1]) Richthofen in der Zeitschrift der G. f. E. 1870.

giebt. Nur vor Beamten werden die geschlossenen Thore geöffnet.

Außer jenen beiden Straßen giebt es noch eine Hauptstraße, welche gleichfalls von Wagen benutzt werden kann, die übrigen sind schmal und in einem kaum beschreibbaren Zustande. In der Mitte der Straße läuft oft ein kleiner dicklehmiger Bach und auf jeder Seite sind fortlaufende Pfützen, nach denen hin sich die Latrinen der Häuser öffnen; Dunghaufen nehmen oft über die Hälfte des Weges ein und vor der langen Reihe geschwärzter armseliger Häuser liegen Hunde-, Pferde- und Ochsenschädel umher. Und dabei erzählte man Bonar, welcher diese Schilderung giebt, daß etwa einen Monat vor seiner Ankunft die Straßen gereinigt wären.

Die Bevölkerung der Hauptstadt wird verschieden auf 120000 bis 240000 Seelen geschätzt, anscheinend recht ruhige, ordentliche Menschen, deren Hauptbeschäftigung in Plaudern und Rauchen zu bestehen scheint. Rauchen ist das einzige Vergnügen der Koreaner; an irgend welchen Unterhaltungen, Theatern oder dergl., wie sie die Chinesen und Japaner lieben, fehlt es vollständig. Es mangelt auch an dem Handelsgeiste, welcher jene beiden Völker kennzeichnet; die Läden der Hauptstadt sind in ihrem Aeußeren ebenso ärmlich wie die Waaren, welche sie bergen. Die besten derselben sind fremden Ursprungs, denn die koreanische Industrie, die namentlich in Porcellan und Metall, jetzt auf die Japaner übergegangen, früher so hoch stand, ist heute fast ganz ausgestorben; als einheimische Industrie-Artikel sind nur noch Seide, Papier, Matten, Fächer, Dachziegel, Tabak und Bürsten erwähnenswerth.

Ist aber auch durch Druck, Mißwirthschaft und Erpressungen des Königs und seiner Beamten der Unternehmungsgeist erlahmt, so steht doch die geistige Bildung des Volkes immer noch auf gleicher Stufe mit der seiner Nachbaren. Das niedere Volk kann durchweg die Landessprache lesen und schreiben; dafür sorgen zahlreiche Schulen, sämmtlich Privatanstalten. Wer aber Anspruch auf Bildung machen will, muß Chinesisch betrieben haben; nur in dieser Sprache werden die schriftlichen Aufsätze der Staatsprüfungen abgefaßt; nur diese Sprache wollen die vornehmen Stände kennen. Die Sprache der Koreaner gleicht in ihrem Satzbaue dem mantschurischen und japanischen, weicht aber in allem Anderen von diesen Idiomen vollständig ab. Das koreanische Alphabet (Wonmon) hat 191 Buchstaben, doch bedient man sich meist chinesischer mit Hinzufügung von koreanischen.

Eine Kunst steht aber noch in hoher Blüthe, das ist die Buchdruckerkunst. Unter allen ostasiatischen Ländern hat Korea in der Buchdruckerei, bei welcher man meist Metalltypen verwendet, die höchste Stufe erreicht, so daß jeder chinesische Literat eine koreanische Ausgabe der „vier Bücher“ und „fünf Klassiker“ der chinesischen Philosophen als die vorzüglichste, sowohl was Ausstattung und Druck als auch Preis betrifft, für seine Bibliothek zu erwerben trachtet. Die Koreaner kannten die Buchdruckerkunst schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts; noch cirkulirt ein von dem damaligen Könige Thaitschong Kongthyong gethaner Ausspruch: „Wer regieren will, muß mit Büchern vertraut sein.“

Mit der Thronbesteigung des gegenwärtigen Königs Li-Fin, des 28. Fürsten der herrschenden Dynastie, scheint für Korea eine neue Blüthe anbrechen zu sollen. Er ist der im Lande vorhandenen Fortschrittspartei, welche mit dem Auslande nähere Verbindungen anknüpfen will, geneigt, und der von einer anderen Partei diesen Bestrebungen entgegengebrachte Widerstand ist gebrochen. Seitdem hat eine europäische Macht nach der anderen Zutritt erlangt. Aber der König und seine dem Fortschritte zugeneigten Rathgeber sind nicht gewillt, daß die Einführung der fremden Civilisation als ein Vorspiel zur Annahme einer europäischen Verfassung angesehen werde. Der König von Korea ist immer unumschränkter Monarch gewesen, viel mehr als die chinesischen und japanischen Herrscher. Kein mächtiger Adel konnte hier die Gewalten des Monarchen beschränken. Darum bezeichnete der König in einer vor Abschluß der Verträge mit England und Deutschland gehaltenen Ansprache eine Einführung europäischer Verfassungsformen als undenkbar. „Nichts“, sagte er, „wäre unvernünftiger. Civilisation bezweckt die Bereicherung eines Landes und die Aufrechterhaltung des internationalen Verkehrs auf dem Fuße der Gleichheit. Um unser Land in den Bereich der Civilisation zu bringen, müssen wir dahin streben, die alten nationalen Principien aufrecht zu erhalten und die europäischen Künste erwerben, müssen wir die klassischen Lehren des Konfucius beobachten und europäische Erfindungen einführen.“

Aber der König ist nicht allmächtig; die den Fremden abgeneigte Partei ist zurückgedrängt, keineswegs vernichtet. Und doch würde Korea gerade in engerer Verbindung mit Europa eine Garantie für seine Unabhängigkeit finden. Zwar ist das Vasallenverhältniß Koreas zu China ein rein nominelles, aber China würde dies Verhältniß gern in ein engeres umgestaltet sehen. Jetzt sendet der König nach altem Herkommen jährlich zwei Gesandtschaften an den Hof von Peking mit einem Tribut, der in einer gewissen Quantität Papier und 800 Ochsen besteht, welche letztere an die Mandarinen in Fong-whang-tschin abgeliefert und von diesen und deren Soldaten verspeist werden. Dafür empfängt der koreanische Herrscher einen chinesischen Staatskalender und in bestimmten Intervallen geht von Peking eine Gesandtschaft an den Hof von Söul, um Geld als Gegengeschenk für den Tribut zu überbringen. Nach ostasiatischem Begriff ist damit ein Verhältniß zwischen Souverän und Vasallen konstatirt. Japan hat dasselbe indeß durch seine Verträge durchbrochen, die europäischen Mächte und Nordamerika sind ihm darin nachgefolgt. Es ist schwer denkbar, daß China, wollte es die Beziehungen straffer spannen, etwas Anderes erreichen würde als einen völligen Bruch derselben.

Ein sehr begehrenswerthes Objekt erscheint Korea augenblicklich nicht; das der Halbinsel Italien (ohne die Inseln) an Umfang einigermaßen nachstehende, von $10^1/_2$ Millionen (nach Gottschee von einigen Millionen mehr) bewohnte Land ist gegenwärtig äußerst arm und wenig konsumtionsfähig. Es wird einer Hebung der bestehenden Hilfsquellen und Erschließung neuer bedürfen, um Korea zu einem lohnenden Absatzgebiete europäischer Industrie zu machen, aber jeder Schritt zur Förderung des Landes wird mit äußerster Vorsicht gethan werden müssen, damit nicht der nie ganz ruhende Haß des Fremden abermals entfacht, alles mühsam Errungene vielleicht durch einen heftigen Ausbruch nationaler Eifersucht zerstört und die Entwickelung des Landes wiederum auf lange Zeit hin in Frage gestellt werde.

Die Goajira-Halbinsel.

Im Decemberheft der Proceedings Royal Geographical Society berichtet Herr F. A. Simons über das Gebiet der Halbinsel Goajira (Colombia) und deren Bewohner. Auf Dreiviertel ihres Umfanges vom Meere bespült, wird das Land im Südwesten von dem Staate Magdalena durch natürliche Grenzen, den Rio Rancheria mit den daran stoßenden Ausläufern der Sierra Nevada, sowie die Berge von Oca getrennt. Ueber den Besitz eines Theiles dieses Gebietes haben Colombia und Venezuela sich gestritten und die Entscheidung dem Könige von Spanien überlassen; sein Schiedsspruch ist noch nicht veröffentlicht. Von der Geschichte der Bewohner ist nur wenig bekannt; trotzdem die Halbinsel eine gewisse Rolle in der Entdeckungsgeschichte spielt, wird sie von den älteren Chronisten nur wenig genannt und über die Indianer findet man erst Mittheilungen in der „Floresta de Santa Vela" des de la Rosa (1739), die mit allen darin enthaltenen Irrthümern auch in die neueren Berichte übergegangen sind. Es scheint sicher, daß sie nicht die Autochthonen des Landes sind; sie selbst haben Ueberlieferungen über ihre Einwanderung und wissen die Dorfruinen, welche die früheren Bewohner hinterlassen haben, nachzuweisen.

Etwa die Hälfte der Halbinsel besteht aus Bergland, die andere, im Südwesten gelegene Hälfte, bildet eine weite, fruchtbare Fläche. Das Bergland zerfällt in drei parallele Ketten, welche durch dazwischen liegende Ebenen getrennt sind, die bedeutendste derselben ist die östlichste. Die höchsten Spitzen erheben sich bis zu 2400 bis 2600 Fuß Höhe und sind bis etwa 500 Fuß unter dem Gipfel bewohnt. Die Vegetation ist derjenigen ähnlich, welche man auf der Sierra Nevada in der Höhe von 6000 Fuß antrifft und die Temperatur, welche Simons dort antraf, sehr niedrig, nur 65° F. um Mittag. Die mittlere Kette erhebt sich nur an wenigen Punkten über 1500 Fuß; auch hier trifft man zwei hervorragende Gipfel; die Höhe des nördlichen, des Ruma, den Simons mit Mühe bestieg, wurde auf 1950 Fuß bestimmt, die des südlichen, 15 Meilen entfernten Gipfels Guajarepa beträgt nicht über 2200 Fuß. Die westlichste Kette, die von der vorigen durch ein vielfach gewundenes Thal, welches an der engsten Stelle etwa sechs Meilen weit ist, getrennt wird, ist die bedeutendste; die einzelnen Berge werden auf allen Seiten von zahlreichen scharfen Rücken flankirt. Die höchste Felsenmasse, Yuripiche, erreicht die Höhe von 2800 Fuß.

Eigentliche Flüsse giebt es in der Goajira nicht. In allen Richtungen wird das Land von flachen Rinnen durchschnitten, welche sich in dem trockenen Sande gebildet haben; durch diese wird während der Regenzeit das Wasser ebenso schnell abgeleitet, wie es fällt; selbst in den bedeutendsten Bergen bildet sich kein Strom, der die Regenzeit überdauerte, die nur etwa vier Monate anhält. Die Indianer verschaffen sich Wasser, indem sie entweder etwa 30 oder 40 Fuß tiefe Brunnen mit vieler Mühe graben und für den Gebrauch herrichten oder aber, indem sie das Regenwasser in großen, natürlichen oder künstlich angelegten Vertiefungen sammeln.

Die Küste hat Ueberfluß an Ankerplätzen und Baien, die jedoch keine große Bedeutung besitzen; am wichtigsten ist der Hafen von Cojoro, der als der zukünftige Hafen von Maracaybo betrachtet wird, mit welchem Orte er durch eine Eisenbahn, die nur geringe technische Schwierigkeiten bietet, zu verbinden sein würde.

Die Halbinsel wird von einem einzigen Indianerstamme bewohnt, der sich jedoch in viele Familien, ähnlich den Clans der Schotten, theilt. Jede dieser Familien nimmt für jeden ihrer Angehörigen gegen alle Feinde Partei. Der Besitz giebt bei ihnen großen Einfluß; eigentliche Häuptlinge besitzen die Goajiras nicht, sie erkennen den reichsten Stammgenossen als Oberhaupt oder, um den von den Spaniern eingeführten Namen zu gebrauchen, Korporal an und erwarten Schutz und Hilfe von ihm. Ein arm geborener Indianer kann übrigens durch selbst erworbenen Reichthum nie zu Ansehen und Macht kommen, wohl aber seine Kinder, wenn es ihm glückt, sich durch Heirath mit den Vornehmen seines Landes zu verbinden. Jede Familie führt außer ihrem eigenen Namen noch den ihres Wappenthieres, ja manchmal nehmen die unbedeutenden Stämme noch das Wappenthier eines mächtigeren Clans hinzu, um sich des Schutzes desselben zu versichern.

Es giebt jetzt einige 30 Clans bei den Goajiras, von 22 giebt Simons die Namen an. Im Allgemeinen werden nur die Heerden als wirklicher Reichthum geschätzt, Ackerbau nicht hoch geachtet. Da die Goajiras in fortwährendem Zwiste und Streit leben, würden ganze Clans bald verarmen und erlöschen, wenn sie nicht die Vorsicht gebrauchten, ihren Besitz und ihre Heerden über verschiedene Gegenden zu vertheilen. Wasser- und Futtermangel zwingt sie zu einem Nomadenleben und dies ist die Ursache, daß sie keine Häuser bauen; bei Manchen aber findet man trotz ihres herumschweifenden Lebens eine Vorliebe für gewisse Gegenden.

Wir übergehen die Aufzählung der verschiedenen Clans und bemerken nur, daß die „Cocinas", deren Namen man öfter begegnet, keinen besonderen Stamm bilden; mit diesem Worte werden die heimathlosen Indianer bezeichnet, welche eines Verbrechens wegen von ihrem Clan verstoßen sind und sich nun zu Banden zusammengerottet haben, um ihr gesetzloses Leben mit größerer Sicherheit fortführen zu können. Sie liegen nicht nur mit den ruhigen Bewohnern des Landes, sondern auch mit den anderen Banden in fortwährendem Streite, nur das Recht des Stärksten gilt.

Ihr bevorzugtes Gebiet ist die Cojorokette, von wo sie ihre Raubzüge auch nach anderen Theilen des Landes machen.

Wie schon erwähnt, bauen die Goajira-Indianer keine eigentlichen Häuser; selbst ihre besten Ranchos sind sehr einfach und in kurzer Zeit eingerichtet. Ein gutes Dach, mit dem gespaltenen Mark einer großen Euphorbia gedeckt, ist der wichtigste Bestandtheil desselben; übrigens dient der Rancho selten als Schlafplatz; die Hängematten werden an zahlreichen, zu diesem Zwecke eingerammten Stangen befestigt; oft schlafen zwei oder drei Indianer in einer derselben. Weiterhin findet man andere Stangen, an denen die Thiere festgebunden werden, und ein kleiner Stall für Schafe oder Ziegen gehört nothwendiger Weise zum Besitzthume einer gut geordneten Familie. Der Platz für einen Rancho wird sehr sorgfältig ausgewählt; Dörfer findet man nicht, wohl aber siedeln sich einige Familien nahe bei einander, etwa auf Schußweite von einander entfernt, an.

Einer der Ranchos wird an erhöhter Stelle erbaut, um das Land zu übersehen und die Annäherung Fremder zeitig beobachten zu können. Der bedeutendste Ort ist Paraguaipoa, die neue Militärkolonie Venezuelas, die etwa 50 Häuser zählt und eine Besatzung von 30 Mann hat. Die Bevölkerung des Landes wird auf 20000, höchstens auf 25000 Seelen angeschlagen.

Ihre Sitten und Gewohnheiten, sowie ihre alten, eigenthümlichen Gesetze verdienen Aufmerksamkeit. Die Beschreibung derselben eröffnet Simons mit der wenig schmeichelhaften Bemerkung, daß sie, wie alle Indianer, sehr viel Leistungsfähigkeit im Betteln, Stehlen und Trinken besitzen. Zu diesen drei Lastern kommt noch ein viertes: sie verlangen Blutgeld, und dies ist die Hauptursache ihrer Streitigkeiten und Fehden, eine fortwährende Gefahr für Indianer und Europäer; daß er dies auch ein „Laster" nennt, ist begründet in der Art, wie die bezüglichen Gesetze Anwendung finden.

Einmal nämlich betrachten die Indianer alle weißen Männer als zu einer großen Familie gehörig, so daß sie einen jeden verantwortlich machen für Thaten, die ein anderer Weißer vielleicht an einem Meilen weit entfernten Orte begangen hat; es ist die Familie von mütterlicher Seite, welche das Blutgeld zu fordern hat. Außerdem aber ist die Sache sehr verwickelt und einige Beispiele werden vielleicht die Sache deutlicher machen, als eine lange Auseinandersetzung. Wenn ein Indianer sich selbst verletzt, d. h. sich zufällig mit einer Waffe verwundet, einen Arm oder ein Bein bricht, so muß er an die Familie von mütterlicher Seite Blutgeld zahlen. Die Familie von väterlicher Seite fordert ein nicht so hohes Schmerzensgeld, ja sogar die Freunde kommen, um Entschädigung für den Kummer zu verlangen, den ihnen der Anblick des verwundeten Freundes bereitet hat. Wenn der Patient nicht Vermögen genug besitzt, allen Anforderungen zu genügen, bettelt er sich den Betrag zusammen. Noch merkwürdiger ist ein anderer Fall. Wenn irgend ein Indianer sich ein Reitthier leiht, durch dasselbe abgeworfen und irgendwie beschädigt wird, so verlangt seine Familie von Demjenigen, welcher das Pferd verliehen hat, eine Entschädigung. Wie weit die Haftpflicht sich erstreckt, möge man aus folgendem Beispiele entnehmen. Wenn etwa durch den Genuß von Rum ein Unheil angerichtet wird, sind alle Rumverkäufer verantwortlich. Simons erzählt ein Beispiel, welches in dieser Hinsicht sehr bezeichnend ist: ein Händler trat ihm zeitweilig einen Diener ab, bat ihn aber, dem Manne keine Getränke zukommen zu lassen, da er sonst für den etwaigen Schaden verantwortlich gewesen sein würde. Gefährlich ist es auch, einen Indianer bei seinem wirklichen Namen zu nennen; einen Todten in Gegenwart seiner Verwandten zu nennen, wird unter Umständen mit dem Tode bestraft, wenn sich die Sache zufällig im Rancho des Verstorbenen zuträgt und Onkel oder Neffe desselben anwesend sind. Wenn zufällig ein Kind während der Zeit stirbt, wo es sich unter der ausschließlichen Obhut des Vaters oder der Mutter befindet, hat diejenige Hälfte des Ehepaares, welche nicht dabei gegenwärtig war, von der anderen Hälfte Blutgeld zu fordern.

Auch in anderer Beziehung kann man eigenthümliche Gewohnheiten beobachten; ein junges Mädchen, welches sich der Mannbarkeit nähert, wird in eine kleine Hütte eingeschlossen; aller Schmuck, alle Kleidung, mit Ausnahme eines einzigen Gewandes, wird ihm abgenommen und man reicht ihr nur sehr magere, hauptsächlich vegetabilische Nahrung; bei armen Leuten dauert diese Abschließung einige Wochen, bei reichen dagegen manchmal Jahre lang.

Wiewohl die Heirath ein reines Handelsgeschäft ist, werden die Frauen doch sehr geehrt, und für jede gewaltthätige Handlung gegen seine Gattin ist der Mann den Verwandten derselben verantwortlich; im Falle der Mann stirbt, fällt die Wittwe gewöhnlich dem jüngsten Bruder zu. Die Tochter eines Häuptlings wird mit 12 bis 300 Pfd. St. erkauft. Ein Sterbefall giebt zu großen Festlichkeiten Veranlassung; wohlhabende Leute werden gewöhnlich in dem Rancho, wo sie geboren sind, beerdigt, Reiche gar zweimal. Die ganze Nacht durch werden Feuer zum Gebrauche des Todten gebrannt; zwei Indianer, die sich zum ersten Male nach dem Ableben eines Verwandten begegnen, müssen wenigstens eine Viertelstunde lang ihre Trauer durch lautes Weinen beweisen. Wenn sie einander begegnen, beobachten sie bei Abstattung des Grußes weitläufige und genau vorgeschriebene Formalitäten; wird ein Fremder, der zu einem Rancho kommt, nicht angeredet, so ist dies ein Beweis, daß er nicht willkommen ist und er verläßt den Ort sofort. Die Eltern nehmen den Namen des ältesten Kindes an, dem für den Vater sushi, für die Mutter ni vorgesetzt wird.

Der Anzug der Goajiras ist sehr einfach und wohl dem ähnlich, den ihre Voreltern vor 300 Jahren trugen; er beschränkt sich auf die nothdürftigsten Hüllen; nur das Haar wird mit einem schönen Schmucke aus Stroh, Wolle oder Federn verziert. Die Frauen sind jetzt ausschließlich in importirten Kattun gekleidet, schmücken sich auch, namentlich mit Punas, Oberärmeln aus Perlen gemacht; nach der ersten Entbindung werden dieselben abgelegt. Zu bemerken wären noch durchbohrte Steine, die zu „Tuma" genannten Halsbändern verarbeitet werden; diese Art Steine wird nur in prähistorischen Gräbern gefunden.

Als Waffen dienen Bogen und Pfeile neben Hinterladern. Nie verläßt der Indianer den Rancho unbewaffnet. Sie haben drei Arten von Pfeilen: stumpfe, um Vögel zu tödten, scharfe, mit einer Spitze aus hartem Holz oder Eisen und endlich Pfeile mit lose befestigter, etwa zwei Zoll langer, stark vergifteter Spitze. Als Gift dienen verfaulte thierische Stoffe, die gekocht werden; die hiermit bereiteten Pfeile werden durch einen Ueberzug gegen den Einfluß der Witterung geschützt. Das Gift behält seine Wirkung etwa neun Monate lang. Der Tod erfolgt in drei bis zwölf Tagen und ist ziemlich sicher, wenn die Spitze nicht aus der Wunde entfernt und letztere ausgebrannt werden kann.

Eine Grammatik der wohllautenden Sprache wurde 1878 von Raphael Caledon in Paris herausgegeben; sie enthält aber in Folge der Abwesenheit des Verfassers vom Druckorte viele Druckfehler.

Kürzere Mittheilungen.

J. Audebert's Reisen in Madagascar.

Entgegnung[1]).

Wenn ich so spät auf eine Beschuldigung der Missionare Sibree und Dahle im „Antananarivo Annual and Madagascar Magazine“ Nr. 8 antworte, so geschieht es, weil ich selbst es nicht für der Mühe werth gehalten hatte, überhaupt zu antworten; ich folge daher lediglich dem Wunsche des Herausgebers dieses Blattes.

Ich habe im Auftrage des königl. Niederländischen Reichsmuseums vom Mai 1875 bis September 1881 eine Forschungsreise nach dem noch unbekannten Inneren Madagascars unternommen und dabei Manches im Leben und Wirken der Missionare bemerkt, welches ich der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten zu dürfen glaubte. Fern davon, die vielfachen Verdienste derselben verkleinern zu wollen, fand ich doch, daß dieselben vielfach ihren Berufskreis überschreiten und zur Förderung politischer oder gar persönlicher Interessen mißbrauchen.

Daher nun stammt der große Zorn der Missionare gegen mich und sie wollen mich dadurch strafen, daß sie einfach meine Reisen ins Innere der Insel leugnen, daß sie meine Berichte für unwahr, für erfunden erklären und das Alles seltsamer Weise damit begründen, daß ich ihnen ganz unbekannt sei.

Sollte letzteres zufällig der Fall sein, so würde es nur um so klarer beweisen, wie eifersüchtig und ängstlich diese Herren darüber wachen, daß dort nichts geschieht, was sich ihrem Einflusse entzieht.

Ich werde es kaum nöthig haben, den Gegenbeweis für meine Anwesenheit im Inneren der Insel zu erbringen. Alle dort herum lebenden Händler wissen davon genug zu erzählen. Beredter dafür sprechen meine großen, glänzenden Sammlungen im Leydener Museum, sowie mein Briefwechsel mit dem Direktor desselben. Jedes Stück der Sammlung trägt genau Datum und Fundort und an der Hand dieser sicheren Führer läßt sich leicht mein ganzer Weg verfolgen.

Im Uebrigen sind die Behauptungen der Missionare viel weniger geeignet, mich zu verdächtigen, als vielmehr dazu angethan, diese selbst lächerlich zu machen.

Wie können die Herren behaupten, Madagascar so genau zu kennen, daß sie jeden Flecken, jeden Fluß, jedes Thier und jede Pflanze mit Namen nennen wollen, wo doch noch die größere Hälfte desselben ganz unbekannt ist und ich allein an siebzehn neue Thierarten entdeckte! Wie können sie, die sich allein auf das Hovagebiet beschränken und höchst selten sich der Beschwerde einer Reise aussetzen, wie können sie meine Ausführungen begeifern, wenn ihnen jede Kenntniß, jedes Urtheil in dem betreffenden Fache fehlt!? Ueberzeugen wir uns selbst.

So führt Sibree in seinem viel gepriesenen Buche „Madagascar“, deutsche Uebersetzung (Leipzig 1881), S. 57 unter den Vögeln Madagascars unter anderen folgende an: Pirole (?), Kuckucke und andere (!) Würger, Mandelkrähen (?), Birkhühner (?), Pfauen (?), Flamingo und Störche (?).

Mir ist es unbegreiflich, wo Herr Sibree seine zoologischen Entdeckungen gemacht hat, wenn nicht in seiner eigenen Einbildung, denn von den genannten Vögeln finden wir zwar einige Flamingo als Strichvögel aus Afrika zuweilen an der Westküste Madagascars, wo Herr Sibree wahrscheinlich nie gewesen ist; auch leben daselbst Kuckucke, die aber nicht zu den Würgern gehören, welche daselbst heimisch sind, von allen übrigen ist daselbst aber nie und nirgends eine Spur beobachtet worden. Sollte etwa Herr Sibree seine Studien in einem alten englischen Bilderbuche oder gar am Inhalt der von ihm mitgeführten Konservenbüchsen gemacht haben? Eben dahin gehören auch die Märchen von den „unzweifelhaft giftigen Schlangen“ u. s. w. Aehnliche gröbliche Irrthümer und Entstellungen, ob aus Unwissenheit, ob aus leichtfertiger Oberflächlichkeit entstanden, ist gleich, schmücken das ganze Buch und machen es für den Kenner ganz werthlos; außerdem aber geben sie einen sprechenden Beweis für die Genauigkeit der wissenschaftlichen Schilderungen jener ehrenwerthen Männer.

In welchem Sinne diese Ehrenhaftigkeit aufzufassen ist, darin sind, glaube ich, fast alle Schriftsteller über Madagascar einig. Lassen wir, um eine kurze Probe zu geben, die bekannte Ida Pfeifer (Reise nach Madagascar, S. 71) sprechen:

„Daß auch englische Missionare, wenn es sich darum handelt, irgend etwas durchzusetzen, verstehen, Wahrheit und Aufrichtigkeit bei Seite zu setzen“ — — —. Ferner:

„Die ganze Reise des Missionars Ellis bestand, wie meine Leser sehen werden, aus einem Gewebe von Unwahrheiten, um nicht Lügen zu sagen, und Erfindungen u. s. w.“

Nach diesen kurzen Ausführungen über Charakter und wissenschaftliche Genauigkeit der englischen Missionare bemerke ich nur noch, daß ich fernere Angriffe derselben vollständig übersehen werde, weil ich dieselben einfach keiner Antwort für werth halte.

Mich führten keine andere Ziele nach Madagascar als die Liebe zur Wissenschaft. Ich diente nicht als bezahlter Söldner selbstsüchtigen und politischen Zwecken, war nicht genöthigt, Gott und Religion zu mißbrauchen zur Erlangung einer gemächlichen Existenz. Daß aber dies Handwerk ein Monopol gewähren sollte zur Erforschung fremder Länder und zur Entdeckung neuer Völkerstämme, dagegen verwahre ich mich mit aller Kraft. Ich habe für meine Forschungen mein Leben, meine Gesundheit und meine höchsten Güter eingesetzt; wie schwer ich gelitten habe in langen sieben Jahren, weiß nur ich allein. Welche Gründe sollten mich bewegen, die Wahrheit zu verletzen? Märchen zu dichten überlasse ich denen, welche Grund haben, die Wahrheit zu fürchten.

Schloß la haute Bévoye bei Metz im Januar 1886.

J. Audebert.

[1]) In Nr. VIII der von Rev. James Sibree und Rev. R. Baron herausgegebenen Zeitschrift „The Antananarivo Annual and Madagascar Magazine“ (Christmas 1884) hat der Rev. L. Dahle einen Artikel „Geographical Fictions with regard to Madagascar“ veröffentlicht, in welchem er den Aufsatz J. Audebert's „Im Lande der Boilakertra auf Madagascar“ („Globus“, Bd. 42, S. 295, 312, 328 und 343) als eine Fälschung, die Reisen Audebert's für erlogen erklärt. Keiner der dortigen Missionare hätte je von Audebert oder von einem Volksstamme der Boilakertra gehört, und die Angaben Audebert's wären theilweise erfunden. Auf unsere Aufforderung hat Herr J. Audebert, leider etwas spät, obige Entgegnung uns zugehen lassen.

Die Buren von Humpata.

Ueber die Buren in den portugiesischen Besitzungen und den Ort ihrer Niederlassung, Humpata, macht der Begleiter des verstorbenen D. D. Veth, Herr P. J. van der Kellen, in „Het Nieuws van den Dag“ interessante Mittheilungen, denen wir Folgendes entnehmen.

Humpata liegt in einer weiten, anscheinend fruchtbaren Ebene, die von Nordosten bis Nordwesten durch hohes Gebirge begrenzt wird, sich aber nach Süden soweit erstreckt, wie das Auge nur reicht. Dicht am Fuße der Berge liegen die Wohnungen der Buren; letztere tragen in ihrem Aeußeren den wohlbekannten Typus des Transvaal-Buren. Ein breiter Hut beschattet die kräftigen, von vollem Barte umrahmten Gesichter der Männer; man sieht ihnen an, daß sie voller Muth und Kraft sind. Ihr Anzug besteht aus schwerem Sammet. Die Kleidung der Frauen ist derjenigen der holländischen Bäuerinnen ziemlich gleich. Die Röcke sind gewöhnlich von violettem Kattun, der Kopf ist mit einer weißen Mütze bedeckt, die am Sonntage mit Blumen geschmückt wird. Die Schuhe, sogenannte Feldschuhe, oft von recht hübscher Form, werden aus selbstgegerbtem Leder verfertigt, dessen Qualität Manches zu wünschen übrig läßt; sie halten gewöhnlich nicht länger als etwa drei Monate.

Die Häuser sind aus rothem Lehm erbaut, und mit Gras oder Rohr gedeckt, sie enthalten selten mehr als zwei Zimmer. Hier herrscht die ganze holländische Reinlichkeit (Herr van der Kellen weist die Klage des Herrn von Dankelmann über Unreinlichkeit der Häuser zurück); allerdings wird, um den Staub zu vermeiden, der Flur mit Kuhmist überstrichen, wodurch er eine gleichmäßige Farbe bekommt, ohne daß in Folge dessen ein unangenehmer Geruch zu bemerken wäre. Die Möbel sind gewöhnlich einfach, doch geschmackvoll, Tische und Stühle aus dunkelbraunem, manchmal mit Elfenbein oder Knochen eingelegtem Holze verfertigt.

Diese Buren leben sehr freundschaftlich unter einander, sie schließen sich enge an einander, wie es bei Menschen, die so viel Freude und so viel Leid mit einander getheilt haben, nicht anders sein kann, während sie mit den Portugiesen nicht auf dem besten Fuße stehen, da letztere, welche das Monopol des Handels besitzen, ihnen für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse die übertriebensten Preise absordern. Auch sind beide Stämme, was Charakter und Denkungsart betrifft, zu sehr von einander verschieden, und die Kluft wird wohl durch die Gewohnheit der Portugiesen, mit eingeborenen Frauen Verbindungen einzugehen, noch sehr erweitert. Ebenso trägt der strenge Calvinismus der Buren, den sie allerdings nicht äußerlich zur Schau tragen, dazu bei, eine Annäherung zu erschweren.

In Humpata hat die portugiesische Regierung einen Kommandanten angestellt, dem jedoch die Buren in ihren eigenen Angelegenheiten nicht unterstellt sind. Sie selbst haben auch einen sogenannten Kommandanten, etwa dem Bürgermeister zu vergleichen, der mit dem Landdrost (gleichzeitig Sekretär, Notar und Beamter des Standesamtes) und dem „Veldkornett" (Befehlshaber der zu Felde ziehenden Macht) ihre Gemeindesachen leitet.

Die Feier einer Hochzeit wird folgendermaßen beschrieben: Alle Theilnehmer erwarten im Hause des Landdrosten die Ankunft des Bräutigams und der Braut; mit zwei Buren, die als Zeugen auftreten sollten, saß der Beamte in schwarzem Anzuge hinter einem Tische, auf welchem Bibel, Formularbuch und einige Papiere lagen. Vor dem Tische standen zwei Schemel zum Niederknien; der Boden war mit Antilopenfellen bedeckt. Die Ankunft des Brautzuges wurde durch einen Gewehrschuß angekündigt; der Bräutigam erschien in schwarzem Anzuge, die Braut in weißem, mit rothen Bändern verziertem Kleide, begleitet von den Eltern, Brautführern und Brautführerinnen. Hierauf wurden die Verlobten um Namen, Geburtsort, Alter &c. befragt und ihnen dann das Trauungsformular vorgelesen; danach wurde ein langes Gebet gesprochen, welches das Brautpaar knieend anhörte, worauf der Landdrost sprach: „Ich nehme die Anwesenden als Zeugen, daß diese Heirath gesetzlich und heilig geschlossen ist." Er drückte dann allen Anwesenden die Hand; zum Schluß der Feierlichkeit wurde ein Psalm gesungen. Das Fest wurde bis zum Morgen mit Branntweintrinken und Tanzen gefeiert.

Ihren Unterhalt gewinnen die Buren durch Ackerbau, Jagd und Transportdienste. Jedermann pflanzt Korn zu eigenem Bedarf. Die Jagd liefert den Bedarf an Fleisch, das Wild wird jedoch in dieser Gegend schon selten, so daß sie weite Züge machen müssen, um es zu finden. In der Gegend des Cunene bringt die Elephantenjagd häufig großen Verdienst. Auch die Jagd auf das merkwürdiger Weise hier „Seekuh" genannte Nilpferd wird eifrig betrieben; der Speck desselben wird als ein Leckerbissen betrachtet, welcher sowohl seiner Dicke als seines angenehmen Geschmackes wegen dem Schweinespeck bei Weitem vorgezogen wird. Die Haut dieser Thiere wird zu Peitschen verarbeitet, deren sich die Buren bei dem Treiben ihrer Ochsenwagen bedienen.

Das Besorgen von Transporten für portugiesische Kaufleute könnte für die Buren sehr großen Vortheil abwerfen, wenn die Gegend nur für das Vieh mehr geeignet wäre. In Folge der großen Sterblichkeit unter demselben geht beinahe der ganze Ertrag der Transporte verloren. Allerdings wird ein Transport von Mossamedes nach Humpata mit 20 bis 30 Pfd. St. bezahlt, meist jedoch hat man das mit dem Verluste von vier bis fünf Ochsen im Werthe von 3 bis 4 Pfd. St. per Stück zu erkaufen. In Humpata selbst ist es unmöglich, Ochsen zu halten, man muß sie drei bis vier Tagereisen weit nach der Ebene schicken; in Humpata herrschen Lungenkrankheiten, Milzbrand und Gallenkrankheiten, so daß das Leben der Ochsen stets bedroht wird. Die Schafe und Böcke der Buren sind hier ganz ausgestorben, ebenso die Pferde. Es scheint beinahe unmöglich, hier Vieh zu ziehen. 70 Proc. der jungen Thiere sterben, ehe sie einen Monat alt sind. Das Futter taugt nichts und das Klima ist rauh. Ein kalter Wind streicht häufig über die Ebenen und in der Nacht hat man Frost.

In Folge der an ihrem Viehstande erlittenen Verluste sind die Buren sehr verarmt; nur fünf oder sechs derselben erfreuen sich noch eines ziemlichen Wohlstandes, aber die anderen leben in schlechten Verhältnissen, einzelne haben noch fünf oder sechs Ochsen, aber keine Kühe oder anderes Vieh, so daß sie jetzt erst in Verbindung mit anderen denselben Lohn verdienen können, den sie früher allein verdient haben.

Darum wurde schon im Juli 1884 eine von der portugiesischen Regierung unterstützte Kommission in nordöstlicher Richtung ausgeschickt, welche den Auftrag hatte, für die übrig gebliebenen Buren — ein Theil war nach Transvaal zurückgekehrt — eine besser zur Niederlassung geeignete Gegend aufzusuchen. Man fand einen solchen Landstrich am anderen Ufer des Cunene, wo die Neger viel Vieh besaßen. Die Regierung hat nun im vergangenen Jahre Maßregeln getroffen, ihre Ansprüche auf jene Gegend durch Erbauung eines Forts zu begründen. Ueber den weiteren Fortgang des Unternehmens fehlten bei Abgang des Briefes (Juli 1885) nähere Nachrichten. Wird ein besseres Land gefunden, so werden die Buren ohne Zweifel dorthin ziehen und dann würden sie aller Wahrscheinlichkeit nach großen Zuzug aus Transvaal haben, da sich dort schon eine Kommission zur Leitung eines derartigen Unternehmens gebildet hat.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber die berühmte Kabeljau-Fischerei bei den Lofoten entnimmt „The Chambre of Commerce Journal“ (V, Nr. 47) einem Berichte des norwegischen Regierungsaufsehers der Fischereien Folgendes. Die Hauptsaison für die Fischerei dauert etwa drei Monate, nämlich von Mitte Januar bis Mitte April. Die Anzahl der dabei beschäftigten Boote betrug:

	1882	1883	1884	1885
Mitte Januar	300	900	200	500
Anfang Februar	1669	3800	1900	2200
Mitte Februar	2850	6200	4100	4500
Anfang März	5933	7100	6100	5800
Mitte März	6542	7800	6600	6000
Ende März	6139	6600	6000	5500
Ende der ersten Aprilwoche	4278	4200	3000	3000
Mitte April	2300	2500	450	1200

In Folge dieser Fischereien strömen bei den Lofoten vielerlei Händler, Handwerker u. s. w. zusammen. So zählte man am 16. März 1885 daselbst 274 verschiedene Kaufleute, 27 Uhrmacher, 3 Gold- und Silberschmiede, 65 andere Handwerker, 12 Photographen, 131 Arbeiter, 41 Fischspalter, 186 Hauptkäufer, 35 Speisewirthe, 31 Musikanten, 12 Künstler und 29 Männer ohne bestimmte Beschäftigung. In der letzten Saison wurden bis zum 14. April $26\frac{1}{2}$ Millionen Stück Kabeljau gefangen, wovon $21\frac{7}{10}$ Millionen eingesalzen und $5\frac{3}{10}$ Millionen zum Trocknen aufgehängt wurden. Das Gesammtgewicht der gefangenen Fische belief sich auf circa 12 Millionen Kilogramm. Die Preise waren beträchtlich niedriger als im vorhergehenden Jahre (15,20 Kronen gegen 24,40 Kr. — für welches Quantum, wird nicht gesagt), eine Folge der starken Konkurrenz französischer Fischer, welche ihr Gewerbe bei Island und auf den Bänken von Neufundland ausüben. Darum hält es der Fischerei-Inspektor für unbedingt nothwendig, für die Erträge der Lofotenfischerei neue Absatzmärkte zu suchen und schlägt vor, die Fische in gefrorenem Zustande nach England zu senden, wo sie zu der betreffenden Zeit kaum auf störende Konkurrenz stoßen würden.

— Die russische Regierung thut alles, was in ihren Kräften steht, um die Häfen am Schwarzen und Asowschen Meere zu verbessern und sie für die Ausfuhr des Getreides und der Kohlen aus den Gebieten am Kuban und Don geeignet zu machen. Für einen neuen Hafen in Mariupol sind 3 500 000 Rubel angewiesen und der Bau soll 1888 vollendet werden; in Nowo Rossisk sind für denselben Zweck $4\frac{1}{2}$ Millionen Rubel und sieben Jahre Bauzeit in Aussicht genommen. Ebenso soll die russische Kauffahrteiflotte auf dem Schwarzen Meere rasch vermehrt werden; gegenwärtig sind in England fünf große Dampfschiffe für die freiwillige Flotte im Bau und es soll damit nach 1885 eine regelmäßige Linie nach Central- und Südamerika, sowie nach China eröffnet werden.

— Charles Rabot, bekannt durch seine Arbeiten am Gletscher Svartisen, hat im vergangenen Jahre die Halbinsel Kola bereist und daselbst überraschende Entdeckungen gemacht. Das Reisen ist daselbst sehr schwierig wegen der Sümpfe, der wenigen Einwohner und der Länge des Winters, welcher fast neun Monate dauert. Da obendrein ein Theil der besseren Jahreszeit wegen der Mückenplage zum Reisen nicht zu verwenden ist, so bleiben kaum zwei Monate übrig, wo man verkehren kann. Zweimal hat Rabot die Halbinsel in nordsüdlicher Richtung gekreuzt, theils zu Fuß, theils im Boote. Das Land ist sehr einförmig, mit Wäldern und großen Seen und Sümpfen bedeckt; großartig ist dagegen die Landschaft am flachen, inselreichen Imandra-See, an dessen östlichem Ufer das Gebirge Umbdek zu nicht weniger als 1000 m Höhe (auf General von Tilla's Karte der Höhen des europäischen Rußland ist westlich vom Imandra-See eine Höhe von 431 Saschen oder 920 m eingetragen) ansteigt. Dasselbe, in der Höhe von über 900 m mit Flecken ewigen Schnees bedeckt, ist nächst dem Kaukasus das höchste Gebirge des europäischen Rußland, dabei äußerst wild und öde. Von seinem Gipfel entdeckte Rabot zahlreiche, tief einschneidende und bisher unbekannte Buchten, welche dem Imandra-See ein ganz anderes Aussehen verleihen, als er jetzt auf den Karten besitzt. Vom Imandra ging Rabot zum Weißen Meere und dann durch die Gegenden westlich des Imandra zurück zum Nördlichen Eismeere, wobei er dort, wo die russischen Karten Ebenen angeben, auf drei Gebirgsketten stieß, welche von einander durch weite, mit Wäldern, Sümpfen und Seen bedeckte Senkungen getrennt sind. Nach seiner Ansicht ist der Osten des russischen Lappland keineswegs ein ebenes Land, sondern mit Bergen bedeckt, deren Höhe 1000 m übersteigt.

— Im Jahre 1884 belief sich der „Kammer“ (vom 14. November 1885) zufolge die Gesammtausfuhr Salonikis auf 42 Millonen, die Gesammteinfuhr auf $33\frac{1}{2}$ Millionen Franken. Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel waren Korn (circa 900 000 Quintals), Tabak (4 250 000 Quintals), Schafwolle, Baumwolle, Häute und Salz. An der Einfuhr waren betheiligt England mit 10 053 000 Frcs., Oesterreich-Ungarn mit 9 309 000 Frcs., Schweiz mit 4 350 000 Frcs., Frankreich mit 2 474 000 Frcs., Deutschland mit 1 625 000 Frcs. und Italien mit 1 073 000 Frcs.

Asien.

— Unseren Lesern hat H. Vambéry im Bande 46 des „Globus“ (S. 331 ff. und 345 ff.) unter dem Titel „Der neueste centralasiatische Reisende“ Herrn Heinrich Moser's Ritt und Fahrt durch Russisch-Turkestan, Buchara, Chiwa, das Turkmenenland und Nordpersien geschildert und am Schlusse auf den in Aussicht stehenden ausführlicheren Bericht des erfahrenen Reisenden erwartungsvoll hingewiesen. Dieser ist jetzt unter dem Titel „A travers l'Asie Centrale. La Steppe Kirghize — Le Turkestan Russe — Boukhara — Khiva — Le Pays des Turcomans et la Perse. Impressions de Voyage par Henri Moser“ (Paris, Librairie Plon, 1886) in einem wahren Prachtbande erschienen. Moser reiste als Tourist und Jäger; streng wissenschaftliche, namentlich geographische Forschungen hat er nicht angestellt. Aber was er bietet, sind Schilderungen der Zustände in den durchreisten Ländern von großer Lebenswahrheit und packender Gewalt, der Bewohner und ihres Treibens, von Jagderlebnissen und Empfängen bei Hofe u. s. w., alles aufs Prächtigste durch über 170 vorzügliche Abbildungen illustrirt, die zumeist auf seinen eigenen photographischen Aufnahmen (vergl. S. 189 f.)

beruhen. Uns sind aus jenen Ländern keine besseren Bilder bekannt, als die des Moser'schen Buches; wir halten sie für naturgetreuer und charakteristischer als die Wereschtschagin'schen und freuen uns immer von Neuem an ihrer Fülle, Vielseitigkeit und Vollendung. Man vergleiche nur S. 289 die Falkenjagd in der Wüste, S. 297 Karawane in der Wüste, S. 301 Lager in der Wüste, S. 333 Türkmenische Festung, S. 361 Eberjagd, S. 373 Argalijagd, S. 385 Kurdische Festung, wie vorzüglich darin der Charakter der türkmenischen Steppe und des persischen Grenzgebirges zum Ausdruck kommt. Wie stimmungsvoll sind andererseits die Bilder vom Amu Darja S. 213, 217, 220, 225. Aus dem vielseitigen Inhalte, der in seinen Hauptumrissen unseren Lesern ja bereits bekannt ist, werden wir in nächster Zeit einige interessante Daten mittheilen.

— Das Pane- und Bila-Stromgebiet. Unter diesem Titel veröffentlicht die Niederl. Geogr. Gesellschaft in der zweiten Abtheilung ihrer Werke (Meer uitgebreide Artikeln) den ersten Theil einer sehr wichtigen Arbeit des Herrn J. B. Neumann, eines Regierungsbeamten auf Sumatra, welche von einer Karte im Maßstabe von 1 : 200 000 begleitet wird. Dieselbe ist in den Jahren 1878 bis 1884 durch den Autor neben seinen Amtsgeschäften verfertigt worden und beruht ganz auf eigenen Aufnahmen. Wenn der Natur der Sache nach die Karte auch nicht als vollkommen genau bezeichnet werden kann, so erweitert sie doch unsere Bekanntschaft mit demjenigen Theile von Sumatra, den sie umfaßt, um ein bedeutendes, wie eine Vergleichung mit anderen Karten zeigt, und es wäre zu wünschen, daß das von Herrn J. B. Neumann gegebene Beispiel häufige Nachahmung fände. Der dazu gehörige Text ist breit angelegt; in dem vorliegenden ersten Theile wird auf 133 Seiten die geographische Beschreibung incl. Klima und Erzeugnisse aus dem Thier- und Pflanzenreiche zu Ende gebracht. Die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, ist jedoch viel ausgedehnter: er will eine Studie über die Battaländer und ihre Bewohner im Allgemeinen liefern, und beabsichtigt, dem ersten Theile noch weitere Abschnitte über die Geschichte, die Ethnographie und die Gebräuche (Adats) der Battas folgen zu lassen. Er glaubt dadurch sehr viel zur Erweiterung unserer Kenntniß dieses merkwürdigen Volksstammes beitragen zu können, wiewohl der Natur der Sache nach Manches in seinen Mittheilungen ungenau und unvollständig sein muß. „Um dies zu vermeiden", sagt er, „hätte ich immer unter der Bevölkerung leben und mich ihren Gesetzen unterwerfen müssen; ich wäre gezwungen gewesen, jeden Rassenunterschied aufzugeben. Ohne meine Stellung aufzuopfern, konnte ich das nicht thun." Diese Worte scheinen bezeichnend für den Inhalt des Ganzen; wer solche Ansichten hat, wird in dem, was er geliefert hat, nach dem Richtigen streben, wenn er es auch nicht erreichen kann; und das ist viel werth.

Wir hoffen nach vollständigem Erscheinen weitere Mittheilungen aus dieser interessanten Arbeit machen zu können.

Afrika.

— E. Pechuël-Lösche, Die Bewirthschaftung tropischer Gebiete. (Vortrag in der 58. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Straßburg. — Straßburg, Trübner 1885. 8°. 31 S.) Pechuël-Lösche's Vortrag hat überall solches Aufsehen erregt und ist in der Tagespresse so vielfach behandelt worden, daß wir uns ein genaueres Eingehen auf die von ihm aufgestellten Grundsätze füglich ersparen können. Der Verfasser steht der Kolonialpolitik bekanntlich nichts weniger als feindlich gegenüber; er nimmt an, daß die Zahl der dem Tropenklima erliegenden Deutschen nicht größer werden würde, als jetzt auch, wo sie in fremdem Dienste zu Grunde gehen, aber er zerstört unbarmherzig die Mythe von der unerschöpflichen Fruchtbarkeit der Tropenländer und speciell Innerafrikas und die Hoffnung, daß der Neger jemals arbeiten werde ohne Zwang. Er will freilich nur „den verständigen Zwang, der die Schulkinder, die zur Verlotterung neigenden Angehörigen eines Kulturstaates an ihre Pflichten bindet"; aber er wird schwerlich dem Vorwurfe entgehen, daß er die Sklaverei predige, wenigstens seitens der empfindsamen gegenwärtigen Leiter der Antisklavereibewegung, welche die armen Negerkinder mit Strümpfen und Taschentüchern versorgen möchten. Soll der Neger in unserem Sinne civilisirt werden, so geht das nicht ohne Zwang, und zwar nicht ohne ernstlichen Zwang; die Sklaverei wird er sich nur sehr schwer, die Vielweiberei nie nehmen lassen. Aber sind wir denn überhaupt berechtigt, dem „schwarzen Bruder", der sich in seiner gegenwärtigen Finsterniß ganz wohl fühlt, so ohne Weiteres die zweifelhaften Segnungen unserer Civilisation aufzudrängen? Ko.

— Ein Brief von Robert Flegel, datirt 24. Oktober 1885, meldet, daß derselbe damals mit der Errichtung des ersten deutschen Stationsgebäudes in Bakundi beschäftigt war. Der Ort liegt 190 m hoch am Tarabba, einem südlichen Zuflusse des Benuë, und etwa 75 km von der Mündung des Tarabba, welcher noch etwa 50 km weiter hinauf schiffbar ist, entfernt. Ringsum erheben sich Berge von 300 bis 450 m relativer Höhe und etwa 30 bis 40 km südlich von Bakundi beginnt das im Gendero und Hossere Tadim gipfelnde Bergland, welches Flegel vornehmlich zu seinem Arbeitsfelde erlesen hat.

— Der Kommandant Combes ist vom Niger zurückgekehrt mit einem Vertrage, welcher die Landschaft Bure unter französischen Schutz stellt. Dieselbe soll reich an Gold sein, liegt am Niger, wo der Tomkisso in denselben einmündet (circa $11\frac{1}{3}°$ nördl. Br.), und enthält die Quellen des Bachoy, des einen der beiden großen Quellströme des Senegal. So hat Frankreich bereits an drei Punkten des Niger festen Fuß gefaßt: in Bure, in Bamaku und in dem kleinen Fort Kulikoro, 70 km unterhalb Bamakus. — Auffallend ist, daß das kleine Kanonenboot, welches auf dem Niger schwimmt und denselben theilweise untersucht hat, auseinandergenommen und nach dem Senegal transportirt werden soll. Als Grund dafür werden angegeben die Gefahren, welche einerseits durch Stromschnellen zwischen Bamaku und Kulikoro, andererseits von den Banden Samory's, des eifrigen Gegners des französischen Vordringens im westlichen Sudan, drohen.

— Die Eisenbahn am oberen Senegal ist auf der 54 km langen Strecke von Les Kayes (900 km von St. Louis entfernt) bis Diamu vollendet und wird seit Anfang December 1885 zum großen Erstaunen der Eingeborenen täglich von zwei Zügen befahren, die freilich zu den 54 km fünf Stunden Zeit gebrauchen. Die Bureaus und Magazine sollen von dem heißen und ungesunden Les Kayes nach Diamu verlegt werden. Von dort ist die Bahn bis Bafulabe, 90 km weit, im Bau begriffen. — An der vollständigen telegraphischen Verbindung von St. Louis mit Bamaku am Niger fehlt jetzt nur noch die 97 km lange Strecke Matam-Bakel.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIX. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1886.

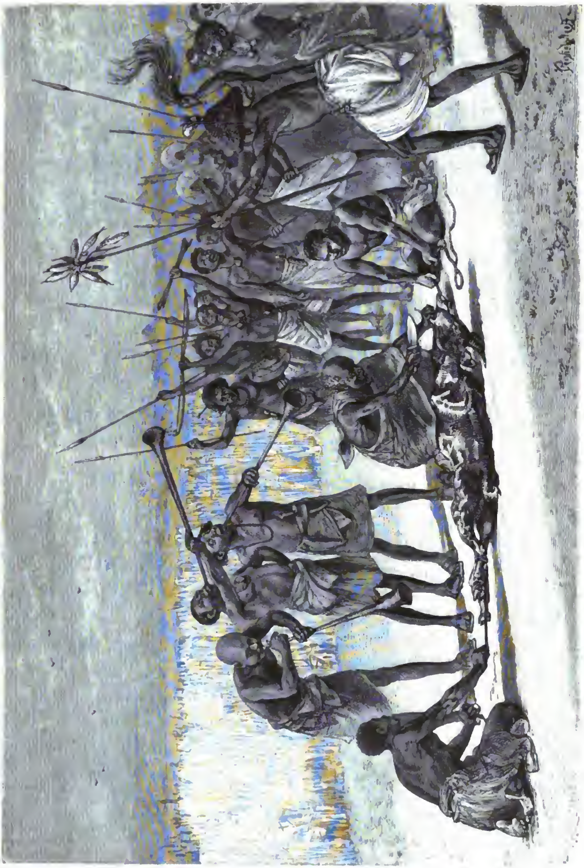
G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

VIII.

Ko. Am 19. August wurde mit großem Gepränge das Fest des Neyrus begangen. Gegen 4 Uhr Nachmittags ergriffen die Männer ihre Waffen, ordneten sich in ihre verschiedenen Abtheilungen und zogen aus zur Fantasia. Zunächst durchzog jede Abtheilung ihr Quartier und führte einen Lab auf, wie Révoil ihn gelegentlich seines Aufenthaltes in Mogduschu beschrieben hat; dann zogen sie hinaus in die Ebene hinter der Wohnung des Sultans, ganz nahe seiner Hütte, stellten sich in Schlachtlinie auf und führten Scheingefechte aus bis gegen Sonnenuntergang; ihre langen Holztrompeten gaben dazu die Signale. Im Augenblicke aber, wo die sinkende Sonne den Horizont berührte und die Ebene mit ihren letzten Strahlen vergoldete, sammelte sich die ganze Menge um einen Greis, welcher langsam auf einen auf der Erde liegenden Bock zuschritt und diesen abschlachtete.

Das war die eigentliche Eröffnung des Festes; wildes Jubelgeschrei erschallte und ringsum bildeten sich Gruppen von Tänzern; Sängerbanden, aus Männern und jungen Mädchen bestehend, zogen von Haus zu Haus und suchten durch Lobgesänge auf die Einwohner ein möglichst großes Geschenk zu entlocken. Auch vor dem Hause der Reisenden hielten sie an; als diese sich aber durch alles Lob nicht rühren ließen, änderten sie die Weise und stellten ihnen die tröstliche Perspektive, daß man ihnen auf dem Wege nach Ganane den Hals abschneiden werde.

Während der Festlichkeiten kam Hadsch Ali, der in Zanzibar engagirte Karawanenführer, von Mörka zurück. Sein Benehmen war schon von Mogduschu an im höchsten Grade verdächtig gewesen und der Reisende zog vor, ihn ohne lange Verhandlungen zu verabschieden. Als Bitten nichts halfen, entfernte er sich unter Drohungen. Gleichzeitig kam aber eine Botschaft von den Dafit, sie würden der Karawane den Durchzug nur dann gestatten, wenn Hadsch Ali, der früher auf ihrem Gebiete einen Raubmord begangen und diesen noch nicht gesühnt hatte, nicht dabei wäre. Das war natürlich ein mehr als genügender Grund, ihn nicht wieder zu Gnaden anzunehmen, und Révoil that wohl daran, denn es stellte sich schließlich heraus, daß er völlig vom Scheich Anes, dem Mokaddem der Kadriya und früheren Schiffsgenossen Révoil's, erkauft war. Diese Sekte tritt hier in enger Verbindung mit den Snussi auf und erweist sich ebenso fanatisch gegen die Europäer im Allgemeinen und die Franzosen, die sie auch in Algerien erbittert bekämpft, im Besonderen, aber sie ist nicht, wie Révoil meint, ein Zweig derselben, denn ihre Gründung durch den großen Abd-el-Kadr el Ghilani von Bagdad ist gegen 600 Jahre älter. Allerdings ist es neuerdings dem überlegenen Geiste Sidi Mohammed el Mahdi ben Ali es-Senussi, des Sohnes ihres Stifters, gelungen, einen bestimmenden Einfluß auf fast alle anderen Sekten (oder richtiger Brüderschaften) zu gewinnen und namentlich die Kadriya sich dienstbar zu machen zum gemeinsamen Kampfe gegen die Ungläubigen. Jedenfalls erwies die Feindschaft ihres Mokaddem sich für die französischen Reisenden verhängnißvoll, denn die Kadriya haben

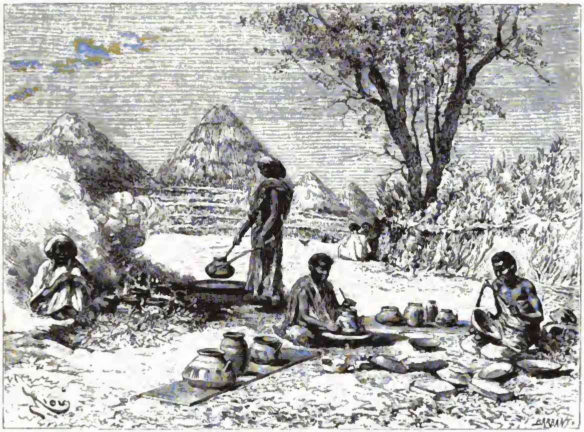


Scene bei dem Feste Id Neyrus in Gelidi. (Theilweise nach Photographien.)

nicht nur überall an der Küste, sondern auch weit ins Innere hinein ihre Sauyas und sind die einzige Macht, welche wirklichen Einfluß auf die Somalis hat.

Omar Jussuf ersann immer neue Gründe, um Geld von dem Reisenden zu erpressen, und wenn dieser sich weigerte, schreckte er auch vor Drohungen nicht zurück. Dabei war er nicht einmal im Stande, die geraubten Kameele zurück zu schaffen; die auf der anderen Seite des Flusses wohnenden Wadan besonders, welche den Haupttheil davon in Händen hatten, spotteten seiner Drohungen wie seiner guten Worte, und trotz des bestimmten Versprechens, daß die Abreise zwischen dem 25. und 30. September erfolgen solle, sanken die Hoffnungen des Reisenden immer tiefer.

Einige Unterhaltung boten die Märkte, doch ermüdete das ewige Einerlei, und nur dann und wann brachte die Versteigerung eines geraubten Sklaven einige Abwechselung. Zur Zeit, wo die Karawanen von den Ellaï und den Armedo ankamen, entstand ein kleiner Markt für Töpferwaaren und Holzschnitzereien, auf welchem Beduinen ihre Produkte anfertigten und verkauften. Trotz ihrer primitiven Werkzeuge erzeugten diese Leute manche Gegenstände, denen man Schönheit und eine gewisse Eleganz nicht absprechen konnte; die beiden beigegebenen Abbildungen zeigen sie bei der Arbeit und eine kleine Auswahl ihrer Erzeugnisse. Besonders zeichnete sich ein Arbeiter aus, dem man auch in Europa das Prädikat eines Künstlers schwerlich versagt hätte. Nur mit Hilfe eines durchlöcherten Brettes drehte



Beduinen beim Topfmachen und Schüsselschnitzen. (Nach Photographien.)

er aus freier Hand die prächtigsten Vasen und Kochtöpfe, und verzierte sie mit Hilfe eines Spatels, dessen plattes Ende zugleich zum Glätten diente. Die fertigen Töpfe wurden an der Sonne getrocknet und dann gebrannt, und zwar in der glühenden Asche von Maisstengeln; eine Frau besorgte das Geschäft und tauchte die noch heißen Töpfe in die Abkochung einer Baumrinde, wodurch sie eine angenehme kastanienbraune Färbung erhielten. Die Holzschneider arbeiteten nur mit Axt und Messer; ihre Produkte konnten nur in seltenen Fällen mit denen der Töpfer wetteifern.

Die Festlichkeiten des Id Neyrus, der gleichzeitig als Erntefest zu gelten scheint, dauerten längere Zeit; ein Dorf nach dem anderen hielt seinen feierlichen Lab. Von besonderem Interesse war ein Tanz der Aböschi, der dienenden Klasse in Belguri, an welchem Männer und Frauen theilnahmen. Révoil wollte sich denselben auch ansehen, aber kaum hatten ihn die Tänzerinnen bemerkt, als sie ihm so ausschließlich ihre Aufmerksamkeit widmeten, daß er es vorzog, sich unter dem Gelächter der Somalis möglichst rasch wieder zu entfernen.

Omar Jussuf hatte sich nach dem Empfange der letzten hundert Piaster feierlich verpflichtet, kein Geld mehr zu verlangen und hielt dieses Versprechen auch volle 14 Tage; dann forderte er aber gleich 1000 Piaster auf einmal und erklärte rundweg, er kümmere sich weder um den Sultan von Zanzibar noch um seinen Gouverneur, er allein sei Herr in Gelidi, und wenn Révoil nicht augenblicklich zahle, werde er ihn nicht abreisen lassen. Das war zu arg; der Reisende wandte, ohne ein Wort zu erwidern, dem Sultan den Rücken, entschlossen, es auf das Aeußerste ankommen

zu lassen. Osman Hadsch Ibrahim und Abdi Abdikero, denen er die unverschämte Forderung mittheilte, riethen ihm, sich nicht darum zu kümmern und versprachen, dem Sultan Vorstellungen zu machen und nöthigenfalls selbst eine Karawane für Révoil zusammenzubringen. Ihre Verwendung schien einigen Eindruck zu machen. Omar Jussuf gab wieder gute Worte und machte Versprechungen, und der Reisende faßte wieder Hoffnung. Auch ein Brief des Gouverneurs, dem er durch einen zuverlässigen arabischen Händler genaue Nachrichten über seine Lage hatte zukommen lassen, rieth ihm, auszuharren, da die Gobrons ihn schon, um das Gespött der anderen Stämme zu vermeiden, nach Ganane bringen müßten, nachdem sie es einmal versprochen. Aber der Brief schloß mit der Warnung: „Gieb Acht auf Deine Lebensmittel", verständlich genug für Jemand, der Kinzelbach's trauriges Schicksal so genau kannte.

Der Kurier von Mogduschu brachte inzwischen die Nachricht, daß ein französisches Schiff auf der Rhede ankere, und zwar dieselbe „Emile-Héloïse", welche unseren Reisenden drei Jahre früher zu den Somali Medschurtin gebracht hatte. Es kam von Zanzibar und brachte einen Brief vom dortigen Sultan Said Bargasch, welcher den Somali-Sultan in einige Unruhe versetzte. Révoil benutzte diesen Umstand, um wenigstens die bisher gemachten Sammlungen in Sicherheit zu bringen. Er versprach dem Sultan, unter der Bedingung, daß er sich feierlich verpflichte, seine Versprechungen endlich zu erfüllen, einen arabischen Brief



Von Beduinen verfertigte Töpfe und hölzerne Geräthe. (Nach den Originalen gezeichnet.)

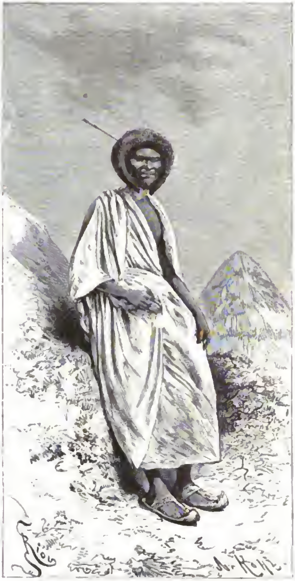
nach Zanzibar zu schreiben, der ihn völlig entschuldige, mit dem Briefe müßten aber seine Kisten mit den Sammlungen nach Mogduschu gebracht und dem französischen Schiffe übergeben werden. Der Sultan griff mit beiden Händen zu, die Sammlungen wurden dem freundlichen Abdi Abdikero anvertraut und dieser lieferte sie pünktlich ab und brachte auch die Briefe für den Reisenden zurück.

Unter diesen war ein Schreiben von Henri Duveyrier, das den Reisenden aufs Eindringlichste vor den Machinationen der Snussi warnte und ihm anrieth, sich, wenn irgend möglich, mit dieser mächtigen Bruderschaft auf guten Fuß zu stellen. Dazu war es nun freilich zu spät, aber Révoil wollte wenigstens die Gelegenheit benutzen, sich zu überzeugen, ob Omar Jussuf in Verbindung mit diesen Fanatikern stände. Dazu prägte er sich den Koranvers ein, der den Snussi als Dhikre, als Lieblingsgebet, dient und benutzte die erste Gelegenheit, um ihn vor dem Sultan als einen ihm an diesen aufgetragenen Gruß eines Freundes zu recitiren. Der Sultan fuhr auf und wollte unbedingt den Brief sehen, mußte sich aber mit einem französischen begnügen; nachher verwahrte er sich entschieden dagegen, daß er ein Affiliirter der Snussi sei, er gehöre zu den Anhängern des Scheich Hansar (ob Hansal, dessen Anhänger auch in Algerien ziemlich verbreitet sind?). Jedenfalls kannte er aber die Snussi und stand in Beziehungen zu ihnen; eine wirkliche Sauya derselben scheint aber in Gelidi nicht zu existiren und es scheint fast, als überließen sie die Agitation im Somalilande ganz den Dienern Abd-el-Kader's.



Eine Karawane setzt bei Gelidi über den Webi.

So lange das französische Schiff in der Nähe war, erwies sich Omar Jussuf ungemein nachgiebig und gefällig und stellte auch keinerlei neue Anforderungen. Révoil hatte während der Zeit Gelegenheit, in einer Nacht mit zwei Kugeln seines Gras-Gewehres zwei prachtvolle Flußpferde zu erlegen (hier Ghier genannt), die mit einer ganzen Heerde sich innerhalb des Stadtgebietes herumtrieben; er war über das Resultat seiner beiden Schüsse kaum weniger verwundert als die Somalis, welche es sich nicht nehmen ließen, daß das Fett, womit die Patronen eingeschmiert waren, ein tödtliches Gift enthalte, ein Glaube, bei dem der Reisende sie gern beließ. Die Haut des einen Thieres wurde an der Sonne getrocknet und dann auf das französische Schiff geschafft, aber sie mußte in drei Stücke geschnitten werden, von denen jedes eine volle Kameelladung abgab.



Ein Gogowin. (Nach einer Photographie.)

Der Tag der Abreise nahte; da überraschte der edle Omar seinen Gast mit dem Geständnisse, daß das ihm übergebene Geld verbraucht sei und daß er noch weiterer 400 Piaster bedürfe. Révoil erbot sich, ihm statt derselben 1000 auszahlen zu lassen, sobald er Ganane erreicht habe, aber der hinterlistige Somali hütete sich wohl, darauf einzugehen, und bestand auf Baarzahlung. Auch Osman Hadsch Ibrahim und sein Bruder Shibraïl traten mit neuen Forderungen hervor und der Reisende mußte sich überzeugen, daß es gerade dieses edle Brüderpaar war, welches den Sultan zu immer neuen Anforderungen aufstachelte und Alles that, um seine Weiterreise zu hintertreiben. So kam auch der 29. September heran, und von der Abreise war keine Rede.

Noch einmal schien ihm ein günstigerer Stern zu lächeln. Eine aus Gesserkudeh und Ellai bestehende Karawane kam von Ganane durch Gelidi auf dem Marsche nach Mogduschu, wohin sie eine für den Scheich Mumen bestimmte schwere Ladung Elfenbein bringen sollte. Révoil benutzte den Aufenthalt, den sie machen mußten, um ihre Kameele über den Fluß zu bringen, um sich mit ihnen in Verbindung zu setzen und gab ihnen Empfehlungen an den Gouverneur von Mogduschu und an seinen Freund Salem mit, diese zugleich auffordernd, Alles aufzubieten, um ihm den Anschluß an die zurückkehrende Karawane zu ermöglichen.

Der Uebergang der Karawane über den Web war äußerst malerisch. Der Fluß ist zu tief, um durchwatet zu werden; Waaren und Menschen werden darum auf viereckige prahmartige Fahrzeuge geladen und mit Hilfe von Stangen und Seilen hinüber befördert, während die Kameele, mit Stricken an das Fahrzeug befestigt und von Schwimmern geleitet, hinüberschwimmen müssen. Vor den Krokodilen scheint man dabei keine sonderliche Angst zu haben, sie scheuen den Lärm und das Geräusch.

Von besonderem Interesse waren dem Reisenden die Gogowin der Karawane, die in Ganane die Abösch von Gelidi vertreten, also Sklaven und Freigelassene der herrschenden Somali; einen derselben mit seinem seltsamen Haarputze stellt unsere letzte Abbildung dar. Die Chefs waren viel freundlicher gegen den Franzosen als die Gobron und versprachen bei ihrer bald bevorstehenden Rückkehr weiter mit ihm zu verhandeln.

Die Zwischenzeit benutzte Révoil, um noch einmal ernstlich mit Omar Jussuf zu verhandeln. Neue Geldforderungen waren seine Antwort und er zeigte sich unerbittlich. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge und schließlich gab der Reisende nach und opferte noch einmal 400 Piaster, wofür er die Zusicherung erhielt, daß die Abreise nun ganz bestimmt stattfinden werde. „Der Weg nach Ganane ist mit Dornen besetzt, die unter grünen Blättern verborgen sind; mein Bruder hat sie entfernt, einen nach dem anderen, du wirst auf Blumen wandeln und nichts empfinden als ihren Duft“, so lautete die trostreiche Versicherung, mit welcher der Bruder des Sultans sich verabschiedete, nachdem er das Geld empfangen.

Die Samojeden.

Von de Dobbeler.

I.

Die Samojeden gehören zu einer Unterabtheilung der mongolischen Völker, die südlich von diesem Volke wohnenden zahlreicheren Ostjaken aber werden den Finnen, einer anderen Unterabtheilung der mongolischen Rasse, zugezählt. Jedenfalls hat die Sprache der Ostjaken mit der Sprache der Esthen, des finnischen Volkes in den Ostseeprovinzen, unverkennbare Aehnlichkeit. Einschalten möchte ich hier, daß die Esthen zu den Finnen im engeren Sinne, die Ostjaken zu den ugrischen Finnen gehören. Wenn man aber von einem mongolischen Typus sprechen will, so kann ich versichern, daß dieser bei den Ostjaken ungleich stärker ausgebildet ist als bei den Samojeden. Die Ostjaken haben eine kleine Statur, die bekannte mongolische Gesichtsform und sind sich unter einander sehr ähnlich. Das Gegentheil ist bei den Samojeden der Fall; zwar hat auch ein großer Theil dieses Volkes einen ausgeprägt mongolischen Typus, welcher sich allein schon daraus erklären läßt, daß die Ostjaken nicht nur ihre Grenznachbaren sind, sondern auch in großer Anzahl unter ihnen wohnen, mit ihnen zusammen ihren Erwerbszweigen obliegen und aus diesen Gründen sehr viele Mischheirathen stattfinden. In früheren Zeiten, noch vor fünfzig Jahren, mögen die damals räuberischen Samojeden sich vielfach der ostjakischen Weiber mit Gewalt bemächtigt haben. Trotzdem ist, wie erwähnt, ein bedeutender Unterschied zwischen den Samojeden und Ostjaken bemerkbar und im Allgemeinen ist der mongolische Typus bei den Samojeden entschieden nicht so ausgebildet, wie bei den Ostjaken; im Gegentheil, wohl über die Hälfte der Samojeden erinnert mehr an die kaukasische als an die mongolische Rasse. Sie sind vielfach von mehr als mittlerer Größe, kräftig gebaut, haben oft ovale, fein geschnittene Gesichtsformen und vielfach helle Hautfarbe und helles Haar. Während sich die Ostjaken einander sehr ähnlich sehen, so findet man gerade unter den Samojeden Typen, welche auffallend an die verschiedensten Völker erinnern. Ich sah einen Mann, welcher einem Dänen (Normannen) sprechend ähnlich sah, eine Frau, welche vollkommen einer Jüdin glich, einen Mann, welcher mit seiner Figur, dem hübschen, vollkommen ovalen Gesichte und der gebogenen Nase, dem schönsten Polen den Rang streitig machen konnte. Daß nicht wenige Samojeden den Russen ähnlich sehen, ist leicht erklärlich. Ich sah ein Paar Brüder, von denen der eine ein Repräsentant der mongolischen, der andere mit demselben Rechte ein Repräsentant der kaukasischen Rasse sein konnte. Die Samojeden scheinen nicht, wie die meisten anderen im hohen Norden wohnenden Völker, aus dem Osten in ihre gegenwärtigen Wohnsitze gekommen zu sein, sondern aus dem Süden fortwährend durch andere Völker nach Norden verdrängt, zuletzt während Jermal's Eroberungen die äußerste Grenze erreicht zu haben.

Die Sprache der Samojeden ist, soviel ich darüber erfahren konnte, vollkommen verschieden von denen der umwohnenden Völker und erhält sich auch, weil fast kein Samojede sich die Mühe giebt, eine andere Sprache als die seinige zu lernen, während die mit ihnen in Berührung kommenden Ostjaken, Syranen und Russen aus Handels- und anderen Interessen das Samojedische kennen müssen. Dagegen scheinen die Samojeden viel von den Sitten und von der heidnischen Religion der Ostjaken angenommen zu haben.

Die Bekleidung der Samojeden ist fast ganz aus Renthierfellen hergestellt; andere Felle werden wenig, und, wenn es geschieht, hauptsächlich zu Verzierungen verwandt. Die Bekleidung der Männer besteht:

1) Aus dem Malz, welcher den ganzen Körper bis zu den Füßen bedeckt. Es ist dieses ein weites Gewand, welches, überall fest zugenäht, über den Kopf gezogen werden muß. Die Haare der Felle befinden sich nach innen. Unten an den Füßen ist ein 35 bis 40 cm breiter Saum von Hundefellen angebracht, mit den Haaren nach außen. Dieser Saum ist schwer und schließt gut an. Mit dem Malz verbunden und fest an denselben angenäht ist: a) die Kapuze, welche den Kopf eng umschließen und nur einen Theil der Stirn, Augen, Nase und Mund freilassen muß; sie wird auf oder unter dem Kinne festgeschnürt; b) die Fausthandschuhe, welche ebenfalls an den Malz angenäht sind, doch so, daß unter dem Handgelenke sich noch eine genügend große Oeffnung befindet, um die Hand hinauszubringen. Hat man die Hände in den Handschuhen und biegt sie etwas nach innen, so ist diese Oeffnung geschlossen.

2) Um den Malz wird der 7 cm breite, mit blanken Knöpfen besetzte Ledergürtel geschnallt. An diesem ist vermittels messingener Kettchen die hölzerne oder messingene Messerscheide mit dem nie fehlenden starken, geraden Messer und eine kleine Tasche befestigt.

3) Ist es nicht sehr kalt, so wird über den Malz die Parka gezogen, ein Gewand, welches ebenso geformt, aber nicht so lang wie der Malz ist, eine Kapuze, aber keine Handschuhe hat und aus den kurzhaarigen Fellen junger Renthiere hergestellt wird. Die Haare dieser Felle befinden sich außen. Vielfach ist die Parka mit anderen Fellen, hauptsächlich Biberfellen, verziert.

4) Statt der Parka wird aber häufiger ein Malzüberzug von verschiedenfarbigem, besonders rothem und braunem Tuche getragen.

5) Im Winter wird über den Malz der Guß gezogen, ein der Parka ähnliches, langes, bis zu den Füßen reichendes Gewand, aber aus starken langhaarigen Renthierfellen hergestellt und mit einer den Kopf eng umschließenden, nur das Gesicht freilassenden Kapuze versehen. Es befinden sich am Gusse keine Handschuhe und er muß, wie der Malz und die Parka, über den Kopf gezogen werden. Die Haare der Felle sind nach außen gekehrt.

6) Die Fußbekleidung der Samojeden besteht: a) aus den inneren, bis über die Kniee reichenden, eng anschließenden Pelzstiefeln mit nach innen gekehrten Fellhaaren. Ueber diese werden b) die noch etwas längeren äußeren Pelzstiefel gezogen, bei denen die Fellhaare nach außen gekehrt sind. Letztere sind von den Fellen der Renthierkälber gemacht, haben eine ansprechende Form und sind

hübsch mit verschiedenfarbigen Fellen verziert. Zu den Sohlen wird die an den Füßen der Renthiere befindliche, langhaarige Haut benutzt. Als Unterzeug tragen die Samojeden nur eine sehr kurze, nicht bis zu den Knieen reichende Lederhose.

Die Frauen tragen diese und die Fußbekleidung wie die Männer; die äußeren Pelzstiefel der Frauen zeichnen sich durch eigene Verzierungen aus. Im Uebrigen ist ihre Bekleidung viel einfacher; sie tragen ein einziges langes dickes Kleid, Pannit, welches nicht, wie das der Männer, über den Kopf gezogen wird, sondern unseren Pelzen ähnlich, vorn geöffnet werden kann. Dieses Kleid schließt fest an und hat keine Kapuze und keine Handschuhe. Die Renthierfelle, aus denen dasselbe besteht, sind doppelt so an einander genäht, daß sich die Haare derselben innen und außen befinden.

Zu der Frauenbekleidung gehören endlich noch die Handschuhe und die Mütze, Saur, welche auch aus zusammengelegten Fellen besteht, so daß die Fellhaare nach innen und nach außen gerichtet sind; sie ist, wie die Pelzstiefel, mit verschiedenfarbigen Fellen und Tuch verziert. So weit die Mütze das Gesicht umrahmt, ist sie mit Fuchsschwänzen gesäumt und läßt, fest unter dem Kinne zugebunden, nur Augen, Nase und Mund frei. Die Mütze bedeckt noch einen Theil der Schultern und ist hier mit Perlenschnüren, Messingkettchen und Messingfiguren versehen, welche bis zur Taille herabhängen und oft ein ganz beträchtliches Gewicht haben. Der schwere Messingschmuck bewirkt zugleich, daß die Kappe fest auf dem Kopfe sitzt und der Wind keinen Eingang findet.

Die Kinder sind ebenso gekleidet wie die Erwachsenen. Die Pelzbekleidung verliert mit der Zeit die Haare und solche älteren Lederkleider werden in den wenigen warmen Tagen im Sommer getragen. Bevor die Felle zu Kleidungsstücken verwandt werden, werden dieselben lange gerieben; an einander genäht werden sie mit Faden, welche aus den zähen Sehnen der Renthiere hergestellt sind.

Als Schmuck dienen messingene Fingerringe, welche Männer und Frauen in großer Anzahl tragen, ferner Ohrringe und die langen, vielfach verzierten Haarflechten der Frauen. Die Samojeden lieben, wie alle Völker, das Seltene, und weil vollkommen weiße Renthiere seltener und hübsch sind, so verwenden die Männer die Felle derselben gern zum Gusse; dieses Kleidungsstück wird in der Regel außerhalb des Zeltes gelassen und daher nicht vom Rauche geschwärzt. Besondere Sorgfalt wird auch auf die Herstellung der Parka verwandt; man nimmt hierzu möglichst weiße Felle junger Renthiere und verziert sie mit Biberfellen, welche mit großen Kosten angeschafft werden müssen, weil die Biber in diesen Gegenden nicht heimisch und am Ob wohl ausgerottet sind. Großen Werth legen die Männer ferner auf ihre Gürtel, und ich habe einige wirklich schöne Exemplare gesehen, wofür bis 20 Renthiere gezahlt wurden. Ebenso werden Messerscheiden mit gutem Messer und hübsche kleine Taschen, welche, wie die Messerscheiden, am Gürtel befestigt werden, hoch geschätzt. Auch die mit schwarzen, rothen und braunen Streifen versehenen Pelzstiefel sind ansprechend. Während die viel außerhalb des Zeltes lebenden Männer zu ihren Pelzen hellfarbige Felle vorziehen, so wählen die Frauen zu ihrer Bekleidung Felle von dunkeler Farbe, weil sie sich fast immer im Zelte aufhalten und ihre Kleider dem dort befindlichen Rauche ausgesetzt sind. Fast schwarze Renthierfelle sind ebenfalls selten und werden daher, als die werthvollsten, von den Frauen gern zu Kleidern verwandt.

Besondere Sorgfalt verwenden die Frauen auf ihre Haarflechten. Indem sie die ausgekämmten Haare wieder benutzen und mit braunen und rothen Bändern einflechten, verlängern sie ihre Zöpfe fast bis zu den Füßen. Am Hinterkopfe sind die beiden Flechten durch eine Perlenstickerei verbunden; neben der Taille verbinden sie zwei in einem mäßigen Bogen herabhängende Messingkettchen, dann weiter in regelmäßigen Entfernungen sind die Flechten noch zweimal in ähnlicher Weise durch je zwei Perlenschnüre verbunden. Ueberall da, wo die Doppelkettchen und Doppelschnüre befestigt sind, finden sich kleine Messingfiguren. Die Haarflechten der wohlhabenden Samojedinnen sind außer der Perlenstickerei mit zwei Messingkettchen, vier Perlenschnüren von großen Perlen verschiedener Farbe und mit sechs Messing- oder Bronzefiguren versehen.

Die Samojeden wandern während ihres ganzen Lebens und alles Ihrige tragen sie mit sich. Ihre größeren Gegenstände, gleichsam ihr Haus und Hof mit Allem, was dazu gehört, sind das Zelt, der Schlitten und das Boot, ihre Hausthiere, das Renthier und der Hund. Ihre Werkzeuge, mit welchen sie alle ihre Gegenstände verfertigen, sind das Messer, das Beil und die Nadel. Diese Werkzeuge selbst, sowie der in ihrem Besitze befindliche Kessel oder andere wenige, aus Eisen hergestellte Dinge kommen durch Handel zu ihnen oder werden, außer der Nadel, von ostjakischen Schmieden gemacht.

Bretter schneiden die Samojeden selbst, indem sie einen Baumstamm spalten oder, wenn dieser nicht zu stark ist, von beiden Seiten so lange behauen, bis das Brett fertig ist. Wenn auch Zeit dazu gehört, so wird dasjenige, was sie verfertigen, immer gut sein. Löcher bohren sie geschickt mit dem Messer; als Hobel benutzen sie ein eingekerbtes Stück Holz, indem sie das Messer in die Kerbe legen.

Die Wohnung der Samojeden ist das Zelt; gewöhnlich werden etwa 25 bis 30 starke Holzstangen so zusammengestellt, daß sie einen Kegel bilden, welcher an seiner Basis 5 bis $5^1/_2$ m im Durchmesser und eine Höhe von 3 bis $3^1/_4$ m hat. Die über diese Stangen gelegte Bedeckung besteht während des langen, von keinem Thauwetter oder Regen unterbrochenen Winters aus vier großen Renthierfelldecken und zwar aus zwei inneren, welche in der Regel die Haare verloren haben und durch Rauch geschwärzt sind, und zwei äußeren, welche aus starken, mit Haaren versehenen Fellen gemacht sind. Diese werden vermittels Stangen auf das Gerüst gelegt und mit langen Riemen befestigt. Die aufgelegten Decken lassen oben eine etwa 75 cm im Durchmesser habende Oeffnung, damit der Rauch entweichen kann, und berühren auch nicht ganz den Boden. Die hierdurch unten entstehende, etwa 10 cm breite Lücke wird dadurch geschlossen und dicht gemacht, daß ringsherum einige Fuß hoch Schnee an das Zelt geschaufelt wird, was außerdem zur Befestigung desselben beiträgt. So lange noch, oder sobald hin und wieder Thauwetter und Regen eintritt, werden die äußeren Felldecken entfernt und die inneren allein verwandt. Während des kurzen Sommers werden auch diese abgenommen und durch eine Bedeckung aus eigens dazu präparirter Birkenrinde ersetzt.

Der Eingang in das Zelt wird dadurch hergestellt, daß zwei Stangen etwas weiter von einander stehen. Er wird von der Zeltdecke bedeckt und es wird diese beim Hinein- oder Hinausgehen einfach auf- und zugeschlagen. Tritt man in das Zelt, so ist vom Eingange in gerader Linie bis zur anderen Seite ein 75 cm breiter Raum. In der Mitte desselben befindet sich der Feuerplatz, vor demselben liegt etwas Holz, hinter demselben stehen ein paar eiserne Kessel, dahinter einige hölzerne Kasten. Zu beiden Seiten des mittleren Raumes, also rechts und links vom Eingange aus, liegen Bretter, drei auf jeder Seite, hinter den Brettern

aus Weiden geflochtene Matten, auf diesen wiederum Matten von getrocknetem, starkhalmigem, langem Grase und hierauf Felle; hinter denselben, ringsherum an den Wänden des Zeltes, liegen ebenfalls Felle, Kleidungsstücke, Kissen, Pelzsäcke, unseren Reisetaschen ähnlich, und sonstige Dinge. Ueber dem Feuerplatze sind in entsprechender Höhe zwei horizontal liegende, einen spitzen Winkel bildende Stangen angebracht. An denselben werden Fische getrocknet und der mit mehreren Löchern versehene Kesselhaken vermittels eines Querholzes aufgehängt. Beleuchtet wird das Zelt am Tage durch die an der Spitze befindliche Oeffnung, Abends durch das in der Mitte brennende Feuer.

Wohlhabende Samojeden haben größere Zelte, statt 30 werden 50 Zeltstangen zusammengestellt, selten aber mehr. Das Anfertigen der Zeltdecken, das Aufstellen und Abnehmen des Zeltes, alle Verrichtungen innerhalb desselben, wie Feueranzünden, Kochen rc. ist ausschließlich Sache der Frauen. Wird ein Zelt für längere Zeit aufgeschlagen und im Inneren eingerichtet, so nimmt dieses vier bis fünf Stunden in Anspruch, während der Wanderung etwa ein bis zwei Stunden. So klein der Raum, welchen das Zelt bietet, erscheinen mag, so finden doch, wenn nöthig, zwei Familien reichlich in demselben Platz. Der größte Theil der Sachen und Geräthe befindet sich außerhalb des Zeltes, fest auf Schlitten verpackt. Im Sommer werden über diese mit Kleidungsstücken und anderen Dingen beladenen Schlitten häufig Decken von dicker Fischhaut gedeckt, um sie gegen Regen zu schützen.

Eigenthümlich, klein und zierlich sind die Schlitten der Samojeden gebaut. Kaum sollte man glauben, daß damit, wie es der Fall ist, beträchtliche Lasten fortgeschafft werden können, aber alles an denselben ist zweckmäßig und durch Jahrhundert lange Erfahrung gebildet. Die auf dem Boden ruhenden Schleifen sind vorn stark nach oben gebogen und nur hier direkt verbunden. Auf der hinteren Hälfte der Schleifen befinden sich vertikal stehende Hölzer, kleinen Säulen ähnlich, welche den oberen Theil des Schlittens tragen. Dieser ist je nach den Gebrauchszwecken verschieden.

1) Der einfachste Schlitten ist der Schlitten zum Transporte des Zeltes. Die Säulen desselben sind unterhalb der auf ihnen ruhenden, mit den Schleifen parallel laufenden Hölzer einfach durch Querhölzer verbunden, auf welche zuerst die Zeltstangen und dann das übrige zum Zelte Gehörige gelegt wird. Zum Transporte eines Zeltes sind zwei solcher Schlitten nothwendig. Das Beladen derselben geschieht nach genau bestimmten Regeln.

2) Beim Waarenschlitten liegen auf den die Säulen verbindenden Querhölzern feine, aber starke Bretter; auf diese werden die Nahrungsmittel, Kleidungsstücke, Felle rc. gepackt und mit Riemen festgeschnürt. Die von mir früher erwähnten, von der Faktorei aus expedirten Karawanen bestanden aus diesen Schlitten; jeder derselben wurde von zwei Renthieren gezogen und mit 10 Pud, also 328 unserer Pfunde, beladen; doch können für kürzere Entfernungen wohl gegen 500 Pfund verpackt werden.

3) Besonders zierlich, aber fest und stark ist der Männerschlitten gebaut. Auf den die Säulen verbindenden Querhölzern ist ein Sitzplatz mit sehr niedrigen Lehnen angebracht. Derselbe ist so klein, daß man kaum begreifen kann, wie ein Mann, selbst mit untergeschlagenen Beinen, darin Platz finden kann. In diesem Schlitten, von drei guten Renthieren gezogen, kann der Samojede mit außerordentlicher Schnelligkeit die größten Entfernungen überwinden, 20 Werst, also beinahe drei Meilen in einer Stunde zurücklegen und es ist mir versichert worden, daß sie auf einer baumlosen Ebene einen Fuchs einholen und durch Schläge tödten.

4) Etwas länger und höher und mit einem verhältnißmäßig größeren Sitzplatze versehen ist der Frauenschlitten, welcher den Frauen und kleinen Kindern während der Wanderungen dient. Der Sitzplatz dieses Schlittens wird vermittels Felle warm und weich gemacht. Außerdem ist in demselben eine Decke, wenn möglich Tuchdecke, so befestigt und angebracht, daß dieselbe nach allen Seiten aufgeschlagen werden kann. Während der Fahrt dient diese Decke zum Schutze gegen den Wind; sie wird an der dem Winde ausgesetzten Seite in die Höhe gezogen und durch eine hölzerne Stütze gehalten.

Die Schlitten werden auch im Sommer, wenn kein Schnee liegt, zum Transporte der Sachen verwandt; einen Wagen wird man ebenso wenig wie ein Haus im Besitze eines Samojeden in Sibirien finden.

Die gegebenen Vorbilder für den Landbau im Camerun-Gebiete.

Von A. Freiherr von Hammerstein.

I.

Die sämmtlichen Inseln des Busens von Guinea sind mit dem Camerun-Gebirge in derselben Zeit der Erdoberflächengestaltung entstanden, in der Zeit der basaltischen vulkanischen Eruptionen; sie sind Basaltgebirge, die größtentheils aus einer mehr oder weniger festen, durch Auswitterung der Feldspathgemengtheile oft porösen Basaltlava bestehen, aber auch bisweilen in größerer Ausdehnung jene Tuff- und Wackebildungen zeigen, die als Reibungskonglomerate aus der Zeit der vulkanischen Thätigkeit von lockeren Gefügen zu festen, in feuerflüssiger Umbildung stark gerötheten Thonschichten übergehen.

Die auf diesem Gebirge im Laufe der Jahrtausende entstandenen Verwitterungsböden sind durch den starken, dunkel färbenden Augitgemengtheil des Gesteins reich an Kalk- und Magnesiasalzen, durch ewige Humusansammlung sehr stoffreich und trotz etwas hohen Thongehaltes locker, was durch die kleinen scharfkantigen Felsstücke noch vermehrt wird, die demselben in Menge beigemischt sind und vielfach so zu Tage stehen, daß das Gehen selbst auf getretenen Pfaden außerordentlich erschwert wird. Die Böden des Camerun-Gebirges schienen mir fast überall noch etwas fruchtbarer zu sein, als die Fernando Poos und der am Aequator gelegenen Insel San Thomé, auf denen bereits Plantagen bestehen, deren Erfahrungen für Camerun als bewährte Vorschriften unbedingte Geltung haben.

Monte Café, die größte Farm der Insel San Thomé, wird von einem Deutschen verwaltet, dessen Frau, eine Deutsch sprechende Portugiesin, für alle Besucher eine

liebenswürdige Wirthin ist. Ein breiter, von schattenspendenden Bäumen eingefaßter Fahrweg führt in Windungen sich dem Gebirge anschließend hinauf zur Hauptfarm, die inmitten der ausgedehnten Pflanzungen gelegen ist. Vor großen, aus gebrannten Thonplatten hergestellten Flächen zum Kaffeetrocknen stehen die Gebäude auf flachem Bergvorsprunge, die Gegend beherrschend.

Von der langen, nach der Seeseite gelegenen Veranda, der „Piassa" des großen Wohnhauses, schweift der Blick aus stolzer Höhe frei hinaus in die unten liegende Welt über das schöne, weite, blaue Meer, dessen ferner Horizont gewöhnlich durch leichte Wolkenschichten mit dem unendlichen, von glänzendem Lichte durchstrahlten Himmelsraume verschmolzen ist. Solches Licht, solche Farben, solche Unermeßlichkeit kann unsere Sonne nicht spenden. Tief unten erheben sich die Gestade der Insel in mannigfaltiger Form aus dem weißen Gischt der brandenden Wellen, die flacheren, bewachsenen Höhenzüge fallen plötzlich ab, die Felsenhänge und schrofferen Berge sind wie abgebrochen und an überhängenden oder steil ansteigenden Wänden, zerrissenen Klippen und Riffen, an seltsamen Felsformen und Grotten ist die Küste sehr reich. Weit zur Rechten liegt an flachem, hell scheinendem Strandstreifen halbmondförmig ausgedehnt die Stadt. Die weißen Häuser, die wenigen Schiffe in der Bucht, die das umfassende, vollständig grün bekleidete Land bildet, alles ist so klein, so niedlich von hier oben und nimmt nur einen so kleinen Fleck ein in dem unermeßlichen Raume.

Das Land ist von sehr verschiedenartiger Gestaltung. Theils ist es weiter und flacher, mit etwas breiteren Thälern und erhebt sich in großen, unregelmäßigen Terrassen, theils fallen scharfgratige Rücken bis ins Meer hinaus. Dazwischen erheben sich überall einzelne größere und kleinere Bergkegel, liegen in ihren Umrissen deutlich erkennbar verfallene Krater, und zahlreiche Schluchten mit zerklüfteten Felsenhängen fallen schnell zu Thal. In diesen Formen erhebt sich die ganze Insel zu einem massigen Gebirgsstocke, den nur eine großartige, frühere vulkanische Thätigkeit geschaffen haben kann; jetzt aber ist Alles überkleidet vom üppigsten Pflanzenwuchs. Durch eine gleichmäßige Decke hellen Grüns kennzeichnen sich Flächen hohen, dichten Grases. Andersfarbig sind die Kulturgelände, die mit Kaffee- und Kakaobüschen, mit Pisang- und Bananenstauden gemischt bestanden sind und von einzeln stehenden Bäumen und noch einzelneren außerordentlich hohen Palmen leicht beschattet sind, auf deren glatten, dünnen, langen Stämmen die kleine runde Krone träumerisch sich neigt, charakteristische Wahrzeichen tropischer Gegend. Alles Uebrige deckt der Urwald in üppiger Entwickelung. Von ihm eingerahmt, von bewaldeten Bergen enger eingeschlossen, endet dieses Stück Welt in dem 2000 m hohen Pik, der höchsten Erhebung, dem mächtigsten aller erloschenen Vulkane.

Ganz auffallend ist diesem Inselgebirge das unmittelbar aus dem Meere aufsteigende Camerun-Gebirge gleich. Wenn man seine Hänge durchklettert, fällt das in jeder Beziehung ebenso auf, als an einem Punkte, wo der üppige Urwald und stets über mannshoch wuchernde Pflanzenwuchs eine ähnliche, noch großartigere Aussicht bietet wie von Monte Café. Die Hütte der schwedischen Jäger in Mapanja auf dem Südhange ist so gelegen, und wenn man von hier aus das noch weit mächtigere und bis über die doppelte Höhe sich erhebende, fast die des Montblanc erreichende Gebirge, das Meer, das flußdurchzogene Flachland überblickt und mit San Thomé und Fernando Poo vergleicht, gewinnt man die Ueberzeugung, daß nur der bislang fehlende Schutz die Europäer, die dies Gebiet kannten, abhielt, es zu bebauen. Haben doch schon manche Portugiesen auf den Pflanzungen von San Thomé sich Reichthümer erworben und erwerben sich nun das Verdienst, deren Zinsen in Lissabon unter die Menschen zu bringen. Und das müßten doch Deutsche in Camerun auch können.

Das Klima ist ebenfalls fast ganz dasselbe, wie das von San Thomé. Durch Messungen in Mapanja, 700 m über dem Meere, habe ich die meteorologischen Beobachtungen von Monte Café als fast ganz gleiche festgestellt. Die Temperatur ist das ganze Jahr und Tag und Nacht hindurch eine außerordentlich gleichmäßige und angenehme. Sie schwankte zwischen 17° und 27° C. Die Durchschnittstemperatur beträgt also in Reaumurgraden 17 bis 18.

Die Gebirgsketten, die ich im Inneren des Wurilandes im Camerun-Gebiete den Horizont begrenzen sah, sind nach ihrer Form zweifellos gleichfalls basaltisch. In fernerer Zukunft wird man auch in ihnen Pflanzungen begründen.

Monte Café liegt 690 m über dem Meere. Seine horizontale Entfernung vom Meere ist 9 km. Das Klima ist ein sehr angenehmes und besonders gesund. Fieber, wenigstens das klimatische Fieber, welches auch unten in der Stadt sehr stark herrscht, scheint man hier nicht zu kennen. Nur die Feuchtigkeit der Luft ist eine ziemlich hohe, jedenfalls aber wohl nicht höher als in den unteren Regionen. Die Wolken legen sich allerdings regelmäßig tief in und an die Berge und hüllen noch unterhalb Monte Café oft einen großen Theil des Tages alles in Nebel. Die Nächte sind immer klar. Die Luft ist ungeheuer leicht, wie der niedrige Barometerstand zeigt. Die geringen Regenmengen werden durch reichlichen Thau ausgeglichen. Zur besseren Beurtheilung gebe ich eine Tabelle von Monatsdurchschnitten der meteorologischen Beobachtung, die ich aus den Büchern ausgezogen habe:

Monat 1884	Barometer mm	Hygrometer Proc.	Regenhöhe mm	Schattenthermometer Celsius Maximum	Minimum	Mitt. 11 Uhr
August	709,9	81,55	22,48	24,45	17,40	22,36
September . . .	710,1	84,60	82,47	24,86	17,57	22,32
Oktober	708,7	85,10	365,04	24,75	17,51	23,48
November	708,6	82,77	214,99	26,37	17,67	24,39
December	708,3	82,27	233,86	27,18	17,71	24,86
Januar 1885 . .	708,8	81,29	170,30	26,70	17,44	24,60
Februar	708,3	80,43	19,61	27,13	17,48	25,42

Beim Hygrometer ist die Sättigung der Luft mit Wasserdampf = 100 angenommen. Die Zahlen geben also die Procente der Sättigung und zeigen einen hohen, gleichbleibenden Feuchtigkeitsgehalt, der sich empfindlich bemerkbar macht dadurch, daß er alle Sachen so leicht verdirbt. Die Regenhöhe ist die Summe des im ganzen Monat gefallenen. Der August zeigt das Ende der Trockenzeit, der Februar die kleine Trockenzeit. Im März hatten wir bis zum 23. schon wieder 150 mm und nachdem heftige Regengüsse. Das Thermometer ist ein hunderttheiliges, 5 Grad sind also gleich 4 Grad R. Der Wind ist mit Ausnahme einzelner Gewitterwinde immer nur ein sanft fächelnder. Seine Durchschnittsgeschwindigkeit wird zwischen 10 und 20 km in der Stunde liegen und ist vielfach noch geringer. Unsere Stürme aber kennt man nicht.

Die Jahreszeiten sind bei ganz gleicher Breitenlage auch ganz dieselben wie in Gabun, nämlich die der südlichen Erdhälfte; Camerun hat dagegen die der nördlichen. Während die Sonne sich am Wendekreise des Krebses befindet, also in unserem Sommer, den Monaten Juni, Juli und August, herrscht die kühlere Trockenzeit. Außerdem giebt es während des südlichen Standes eine kleine Trockenzeit, im Uebrigen herrscht die Regenzeit, die heiße. Die Uebergänge sind allmähliche. Die Verschiedenheiten in den häufigen Niederschlägen sind hier am Aequator aber bedeutend größer, als wenige Grade nördlicher, als z. B. in Batanga.

Ueber den Wohngebäuden am Hofe liegen die vom Wasser getriebenen Mühl- und Stampfwerke, in denen die Kaffeebohnen von ihren Hüllen befreit werden. Die großen Trockentennen sind mit dicken Lagen Kaffeebeeren bedeckt, und jeden Mittag und Abend schleppen die Arbeiter in der Erntezeit in Säcken mehr und mehr heran. In ihrer Mitte steht ein langes, glasbedachtes Gebäude, in dem die Kakaobohnen getrocknet werden, die gegen Regen sehr empfindlich sind und vorher einen Gährungsproceß durchmachen müssen, der viel Aufmerksamkeit erfordert.

Auf dem Hange über diesen Anlagen liegen große Gärten, in denen Ziergewächse, Früchte, Gemüse und Nutzpflanzen in großer Mannigfaltigkeit und Ausdehnung sorgsam gepflegt und gezogen werden, sogar große Erdbeerfelder sind darin, und ein junger Apfelbaum hatte gerade die ersten Früchte getragen. Namentlich aber werden hier Versuche gemacht mit tropischen Kulturgewächsen, wie Vanille, schwarzem Pfeffer, Zimmetrinde, Kampfer, Indigo, Muskat, den verschiedenen Arten der Chininrinde, Gummibäumen u. s. w. Ein portugiesischer Gärtner leitet die Arbeiten und führt selbst die feineren aus.

Die weitaus meisten Kulturflächen von Monte Café und seinen Vorwerken sind mit dem gewöhnlichen Kaffee (Coffea arabica) bestanden. In einer Meereshöhe zwischen 600 und 900 m gedeiht er am besten. Die Pflanzungen sind meistens schon etwa 20 Jahre alt, und wo sie gut gediehen sind, stehen die Büsche oft ganz geschlossen, dicht belaubt. Sie sind unbeschnitten aufgewachsen. Ihre hängenden, vielen kleinen Zweige tragen in den Achseln der kirschblattähnlichen Blätter reichliche grüne und reife, rothe Beeren, die eifrig gepflückt werden müssen, weil sie sehr schnell abfallen oder von einer Rüsselkäferlarve ausgefressen werden. Gut gehaltene Wege, theils breite Fahr-, theils schmale Fußwege, führen überall hin. Alle Fahrwege sind mit Ananas zu beiden Seiten eingefaßt. Ab und an steht daran ein übervoll blühender Azaleenbusch und als lästiges Unkraut wuchern in den Pflanzungen die rothblühenden Cannas.

Der größte Theil der Böden von Monte Café ist schon lange ausgebeutet, ohne irgend welchen Ersatz zu bekommen und giebt immer noch recht gute Erträge. Auf den Graten und an den schroffen Felsenhängen wächst in einem Korbe voll dieses Bodens auf und zwischen den nackten Felsen der Kaffee sehr gut, besser aber noch, wie auch die anderen Kulturgewächse, in flacheren, etwas frischeren Niederungen mit etwas tiefgründigerem Boden, wenn er auch dort fast überall zwischen Felsgerölle steht. Schlechter ist der Standort auf abgerundeten Rücken, wo sich keine Feuchtigkeit hält und die Sonne den ganzen Tag von allen Seiten wirkt. Dort sieht man denn auch viele ausgepflanzte Lücken. Ueberall aber wuchern die Unkräuter mächtig und erfordern viel Arbeit.

Westlich von Monte Café, etwa 800 m über dem Meere, liegt das Vorwerk Bemposte. Dort werden die Kaffeeenthülsungs-, Reinigungs- und Sortirapparate durch eine Dampfmaschine getrieben. Ein Franzose leitet diese Einrichtung; seine Frau und seine munteren Knaben befinden sich sehr wohl in diesem noch etwas kühleren Klima.

Tiefer, in ungefähr 600 m Höhe, liegt das Vorwerk Novo Destino und noch tiefer, unter Monte Café, das Vorwerk San Francisco. Beide haben vorwiegend Kakao, der in großblätterigeren Büschen wächst. In ganz eigenthümlicher Weise erscheinen die kleinen, unscheinbaren Blüthen desselben an den dickeren Zweigen und Stämmen und dort hängen dann die gerieften, länglichen, in der Reife goldgelben Fruchtbehälter, in der gedrängt in saftiger, fleischiger Masse die braunen, großbohnigen Samen sind, welche die violette Kakaomasse als Endosperm enthalten. Der Kakao wird stärker und regelmäßig mit schattenspendenden Pisangs und Bananen gemischt. In diesen tieferen Lagen gedeiht auch die Vanille schon recht gut, die ziemlich viel Wärme verlangt. Es ist eine sehr einfache, fleischige Schlingpflanze, die von der katholischen Mission eingeführt wurde und von dem deutschen Verwalter stark vermehrt wird und zwar durch Stecklinge. Ihre Befruchtung geschieht auf künstliche Weise, ist aber nicht schwierig. Ich sah sie recht voll tragend mit den hängenden, langen, dünnen Früchten, die so wohlriechend sind und ein so wohlschmeckendes Gewürz bilden, welches hohe Preise hat.

Wie alle Vegetation sind hier in den unteren Bergen die Urwaldpartien auch von einer Ueppigkeit, wie ich sie noch nicht gesehen habe.

So arm wie diese Pflanzenwelt an wirklichen Straucharten ist, so reich ist sie an Baumarten. Wohl 150 verschiedene Hölzer mag der Wald aufweisen, die aber nur zum geringen Theile nutzbar sind. Feine Nutzhölzer, wie Ebenholz, Mahagoni, Grenadille, Santelholz, die sich zum Exporte eigneten, scheinen nicht vorhanden zu sein. Verschiedene Bauhölzer, sogar mäßige Tischlerhölzer, vor allem auch recht gute Bretterhölzer sind aber genügend darunter und werden gefällt und an Ort und Stelle mit der Hand zersägt, denn Stämme können nicht weit fortgeschafft werden, weil alles von Menschen getragen werden muß. Eine viel intensivere Ausbeutung, vor allem die Anwendung von Maschinen, scheint aber vor der Hand unvortheilhaft, weil man nur die einzelnen Stämme herausplänтern kann, die weitaus größte Menge aber als unbrauchbar stehen lassen muß. Trotzdem aber freute ich mich, in der Hinsicht manchen praktischen Rathschlag geben zu können, denn alles wird noch in sehr primitiver Weise betrieben.

Die mit Kaffee und Kakao bebauten Flächen von Monte Café betragen ungefähr 840 ha. Welche Ausdehnung dieselben in diesen Bergen und bei den zwischenliegenden Urwäldern haben, mag man sich denken. Das den Besitzern von Monte Café gehörige Terrain ist aber unendlich größer. Es erstreckt sich über das Gebirge hinüber und auf der anderen Seite der Insel bis ans Meer, wo ein sehr langer Strich Küste dazu gehört. Nur die Nordost-Seite und die Südspitze der Insel sind bis jetzt bebaut, weil an den übrigen jeder Verkehr und jede Absatzgelegenheit mangelt. An Kaffee werden auf Monte Café jährlich etwa 300 000 kg geerntet, und die Kakaoernte rechnet man nach drei Jahren auf 180 000 kg zu bringen.

Außerdem befinden sich in 1200 m Höhe und darüber in den Bergen zwei kleine Vorwerke, auf denen Chininrinde gezogen wird. Etwa 70 ha sind jetzt dort bebaut. Die Kultur derselben ist noch nicht lange eingeführt und verspricht, selbst wenn durch vermehrtes Angebot die hohen Preise des Chinins noch mehr fallen sollten, hohe Erträge. Von den vielen Arten gedeiht am besten die sehr gehaltreiche

Cinchona succirubra, die im Großen ausschließlich angepflanzt wird. Die Vermehrung geschieht auf ziemlich kunstvolle Weise durch Senkreiser. Die jungen Pflanzen werden im Quadratverbande in gut vorbereitete Löcher gesetzt. Die erste Rinde von siebenjährigen Stämmen ist in einer benachbarten Pflanzung bereits gewonnen. Ich glaube, daß es möglich sein wird, diese Rindengewinnung ganz ähnlich unserem Eichenschälwaldbetriebe zu gestalten.

Die Santoninfabrikation in Turkestan.

Ueber die Gewinnung des als Wurmmittel bekannten Santonins in der Stadt Tschimkent enthält ein Vortrag, den Professor Flückiger auf der letzten Naturforscher-Versammlung hielt, und den wir im „Archiv der Pharmacie“ veröffentlicht finden, sehr interessante Mittheilungen.

Die Artemisia, in deren Blüthenköpfchen (Wurmsamen, Zittwersamen) das Santonin enthalten ist, scheint in sehr großer Verbreitung in den ungeheuren Steppengebieten einheimisch zu sein, welche man nur sehr ungefähr durch den 40. und 50. Breitengrad und den 80. und 65. Meridian östl. L. Greenw. umgrenzen mag. Doch ist sie nicht auf die freie Steppe beschränkt. In ganz ungeheurer Menge wächst sie im Gebiete des Arys, welcher sich etwa unter 68° 20′ östl. L. in den Syr-Darja ergießt. Nur wenig südlich von der Mündung liegen die Ruinen der Stadt Otrar, welche nach den italienischen Handelsbüchern des 14. Jahrhunderts an einer der großen innerasiatischen Handelsstraßen lag, auf welchen die blühenden italienischen Handelsrepubliken den merkwürdigen Verkehr mit dem fernsten Osten betrieben. Damals mag also wahrscheinlich der Wurmsamen schon aus dieser Gegend von den Venetianern, Florentinern und Genuesen geholt worden sein und zwar bildete er bereits einen so bedeutenden Posten, daß er z. B. nicht nur Wurmsamen, Semi da vermi, sondern schlechtweg Sämlein, Semenzina, Sementina, hieß, woraus die Benennung Semen linae im medicinisch-pharmaceutischen Latein entstand.

Die Steppe östlich vom Syr-Darja nähert sich ostwärts allmählich dem Gebirgsrande des Kara Tau, Ala Tau, Talas Tau und wie die Ketten alle heißen, welche in nicht allzu weitem Abstande den Gebirgswinkel bilden, in dessen Oeffnung, an einem Nebenflusse des Arys, die 1865 von den Russen eroberte Stadt Tschimkent (Torfstadt) in 59½° östl. L. und 42° nördl. Br. mit ihren ungefähr 6000 Einwohnern liegt.

In der Gegend von Tschimkent wächst die Artemisia in solcher Ueppigkeit, das bisher, hauptsächlich aus diesem Bezirke, alljährlich 1 000 000 bis 1 600 000 kg der abgestreiften Blüthenköpfchen, Flores linae, nach Westen ausgeführt wurden, um auf Santonin verarbeitet zu werden. Gegen diese ausgedehnten Länder Turkestans, welche nun beinahe vollständig von Rußland unterworfen sind, strebt schon längst das centralrussische Eisenbahnnetz und hat sich denselben bereits bis auf die verhältnißmäßig geringe Entfernung von ungefähr 10 Breitengraden genähert.

Zur Beförderung der Droge stehen bloß Kameele zur Verfügung; jedes Thier vermag nur ungefähr 300 kg zu bewältigen und die 3000 Werst Entfernung bis Orenburg, der letzten Eisenbahnstation, in 75 bis 90 Tagen zurückzulegen. Es war daher ein wohl gerechtfertigter Plan, nicht ferner 98 Proc. unnützes Rohmaterial nach Europa zu schleppen, um 2 Proc. Santonin zu gewinnen, sondern die Fabrikation dieses Stoffes nach Asien zu verlegen. Nachdem bereits in Folge der von Joh. Diedr. Bieber in Hamburg ausgegangenen Anregung 1883 von H. Mauer u. Co. in Orenburg eine Santoninfabrik angelegt worden war, ging denn auch Ende 1884 die russische Firma Iwanow u. Ssawinkow in Taschkent noch einen Schritt weiter, indem sie die Einrichtung einer Santoninfabrik in Tschimkent selbst unternahm. Diese wurde dem Muster der Bieber'schen Fabrik in Hamburg nachgebildet, indem man die Maschinen von den Gebrüdern Burgdorf in Altona ausführen ließ. Herr Ingenieur L. W. Knapp besorgte 1884 die Aufstellung derselben in Tschimkent und leitet nunmehr den Betrieb.

Die Droge erreicht in der zweiten Hälfte Juli und im August ihre Reife, d. h. den höchsten Santoningehalt, wie bekannt, unmittelbar vor dem Aufblühen. Die Kirgisen sammeln dieselbe und liefern sie, bis zu 10 000 kg täglich, meist im September an die Fabrik ab. Hier wird die Waare auf großen Böden aufgespeichert und nach und nach, gewöhnlich 5000 bis 7500 kg im Tage, verarbeitet. Die vielen russischen Feiertage drücken die durchschnittliche Zahl der Arbeitstage im Monat auf 20 herab.

Die schwierige Beschaffung des Brennmaterials wurde vorerst größtentheils dadurch überwunden, daß man zu diesem Zwecke den gesammten Abfall der Wurmsamenpflanze herbeizieht. Auch soll demnächst die Salzsäure, deren man sich zur Abscheidung des Santonins bedient, an Ort und Stelle geliefert werden, wie es bereits in Betreff des Weingeistes der Fall ist. So wird denn diese Fabrik im Stande sein, zunächst ungefähr 600 000 kg Rohmaterial im Jahre zu bewältigen und mindestens 12 000 kg Santonin zu liefern; 9000 kg des letzteren haben schon Hamburg erreicht, nach einer Herrn Professor Flückiger vorgelegten Probe zu urtheilen, in völlig tadelloser Beschaffenheit. Das Haus schätzt den jährlichen Gesammtbedarf der Welt auf 20 000 bis 30 000 kg und wird sehr bald in der Lage sein, denselben vollständig decken zu können.

Der gegenwärtige Preis des Santonins aus Tschimkent, 18 Mark das Kilogramm, in Hamburg genommen, wird es den europäischen Fabriken unmöglich machen, ihre Arbeit fortzusetzen; nur derjenigen in New-York kann dieses noch gelingen, so lange sie durch den unsinnigen Schutzzoll von sechs Dollars auf das Kilogramm geborgen bleibt.

Es dürfte als eine interessante Thatsache betrachtet werden, daß auch die in Südfrankreich, Korsika, Oberitalien und den Abruzzen einheimische Artemisia gallica Willd. Santonin enthält. Man sieht also, wie merkwürdig richtig der Instinkt der alten gallischen, aus Caesar bekannten Santones oder Santoni zwischen der Gironde und der unteren Charente an der französischen Westküste gewesen ist. Wie Dioscorides und Plinius berichten, benutzten sie die bei ihnen wachsende Artemisia als Wurmmittel. Auch in Turkestan wird der Gebrauch des Wurmsamens vermuthlich uralt sein.

Nekrologe.

— Der Tod D. Ramon Jordana's (vergl. „Globus" Bd. 48, S. 346) hat sich nicht bestätigt. Derselbe lebt jetzt in Madrid.

— In Hanoi (Tongking) starb gegen Ende des Jahres 1885 der Hauptmann Piétri im Alter von 33 Jahren. Er wurde bekannt durch seine Theilnahme an der Mission Gallieni 1879, mit welcher er alle Strapazen und die lange Gefangenschaft im Dorfe Nanga am Niger durchmachte, sowie an der Expedition unter Borgnis-Desbordes, welche zur Besetzung von Bamaku am Niger führte. Später schrieb er „L'histoire de la conquête du Niger" und „Les Français au Niger".

— Léon Guiral, welcher im Auftrage des französischen Unterrichtsministers den westafrikanischen Fluß Benito bereiste (s. „Globus", Bd. 48, S. 143), ist am 25. November 1885 in Gabun den Folgen seiner Anstrengungen erlegen. Er war erst 28 Jahre alt.

— Im Alter von 75 Jahren starb am 29. November 1885 in Kairo der Astronom Mahmud-Pascha el-Falaki, welcher sich durch verschiedene astronomische und topographische Arbeiten über sein Heimathland auch in Europa einen Namen gemacht hat, z. B. durch seine Ausgrabungen und Aufnahmen der Reste des antiken Alexandria und der Mareotis, und seine Karte von Unterägypten (1 : 200 000; 1876 mit arabischer Schrift bei Brockhaus in Leipzig erschienen als erste derartige Originalarbeit). Der Oberägypten umfassende Theil seiner Aufnahmen ist noch Manuskript.

— Am 30. November 1885 starb in Rom der 1805 daselbst geborene Professor Giuseppe Ponzi, welcher seit 1866 an der römischen Universität Geologie lehrte. Auf seinen sorgfältigen Aufnahmen des Tiberbeckens beruhten die ersten geologischen Karten dieses Gebietes.

— Dr. med. Hermann Heinrich Ploß, praktischer Arzt, starb am 11. December 1885 im 67. Lebensjahre in Leipzig. Er ist der Verfasser der ethnologisch wichtigen Werke „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker"; „Das kleine Kind vom Tragbett bis zum ersten Schritt"; „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde" (vergl. „Globus" Bd. 46, S. 318).

— Sir Arthur Phayre, englischer Generallieutenant, geboren 7. Mai 1812 in Shrewsbury, gestorben in Bray bei Dublin 15. December 1885. Er ging bereits im 17. Lebensjahre als Kadet nach Indien; 1852 wurde er als Kapitän mit der Verwaltung der eben annektirten Provinz Pegu betraut, die er 10 Jahre lang mit großer Umsicht und ebenso vielem Erfolge ausübte; 1862 wurde er an die Spitze von ganz Britisch-Barma gestellt und blieb dort bis 1867. Der Aufschwung, welchen das einst blühende und dann so herabgekommene Land unter seiner Verwaltung nahm, ist lediglich sein Verdienst. Britisch-Barma besaß 1863 an Einwohnern 2 491 136, 1881 dagegen 3 736 771 und 1884 schätzungsweise 4 334 000; 1853/54 brachte es 531 792 Pfd. St. an Steuer, 1883/84 2 850 036 und der Handelsumsatz ist von 1 643 131 Pfd. St. im Jahre 1853/54 auf 10 418 097 in 1882/83 gestiegen. 1855, 1862 und 1866 ging Phayre als Gesandter nach der Hauptstadt Barmas; dann kehrte er nach Europa zurück. 1869 bis 1870 bereiste er Vorderindien, die chinesischen Häfen, Japan und Nordamerika; 1874 bis 1878 war er Gouverneur von Mauritius. Das „Journal" und die „Proceedings der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen" enthalten zahlreiche Abhandlungen von ihm über Arakan und Britisch-Barma; selbstständige Werke schrieb er über die Münzen und die Geschichte dieser Länder.

— Kapitän Sir Frederick J. O. Evans, 1874 bis 1884 Hydrograph der englischen Marine, geboren 1815, gestorben 20. December 1885. Er trat 1828 in die Marine, wo er sein Hauptverdienst bei Küstenaufnahmen sich erwarb, so 1833 bis 1836 auf dem „Thunder" am Demarara-Flusse, in Mittelamerika und auf den Bahama-Bänken, 1841 und folgende Jahre auf der „Fly" in der Torres-Straße und Nordaustralien, dann in England, 1847 bis 1850 an den Küsten von Neuseeland. Nachdem er sich während des Krimkrieges in der Ostsee ausgezeichnet, leistete er seit 1855 Bedeutendes in der Lehre von den Kompasablenkungen in eisernen Schiffen und arbeitete viel an den Wind- und Strömungskarten der Oceane, sowie an einer Eiskarte der südlichen Hemisphäre mit, welche viel zur Sicherheit der schnellen Schiffsreisen beigetragen haben.

— In St. Petersburg starb unlängst der Orientalist Zacharow, Professor des Mandschu an der dortigen Universität, der vor etwa drei Jahrzehnten als Missionar nach China ging und später, im Jahre 1860, wegen seiner Kenntniß des Chinesischen und Mandschu bei der Grenzabsteckung zwischen Rußland und China eine wichtige Rolle spielte. Bei dieser Gelegenheit arbeitete er eine große Karte der Grenzgebiete aus, die aber nur im verkleinerten Maßstabe herausgegeben worden ist. 1875 ließ er ein mandschu-russisches Wörterbuch erscheinen; ein mandschu-chinesisch-russisches hatte er vor seinem Tode fast vollendet.

— Arnold von Lasaulx, seit 1880 ordentlicher Professor der Mineralogie und Geologie in Bonn, geboren zu Castellaun, im Kreise Simmern 18. Juli 1839, gestorben am 25. Januar 1886 zu Bonn. Außer zahlreichen petrographischen und mineralogischen Abhandlungen schrieb er über die Erdbeben von Herzogenrath am 22. Oktober 1873 und 24. Juni 1877, „Ueber vulkanische Kraft"; „Aus Irland"; „Sicilien, ein geographisches Charakterbild"; „Der Aetna", nach Sartorius von Waltershausen's hinterlassenen Manuskripten bearbeitet, vollendet und herausgegeben.

— Eine Depesche aus Zanzibar vom 12. Februar bestätigt die Hinrichtung des Bischofs Hannington (s. oben S. 96). Derselbe wurde mit seinen 50 Begleitern in der Landschaft Usoga (am Nordufer des Victoria Njanza) von einer marodirenden Schaar von Wagandas gefangen genommen, und acht Tage später traf der Befehl des Königs von Uganda ein, alle hinzurichten. Nur vieren seiner Leute gelang es, zu entfliehen; zwei davon waren Augenzeugen der Ermordung und befinden sich jetzt in Zanzibar.

Kürzere Mittheilungen.

Die Folgen der russischen Okkupation von Achal und Merw.

Ueber die Folgen der russischen Okkupation von Achal und Merw finden wir in H. Moser's „A travers l'Asie Centrale" einige interessante Angaben. Für die Tekke selbst haben die schönen Zeiten der Alamane (Raubzüge) für immer ein Ende genommen, und das Volk befindet sich im Niedergange. Ein früherer Anführer dieser Raubzüge erklärte dem Reisenden (S. 334): „Wir haben den Chan von Chiwa, den Emir von Buchara und den Schah von Persien bekämpft und sind stets siegreich aus diesen Kämpfen hervorgegangen, und noch heutigen Tages, so sehr wir geschwächt sind, könnten wir Teheran erobern, wenn man uns gewähren ließe. Rußland hat mit seinen Kanonen drei Jahre gebraucht, um uns zu unterwerfen; wir können nicht vergessen, daß es unsere Väter und unsere tapfersten Krieger getödtet hat; aber wir werden ihm ehrenhaft dienen, denn wir achten es als einen tapferen und loyalen Sieger. England aber hat uns 12 Jahre lang zum Kampfe gehetzt, hat alles versprochen und nichts gehalten; wir verabscheuen es." Die große Zahl der Frauen und die Unthätigkeit der Männer hat auf die männliche Bevölkerung einen schlechten Einfluß ausgeübt; Branntwein und Opium, früher unbekannt, fordern schon ihre Opfer, und wenn die russischen Behörden nicht ernstlich dagegen einschreiten, wird in wenigen Jahren die alte turkmenische Ehrenhaftigkeit dahin sein, wird Tekke und Dieb dasselbe bedeuten.

Mit getheilten Gefühlen nimmt die längs der persischen Grenze zu deren Schutze angesiedelte kurdische Bevölkerung den neuen Zustand der Dinge auf: der gemeine Mann freut sich, daß der ewige Kriegszustand aufgehört hat und wünscht nichts sehnlicher, als russischer Unterthan zu werden, während die Chane viel von ihrer Bedeutung eingebüßt haben. Früher, wo ihrer der Schah zum Schutze der Grenze bedurfte, waren sie ziemlich unabhängig, lachten der von Teheran kommenden Befehle und zahlten keinen Tribut, weil sie alle ihre Einkünfte zur Erhaltung ihrer Reiterschaaren nöthig zu haben erklärten. Seitdem aber die turkmenischen Räubereien aufgehört haben, hat der Schah auch die Zügel straffer anziehen können, die vorher fast unabhängigen Chane sind zu einfachen Provinz-Gouverneuren geworden und werden von persischen Agenten überwacht. Sie sind also mit der Nachbarschaft des nordischen Eroberers wenig zufrieden (S. 367).

Um so mehr ist es aber die Bevölkerung der Provinz Chorassan. Heute verkehren auf der großen Straße zwischen Meschhed und Teheran zahlreiche Karawanen fast ohne Bedeckung; aber noch zu Ende der siebziger Jahre zogen monatlich deren nur zwei des Weges, welche von einer Batterie und einem Bataillon Infanterie begleitet wurden, da zwischen Schahrud und Meschhed die Turkmenen häufig Angriffe machten. Hornisten wurden auf die im Vorterrain liegenden Hügel geschickt, um durch ihre Fanfaren die Räuber zu erschrecken; wenn aber unglücklicher Weise das keinen Erfolg hatte, so warfen beim Erscheinen eines einzelnen turkmenischen Reiters die braven persischen Soldaten ihre Waffen fort, versteckten sich, platt auf dem Bauche liegend, im Sande und erwarteten ihr Geschick. Darin hat sich seit der Besetzung Achals durch die Russen viel geändert. Die Bevölkerung hat wieder Muth gefaßt, der Ackerbau breitet sich aus und überall, selbst außerhalb der festen Umwallungen, entstehen neue Häuser. Neue Kanäle werden gebaut, alte, auf deren Spuren man überall stößt, werden gereinigt und in Stand gesetzt, Brachfelder umgebrochen. Früher gab es kein Feld, welches nicht einen kleinen konischen Thurm als Zufluchtsort für seinen Besitzer gehabt hätte. Der Zugang zu demselben war so groß, daß man nur kriechend hinein gelangen konnte, und sobald sich ein Reiter zeigte, verkroch sich der Bauer in demselben. Allmählich verschwinden nun diese Thürme. In Teheran wurde Moser mitgetheilt, daß allein in Chorassan sich die Steuern seitdem um ein Fünftel gehoben haben. Die Beamten aber schimpfen auf das civilisatorische Werk der Russen: als die russische Gesandtschaft in Teheran dem früheren Minister des Auswärtigen die Rückkehr der persischen Sklaven aus der turkmenischen Gefangenschaft anzeigte, stellte sich derselbe höchst erstaunt darüber, da er keinen Befehl seines Schah kannte, der diese Rückgabe gut hieß! (S. 390 ff.) Und welche Leiden brachten die turkmenischen Alamane für die seßhafte Bevölkerung mit sich! Moser konnte Beispiele davon noch kennen lernen, als er am linken, zu Buchara gehörigen, den Turkmenen ausgesetzten Amu-Ufer zwischen Tschardschui und Dihnan entlang zog (S. 286). Das Land war gut angebaut, namentlich mit Baumwolle; aber je weiter er nach Norden kam, desto schmaler wurde der bestellte Streifen. Ohne die beständige Furcht vor turkmenischen Raubzügen könnte dies eines der glücklichsten und reichsten Gebiete der Welt sein. Aber welcher Zustand herrscht hier! Es giebt dort keine Dörfer in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, sondern jeder Bauer hat sein Haus auf seinem Felde errichtet, so daß die Ortschaften weit zerstreut sind und z. B. Dihnan 22 Werst lang ist. Bazar und Festung bilden den Mittelpunkt eines solchen Kischlak. Jedes Haus bildet eine kleine Festung für sich, und die Häuser der Reichen sind sogar mit Thürmen versehen, auf welchen Wachtposten Ausschau halten. Sobald sich ein Alaman zeigt, ertönt das Alarmzeichen, worauf die Bewohner sofort ihre Heerden heimtreiben und die Hofthore schließen; dann machen die Männer ihre langen Luntenflinten fertig und setzen sich in Vertheidigungszustand. Die Turkmenen aber, welche keine Zeit haben, eine regelrechte Belagerung durchzuführen, nehmen nur das fort, was nicht vertheidigt wird. Die zahlreichen kleinen Festungen geben der Landschaft ein sehr merkwürdiges Aussehen.

Wer wird nach obigen Mittheilungen noch anstehen, dem Vordringen der Russen in Turkmenien jedes Verdienst abzusprechen?

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber den schrecklichen Plagegeist Südrußlands, die Wander-Heuschrecke, schreibt Prof. K. Lindeman in Moskau, der seit drei Jahren jeden Sommer die von den Thieren befallenen Provinzen bereist, Folgendes an die Redaktion der „Entomologischen Nachrichten". „Ich habe mich überzeugt, daß die Heuschrecken nicht eigentlich Steppenbewohner sind, sondern vorzüglich und ursprünglich die mit Arundo donax (Pfeilrohr), Scirpus sp. (Binsen) ꝛc. dicht besetzten niederen Gegenden der Ufer der Flüsse bewohnen, wo ihre eigentliche Heimath ist, von wo aus sie die Steppen befliegen

und heimsuchen. Die Wander-Heuschrecke ist meiner Ansicht nach ein ganz exquisites Sumpfthier. Ihre Eier bleiben lebensfähig, selbst wenn die von ihnen besetzte Gegend Monate lang im Frühjahre vom Wasser der Flüsse bedeckt wird. Die Larven im dritten Kleide sind roth gezeichnet, weil diese Färbung in der Sumpflandschaft, in der sie zu Hause sind, nützlich ist. Eine Gruppe rother Heuschreckenlarven, auf Grasspitzen sitzend, macht ganz den Eindruck einer Gruppe rother, ährentragender Scirpus lacustris. Die Aehnlichkeit ist so groß, daß ich selbst zuweilen aus der Ferne nicht gleich entscheiden konnte, ob die rothen Flecken in einem Sumpfe eine Kolonie von Heuschrecken seien oder eine Gruppe genannter Pflanzen."

— Vor zwei Jahren zeigten wir im „Globus" (Bd. 45, S. 126) die ersten zwei Hefte des Bilderwerkes von Severin Falkmann „I östra Finland" („Im östlichen Finland." Helsingfors) an. Jetzt ist mit zwei weiteren Heften, welche 30 Tafeln enthalten, der erste Band zum Abschlusse gebracht; der Fortgang des verdienstlichen Werkes scheint zu beweisen, daß dasselbe den gewünschten Anklang gefunden hat. Auch die vorliegenden Tafeln bringen zahlreiche Gesichtstypen und Trachten, zum Theil in Farbendruck, und eine Anzahl interessanter Landschaftsbilder, welche eine gute Vorstellung von der charakteristischen, landschaftlichen Schönheit von Ostfinland geben, z. B. von dem Imatra, dem bedeutendsten Wasserfalle Europas, und dem eine halbe Meile unterhalb desselben befindlichen Vallinkoski, gleichfalls eines Falles des Vuoksen. Falkmann faßt seine Objekte mehr vom malerischen als vom ethnographischen Standpunkte auf; aber er versteht es trefflich, überall das Charakteristische herauszufinden. Seine Hefte bieten ein außerordentlich reiches Material an Trachten, Geräthen, Baulichkeiten u. s. w. und leisten auch der Wissenschaft einen bedeutenden Dienst, indem sie das Gedächtniß einer, wie Falkmann in der Einleitung hervorhebt, sichtbar im Untergehen begriffenen Kultur festhalten. Wir möchten diese Hefte der Theilnahme aller Ethnographen warm empfehlen.

Asien.

— W. Merk, politischer Beamter bei der Afghanischen Grenz-Kommission, spricht in einem Briefe vom 9. Oktober aus Herat an Prof. A. Vambery über einen kleinen Stamm, der sich Magul nennt und, etwa 500 Familien stark, in der Nähe von Herat lebt. Diese Moguls oder richtiger Mongolen sind nach Angabe alter Schriftsteller Reste der Armee Dschengis-Chans, welche Mongolisch sprachen. Als Vambery selbst in Herat war, wurde ihm erzählt, daß sie Kohlenbrenner seien und in einem Thale nordöstlich von Herat wohnten. Aber bisher war es keinem Europäer geglückt, diese Leute persönlich kennen zu lernen. Mr. Merk hat nun an Vambery ein Wörterverzeichniß dieser Moguls gesandt, aus welchem hervorgeht, daß sie zum Stamme der Chalka, dem ersten des ganzen Mongolenvolkes, gehören. Es ist wunderbar, wie dieser kleine Bruchtheil länger als sechs Jahrhunderte hindurch sich unter den umwohnenden anderen Völkern hat erhalten können, zumal wenn man bedenkt, daß die Masse der Hezaren, welche physisch ganz zu den Mongolen gehören, seit lange schon ihre Sprache aufgegeben haben und ausschließlich Persisch sprechen.

— General J. T. Walker, der frühere General-Aufnehmer von Indien, weist in der Februar-Nummer der Proceedings R. G. S. nach, daß der höchste bisher gemessene Berg auf Erden (29 002 Fuß), welcher 1856 von Oberst Waugh den Namen Mont Everest empfing, nicht den einheimischen Namen Gaurisankar führt, wie Hermann von Schlagintweit irrthümlich behauptet hat. Der einheimische Name des Mont (nicht Mount) Everest, wenn ein solcher überhaupt existirt, ist bis heutigen Tages nicht ermittelt, und somit muß dem Berge bis auf Weiteres der Name Mont Everest verbleiben. Der Berg, welchen Schlagintweit fälschlich für den Everest hielt, ist vielmehr der 27 799 Fuß hohe, südöstlich vom Everest gelegene Makalu gewesen, während er von seinem Standpunkte bei Katmandu aus den Everest gar nicht hat sehen können.

— Gegen Ende 1885 ist mit dem Erscheinen der Tafeln 13 bis 26 die erste Abtheilung des F. von Richthofen'schen „Atlas von China" (Berlin, D. Reimer), welche das nördliche China umfaßt, vollendet worden; die neuen Tafeln, jede in doppelter Ausführung, orographisch und geologisch, umfassen einen breiten Streifen, der im Norden mit der mongolischen Hochebene am Anguli-nor beginnt und sich nach Südwesten bis in die Provinz Sz'-tschwan hinzieht. Es liegt damit die Hälfte jenes hochwichtigen Kartenwerkes vor, welches unstreitig das vornehmste und großartigste aller augenblicklich im Privatverlage erscheinenden genannt werden muß.

Afrika.

— Im Jahre 1884 unternahm W. Montagu Kerr eine Reise von der Kapstadt durch das Matabele- und Maschonaland zum Zambesi und von da nach dem Njassa-See, auf welcher er manche bisher unbekannte Strecken durchzogen und aufgenommen hat. Aus dem Vortrage, welchen er darüber der R. Geogr. Soc. in London gehalten hat (Proceed. February 1886), und der sich daran schließenden Diskussion erhellt zunächst, daß das jüngst von England annektirte Betschuanenland auf ihn keinen günstigen Eindruck gemacht hat; es ist kein Gebiet für Einwanderer, besitzt keine perennirenden Flüsse und wird sich auch schwer durch Reservoirs und Rieselanlagen verbessern und bewässern lassen. Nach seinen Erfahrungen, die ja auch von anderen Seiten bestätigt werden, wird das nördliche Betschuanenland, sowie die Gebiete am Njassa-See und Schire von Jahr zu Jahr trockener. Jäger, welche seit Jahren jene Länder kennen, müssen jetzt in trockenen Strombetten nach Wasser graben, wo sie es früher schöpfen konnten. Der Njassa-See steht jetzt um mehrere Fuß niedriger als 1859, wo ihn Livingstone entdeckte; ebenso nimmt der Schire und der von ihm durchflossene Pamalombe-See jährlich an Wassermenge ab. Aber ob wir es hier mit einer andauernden oder nur vorübergehenden Erscheinung zu thun haben, ist erst noch zu entscheiden. — Des Weiteren ist zu erwähnen, daß die Missionsstation Livingstonia am Kap Maclear (Südende des Njassa-Sees) vorläufig aufgegeben ist, und zwar wegen ihrer ungesunden Lage. Den ganzen Tag über glüht während der heißen Jahreszeit die Sonne auf die nackten Felsen ringsum und Nachts strahlen dieselben die Hitze wieder aus, so daß die Missionare erst gegen Morgen etwas Schlaf finden konnten und verschiedene erkrankten und dem Fieber erlagen. Man hat deshalb die Station nach Bandawe, etwa in der Mitte der Westküste des Sees gelegen, verlegt, hofft aber, sie wenigstens während der kühlen Jahreszeit wieder mit Missionaren besetzen zu können. — Ein nicht minder trauriges Bild bietet die portugiesische Stadt Tete, Hauptstadt einer Provinz, welche unweit westlich von Senna beginnt und bis acht Tagereisen westlich von Zumbo, dem obersten portugiesischen Posten am Zambesi, sich erstreckt. Als Livingstone das im Jahre 1740 gegründete Tete passirte, war es eine lebhafte Stadt; unter ihrer handeltreibenden Bevölkerung, welche die Straßen erfüllte und von den Schwarzen Elfenbein, Gold und Sklaven eintauschte, befanden sich viele Europäer, zumeist Portugiesen. Jetzt herrscht dort Schweigen und Einsamkeit; zu beiden Seiten sieht man die zerfallenden Ruinen von Häusern, die einst von reichen Kaufleuten bewohnt wurden, und vielfach wuchern Indigo und andere Bäume auf früher bebauten Plätzen. Es leben dort etwa noch 30 Europäer und trauern über die verschwundenen guten Zeiten. Der Elephant hat sich weit ins Innere zurückgezogen, und wenn auch alljährlich Tausende von Jägern mit Steinschloßgewehren und Speeren Tete verlassen, so bringen sie doch nur wenig Elfenbein nach

Hause, und ihre Ausbeute vermindert sich von Jahr zu Jahr. Die alte Kirche ist eingestürzt, und heute müssen die Jesuiten für ihre kleine Heerde in einer elenden Hütte Gottesdienst abhalten. Die Hitze ist in Tete ungemein drückend, namentlich während der Regenzeit, und das Fieber besonders beim Wechsel der Jahreszeit am schlimmsten.

— Die Regierung des Congo-Staates läßt angeblich an verschiedenen Stellen des großen Stromes Aufnahmen machen; so arbeitet Lieutenant Massari an dem rechten Congo-Ufer zwischen den Mündungen der Flüsse Alima und Ubangi. Eine topographische Abtheilung unter Lieutenant Jungherz hat Banana vollständig aufgenommen und arbeitet nun an der Strecke Banana-Boma resp. Boma-Vivi. Der Schwede Hakanson hat eine Karte des Gebietes zwischen Mvinda (oberhalb Vivi) und der Station Isangila entworfen.

— Frankreich hat sich bekanntlich im Friedensvertrage mit den Howas auf Madagaskar die Umgegend der Bai von Diego Suarez abtreten lassen und zwar auf $1\frac{1}{2}$ Meilen Entfernung nach Süden und Westen und auf vier Meilen nach Nordosten. Die Bai, von den Eingeborenen Antombaka genannt, schneidet etwas südlich von der Nordspitze Madagaskars tief und mit vielen Verzweigungen in deren Ostküste ein; sie soll eine schöne Rhede enthalten und für den Fall einer Unterbrechung des Verkehrs auf dem Suezkanale eine wichtige strategische Lage besitzen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die Neu-Guinea-Kompagnie hat unter Leitung des Astronomen Dr. Karl Schrader eine auf zwei Jahre Dauer berechnete Expedition nach Kaiser-Wilhelm-Land abgehen lassen. Den Leiter, welcher früher der deutschen Polarstation auf Süd-Georgien vorstand und zuletzt Assistent der Hamburger Sternwarte war, begleiten Dr. Hollrung als Botaniker und Dr. Schneider als Geologe. Sie gehen über Queensland nach dem Finsch-Hafen, wo sie ihre Träger anwerben werden, deren Stamm die bereits im vorigen Sommer nach Neu-Guinea beförderten Malayen aus Soerabaja bilden sollen. Auch die Errichtung meteorologischer Stationen ist geplant.

— Die französischen Besitzungen im Stillen Oceane umfassen nach einem Berichte des Marineministers an den Präsidenten der Republik (d. d. 28. December 1885) die Gesellschaftsinseln, deren größte Tahiti mit der Hauptstadt Papeete ist, die Niedrigen oder Tuamotu-Inseln, den Tubuai-Archipel, Rapa, die Marquesas- und Gambier-Inseln. Sie haben zusammen eine Bevölkerung von etwa 25000 Einwohnern und ihr Budget für 1885 balancirt mit 1038240 Franken. Rapa, die Marquesas- und Gambier-Inseln waren direkt annektirt worden, so daß ihre Bewohner französische Unterthanen wurden; die anderen Inselgruppen dagegen, welche das Reich Pomares bildeten, wurden 1842 nur unter französischen Schutz gestellt und erst 1880 zu Kolonien erklärt. Damals trat an die Stelle des Kommandanten, welcher Frankreich am Hofe Pomares vertrat, ein Gouverneur, welchem ein Direktor des Inneren, ein Chef des Gerichtswesens und ein Verwaltungsrath zur Seite standen. Letzterer berieth das Budget und schrieb die Steuern und Zölle aus. Jetzt haben die Einwohner jener Archipele um Errichtung eines Generalraths (conseil général) und um eine regelrecht von der Regierung des Mutterlandes eingesetzte Verwaltung gebeten, und diesem Wunsche soll entsprochen werden, so daß in Zukunft die französischen Kolonien Oceaniens sich derselben liberalen Einrichtungen erfreuen werden, wie die anderen überseeischen Besitzungen.

Nordamerika.

— Die Historical Society zu Winnipeg hat der Kanadischen Regierung vorgeschlagen, die bedeutenden alten Mounds, welche in neuerer Zeit im Nordwesten gefunden worden sind, wissenschaftlich untersuchen zu lassen, ein Vorschlag, der durch die Presse des Landes mit Sympathie aufgenommen worden ist. Bei dieser Gelegenheit wurde darauf hingewiesen, daß diese „Mounds“ bald unter dem Pfluge der Farmer verschwunden sein werden, und daß, wenn dieser Fall einmal eintritt, man das beste Mittel verliert, um die Frage über die Herkunft der Mound-Builders zu entscheiden.

— Anfangs Februar hat der Senat der Vereinigten Staaten ein Gesetz angenommen, welches das jetzige Territorium Dakota unter dem 46. Breitengrade in zwei Hälften theilt, deren südliche unter dem alten Namen als 39. Staat in die Union aufgenommen werden, während die nördliche ein neues Territorium Lincoln bilden soll. Die Bill geht nun an das Repräsentantenhaus, wo ihr voraussichtlich Seitens der Demokraten Opposition gemacht werden wird.

— Die Nordamerikaner gehen jetzt ernstlich daran, die großen Quantitäten von Alkalien nutzbar zu machen, welche die Seen der westlichen Gebirgsbecken enthalten. Aus den Sodaseen von Wadsworth in Nevada gehen schon bedeutende Quantitäten Soda nach San Francisco. Auch Mono Lake und Owens Lake sind durch Eisenbahnen aufgeschlossen; der erstere allein enthält nach einer ungefähren Vermessung über 200 Millionen Tonnen Salze (Chlorkalium, Chlornatrium, kohlensaures und schwefelsaures Natron). Die Chlorkaliumseen im südlichen Oregon werden noch von keiner Eisenbahn berührt; sie enthalten circa 26 Tausendstel Salze, davon fünf Siebentel Chlorkali, und dabei ist Abert Lake allein 15 Miles lang und fünf breit. Der große Salzsee in Utah enthält beinahe 150 Tausendstel feste Salze und kann unendliche Mengen von Kochsalz und schwefelsaures Natron liefern; letzteres läßt sich im Winter sehr bequem gewinnen, da es sich ausscheidet, sobald die Luft über dem See sich stark abkühlt; der See beginnt dann sich zu trüben und bei zunehmender Kälte — man hat schon $-20°$ F. $= -25°$ R. am See beobachtet — werden Tausende von Tonnen Salz ans Ufer geworfen. Ist einmal die Mormonenherrschaft beseitigt, so wird man auch diesen Schatz nicht mehr lange unbenutzt lassen.

Südamerika.

— Die Thouar'sche Expedition nach dem Pilcomayo (siehe oben S. 96) ist schon beendet. Nach Berichten vom Anfang December folgte sie dem rechten argentinischen Ufer des Flusses, hatte mehrere Zusammenstöße mit feindlichen Indianern und setzte, nachdem sie 80 Leguas zu Lande zurückgelegt hatte, ihre Reise auf selbstgezimmerten Booten fort. Anfangs December wurden die „Bañados“ unweit der bolivianischen Grenze erreicht, wo sich der Fluß in zahlreiche Arme theilt und Sümpfe bildet; dieses Gebiet hat Thouar aufgenommen, ebenso wie die schon früher von ihm besuchten Stromschnellen (s. Abbildung „Globus“ Bd. 48, S. 53), welche nach seiner Ansicht für die Schiffahrt kein Hinderniß bieten.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIX. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

IX.

Ko. Am 10. Oktober kamen die Gesserkudeh und Ellaï zurück und setzten sich, ihrem Versprechen getreu, sofort mit dem Reisenden, dem der geizige Sultan gern ihre Bewirthung überließ, in Verbindung. Besonders der Chef der Gesserkudeh — unsere Abbildung zeigt einen seiner Untergebenen nach einer Photographie — benahm sich sehr freundlich; der Gouverneur und Salem hatten ihn völlig gewonnen und er stellte Révoil den besten Empfang bei seinem Sultan und Empfehlungen desselben an dessen Nachbar und intimen Freund, den Chef der Galla Arrusi, in Aussicht. Die einzige Schwierigkeit liege in der Passage des Gebietes der Rahuin, das Gelidi von dem der Ellaï von Ganane trennt; dann könne man ohne alle Schwierigkeit zu den Gallas und mit einer ihrer regelmäßigen Karawanen nach dem großen Marktplatze Harrar gelangen. Endlich schienen alle Schwierigkeiten beseitigt, auch Omar Jussuf stimmte zu und verlangte nur noch einen kurzen Aufschub bis nach dem großen Beiram, dessen Feier binnen wenigen Tagen beginnen sollte. Er forderte sogar die Fremden auf, ihre Karawane, die vorläufig bei Meriri, etwas weiter unten am Web, lagerte, nach Gelidi zurückzuführen, um von dort gemeinsam aufzubrechen.

Die Stunde der Erlösung schien endlich zu schlagen; Révoil kaufte gern einen prächtigen Stier und den größten Hammel zum Abschiedsmahle für seine Eskorte; dabei sollte der Vertrag nach Somalisitte auf den Koran beschworen werden. In aller Eile wurden mit Julian die nöthigen Vorbereitungen getroffen. Madi Nur, der ehemalige Heizer der Messagerie-Dampfer, der als Diener fungiren sollte, war mit dem empfangenen Vorschusse durchgebrannt; an seiner Stelle wurde Shuma engagirt, ein Suaheli und ehemaliger Soldat des Sultans von Zanzibar, der als solcher die Kämpfe gegen Mirambo mitgemacht hatte und das Arabische wie die Somalisprache gleich gut verstand; er hatte Révoil's Aufmerksamkeit durch seine Güte gegen die armen Sklaven erweckt, denen er, ganz abweichend von den Somalis, im Stillen allerlei Wohlthaten erwies.

Auch Révoil begrüßte den Anbruch des großen Beiram mit einigen Freudenschüssen und besuchte pflichtschuldigst die Moschee von Rareïle. Aber seine Frömmigkeit sollte ihm nicht helfen; die Gobrons versammelten sich bei ihrem Scheich und beriethen über seine Abreise, aber sie konnten sich nicht einigen und hoben die Versammlung auf, ohne zu einem Beschlusse gekommen zu sein. Dann kam der Kameelhirte und verlangte sein Festgeschenk, und da er die geforderten 10 Piaster nicht erhielt, führte er seine Thiere vor das Haus des Reisenden und kündigte seinen Dienst auf. Es blieb nichts übrig, als nachzugeben. Aber das Schlimmste kam erst. Ali Abdikero führte einen ehemaligen Sklaven des Sultans Achmed Jussuf herbei, der von dem biederen Shibraïl als Helfer bei dem Mordplane engagirt worden war, den er alsbald nach dem Aufbruche der Karawane ins Werk zu setzen beabsichtigte; er selbst und sein Bruder Osman Hadschi wollten die Todesstreiche führen und an der Spitze der ganzen Verschwörung stand Mude Jussuf, der Bruder des Sultans. Révoil wollte alsbald den Sultan

benachrichtigen, aber in demselben Augenblicke ließ ihn dieser rufen und theilte ihm mit, sein Bruder wie seine sämmtlichen Verwandten wollten die Abreise nicht dulden, er habe sich mit ihnen entzweit und werde nun, obschon er seit 10 Jahren seine Hütte nicht verlassen habe, selbst zu Esel steigen und die Karawane führen. Auch seine Frau führte eine pathetische Scene auf, in welcher sie nochmals die beiden Franzosen für ihre Kinder erklärte, und soweit schien Alles wieder gut.

Aber nun gab es wieder Konflikte zwischen den Bewohnern von Gelidi und denen von Mereri, wo die Karawane vorläufig einquartiert war, und wieder wurden endlose Verhandlungen nöthig, die den Aufbruch verhinderten. So verging wieder eine Woche und Révoil konnte sie nicht anders hinbringen, als indem er mit einem Somali, der für den besten Bogenschützen im Lande galt, auf die Jagd ging. Von demselben wurde folgende romantische Geschichte erzählt. Als er jung war, lebte am Web ein Somali-



Ein Gesserludeh. (Nach einer Photographie.)



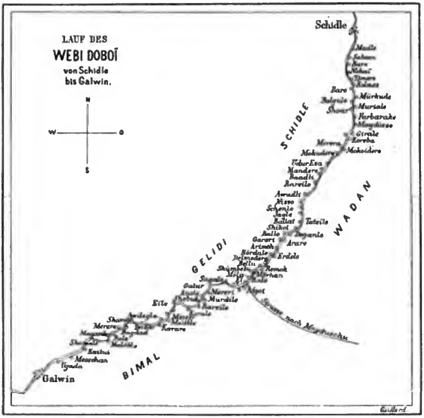
Der beste Bogenschütze von Gelidi. (Nach einer Photographie.)

mädchen von so wunderbarer Schönheit, daß die gesammte Jugend von Gelidi sich um sie bewarb. Sie versprach endlich ihre Hand Demjenigen, der mit demselben Pfeile die Pfote und das Ohr einer Gazelle treffen könne. Révoil's Führer unternahm es, das Unmögliche möglich zu machen. Aus einem Hinterhalte schoß er einen Pfeil auf eine Gazelle ab, so daß er sie nur ganz leicht am Ohre streifte, und als sie die Pfote hob, um das Insekt, von dem sie sich gestochen glaubte, zu verjagen, sandte er den zweiten Pfeil, nagelte damit die Pfote und das Ohr an den Kopf und gewann so die Helena des Somalilandes. Jedenfalls war er ein ganz vorzüglicher Schütze und Révoil hatte ihm manchen seltenen Vogel zu danken; nur zur Jagd auf die Marabuts ließ er sich nicht verwenden, es wäre ihm eine Schande gewesen, einen dieser für unrein geltenden Vögel zu tödten, die im Dorfe häufig genug waren und dort etwas Straßenpolizei ausübten. Révoil erlebte übrigens bei einem dieser Ausflüge ein Abenteuer mit einem gereizten Wespen-

schwarme, das in seiner Art noch unangenehmer war, als das mit dem Schreiadler, und ihn für ein paar Tage an jeder Thätigkeit verhinderte.

Ein heftiger, zweitägiger Gewittersturm mit sintfluthartigem Regen kündigte den Beginn der Regenzeit an; Gelidi verwandelte sich in einen großen Morast, in dessen lehmigem Boden Menschen und Thiere kaum vorwärts kommen konnten. Der Web wurde in wenigen Stunden zu einem gewaltigen Strome, der Bäume in großer Menge mit sich führte; das ganze Quartier el-Rode wurde durch einen von der Höhe herabstürzenden Wildbach überschwemmt und von seinem vieljährigen Schmutze gereinigt. Die Somalis jubelten und begrüßten die Befeuchtung ihrer Felder mit Tänzen, wenn auch nicht in so lärmender Weise, wie ihre Landsleute in Mörka.

Révoil war weniger erfreut, denn während der Regenzeit konnte man kaum an die Bildung einer Karawane denken; der ganze Boden bis nach Dafit ist Thonboden, in welchem ein beladenes Kameel bei diesem Wetter unmöglich fortkommen konnte. Trotzdem hielt der Scheich daran fest, daß wenigstens ein Theil der Karawane unter Abdi Abdikero und Hali Hamed mit den Waaren aufbrechen sollte, während der Reisende mit nur wenigen Lastthieren, aber einer guten Eskorte, kurz darauf folgen würde. Vorläufig war er aber durch das schauderhafte Wetter auf die nächste Umgebung seiner Hütte beschränkt und auf die Gesellschaft seines getreuen Julian, der nunmehr seit vier Monaten die Wohnung nur dreimal auf ganz kurze Zeit verlassen hatte. Er lebte in stetem Kampfe mit der durchtriebenen Jugend, welche Löcher in die Hüttenwände bohrte und der besonders die Spiritusflammen unter der Kaffeemaschine immer neues Staunen abnöthigte. Ihre Berichte



erweckten bei den Somalis den Argwohn, daß Julian in seiner Abgeschiedenheit sich mit Goldmacherei beschäftige, und gar nicht selten kamen Einzelne und wollten um jeden Preis diese Kunst erlernen; dem Sultan gab das Gerücht natürlich wieder Anlaß zu neuen Erpressungen.

War die Jagd nach außen abgeschnitten, so wurde sie im Hause dafür um so besser; ungeheure Ratten nisteten im Dachstroh, Tausendfüße und Spinnen waren zuthunlicher, als den Reisenden lieb war, und eines Morgens fand Julian im Laboratorium sogar eine prächtige Viper, die natürlich bald in ein großes Glasgefäß wanderte, das schon verschiedene Artgenossen enthielt.

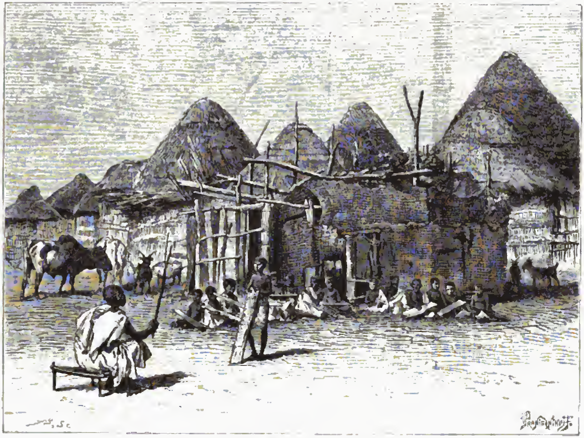
Einige Unterhaltung bot eine benachbarte, von einem Kameele getriebene Sesammühle, in welcher Omar Jussuf das nöthige Oel bereiten ließ; sie war, wie unsere Abbildung zeigt, von derselben Konstruktion, wie die früher in Mogduschu beschriebene. Die nöthigen Sesamvorräthe waren in den nächsten Hütten aufgespeichert, während Mais und Durrah, wie immer bei den Somalis, in unterirdischen Höhlungen (Silos, hier Oesra genannt) aufbewahrt wurden; um die Körner vor der Berührung mit den Lehmwänden zu schützen, kleidet man diese Höhlen sorgfältig mit Rohr aus. Sie ziehen natürlich eine Masse wühlender Nagethiere an und unter diesen fand Révoil zu seiner freudigen Ueberraschung als das häufigste den fast verschollenen Heterocephalus glaber Rüppel, von dem bisher nur das einzige im Frankfurter Museum aufbewahrte Originalexemplar bekannt war. Das Thierchen, das wir in halber Lebensgröße abbilden, fand sich in Unmenge in den Höfen des Dorfes, es führt, wie der Maulwurf, ein vollständig unterirdisches Leben und verräth sich nur durch die überall aufgeworfenen Haufen, die fast wie das Modell eines Vulkankraters aussehen. Von den Somalijungen lernten die Reisenden bald, wie man die Thierchen zu fangen hat; sie



Sesam-Mühle. (Nach einer Photographie.)

lauerten ihnen, mit einer langen spießartigen Nadel bewaffnet, auf, wenn sie einen neuen Haufen aufwarfen, und durchbohrten sie mit einem geschickten Stoße [1]).

Der 24. Oktober kam und noch immer war kein Anfang zur Ausrüstung der Karawane gemacht. Von Ganane kam ein Verwandter des dortigen Scheichs, Eden Aßeno, um sich zur Verfügung des Reisenden zu stellen, aber nun weigerte sich Abdi Abdikero, mit der Karawane allein voranzugehen. Jetzt änderte Révoil seine Taktik. Mit aller Bestimmtheit erklärte er dem Sultan, daß er, wenn nicht bis zum 30. Oktober der Aufbruch erfolge, auf die Reise überhaupt verzichte. Er werde dann Julian mit allem Gepäck nach Mogduschu zurückschicken, selbst aber Gelidi nicht eher verlassen, als bis er den letzten Heller, den der Sultan ihm abgepreßt, wieder zurückerhalten habe. Aber auch das half nicht viel, doch wurden die Aeltesten der verschiedenen Stämme von Gelidi zu einer neuen Berathung zusammenberufen. Alle sahen ein, daß die Gelidis sich gegenüber den Somalis von Hamarwin und Mogduschu lächerlich machen würden, wenn sie den Reisenden nicht nach Ganane führen könnten, nachdem sie einmal die Verpflichtung übernommen, und sie erkannten auch an, daß die beiden Fremden sich durchaus richtig benommen und den Aman nicht ein einziges Mal verletzt hätten. Also entschloß man sich, zunächst einmal den Dafit und den Ellaï je einen Stier zu senden und freien Durchzug für die Karawane zu verlangen; für die Alten in Ganane wurden zwei Kameelladungen Stoffe als Geschenk in Aussicht genommen. Omar



Koranschule.

Juſſuf, dessen Eigenliebe durch die Stichelreden seiner Stammesgenossen schwer gekränkt war, schwur, daß er seine Gastfreunde bis nach Armedo oder Bur Heibi begleiten und dort bleiben würde, bis er sie sicher in den Händen von Osman Aßeno in Ganane wisse. Noch in derselben Sitzung schrieb er einen Brief an Salem und den Gouverneur von Mogduschu und verlangte von ihm vier Soldaten als Ehrengarde und zwei Fäßchen Pulver, um im Namen des Sultans von Zanzibar die nöthigen Ehrensalven abgeben zu können; dann gab er dem Kameelhirten den gemessenen Befehl, die Thiere für den 3. November bereit zu halten.

Omar Jussuf hatte nun, wo seine Eigenliebe so sehr ins Spiel kam, den besten Willen, aber es kamen noch Unannehmlichkeiten genug. Eines der besten Lastthiere wurde gestohlen, was allein schon wieder einen Aufschub von ein paar Tagen veranlaßte; dann verlangte der Scheich, daß Révoil die beiden Ladungen Stoffe bezahlen solle, die er zum Geschenke für Osman Aßeno in Ganane bestimmt hatte; endlich betrieb Osman Hadschi Ibrahim ganz offen die Bildung einer Bande, welche die Karawane plündern und die Reisenden tödten sollte. Die meisten Somalis erklärten sich zwar gegen ihn und schließlich wurde er gezwungen, seine Hetzpredigten in den Moscheen einzustellen,

[1]) Ziemlich gleichzeitig mit Révoil hat auch der englische Reisende Lord Philipps das Thier im centralen Somalilande bei Ogadein aufgefunden und beschreibt die Art, in welcher es stößt, genauer; es wird von den dortigen Somalis Farumſer genannt und in derselben Weise gefangen wie in Gelidi.

aber immerhin fand er Anhänger genug. Besonders schloß sich ihm Hamed Ugau an, der dem Bruder des Sultans zürnte, weil er ihn von der Eskorte des Reisenden beim Zuge von Mogduschu nach Gelidi ausgeschlossen hatte; um diesen zu ärgern, wollte er den Reisenden tödten, und hatte sogar geschworen, seine Frau zu verstoßen, wenn er den Reisenden nicht mit eigener Hand niederstieße. Trotzdem hatte er mit Révoil in Gelidi ganz freundlich verkehrt; aber nun gewannen die Hetzereien des fanatischen Hadschi wieder Einfluß auf ihn. — Dagegen versöhnte sich Révoil wieder mit Hamed und Shibraïl Musa, welche das oben erwähnte Attentat gegen ihn geplant hatten, und besuchte den letzteren sogar in seiner Wohnung in Belguri.



Heterocephalus glaber. (Halbe natürliche Größe.)

Auf dem Wege dahin konnte Révoil eine Koranschule besichtigen, welche der Lehrer, Malöm von den Somalis genannt, unter freiem Himmel abhielt; das Verfahren war natürlich ganz wie in anderen mohammedanischen Ländern auch; als Tafeln dienten Bretter, auf welche die zu lernenden Koranverse geschrieben wurden. — Derselbe Gang gab ihm Gelegenheit, dem Begräbnisse eines angesehenen Alten beizuwohnen. Die Leiche, in ein weißes Leinentuch eingenäht, lag auf einer Tragbahre, die ebenfalls mit einem weißen Tuche bedeckt war. Den Boden hatte man mit Rinderhäuten bedeckt, welche von den Lagerstätten der Nachbarn entlehnt waren. Neben der Leiche stand aufrecht der Malöm und rühmte das Leben und die Heldenthaten des Verstorbenen, während das Trauergefolge auf der Erde kauerte und Schafe und Ziegen munter unter ihnen herumliefen; die Vorübergehenden spuckten mehrmals auf den Katafalk. Nach Beendigung seiner Rede sprach der Malöm die nöthigen Gebete und das Begräbniß erfolgte ganz in derselben Weise, wie in anderen mohammedanischen Ländern auch.

Trotz der Versöhnung dauerten aber die Reibereien der verschiedenen Parteien in Gelidi fort, und selten endeten die Berathungen anders, als daß eine Partei im Zorne und mit Drohungen gegen die Schützlinge der Anderen die Wohnung des Sultans verließ. Die Kosten der Zusammenkünfte mußte natürlich Révoil tragen.

Die Samojeden.

Von de Dobbeler.

II.

In der Regel werden drei Renthiere vor den Schlitten gespannt, und da denselben nicht, wie den Pferden, Gebisse ins Maul gelegt werden können, so dienen statt dessen aus Bein geschnitzte und mit Riemen fest am Kopfe gehaltene Lenker. Unmittelbar gelenkt wird nur das links gehende Ren mit einem einfachen langen Lenkriemen. Das zweite Ren ist an dem Bauchgurte des ersten, das dritte an dem des zweiten befestigt. Aus diesem Grunde und weil die Zugriemen beweglich in Ringen liegen, welche vorn am Schlitten befestigt sind, bleibt immer ein Ren etwas hinter dem anderen zurück. Das stärkste Thier voran, bilden die übrigen mit diesem eine schräge Linie, was sehr gut aussieht. Die Lehrer dieser Völker waren die Natur und die Erfahrung; wie die Zugvögel in der Luft, so fliegen sie mit ihren Renthieren über die Schneeebenen.

Unentbehrlich bei Führung der Renthiere ist ferner ein sehr langer Speer, dessen stärkeres unteres Ende mit einer starken Eisenspitze versehen ist und dessen schwächeres oberes Ende einen mäßig großen Knopf trägt. Die Eisenspitze dient zum Schutze gegen Raubthiere, besonders gegen Wölfe. Beim Lenken und Antreiben hat der Samojede diesen Speer unter dem Arme in der Hand, so daß die eiserne Spitze desselben sich hinter seinem Rücken befindet, während er mit dem auf dem Speere befindlichen Knopfe die Renthiere stößt und kitzelt und ihnen denselben bald von der einen, bald von der anderen Seite zeigt. Gut eingeübte Renthiere sollen still stehen, sobald der Führer den Speer zur Erde wirft; hilft dieses nicht, so wird der Lenkriemen stark nach links gezogen, oft so stark, daß das Leitren zu Boden fällt.

Wenn Fische oder andere Waaren in großer Menge transportirt, also Karawanen gebildet werden, so gehen diese verhältnißmäßig langsam und es werden alsdann nur zwei Renthiere vor den Schlitten gespannt. Vor andere Schlitten werden auch hin und wieder vier, ja fünf gespannt, aber nicht mehr.

Die von den Samojeden selbst gemachten Böte haben eine Länge von 4 bis $5^3/_4$ m und in der Mitte eine Breite von 60 bis 85 cm. Sie werden nach beiden Enden allmählich und gleichmäßig schmäler. Die Samojeden verfertigen dieselben entweder aus einem Stücke, wenn sich ein passend starker Baum dazu findet, oder die Böte bestehen aus drei Theilen, nämlich dem unteren, auf dem Wasser ruhenden und aus einem Baumstamme gehauenen Boden, und den beiden, etwa 36 cm hohen Borten, welche vermittels durch Löcher gezogener zäher Baumwurzeln oder Weidengerten und Harz fest und wasserdicht mit dem Boden verbunden werden. Jedes Boot ist fein gearbeitet, der

Boden 2 cm, die Wände 1 cm stark. Im Inneren sind keine Sitze, wohl aber vier bis sechs Querhölzer, welche etwas unter den Kanten des Bootes eingelassen und durch kleine Holzpflöcke befestigt, dazu dienen, demselben eine größere Festigkeit zu geben. Entstehen Spalten im Boote, so werden diese ebenfalls mit Weidenzweigen oder Baumwurzeln dicht gemacht, so daß ein altes Boot oft wie zusammengenäht aussieht. Am besten kann man sich ein Bild von diesen Böten machen, wenn man eine Erbsenschote aus einander biegt und derselben durch kleine, zwischen die beiden Schalen gestellte Holzstäbchen die Form eines Bootes giebt.

Die Ruder sind entweder einfache, mit einer länglichen, etwas gebogenen Ruderschaufel versehene, oder Doppelruder mit zwei kurzen Schaufeln und den schon bekannteren Eskimorudern ähnlich.

Schon einmal habe ich erwähnt, wie geschickt die Samojeden mit diesen kleinen, zierlichen Böten umzugehen wissen, sie oft schwer beladen und mit ihnen einem nicht unbedeutenden Wellenschlage Trotz bieten können. Beim Rudern liegen sie mit den Knieen auf einem Weidenbündel und bewegen das Ruder von einer Seite zur anderen. Derjenige, welcher mit diesen Böten nicht umzugehen versteht und sich hineinwagt, wird bald ein unfreiwilliges Bad nehmen. Findet man bei den Samojeden größere Segelböte, so haben sie dieselben von den Russen erhalten.

Schon früher erwähnte ich, daß dieses Volk nur das Messer, das Beil und die Nadel als Werkzeuge gebraucht. An ihrem Zelte, an ihren Schlitten und Böten wird man keinen eisernen Nagel, nichts durch Leim verbunden finden. Alles bekommt schon durch die Art und Weise, wie es in einander gefügt wird, Halt, und wo nachgeholfen werden muß, geschieht dieses durch kleine Holzpflöcke. Den Samojeden kommt hierbei das außerordentlich feste, zähe und biegsame Holz des dort befindlichen Lärchenbaumes sehr zu Hilfe.

Die zu den Zelten gehörigen Stangen und Bretter, die Schlitten, Böte und Ruder sind aus Holz hergestellt. Der Knopf auf der Speerstange, die vorn am Schlitten befestigten Doppelringe, in welchen die Zugriemen liegen, sind entweder aus Holz oder aus Bein geschnitzt. Die am Kopfe liegenden, zum Zaume gehörigen Lenker sind immer aus Bein hergestellt. Es werden hierzu Renthierknochen, Mammuthknochen, Mammuthzähne und Walroßzähne genommen. Die Riemen am Renthiergeschirre sind von der Haut des wilden Renthieres, des Walrosses, der Delphine und anderer Thiere. Der Halsgurt ist aus den noch mit Haaren versehenen Fellen des Eisbären, des braunen Bären oder anderem hierzu passenden Materiale gemacht. Die Bauchgurte bestehen fast immer aus gegerbtem Rindleder, welches durch Handel erworben wird.

Vor den Männerschlitten eines wohlhabenden Samojeden werden vor allen Dingen drei ausgezeichnete Renthiere gespannt. Die an den Zäumen derselben befindlichen Lenker sind theilweise aus Mammuthzähnen hübsch geschnitzt und gefärbt. Die Zaumriemen sind mit langen, roth, braun oder gelb gefärbten Lederfransen geschmückt. Die Halsgurten bestehen aus dem mit langen weißen Haaren versehenen Felle des Eisbären. Die aus gegerbtem Rindleder hergestellten Bauchgurte sind mit Messingknöpfen verziert; an der des Leitrenthieres befindet sich ein Haken, in welchem der Lenkriemen liegt. Verbunden sind die Renthiere durch blanke Messingketten. Die Doppelringe am Schlitten und der Knopf auf der Speerstange sind aus den elfenbeinliefernden Zähnen des Walrosses geschnitzt. Auf dem Schlitten liegt ein schneeweißes Renthierfell und an der Seite desselben hängt im ledernen Gewehrhalter ein Gewehr.

Die Samojeden besitzen außer dem Renthiere und dem Hunde kein anderes gezähmtes Thier. Es ist bekannt, wie unentbehrlich den nordischen Völkern das Renthier ist; weil aber schon viel darüber geschrieben worden, erwähne ich möglichst wenig.

Die verschnittenen Thiere, welche, wie unter den Rindern die Ochsen, einen großen Theil der Renthierheerden bilden und zur Arbeit, besonders zum Ziehen schwererer Lasten gebraucht werden, sind die größten und ruhigsten. Diese Thiere haben von der Schnauzenspitze bis zum Schwanze eine Länge von 1 m 87 cm und vom Boden bis zum Geweihe eine Höhe von 1 m 20 cm. Das Geweih ist 62 cm hoch, also beträgt die Höhe vom Boden bis zur Spitze des Geweihes 1 m 82 cm. Das Geweih derselben ist zwar sehr groß und hat oft 20 Enden, aber es ist selten hübsch und regelmäßig. Die männlichen Renthiere, welche in geringer Anzahl gehalten werden, sind ein wenig kleiner, aber natürlich viel lebendiger und geschmeidiger. Besonders hübsch sind die weiblichen Renthiere; sie sind bedeutend kleiner als das beschriebene, aber ungemein beweglich und ausdauernd, auch ihr Geweih ist zwar klein, aber sehr regelmäßig und fest. Wenn die Samojeden das Alter eines Rens bestimmen wollen, so sehen sie nach den Zähnen.

Die Hunde der Samojeden sind kleine, muntere und gelehrige Thiere. Sie werden niemals zum Ziehen benutzt, sondern dienen hauptsächlich zum Hüten und Zusammentreiben der Renthiere und werden auch ihres Felles wegen gehalten. Ihre Länge beträgt 67 cm, ihre Höhe 38 cm, wenige sind größer oder kleiner. Ihre Farbe ist hellgelb, selten schwarz oder schwarz und weiß. Diese Hunde werden, wenn sie den Fischern gehören, nur mit rohen Fischen ernährt. Sie bellen viel; die Tollwuth kommt, wenn auch selten, im Sommer wie im Winter unter ihnen vor.

Die Erwerbszweige der Samojeden sind ausschließlich Renthierzucht, Jagd und Fischerei. Wenn auch jeder Samojede Hirt, Jäger und Fischer in einer Person ist, so beschäftigen sich doch die wohlhabenden mehr mit Renthierzucht, die ärmeren mehr mit Jagd und Fischerei und das Ziel aller wird immer sein, Besitzer von möglichst vielen Renthieren zu werden. Das Ren ist ihr Hauptgut, ihr Kapital, und sie berechnen auch alles in Renthierwerthen.

Das Klima und die Nahrungssorge zwingt die Menschen und die meisten dort lebenden Thiere zu beständigen Wanderungen. Der Hirt hat fortwährend mit seiner Heerde zu thun, er muß sie dahin führen, wo die beste Weide, hauptsächlich das beste Renthiermoos (Flechte), ist und zieht im Frühjahr und Sommer mit ihr von Süd nach Nord, im Herbst und Winter von Nord nach Süd. Beständig muß er auf sie achten, sie zusammenhalten, sie gegen Raubthiere, besonders gegen Wölfe, schützen. Im leichten Schlitten mit den schnellsten Renthieren umfährt er die Heerde; mit dem langen Lasso fängt er die widerspenstigen und jungen Thiere ein und lehrt sie und gewöhnt sie daran, den Schlitten zu ziehen. Der von ihm gebrauchte Lasso ist 21 m lang und von starken Riemen fest und künstlich geflochten; an dem einen Ende desselben ist ein aus Knochen geschnitzter Doppelring befestigt, vermittels dessen die Schlinge hergestellt wird. Die Speise der Hirten ist Renthierfleisch, die Milch dieser Thiere benutzen sie sehr selten.

Der samojedische Jäger folgt dem ebenfalls hin und her wandernden Wilde. Er besitzt wohl ein altes, mit Feuersteinschloß versehenes Gewehr, sehr selten ein Perkussionsgewehr. Er verfolgt die Fährte der wilden Renthiere; sieht oder vermuthet er solche in einiger Entfernung, so legt er sich auf den Schnee nieder und kriecht langsam und mit

Ausdauer so nahe wie möglich heran. Hierbei bedient er sich eines Brettes, welches er vorhält, um sich zu verdecken. Dieses Brett hat ein halbmondförmiges Loch, durch welches der Jäger das Wild beobachtet und, sobald er nahe genug herangekommen ist, das Gewehr legt, um zu schießen. Immer wird auch ein Bogen im Besitze des Jägers sein und fehlt ihm das Gewehr, welches häufig der Fall ist, oder hat er keine Munition mehr, so muß Bogen und Pfeil allein genügen; kleineres Wild wird ausschließlich nur mit letzterer Waffe erlegt. Der Bogen der Samojeden ist über 2 m lang, groß und stark, er ist in der Mitte, da wo der Pfeil aufgelegt wird, ein wenig nach innen gebogen und mit starker Sehne versehen. Die 80 cm langen Pfeile sind aus Holz gemacht, ziemlich stark und da, wo sie auf der Sehne liegen, mit einer Kerbe und drei mäßig langen Federstreifen versehen. Die Pfeilspitzen werden entweder, wie die schon beschriebenen eisernen Speerspitzen, in ostjakischen Schmieden gemacht oder die Samojeden schnitzen sie aus starken Knochen; sie sind entweder spitz oder gabelförmig getheilt; letzteres geschieht, um die Felle der Pelzthiere weniger zu beschädigen und um die Pfeile nicht zu verlieren. Zwar habe ich erwähnt, daß zu den Schlitten und Böten, also zu den größeren Gegenständen, kein Leim verwandt wird, zu kleineren Gegenständen wird aber ein aus Fischblasen verfertigter Leim benutzt. Es ist der Bogen mit ganz feinem Birkenbast beklebt und erhält dadurch ein Aussehen, als sei er polirt, ebenso sind die Pfeile da, wo die Kerbe ist, und da, wo die Pfeilspitze eingefügt ist, mit feinem Birkenbast umwunden und beklebt. Daß der Bogen keine ungefährliche Waffe ist, mag folgende Thatsache erklären. Vor etwa 40 Jahren wollte eine Samojedenschaar unter ihren Anführern Wanju und Pani Obdorsk stürmen. Sie probirten vorher ihre Bogen und Pfeile und brachten es dahin, daß sie mit denselben aus ziemlicher Entfernung, trotz dicker, doppelter Pelzbekleidung, einen Menschen tödten konnten. Der Anschlag auf Obdorsk wurde damals verrathen und im Keime erstickt.

Außer Bogen und Pfeil verfertigen die Samojeden eine große Anzahl der verschiedensten Fallen. Eine dieser Fallen besteht aus einem zu diesem Zwecke hergestellten Bogen; die Sehne desselben wird durch ein hierzu passendes Holz gespannt gehalten. An dem letzteren ist eine Schnur befestigt, welche in einiger Entfernung über die Fährte des Wildes gezogen wird. Berührt das Wild die Schnur, so fällt das die Sehne haltende Holz zurück und der Bogen schleudert den Pfeil mit außerordentlicher Kraft. Daß zu dem Stellen der Fallen viele Kunstgriffe und Kenntnisse gehören, welche durch Erfahrung gesammelt werden müssen, wird jeder Jäger wissen.

Zur Jagd der Samojeden gehört in erster Reihe das wilde Renthier, der braune Bär, der Vielfraß, der Wolf, welcher oft eine außerordentliche Größe hat, wie die von mir gesehenen Felle zeigten; besonders aber die Füchse, wie der weiße Eisfuchs, welcher jung die grau aussehenden Krestovatikbälge liefert; auch sah ich schwarze und blaue Eisfuchsbälge; dann der gewöhnliche rothe Fuchs und mit ihm der echte Schwarzfuchs; das Fell des letzteren kann einen Werth bis zu 1000 Rubel haben, die Samojeden erhalten im Tauschhandel aber höchstens 60 Rubel. In großen Mengen wird das, das Grauwerk liefernde Eichhörnchen sowie weiße Hasen erlegt. Im Sommer leben an den Flüssen und Seen wilde Schwäne, eine ungeheure Anzahl Gänse und Enten verschiedener Arten; vielfach vorkommend und wenig scheu ist der rothkehlige Taucher, von den Russen Gagar genannt, und die Uferschnepfe. Häufig von mir bemerkt wurden ferner nur eine Art großer schöner Möven (Larus affinis), der Rauhfußbussard, die Schneeeule, Schneehühner und Krähen (Nebelkrähen); unter den kleinen Vögeln fällt namentlich die in großer Anzahl vorkommende Uferschwalbe auf. In unserer Faktorei hatte sich ein Sperling angesiedelt; der alte Junggeselle mußte es aber mit dem Tode büßen, daß er seine nördlichste Verbreitungsgrenze (Beresow) überschritten und sich in das Reich der Samojeden gewagt hatte, welche eben alles tödten, was sie bekommen können. Der Sperling war H. Robert zuerst am Taß begegnet und war dann mit nach der Faktorei am Purr gezogen.

Erzählt wurde mir, daß es oft viele Mäuse gebe, wahrscheinlich Lemminge, die Hauptnahrung der Füchse und eines der Ratze ähnlichen, im Wasser lebenden Thieres; unsere Hummel sah ich selbst und das Innere der Blockhäuser war angefüllt mit „Preußen", wie sie die Russen nannten, und welche dieselbe Stelle vertraten, wie bei uns die Schwaben; harmlose, außerordentlich furchtsame und die Wärme ungemein liebende Thiere.

Die Samojeden kommen bis zum Nördlichen Eismeere auf der Samojedenhalbinsel; der Mündung des Taß-Busen gegenüber fanden wir ein Todtenlager; sicher ist, daß die Samojeden weit nördlich vom Taß-Busen ihre Renthiere weiden lassen, und sie erzählten von dem Fischreichthume im Gyda-Busen. Unter den Samojeden war mir ein hübsch gewachsener, gewandter tüchtiger Jäger bekannt, welcher gut russisch sprach; der Reichthum desselben bestand in einem sehr guten Gewehre, welches er von einem Kapitän (Nielsen), dem er behilflich gewesen war, geschenkt bekommen hatte. Er schoß damit Delphine (der Weißwal, die Belucha oder der Delphin der Russen); er sowie andere samojedische Jäger streiften weit nach Norden, und dann gehört zur Jagd derselben auch der Eisbär, das Walroß und der Seehund. Die Samojeden ziehen im Winter südlich bis Surgut, sie treffen dann den Etch, auch wohl Zobel und Hermelin, Auer-, Birk- und Haselhühner. Von Zobel und Hermelin habe ich wenig gehört, nur ein einziges Zobelfell gesehen; sie sind im Süden Sibiriens häufiger.

Die gegebenen Vorbilder für den Landbau im Camerun-Gebiete.

Von **A. Freiherr von Hammerstein.**

II. (Schluß.)

Alle diese Kulturen und Leistungen sind nun an der ganzen Westküste viel schlechter möglich als in den portugiesischen Kolonien. Die Erfolge, die Soyaux in Heranziehung der Eingeborenen veröffentlicht hat, hat er thatsächlich nicht gehabt, denn ich habe seine verantwortlichen, eigenhändigen Berichte gelesen, in denen er seine übeln Erfahrungen in der Hinsicht schildert und versichert, nie mehr einen Eingeborenen zur Arbeit nehmen zu können.

Und wenn Hübbe-Schleiden in seinem Buche „Aethiopien“ sagt, daß in seinem sogenannten Aethiopien, nämlich Aequatorialafrika, das Angebot der Negerarbeit unbeschränkt sei, will ich nicht das veröffentlichen, was er selbst mit seinen Negerarbeitern erfahren hat.

Unter der Anregung und Fortbildung der portugiesischen Regierung hat sich dagegen ein System gebildet, das ich als segensreich bezeichnen muß, nicht nur für den Arbeitgeber, sondern auch für den Neger. Es ist als „moderne Sklaverei“ verschrieen, aber ganz grundlos durch Philanthropen, die die Neger Afrikas ebenso wenig kennen, wie einen Segen der Arbeit, wie das u. A. auch der erfahrene Reisende Dr. Falkenstein und neuerdings viele Andere treffend nachweisen. Die Leute sind in ihrer Heimath, in Angola, Benguela und Loango, Sklaven, d. h. wirkliche, darbende, geschundene Sklaven. Unter der Aufsicht der portugiesischen Regierung werden sie gekauft, erhalten einen Kontrakt auf sieben Jahre, nach deren Ablauf sie die Freiheit haben. Ein Handel damit ist ausgeschlossen. Arbeitsleistung, Nahrung, Kleidung, Lohn und Wohnung sind in guten Verhältnissen vorgeschrieben und die Regierung achtet in San Thomé genau auf die Ausführung der Bedingungen, wie sie hier außerdem durch Wegebau, Förderung von Handel, Landbebauung und Kultur sehr thätig und anregend wirkt.

Auf diese Weise sind in der Kolonie San Thomé und Principe viele Tausende von Männern und Weibern mit den nöthigen Kinderschaaren beschäftigt. Dieselben werden fast durchweg streng in Reinlichkeit und Ordnung gehalten, sie bekommen reichliche Nahrung und haben in Anbetracht des für sie kühlen Klimas gute Wohnungen und je einen Strohsack und eine wollene Decke als Bett. Sie wissen, wofür sie arbeiten, und sind sehr zufrieden. Wer sich die Freiheit und ein hübsches Verdientes erarbeitet hat, bleibt meistens in diesem Verhältnisse oder kehrt bald in dasselbe zurück, nie aber geht er heimwärts, sondern siedelt sich sonst auf San Thomé an, wo die vielen auf diese Weise entstandenen, kleinen freien Negerfamilien ein angenehmes oder gar faules Dasein sorgenlos führen und durch Arbeit zu Menschen geworden, auch das Christenthum wirklich in sich aufnehmen. Das ist keine Sklaverei, das ist praktische Mission. Das sind segensreiche Einrichtungen, die ja auch ihre Ausartungen und Ausnahmen zeigen, aber solche können durch die vernünftige Leitung einer starken Regierung auch fast ganz vermieden werden.

Für das an der Küste und im Flußgebiete der Kolonie Camerun weit ausgedehntere Flachland habe ich an anderer Stelle gleichfalls nachgewiesen, daß für die Bebauung günstige, fruchtbare Böden in guter Lage reichlich vorhanden sind; die Urwälder auf dem Granitboden Batangas, das Flußgebiet des Mungo und die Niederungen zwischen dem Camerun-Gebirge und den Rumbibergen bieten solche ganz besonders. Für sie ist an Erfahrungen durch ein rein deutsches Unternehmen reichlich gesammelt, um mit dem Landanbaue durch Handelsgewächse in ihnen zu beginnen, sobald die Negerarbeiterfrage gelöst sein wird. Dieses Unternehmen ist die Sibange-Farm.

Die Kaffeepflanzung „Sibange-Farm“ ist ein Unternehmen der Firma Woermann und liegt etwa 7 km ostnordöstlich von Gabun, dem Hauptorte der gleichnamigen französischen Kolonie, und ungefähr südlich von dem südlichsten Zipfel der Mundabucht.

Das Terrain ist ein hügeliges, erhebt sich aber nur in einzelnen steilen Bergkuppen höher als 40 m über die Meereshöhe. Das Gebirge besteht vorwiegend aus einem grauen, stark thonigen, dickschieferigen, feinkörnigen, kalkhaltigen Sandsteine, die Kuppen und etwas höheren Hügel sind von dem den Laterit kennzeichnenden porösen, schlackignierenförmigen, thonigen Rotheisensteine, dem man an der ganzen Westküste so viel begegnet. Das Klima hat ihn aber hier mit einer dickeren Verwitterungsschicht, einem zugleich auch an organischen Stoffen reichen Boden bedeckt.

Die ganze Gegend trägt weit und breit üppigen Urwald, in dem mächtige Baumriesen auftreten. Mit Axt und Feuer ist nur ein kleiner Theil des angekauften Terrains davon gelichtet und angebaut. Herr Soyaux, das frühere botanische Mitglied der Loango-Expedition, hatte im Auftrage der Firma Woermann die Anlage der Farm übernommen, im Jahre 1879 damit begonnen, und bis 1884 hat er dort mit reichlichen Geldmitteln zahlreiche Versuche angestellt.

Die freigeschlagenen, runden Kuppen und die sich etwas flacher abdachenden, längeren Hügel sind mit Liberiakaffee bepflanzt. In geraden, 10 Fuß entfernten Reihen im Quadratverbande bedecken die breiten, niedrigen Kronen der kleinen, einige Jahre alten Bäumchen schon einen großen Theil des Bodens, auf dem es so viel Arbeit kostet, die zahlreichen, schnell und mächtig emporschießenden Unkräuter und Gräser nieder zu halten und zu entfernen. Die regelmäßigen, großblätterig und dunkel begrünten Pflanzungen auf freiem Boden sind wohlthuend anzusehen inmitten der schrankenlosen Wildniß und des auffallenden Fehlens aller geraden Linien, der hauptsächlichsten Marken kulturmenschlicher Thätigkeit.

Die Bäumchen stehen freilich auf einem einzigen geraden Stamme, aber sie werden buschartig breit und niedrig gehalten, damit alle Zweige leicht bepflückt und beschnitten werden können.

Bei den schon tragenden Bäumen sitzen die Beeren dicht gedrängt um und in den Blattachseln und ziehen die Zweige durch ihr Gewicht herunter. Zwischen denselben und an anderen Stellen des Baumes blühen zeitweise im Uebermaße die radförmigen, spitz- und fleischigblätterigen, einen kleinen Trichter bildenden Blüthen, deren blendendes Weiß in seiner Fülle scharf absticht gegen die Blätter, und die einen betäubenden, süßlichen Geruch ausströmen, der angenehm ist, aber in der Nähe und länger genossen Kopfschmerzen verursacht.

Die jungen Pflanzungen sehen noch weniger regelmäßig aus. Das junge Unkraut schießt wieder durch das vertrocknete, abgehackte. Die Stöcke, mit denen die jungen Pflanzen bezeichnet sind, und der umgehackte, bloßgelegte Boden zeigen freilich schon von fern die andauernde Pflege, aber die angebrannten und trockenen, oft hohen Stümpfe der früheren, stärkeren Waldbäume und die wegen zu großen Umfanges zuweilen liegen gebliebenen Stämme sind noch frischer und treten auch mehr hervor, weil kein Grün sie verdeckt.

Zwischen diesen kleinen Hügeln liegen scharf einfallende, schmale Thäler, Ravinen, die mit freigeschlagen, aber nicht zur Anpflanzung benutzt sind und in denen in der Regenzeit kleine Bäche entlang fließen. Ueber das Gewirr von Stämmen und Blöcken in ihnen hat sich ein dichtes Blattwerk gezogen, aus dem die Köpfe der jungen Urwaldherrscher sich schon wieder erheben. Nur die Oelpalmen sind erhalten und stehen einzeln und gruppenweise schlank und hoch darüber. Seit sie von dem Schatten der Laubbäume befreit sind, tragen sie reichliche Früchte.

Die Kaffeefelder schließen sich in etwas langgestreckter Form an einander und sind rings umschlossen vom Urwalde, zwischen dessen hellgrauen Stämmen und Aesten der durch den seitlichen Freihieb Licht erhaltende Unterwuchs sich so

entwickelt hat, daß auch, wenn man dicht davor steht, nirgends zu erkennen ist, wo ein Stamm ungefähr dem Boden entspringt, und bei der sehr verschiedenen Höhe und Form der durch einander wachsenden Baumkronen und überall rankenden Schlinggewächse die Terraingestaltung nur nach größeren Hügeln und tieferen Thälern beurtheilt werden kann.

Die Wege sind von Herrn Schran angelegt, der fünf Jahre am Congo mit Erfolg thätig gewesen ist und die Vermessung und Kartirung der Farm und ihrer Umgegend ausgeführt hat. Sie sind schmal, nur für einzeln gehende Thiere und für Fußgänger berechnet, und doch in Anlage und Unterhaltung kostspielig genug. Das erhöhte Planum und die Gräben müssen von dem auch auf den langen Urwaldstrecken wuchernden Pflanzenwuchse freigehalten werden, und die Regengüsse richten große Verheerungen an. Die Brücken sind von guten europäischen Bohlen gebaut, die auf Eisenschienen ruhen.

An dem Wege, der nach Gabun führt, sind im Urwalde, wo derselbe nicht mehr zum Woermann'schen Besitze gehört, schon verschiedene Negeransiedelungen entstanden, und alle Eingeborenen in weitem Umkreise benutzen nicht mehr ihre gewundenen Pfade über Berg und Thal mit oft großen Umwegen. Sie konnten ja auch im Urwalde niemals die Richtung sicher verfolgen und die besten Stellen suchen, dazu gehören Kompaß, Nivellirinstrument und Bussole. Wie schwer es aber ist, auch damit die beste Lage eines Weges zu bestimmen, kann man nur beurtheilen, wenn man den Urwald kennt, in dem weit und breit auch auf kurze Entfernungen kein freier Blick zu gewinnen ist. „Wenn Du diesen Weg gesehen hättest, ehe er da war!“ sagt irgend ein praktischer Engländer. Jetzt wandert und reitet man bequem und mit Vergnügen darauf durch die übrigens unveränderte Wildniß des Urwaldes. Die Hauptrichtung, in der die Farm von Gabun aus liegt, wurde seiner Zeit durch Raketen bestimmt, die man auf derselben steigen ließ, und die von einem vor Gabun liegenden Dampfer gepeilt wurden.

Ziemlich in der Mitte der Felder auf einem Hügel, von dem aus man die meisten übrigen übersehen kann, stehen die Gebäude der Farm. Zwei leichte Bretterhäuser auf gemauerten Pfeilern mit leichten, weit überfallenden Dächern, welche die ringsum laufende Veranda noch mit beschatten, enthalten die luftigen, hübsch ausgestatteten Wohnräume der Weißen. Namentlich das kleinere mit seinem weiß gestrichenen Dache und seinem braunen Holzwerke sieht sehr freundlich aus. Das größere, in dem Herr Soyaux mit seiner Frau gewohnt hat, steht jetzt leer.

Vor den Häusern sind kleine Gärten angelegt, in denen einheimische Gewächse und europäische Pflanzen gedeihen. In dem etwas entfernteren Gemüsegarten werden Gurken, Erbsen, Kohl, Salat, Radiese u. s. w. nebst einigen tropischen Früchten gezogen. Alles das wächst bei sorgfältiger Pflege und stets frisch bezogener Saat gut. Der Hang vor dem Hause ist mit dem gegenüberliegenden zusammen zu einem Weideplatze mit Stacheldraht eingefriedigt. Ein Maulesel und drei tropische, hellfarbige Esel, wie sie in Senegambien sehr häufig sind, mit einem einzigen schwarzen Striche über dem Widerriste, weiden darin mit einigen der schmucken, kleinen afrikanischen Rinder und einem Stamme der spärlich behaarten Schafe, die nur Fleisch erzeugen.

Hinter den Wohnhäusern ist eine Kegelbahn und eine Anzahl kleinerer Häuser, die Küche und die Geflügelhäuser in einer großen Drahtgittereinfriedigung, in der Puter, Hühner und Enten gezüchtet werden. Neben den Wohnhäusern ist ein Waarenhaus, in dem die schwarzen Arbeiter ihre täglichen Lebensmittelrationen, ihre Kleidung u. s. w. erhalten, die Wohnung des schwarzen Aufsehers und ein großer offener Arbeitsschuppen. Zwischen ihnen wird zur Erntezeit der Kaffee auf freiem Platze getrocknet, bearbeitet und verlesen.

Alle Häuser stehen auf Pfeilern und haben einfache Wände von Brettern oder Wellblech. Ueberall muß der Luftzug ungehindert durchstreichen können, weshalb auch die freie Lage auf dem Hügel besonders vortheilhaft ist. Die hohe Feuchtigkeit in Verbindung mit der großen Wärme verderben sonst alles schnell. Ueberall müssen ferner die Ungeziefer, die Ratten, Ameisen, Termiten, Schlupfwespen, Schwaben u. s. w. nachdrücklich verfolgt werden können. — Sehr viel Arbeit erfordert der Gras- und Unkrautwuchs auf allen Hof- und Wegflächen. Täglich sitzt eine Anzahl der Schwarzen dabei, ihn mit dem Kutlaß, dem Universalinstrumente, einem hirschfängerartigen, breiten, an der Spitze gebogenen Buschmesser, abzuhauen.

Den erwähnten gegenüberliegenden Hügel, krönt ein großes, eisernes Lagerhaus. An seinem seitlichen Abhange stehen die Häuser der Arbeiter, die verglichen mit den Hütten der Eingeborenen in jeder Beziehung viel besser sind. Die Arbeiter, deren etwas über 60 dort beschäftigt sind, stammen fast alle aus der Gegend von Kabinda nördlich vom Congo. Die Arbeit, die sie leisten, ist für den guten Lebensunterhalt, die Kleidung und Bezahlung, die sie erhalten, sehr gering, vor Allem aber gar nicht mit dem zu vergleichen, was ein deutscher Arbeiter arbeiten nennt. Dazu kommt, daß diese Leute immer nur ein oder zwei Jahre bleiben, um dann ihre Ersparnisse in der Heimath unterzubringen und so auch noch die Ueberfahrten und schwierigen Ersatzverschaffungen neben dem fortwährenden Anlernen und Kräftigen durch gute Lebensmittel die Arbeit sehr vertheuern. Die Versuche, die Herr Soyaux gemacht hat, die dortigen Eingeborenen zur Arbeit heranzuziehen, sind alle gescheitert.

Ein solches Unternehmen, wie es die Sibangefarm ist, konnte eben nur Jemand wie Herr Woermann unterhalten, der die Verhältnisse kennt und über das nöthige Kapital verfügt. Durch die Anlage dieser einzigen Pflanzung an der ganzen Küste zwischen Angola und Liberia hat er sich ein großes Verdienst erworben, indem er Erfahrungen gesammelt hat, die allen Denen zugute kommen können, die beabsichtigen, an der Westküste Afrikas Aehnliches zu unternehmen. Es ist nur zu bedauern, daß diese Erfahrungen so viel gekostet haben, daß Herr Woermann nicht von vornherein einen Mann hinaussandte, der neben Kenntnissen und Thatkraft auch Praxis in der Bewirthschaftung und Verständniß für die Lebensbedingungen einer Pflanze, für Pflanzung und Bodenbearbeitung gehabt hätte. Bei allem Fleiße ging das alles Herrn Soyaux leider ab. Er war ein Gärtner, aber als solcher auch nur ein Systematiker der Botanik, wie seine vorzüglichen Sammlungen zeigen. Aus seinen landwirthschaftlichen Schöpfungen aber kann man doch reichliche Erfahrungen ziehen, um ähnliche Unternehmungen als unrentabel zu bestimmen oder mit sicherer Aussicht auf Erfolg in Angriff nehmen zu können.

Kürzere Mittheilungen.

Hardman's Forschungen im Kimberley-Distrikte.

Der Norden der Kolonie Westaustralien war bis 1879 ein unbekanntes Land. In diesem Jahre unternahm Alexander Forrest die erste Forschungsreise durch dies große Gebiet. Sie ging von der Mündung des Fitzroy (King Sound, in 17° 32′ südl. Br. und 123° 37′ östl. von Gr.) aus und endete in Port Darwin an der Nordküste. Forrest hatte glänzende Entdeckungen gemacht. Seine Reise führte ihn über herrliches, durch zahlreiche Flüsse bewässertes Weideland von beträchtlichem Umfange. Das große Nordgebiet erhielt dann den Namen Kimberley-Distrikt nach dem damaligen Kolonialminister Englands, dem Earl of Kimberley. Es begreift den Theil der Kolonie, welcher nördlich von 19° 30′ südl. Br. liegt und einen Flächeninhalt von ungefähr 134000 englischen oder 6302 deutschen Quadratmeilen umfaßt. Am Schlusse des Jahres 1884 waren davon bereits 62084 resp. 2920 von Squattern zu Viehweiden in Pacht genommen. Der Viehstapel an den Flüssen Fitzroy und Lennard zählte 46839 Schafe, 960 Rinder und 287 Pferde und hat sich im Jahre 1885 erheblich vermehrt. Außerdem waren auf den Weideflächen am Ord R. jenseits der Wasserscheide, welche zu den vorzüglichsten in ganz Australien gehören sollen, große Heerden Rinder von Queensland aus eingetroffen. Die von den Squattern zu zahlende jährliche Rente beträgt 10 sh für je 1000 Acres oder 405 ha. Der Ankauf von Land, aber nicht unter 200 Acres oder 81 ha, ist auf 10 sh pro Acre oder 40 bis 46 Ar festgesetzt. Am östlichen Ufer des King Sound ist jetzt in 17° 18′ südl. Br. und 123° 41′ östl. v. Gr. eine Hafenstadt, Derby genannt, angelegt worden, wo auch der Polizeimagistrat des Distriktes residirt. Man hielt bisher das Klima für ein gesundes, allein die neuesten Nachrichten besagen, daß Europäer, wenigstens an den Flüssen Fitzroy und Lennard, fast ohne Ausnahme vom Fieber zu leiden haben. Man glaubt indeß, daß sich das Klima auf dem höheren Inlande als ein besseres erweisen werde. Eine geradezu furchtbare Plage sollen die Moskitos sein. Aus diesen Gründen hält es schwer, Europäer für dortige Dienste zu engagiren, es sei denn unter Gewährung exorbitanter Löhne. Wie es scheint, wird man wohl die Eingeborenen, welche lenksam und gelehrig sind, zu Arbeiten verwenden können.

Der Regierungsgeologe der Kolonie Westaustralien, Mr. Edward T. Hardman, hat im Jahre 1884 den Theil des Kimberley-Distriktes, welcher zwischen 16° 35′ und 18° 30′ südl. Br. und zwischen 122° 10′ und 126° 50′ östl. von Gr. sich ausbreitet, genau erforscht und kartographisch dargestellt, und dann auch den, welcher, jenseits der Wasserscheide, zwischen 16° 40′ und 19° südl. Br. und zwischen 126° 70′ und 129° 30′ östl. von Gr. liegt. Wir geben aus seinem Berichte einen kurzen Auszug, zunächst aus dem ersten Theile seiner Reise.

Das hier in Frage kommende Gebiet umfaßt 12800 englische oder 602 deutsche Quadratmeilen. Es ist eine große wellige, von der Küste ab nur allmählich (am Fuße der King Leopold Ranges zu 300 engl. Fuß oder 92 m) ansteigende Ebene, welche durch einzelne Gebirgszüge und zahlreiche isolirte Höhen unterbrochen wird. Im Norden, Nordosten und Osten wird sie durch fast kontinuirliche Höhenzüge begrenzt, die sich in Form eines Quadranten von Port Usborne in 16° 38′ südl. Br. und 123° 28′ östl. von Gr. bis zu den Quellen des Margaret R. in 18° 14′ südl. Br. und 126° 22′ östl. von Gr. in der Länge von ungefähr 270 engl. Meilen oder 435 km hinziehen und in den King Leopold Ranges gipfeln.

Die Leopold Ranges erstrecken sich zwischen 17° und 18° 30′ südl. Br. von Nordnordwest nach Südsüdost und steigen 1500 bis 2000 engl. Fuß (457 bis 610 m) an. Da Peaks, wie Mount Krauß in 18° 20′ südl. Br. und 126° 7′ östl. von Gr., wenig vorkommen, so erscheinen sie wie ein Tafelland oder Plateau. Sie sind auf der Westseite abschüssig, zum Theil jäh abfallend, und bilden die eigentliche Wasserscheide. Alle Flüsse von Bedeutung entspringen dort.

Nächst den Leopold Ranges zählen zu den wichtigeren Gebirgen: die St. Georges Ranges südlich vom Fitzroy R. in 18° 40′ südl. Br. und 125° östl. von Gr. mit Mount Tuckfield, 910, und Mount Dukes Dome, 870 Fuß; das Grant Range nördlich vom Fitzroy, in 18° 4′ südl. Br. und 124° 7′ östl. von Gr., 1010 Fuß; westlich davon Mount Anderson, 900 Fuß; das Napier Range in 17° 20′ südl. Br. und 124° 45′ östl. von Gr., 400 Fuß; das Usborne Range in 16° 37′ südl. Br. und 123° 40′ östl. von Gr., bis 600 Fuß; das Oscar Range in 18° südl. Br. und 125° 30′ östl. von Gr., 400 Fuß; und das Geikie Range in 18° 5′ südl. Br. und 125° 45′ östl. von Gr., 200 Fuß.

Das Land wird durch Flüsse und Wasserlöcher reichlich bewässert. Der bedeutendste Fluß ist der Fitzroy, welcher in den Leopold Ranges in 17° 40′ südl. Br. und 126° östl. von Gr. entspringt und nach einem halbkreisförmigen Laufe in der Länge von 250 engl. Meilen oder 402 km in den King Sound mündet. Sein Bett erweitert sich auffälliger Weise, je weiter die Entfernung von der Mündung, und erreicht allmählich eine Breite von 600 bis 700 m. Aus dieser Konfiguration des Flusses resultiren die großen Ueberschwemmungen in der Regenzeit auf den anliegenden Alluvialflächen, indem die Masse Wasser, welche in dem breiten Bette des oberen Flusses herabstürzt, in dem verengten in seinem Laufe gehemmt wird. Die Ufer des Fitzroy sind an vielen Stellen hoch und steil, 30 bis 40 Fuß ist nicht ungewöhnlich, ja 110 engl. Meilen von der Mündung steigen sie 50 Fuß an. In 18° 22′ südl. Br. und 125° 18′ östl. von Gr. bildet der Fluß eine große Insel, Alexander Island benannt, und in der Nähe seiner Mündung eine zweite.

Ein starker Nebenfluß des Fitzroy ist der im Süden der Leopold Ranges entspringende Margaret, mit dem sich wieder der Mary R. verbindet. Der Margaret fällt in 18° 9′ südl. Br. und 125° 40′ östl. von Gr. in den Fitzroy, und auch sein Bett erweitert sich aufwärts. Wenngleich beide Flüsse in der Regenzeit kolossale Massen Wasser fortwälzen, so vermindert sich doch der Fitzroy in der trockenen Saison zu einem schwach dahin fließenden Bächlein, und der Margaret liegt dann auf längeren Strecken ganz trocken oder zeigt nur hier und dort Wasserlöcher.

Ein zweiter nicht unbedeutender Fluß ist der Lennard. Er entspringt im Norden der Leopold Ranges in der Nähe von Mount Eliza in 17° 18′ südl. Br. und 125° 12′ östl. von Gr., fließt durch das Napier Range und theilt sich in 17° 22′ südl. Br. und 124° 20′ östl. von Gr. deltaartig in zwei Arme, den nördlichen Meda und den südlichen May, welche beide, 10 engl. Meilen von einander entfernt, in die Stokes Bay des King Sound münden. Ungleich dem Fitzroy erweitert sich sein Bett nach der Mündung zu, seine Ufer sind nicht hoch und auch die Fluthen in der Regenzeit weniger heftig. Seine Länge beträgt ungefähr 120 engl. Meilen oder 193 km.

Ein dritter Fluß von einiger Bedeutung ist der Keightley mit seinen Nebenflüssen Robinson und Townsend, welcher von Norden kommend ebenfalls in die Stokes Bay fällt.

Geringere Wasserläufe sind der Trent, welcher in 16° 35′ südl. Br. und 123° 38′ östl. von Gr. in Port Usborne mündet; der Stewart ebenfalls dort; der Logue, welcher sich in den Dünen an der Mündung des Fitzroy verliert; der Fraser, welcher mit dem Fitzroy zusammen mündet, und der Brooking, welcher im Oscar Range entspringt und dem oberen Fitzroy zufließt, sich aber verliert, ehe er ihn erreicht.

Kleine Landseen, wie Lake Josceline westlich vom Mount Wynne, und Tonpfannen, in denen das Wasser oft permanent ist, kommen häufig vor.

Zu Seiten der Flüsse haben die Fluthen lehmige und zum Theil sandige Massen in der Breite von 3 bis 10, ja an den Flüssen Lennard, May und Meda bis 30 engl. Meilen und mit einer Tiefe bis 30 Fuß abgelagert. Dies Alluvium, welches sich zu Weiden vorzüglich eignet, hat einen ungefähren Umfang von 3355 englischen oder 158 deutschen Quadratmeilen.

Die zweite Forschungsreise Hardman's bezieht sich auf den östlich von den King Leopold Ranges und zwischen 16° 40′ und 19° südl. Br. und 126° 30′ und 129° 30′ östl. von Gr. liegenden Theil, im Umfange von 10000 englischen oder 470½ deutschen Quadratmeilen. Die Leopold Ranges, in denen so viele Flüsse von Bedeutung ihren Ursprung nehmen, bilden die von Nordnordwest nach Südsüdost streichende Wasserscheide. Sie liegt vornehmlich dort, wo in 18° 16′ südl. Br. und 127° 37′ östl. von Gr. und 8 km südlich von dem 675 m hohen Mount Barrett [1]) die Wasser des Ord nach Osten und die des Margaret nach Westen laufen, macht sich aber kaum bemerkbar, da das Land von der Meeresküste ab nur allmählich ansteigt. Mr. Hardman überschritt sie in der Höhe von 404 bis 427 m über dem Meeresspiegel.

Der Ord ist der wichtigste Fluß im Kimberley-Distrikte. Er fließt anfänglich in nordöstlicher, dann aber in nördlicher Richtung, bis er in den Cambridge-Golf, einen vorzüglichen Hafen an der Nordküste, mündet. Der Ord wurde im Jahre 1879 durch Alexander Forrest entdeckt und von ihm nach dem damaligen Gouverneur der Kolonie Westaustralien, Sir Harry Ord, benannt. Wegen Krankheiten unter seinen Reisegefährten und wegen Mangels an Lebensmitteln konnte Forrest damals den Fluß nicht weiter verfolgen. Im Jahre 1885 erforschte Mr. W. J. O'Donnell den Ord von da ab, wo Mr. Forrest gezwungen war, ihn zu verlassen, bis zu seiner Mündung in den Cambridge-Golf in der Nähe von Quoin Hill in 15° 18′ südl. Br. und 128° 8′ östl. von Gr. und entwarf eine Karte von seinem Laufe. Es war dies eine Länge von 362 km. Der Ord zeigt an seiner Mündung eine Breite von ziemlich 5 km, verengt sich aber 16 km aufwärts, bis wohin er mit Booten befahren werden kann, auf 30 bis 50 m. Im Durchschnitte läßt sich die Breite seines Bettes auf 240 m bestimmen. An manchen Stellen erweitert es sich auf 1000 m, während es auch wieder, wo der Fluß sich durch rauhes gebirgiges Terrain zu zwängen hat, sehr schmal wird. Namentlich vom östlichen Ufer ab dehnt sich Alluvialland in der Weite von oft 25 bis 32 km und mit dem vorzüglichsten chokolatfarbigen und dunkelbraunen Boden im ganzen Kimberley-Distrikte aus. Das von den Schäfereibesitzern so hoch geschätzte Mitchell Graß (Astrobla elymoides) wächst hier in großer Menge.

Zu den Nebenflüssen des Ord zählt an erster Stelle der Elvire, so benannt nach der Gattin des Explorers und jetzigen Kronlandministers der Kolonie Westaustralien, Mr. John Forrest. Der Elvire entspringt 14 km südlich von dem vorerwähnten Mount Barrett und etwa 8 km vom Kamme der Wasserscheide. Er beginnt als ein schmales, unbedeutendes Bächlein, aber schon nach einer Entfernung von 11 km erweitert sich sein Bett zu dem eines Flusses. Nach einem östlichen Laufe von 32 km windet er sich im Albert-Edward Range durch eine tiefe, enge und nur in der trockenen Saison passirbare wilde Schlucht, deren Wände aus metamorphischen Felsen 100 bis 150 m über dem Bette ansteigen. Hierauf läuft er ungefähr 64 km über größtentheils fruchtbare, aber durch bis 18 m tiefe Senkungen im Erdboden, Billabongs genannt, häufig unterbrochene Alluvialflächen hin, die sich in der Breite von mehreren Kilometern, bis sie durch Sand- und Kalksteinfelsen abgesperrt werden, zu Seiten der Ufer ausbreiten. Zuletzt fällt er in den Panton R., welcher nach einem weiteren Laufe von 32 km wieder in den Ord mündet. Dies ist die Auffassung des Regierungsfeldmessers Harry F. Johnston [1]), der diesen Fluß im Jahre 1884 entdeckte und benannte. Mr. Hardman dagegen ist anderer Ansicht. Er hält den Elvire, welcher von seinen Quellen ab bis zur Verbindung mit dem Panton eine Länge von 105 km hat, für den oberen Ord, und den sogenannten oberen nordwestlichen Ord des Mr. Johnston mit einer Länge von 72 km sowohl, wie den im Ganzen 64 km langen Panton nur für Nebenflüsse des Ord. Der letztere würde nach dieser Annahme, welche die richtige zu sein scheint, eine Gesammtlänge von ungefähr 600 km erhalten.

Der von Westen herkommende Panton fließt ziemlich parallel mit dem Elvire. Sein rauhes und schwer zugängliches Bett führt durch metamorphische Felsen, welche aus Gneis und Schiefern, mit Quarz durchsetzt, bestehen.

Ein anderer wichtiger Nebenfluß des Ord ist der Negri, ebenfalls von Alexander Forrest im Jahre 1879 entdeckt und nach dem Baron Negri in Turin benannt. Der Lauf dieses Flusses ist erst bis 5 km südöstlich von dem 394 m hohen Mount Napier, auf dem östlich vom Elvire R. gelegenen und vorzüglich begrasten Antrim-Tafellande mit basaltischem Boden, bekannt. Auf 64 km fließt er nordnordwestlich, dann wendet er sich westlich und fällt, 209 km südlich vom Cambridge-Golf, in 17° 3′ südl. Br. und 128° 45′ östl. von Gr. in den Ord. Der Negri hat, wie die meisten Flüsse dieses Distriktes, ein weites und sandiges Bett von oft 100 bis 120 m Breite und wird größtentheils von hohen Ufern mit tiefem Alluvium, unter welchem Sandstein, Schiefer und Kalkstein lagern, eingeschlossen. In der trockenen Jahreszeit zeigen sich in ihm nur hier und dort Löcher mit gutem Wasser. An der Stelle, wo er in den Ord mündet, wird aber das Wasser völlig salzig und dicke Inkrustationen bedecken den Rand der Felsen. Gute Weideflächen breiten sich an den Ufern aus.

Der Negri wird durch mehrere Creeks gespeist. Einer davon dürfte wahrscheinlich die Fortsetzung des Stirling Creek in dem zur Kolonie Südaustralien gehörigen Northern Territory sein. Ein anderer, welcher nordwestlich von dem 22 km östlich von der südaustralischen Grenze isolirt gelegenen und abgeplatteten Mount Panton, 350 m, herkommt, wurde Nelson Creek benannt.

Andere in den Ord einfallende kleinere Wasserläufe sind die von Süden herfließenden Nicholson, Linacre und Forrest, deren Quellen zur Zeit noch unerforscht sind. Sie münden, kurz vor der Mündung des Panton und in geringer Entfernung von einander, in den Ord. Der bedeutendste unter ihnen ist der Nicholson, welcher eine Länge von ungefähr 40 km zu haben scheint.

An den Ufern des Ord und seiner Nebenflüsse entlang gewahrt man fast durchweg eine sehr üppige Vegetation. Unter den vielen Akazienbäumen zeichnet sich die schöne

---

[1]) Mount Barrett ist, so viel die Forschung bisher ergeben, der zweithöchste Berg im Kimberley-Distrikte. Der höchste ist der 64 km westlich davon gelegene Mount Malcolm mit wenigstens 765 m.

[1]) Crown Lands and Surveys of Western Australia for the year 1884, p. 18 bis 20.

White Acacia von beträchtlichem Umfange und mit prachtvollen Schmetterlingsblumen aus. Die Cajeputbäume (Melaleuca Cajeputi) erreichen öfters eine kolossale Höhe. Eine bis 20 m hohe prachtvolle Fächerpalme wächst am Elvire, und ein dortiges Thal, in welchem man auf ein herrliches Wäldchen dieser Palme stieß, benannte man Palm Valley. Der Water Pandanus oder Screw Pine, sowie eine kleinere Art Bambusrohr sind am Ord sehr verbreitet. Am Negri fand man ein dem Zuckerrohre sehr ähnliches Gewächs. Der Calubar, ein dem Eucalyptus rostrata oder Red Gum gleichender Baum, war an den Nebenflüssen des Ord sehr allgemein.

Die Gebirgsformation ist östlich von den Leopold Ranges eine viel komplicirtere und dabei rauhere und wildere als auf der westlichen Seite. Mr. Hardman handelt darüber ziemlich ausführlich und giebt den Höhenzügen und Bergen ihre Namen. Am südöstlichen Rande der Leopold Ranges ziehen sich nach Nordost langgestreckt die Mueller Ranges, deren höchste Punkte in Mount Huxley, 568 m, Mount Ball, 575 m, und Mount Malcolm, 765 m, liegen; nach Süden das Haughton Range; nach Nordwest das Albert-Edward Range, ein hohes Sandsteingebirge; und nach Südost, ungefähr 16 km von den Leopold Ranges, das Lubbock Range ꝛc. Eine 80 km weit nach Nordost sich ausdehnende Hügelreihe wurde Mc. Clintock Ranges und eine 40 km westlich davon gelegene und stark abgeplattete Kette Ramsay Range benannt. In 18° 16′ südl. Br. und 127° 37′ liegt der schon aus weiter Ferne sichtbare Mount Barrett, 675 m. Von demselben laufen mehrere Hügelreihen aus, unter denen die südwestliche, 475 m, die bedeutendste ist. Ungefähr 25 km östlich vom Mount Barrett erhebt sich in der Richtung nach Nordost ein ziemlich hohes, zur Zeit noch unbenanntes Gebirge.

Auf der östlichen Seite der Leopold Ranges begegnete man nur wenigen Eingeborenen. Sie bedrohten wiederholt Mr. Hardman und dessen Begleiter, fühlten sich aber zum Angriffe zu schwach. Sie scheinen für den Dienst der Weißen wenig verwendbar zu sein. Am Lubbock Range waren die Männer beschnitten und die Frauen hatten durch ihre durchbohrten Nasenknorpel Stückchen Holz gesteckt. Ihre Todten, in Baumrinde eingehüllt, schleppen sie lange Zeit mit sich herum, bis sie zu Mumien eingetrocknet sind, und placiren sie dann in hohlen Felsen, auf Bäumen oder auf der Spitze von Nestern der weißen Ameise.

Die größte Hitze erfuhr man im September und Oktober, wo das Thermometer im Schatten auf 40,5° C. stieg, während im Juli der Höhepunkt sich nur auf 22° C. belief.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Name des einstigen polnischen Fürstenthums Kujavien soll in demjenigen eines neu zu bildenden preußischen Kreises wieder aufleben, und zwar als Süd-Kujavien für die südliche Hälfte des bisherigen Kreises Inowrazlaw. Derselbe gehört seinem Areale (165 228 ha), wie seiner Bevölkerung (ca. 90 000 Einwohner) nach zu den größten der Monarchie, ist zum größeren Theile von Polen bewohnt und grenzt auf einer Strecke von mehr als 80 km an Rußland. Dies, sowie der Umstand, daß sich in den letzten Jahren im Kreise Inowrazlaw bedeutende Industriezweige entwickelt haben, lassen seine Theilung in zwei Kreise erwünscht erscheinen. Der Sitz des neuen Landrathsamtes soll Strelno werden.

— Das württembergische Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten hat bei den betheiligten Staaten eine Vereinbarung zu gemeinschaftlicher und gleichmäßiger Vornahme der Tiefenmessungen des Bodensees und Herstellung einer Bodenseekarte in Anregung gebracht und damit den Vorschlag verbunden, in Friedrichshafen eine Kommission von Sachverständigen zusammentreten zu lassen, welche den Auftrag erhielte, über Umfang und Methode der auszuführenden Arbeiten, sowie über die Zeit der Ausführung eine Verständigung zu treffen. Der schweizerische Bundesrath hat seine Bereitwilligkeit erklärt, diese Kommission zu beschicken und hat diese Anregung begrüßt, um so mehr, als schweizerischerseits der Haupttheil der Arbeit bereits ausgeführt ist.

— Seit 1879 hat sich die Bevölkerung von Bosnien und der Herzegowina um 15 Proc., von 1 158 440 auf 1 336 101 Seelen im Jahre 1885 vermehrt. Fast alle Bewohner sind von südslavischer (serbokroatischer) Herkunft und Sprache; der Religion nach zerfallen sie aber 1885 in 492 710 Mohammedaner, 571 250 orthodoxe Griechen, 265 788 römische Katholiken (vom griechischen und lateinischen Ritus), 5805 Juden und 548 Anhänger verschiedener Bekenntnisse.

— In einer langen Abhandlung über Capri in der „Allgemeinen Zeitung“ kommt Dr. Reinhold Schöner auch darauf zu sprechen (1886 Nr. 41, Beilage), daß die blaue Grotte in Tiberius' Zeit keinen Ruf besessen hat, daß kein antiker Schriftsteller sie erwähnt, während sie den Alten doch offenbar bekannt war, wie die Spuren ihrer Benutzung, Reste künstlicher Anlagen augenscheinlich darthun. Es muß ihr eben damals der von uns jetzt bewunderte Lichteffekt gefehlt haben, der bekanntlich auf der geringen Weite des Grotteneinganges beruht. Mancherlei Anzeichen sprechen nun dafür, daß der Nordrand der Insel, in welchem die Grotte sich befindet, zur Zeit des Tiberius um etwa 6 m höher als heute aus dem Meere emporstieg, daß er im Laufe der folgenden Jahrhunderte sich um nahezu 11 m senkte und daß er in der neueren Zeit wieder um fast 5 m sich gehoben hat. Den heutigen Zugang zur Grotte bildet ein ca. 1 m breites, 2 m hohes Loch in der Felswand, das aber nur um 1,07 m über den Wasserspiegel emporragt. Nur $1\frac{1}{2}$ m unterhalb und seitlich dieses Loches nimmt man eine andere gewölbte Oeffnung wahr, welche 15 m tief reicht und 12 m breit ist. Es ist also klar, daß zu der Zeit, in welcher der Wasserspiegel um 6 m tiefer lag, der Eingang nicht durch das kleinere Loch, sondern durch die große Bogenöffnung gebildet wurde, deren jetzt 2,40 m unter dem Wasserspiegel befindliche Wölbung damals 3,60 m über demselben lag. Das Licht konnte demnach frei eindringen und keine außergewöhnliche Wirkung hervorbringen. — Nahezu 5 m über dem jetzigen Meeresniveau sieht man an den Wänden der Grotte eine Reihe von Aushöhlungen, die nur durch das Wasser hervorgebracht sein können. Die Insel muß also in nachantiker Zeit um 5 m tiefer als heute, um 11 m tiefer als im Alterthume im Wasser gestanden und diese Lage Jahrhunderte lang behalten haben. Während dieser Zeit konnte man, da auch der heutige Eingang an 4 m unter Wasser lag, von der Existenz der Grotte keine Kenntniß haben, und in der That wird ihrer vor dem Beginne des 17. Jahrhunderts nicht Erwähnung gethan (zuerst 1607 in Capaccio's Geschichte von Neapel).

Asien.

— Unter dem Titel „Nordenskiöld's Vegafahrt um Asien und Europa“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) hat E. Erman im engen Anschlusse an des Reisenden größeres Werk eine zusammenhängende kürzere Beschreibung jener epochemachenden Reise verfaßt, welche sich an ein größeres Publikum wendet. Nordenskiöld's eigener Bericht ist vielfach durch weit ausholende Kapitel über die früheren Nordostfahrten und die Schilderung der Naturverhältnisse in den Polarländern der alten Welt unterbrochen, ist keine Reisebeschreibung im eigentlichen Sinne; eine solche zu geben, war E. Erman's Bestreben.

— Ney Elias, bekannt durch seine Reise in der Mongolei, hat soeben eine Erforschungsreise längs des oberen Oxus, durch Schignan und Koschan nach Badakschan, vollendet; er fand überall gute Aufnahme.

— Ueber den Rückgang und die zunehmende Versandung der bucharischen Provinz Karakul (südwestlich von der Stadt Buchara) berichtet H. Moser in „A travers l'Asie Centrale“ S. 193 Folgendes. Das Land ist zum Theil gut angebaut, aber bei großer Hitze fehlt es an Wasser. In Folge davon, daß sich am mittleren Serawschan, der jetzt in russischem Besitze ist, der Ackerbau ausbreitet, erhält die Provinz Karakul als die letzte, bis wohin die Wasser des Flusses gelangen, nur wenig davon; die Bewässerungsgräben versanden und zahlreiche Einwohner verlassen ihre Wohnungen, um anderwärts fruchtbareren Boden zu suchen. Einst, als der Serawschan noch ganz in Buchara floß, hätte so etwas nicht vorkommen können, da die Verwaltung der Aryks (Kanäle) überall auf gerechte Vertheilung des Wassers hielt. Heute können sich die Anwohner des Unterlaufes des Flusses nur bei ihrem Emir beschweren, welcher die Klagen periodisch den Behörden in Samarkand übermittelt, wo sie keine Berücksichtigung finden. Denn dort wird in Folge des sich ausdehnenden Ackerbaues jetzt mehr Wasser verbraucht, natürlich auf Kosten der Provinz Karakul, die dergestalt zu einer langsam fortschreitenden, aber sicheren Versandung verurtheilt ist.

— Ueber die Bedeutung der Zinnausbeute in dem britischen Schutzstaate Perak (Halbinsel Malakka) macht der französische Ingenieur Errington de la Croix, der das Land wiederholt bereist hat, im „Bulletin“ der Pariser geographischen Gesellschaft (1885, S. 394 ff.) interessante Angaben. 1876 wurden 2054 Tonnen Zinn producirt, 1882 schon 7149, 1884 aber 10272. Zu dieser raschen Entwickelung hat namentlich die Vollendung des Port Weld und der von dort nach Thaipeng führenden Eisenbahn beigetragen. Letzterer Ort selbst, vor wenigen Jahren noch ein Haufen elender Hütten, hat bereits ein ganz civilisirtes Aussehen gewonnen, besitzt breite, von Baumreihen und Ziegelhäusern eingefaßte Straßen und ist der Mittelpunkt zahlreicher, nach allen Richtungen ausstrahlender Straßen. Heute fließen die Einnahmen des Staates fast ganz aus der Steuer auf das Zinn, das zudem nicht an seinen ursprünglichen Lagerstätten, sondern nur aus dem Alluvium gewonnen wird; von Ackerbau ist noch wenig die Rede, und gerade der Bergbau ist es, der demselben schadet; denn sobald die Zinnlager erschöpft sind, so ziehen die Arbeiter davon und lassen weite Strecken umgewühlten, sterilen Bodens zurück, die für den Anbau ganz ungeeignet sind. Neuerdings hat nun die Regierung der Straits Settlements nach langen Verhandlungen die Aufhebung des Gesetzes erlangt, welches die Ausfuhr von tamulischen Kulis untersagt, und erhofft von diesem Erfolge den Anbruch einer neuen Zeit für Perak, das bald einen hohen Platz unter den Ackerbauländern einzunehmen bestimmt ist. Auch die topographische und geologische Erforschung und Aufnahme des Landes läßt sich die Regierung sehr angelegen sein; die Küsten werden vermessen, die Flora untersucht, meteorologische Stationen sind angelegt und in Thaipeng ein naturwissenschaftliches Museum eröffnet worden. — Als Errington de la Croix die Mine von Salak besuchte, mußte er sich den abergläubischen Forderungen der dortigen Chinesen unterwerfen, d. h. seine Schuhe ausziehen und den Sonnenschirm schließen, da diese beiden Dinge die Eigenschaft besitzen sollten, die das Erz im Schooße der Erde bewachenden guten Geister zu verjagen. Ein Chinese, gegen welchen der Reisende äußerte, daß diese für Europäer sehr unbequeme Maßregel vielleicht nur den Zweck hätte, indiscrete Besucher fern zu halten, versicherte ihm, daß dieser Glaube keineswegs chinesischen, sondern malayischen Ursprunges sei. Die Zinnminen gehörten einst den Radschahs des Landes, und die Eingeborenen glauben, daß die Metalle unter dem Schutze von Geistern (Antu) stehen, welche tief verletzt werden, sobald man das Erz mit Schuhen tritt, nicht anständig bekleidet ist oder einen offenen Sonnenschirm in der Hand hält. Dann verläßt der Geist sofort die Grube und nimmt alles Zinn mit sich hinweg. Diesen Aberglauben haben die einwandernden Chinesen respektiren müssen und haben ihn sich dermaßen zu eigen gemacht, daß sie den Geistern einen eigenen Kultus weihen. Vor jeder Grube steht ein kleiner Altar, auf welchem sie den Geistern Früchte und Thee opfern und Petarden losbrennen.

— Von Potanin's Expedition, über welche wir zuletzt im vorigen Bande S. 80 berichteten, sind inzwischen mehrere Berichte in St. Petersburg eingelaufen. Er ist nach Kuku-choto gegangen, hat Anfangs August 1884 südwestlich von dieser Stadt den Hwang-ho überschritten, durchkreuzte die Landschaft Ordos, welche den großen nördlichen Bogen des Hwang-ho einnimmt, setzte ein zweites Mal über denselben Strom und traf Anfangs November in Lan-tschou-fu ein. Während des Winters machte Potanin ethnologische Studien bei den Saloren und Schorongol-Mongolen im Westen, während der Naturforscher Berezowski sich nach Süden zur Wasserscheide zwischen den Gebieten des Hwang-ho und Jang-tse-kiang wandte. Am 15. April 1885 begab sich die wieder vereinigte Expedition nach dem aus Prshewalski's Reisen bekannten Si-ning-fu, zog von dort im Mai südwärts, überstieg einen 3660 m hohen Paß und traf am 6. Mai in Gui-dui (2290 m hoch am Hwang-ho gelegen) ein. Dann ging es in südsüdöstlicher Richtung in den Grenzbezirken zwischen Kansu und Tibet über drei Hochplateaus und die dazwischen liegenden Thäler nach Min-tschou (in der Provinz Kansu) und weiter südwärts über die Wasserscheide in das Gebiet des schon dem Jang-tse-kiang tributären Pai-schui. Von der, an demselben gelegenen Stadt Gi-gu-hsien ist Potanin's letzter Brief (vom 2. Juli 1885) datirt. — Wo der etwa 35 deutsche Meilen lange Pai-schui sich mit dem Tsün-schui vereinigt, liegt die Stadt Tschan-hwa-hsien, welche früher von Baron Richthofen und Graf Szechenyi passirt worden ist.

Afrika.

— Teisserenc de Bort hat bei seinen Forschungen im Igharghar südlich von Tuggurt gefunden, daß die Versandung dieses Gebietes durch die kolossalen Sanddünen auf dem Ostufer erst in neuerer Zeit erfolgt ist. Die Tuareg machen die Gegend bis nach Bir-es-Suf hin immer noch unsicher und der Reisende fand diesen wichtigen Punkt verlassen. Weiter östlich ist seit der Unterwerfung der Worghamma und der Uled Jacub Ruhe geschafft. Der Reisende gelangte über Rhurd-Rumed, wo er die unverkennbaren Spuren eines einen Kilometer langen Süßwassersees antraf, glücklich nach Gabes.

— Herr Ruire, der bekanntlich in dem See Kelbia bei Kairuan (Tunesien) den Palus Tritonis der Alten gefunden zu haben glaubt, hat seine Untersuchungen mit Unterstützung der französischen Regierung auch im vorigen Jahre fortgesetzt und glaubt nun auch den alten phönizischen Hafen am Eingange des Sees gefunden zu haben. Eine Bestätigung bleibt allerdings abzuwarten.

— Die Mailänder Gesellschaft für commercielle Erforschung Afrikas plant eine neue Expedition nach Zeila und

Umgebung, an deren Spitze Graf Peter Porro stehen wird. — Eine andere italienische Expedition, die der Herren Capucci und Cicognani nach Schoa, ist gleich zu Anfang auf Hindernisse gestoßen. Ende August vorigen Jahres erreichte sie die Hauptstadt des Sultans von Aussa, der für freien Durchzug von ihr 3000 Mariatheresiathaler erpressen wollte, so daß nach langwierigen Verhandlungen Capucci nach Assab zurückkehrte, um das Geld zu holen. Nachher gelang es, den Sultan mit weniger als der Hälfte zufrieden zu stellen und die Reise fortzusetzen. — In Godscham (Süd-Abessinien) hat Graf A. Salimbeni die Temscha, die durch den Birr dem Blauen Nil tributär ist (nicht diesen letzteren selbst, wie der „Globus“ Bd. 47, S. 384 berichtete), mit einer dreibogigen Brücke von 4 m Breite und 38 m Länge überspannt. Es ist das die erste, welche seit der Zeit der Portugiesen in Abessinien erbaut worden ist; sie wurde im December 1884 begonnen und im folgenden März vollendet, wird von den Einheimischen als Wunderwerk angestaunt und hat den König Johannes höchlich zufriedengestellt.

— Von dem durch seine Reisewerke über Algerien und Montenegro bekannten früheren Pastor Dr. B. Schwarz aus Freiberg, welcher in diesem Winter, irren wir nicht, im Auftrage des Reichskanzleramtes eine Reise in die Hinterlande von Camerun unternahm, erhält der „Dresdener Anzeiger“ folgende Mittheilung vom 27. Januar 1886. „Ich fühle mich veranlaßt, Ihnen über eine Expedition zur Erforschung der Hinterlande von Camerun, die ich geführt habe, und die allgemeines Interesse finden dürfte, eine vorläufige kurze Notiz zugehen zu lassen. Ich traf über Hamburg Anfangs November vorigen Jahres in Camerun ein und brach bald darauf schon an der Spitze von einigen 40 Bakwiri-Trägern (aus dem Camerun-Gebirge) von Viktoria aus nach dem Inneren auf, dabei die von Zöller nur erkundete, aber noch von keinem Europäer in ihrer ganzen Länge durchmessene große Handelsstraße nach dem Calabar-Flusse einhaltend. Ueber die Flanken des imposanten Camerun-Piks und ihre gesunden, von reicher Tropenfülle umgebenen großen Dörfer kam ich so nach Bakunduland, an die Grenze des bisher bekannten Gebietes, wo ich leider den mir beigesellten Begleiter, Gardelieutenant von Prittwitz-Gaffron, der stark am Fieber litt, zurücksenden mußte. Ich selbst drang von da weiter ostwärts in eine von Rogozinski wohl erstrebte, aber bislang noch von keinem weißen Manne erreichte, von den auf ihre Handelsprivilegien sehr eifersüchtigen Völkern auch streng bewachte Gegend ein, betreffs derer sich die wenigen vorhandenen Karten denn auch ganz falsch erwiesen. Durch endlose, an Elephanten, Gummi-Lianen und wildem Kaffee reiche Urwälder kam ich nach Ueberschreitung des Cumba-Flusses in das an menschenüberfüllten Städten reiche Gebiet von Basoc, woher die Küstenvölker ihre Sklaven, Oel und Elfenbein beziehen, eine ebenso landschaftlich reizende, als relativ kultivirte Hochebene. Hier wohnen die Ackerbau und selbst Viehzucht treibenden Basarami, die bisher der Welt nicht einmal dem Namen nach bekannt waren. Es gelang mir, hier ein gut Stück gegen Osten vorzurücken, doch verhinderte mich schließlich ein Angriff durch 500 bewaffnete Neger, den bereits ganz nahen oberen Calabar zu erreichen. Mittelst mehrtägiger Kanoefahrt auf dem ganzen Mungo kam ich darauf glücklich wieder an die Küste. Ich hoffe, durch eine spätere größere Veröffentlichung einiges Licht in die bisher so wenig bekannten und vielfach schief beurtheilten Verhältnisse der Hinterländer unserer neuen Kolonie zu bringen. Mit herzlichem Gruß Ihr ergebenster Dr. B. Schwarz.“

Australien.

— Ueber die Forschungsreise, welche Mr. David Lindsay in Begleitung von fünf Europäern am 26. Oktober 1885 antrat (vergl. oben, S. 46), sind jetzt die ersten Nachrichten eingegangen. Die Gesellschaft war am Finke River angelangt und befand sich ohne Ausnahme wohl. Ihre erste Aufgabe, den Verlauf dieses Flusses kartographisch zu bestimmen, sowie nach Spuren des verschollenen Dr. Leichhardt zu forschen, hatte sie beendet. Mr. Lindsay sandte, seiner Zusage gemäß, einen kurzen Bericht nach Charlotte Waters, einer Station des Ueberlandtelegraphen in 25° 55′ südl. Br. und 135° 31′ östl. von Gr., von wo derselbe nach Adelaide telegraphirt wurde. Sein Inhalt ist dieser. „Ich habe mit großer Sorgfalt den Lauf des Finke verfolgt und fand, daß er sich in den Sandhügeln, welche ostnordöstlich von Dalhousie, in 26° 26′ südl. Br. und 135° 45′ östl. von Gr. liegen, verliert. Bei heftigen Regenfluthen jedoch fließen seine Wasser dem Spring Creek Flat und dann dem Macumba River zu und breiten sich zuletzt über einer immensen, mit Eucalyptus hemiphloia (box-tree) bestandenen Ebene aus. Das Land am Finke zeigt einen vorzüglichen Graswuchs und Wasser ist in zahlreichen Löchern hinreichend vorhanden. Irgend welche Spuren von Leichhardt aufzufinden, ist uns nicht gelungen. In der stark bewaldeten Gegend konnten wir unmöglich sämmtliche Bäume untersuchen, ob sich eine Inschrift des Dr. Leichhardt daran befinde.“

Dagegen meldet der „Melbourne Argus“, daß der Kameeltreiber Billoch, früherer Begleiter des Mr. Mc. Intyre auf seiner Forschungsreise im Jahre 1866, am 10. Januar 1886 von Cloncurry aus ein Telegramm an Dr. Ferdinand von Müller in Melbourne eingesandt habe, besagend, daß er die Ueberbleibsel der Dr. Leichhardt-Expedition aufgefunden habe. Cloncurry, im nördlichen Queenslande (20° 40′ südl. Br. und 140° 35′ östl. von Gr.), ist ein Ort mit 250 Seelen im Centrum eines Kupferminen-Distriktes. Weitere Nachrichten fehlen. Henry Greffrath.

Inseln des Stillen Oceans.

— Wie die „Colonies and India“ berichten, hat Dr. Haacke, der wissenschaftliche Begleiter der Everill'schen Neu-Guinea-Expedition, seinen Reisebericht veröffentlicht. Die wissenschaftlichen Resultate sind wohl nicht so wichtig, wie man erwartet hatte, besitzen aber immerhin großen Werth und die Fachleute, welche die zoologische und botanische Sammlung der Expedition besichtigt haben, waren durch den Reichthum derselben angenehm überrascht. Daß die Expedition, wenn man die Sache vom geographischen Standpunkte betrachtet, gewissermaßen Schiffbruch gelitten, muß verschiedenen widrigen Umständen zugeschrieben werden. Die Jahreszeit war ungünstig für die Erforschung des Airdflusses und Kapt. Everill war mehr oder weniger gezwungen, schon erforschten Boden wieder zu betreten. Dr. Haacke's Urtheil über das Land als Weideland ist ganz entschieden ungünstig und, wie es scheint, ist diese Ansicht sehr begründet. Wenn die Expedition ihr Ziel auch nicht erreicht hat, nimmt sie doch ihre Stelle in der Geschichte von Neu-Guinea ein.

— Ueber den neuen Vulkan in der Tongagruppe bringt „Science“ einen Bericht des Premiers Mr. Baker, der mit seiner Familie und einigen Mitgliedern der englischen Kolonie in Tonga die Stelle besuchte. Der Bericht ist leider ein Muster, wie man eine solche Erscheinung nicht schildert; über den Ausbruch wird eigentlich nur gesagt, daß er „an awful grand sight“ sei. Die Expedition konnte sich der Ausbruchsstelle bei prächtigem Wetter bis auf $1\frac{1}{2}$ bis 2 Miles nähern; alle 1 bis 2 Minuten erfolgte ein Ausbruch, aber die neue Insel war so von Dampfwolken umgeben, daß man nichts Genaueres erkennen konnte. Doch ließ sich ihre Größe auf 2 bis 3 Miles, ihre Höhe auf ca. 60 Fuß schätzen. Sie liegt auf der Südostecke des Culebra-Riffes der Karte von 1865; die genaue Position wird angegeben mit 20° 21′ südl. Br. und 175° 28′ westl. L. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieses merkwürdige Phänomen nicht ohne wissenschaftliche Beobachtung vorüberginge.

Nordamerika.

— Die Kammission zur Untersuchung der praiektirten Eisenbahnlinie van dem Nordastende des Winnipeg-Sees zur Hudsonsbai ist am 17. Januar nach Winipeg zurückgekehrt (vgl. aben S. 144). Sie hat die Reise in Kanaes angetreten, frar aber mit denselben schon im Oktober ein und mußte von da an Schlitten, van Menschen gezagen, als Transpartmittel benutzen. Erst Anfang Navember schlossen sich auch die größeren Seen; am 30. Navember wurde Yark Factary, die Endstatian, erreicht. Majar Jarvis fand für einen Eisenbahnbau nirgends ernstliche Schwierigkeiten und überall genügend Bauhalz; das Land ist beinahe ganz eben aus Sand und Kies gebildet; an der Mündung des Nelsan-River findet sich ein ausgezeichneter Platz für die Endstatian. Die ganze Linie würde 310 Miles lang werden.

— Nach einer Statistik van Dr. Poole ist die Sterblichkeit unter den Negern und Mulatten in Washingtan fast dappelt sa stark, wie unter den Weißen; die schlimmsten Monate für sie sind, wie für die Weißen, die Sammermanate. Im Februar übertrifft die Zahl ihrer Tadesfälle die der dappelt sa starken weißen Bevölkerung.

Südamerika.

— Ueber die bisherigen Reisen des Dr. ten Kate in Surinam (vgl. „Globus" Bd. 48, S. 16) theilte Prinz Naland Banaparte in der Sitzung der Soc. de Geogr. de Paris am 22. Jannar u. a. Falgendes mit. Nachdem der Reisende einige Studien in Paramaribo gemacht hatte, wo er am 13. Juni angekammen war, begab er sich nach dem aberen Para, wa er Indianerdörfer besuchte und einige alte Bekannte von der Ausstellung in Amsterdam (1883) antraf. Hierauf ging er nach den wenig besuchten Ufern der aberen Cattica und des Patamaca, wo Buschneger und Indianer aufgesucht und reiche zaologische Sammlungen angelegt wurden. Die mühseligen Untersuchungen in der Nähe van Caronie ergaben keinen bedeutenden Erfolg; van dart wurde die Reise nach dem aberen Saramacca zum weiteren Studium der Buschneger (Beku- und Musinga-Stamm) fortgesetzt. Ten Kate kannte hier einige Messungen vornehmen; die Bevölkerung hat jedoch schon viel van ihrer ethnographischen Bedeutung verloren. Am 10. September trat er eine zweite Reise an, welche 78 Tage dauerte; am 11. schon traf er am Cappename ein Lager van Indianern, die mit Negern gemischt sind und in Surinam Karbugras genannt werden. Sie geben sich selbst für Kariben aus, zeigen aber eine sonderbare Mischung des Indianer- und Negercharakters und, da es glückte, viele Messungen varzunehmen, darf man vielleicht van dort wichtige Resultate erwarten. Weiter wurden verschiedene Indianerdörfer besucht; unter den dort wahnenden Stämmen sind die Arrowaks hervarzuheben, die allerdings noch manche alte Einrichtungen, welche an das Clanwesen erinnern, bewahren, in ethnographischer Beziehung aber viel von ihren Eigenthümlichkeiten verloren haben. Beinahe die ganze Bevölkerung wurde hier gemessen. Der Reisende wendete sich nun mit wenigen Begleitern nach dem oberen Nikerie, wo er bis zum dritten Wasserfall gelangte. Da die Gegend sehr bewaldet und ganz unbewahnt ist, und er überdies mit Fieberanfällen zu kämpfen hatte, kehrte er am 7. Oktober nach Arrawak zurück, van wa er am 12. über den unteren Nikerie den Rückweg antrat, um noch den Karantin (Corentyne) zu besuchen; nachdem die Reise einmal wegen Krankheit unterbrochen worden war, kam er am 22. nach Oreala, der englischen Missiansstation. Er reiste über Land nach Geargetawn, von wa er am 27. November wieder Paramariba erreichte. Am 1. December hatte er bereits 106 verschiedenen Stämmen angehörige Individuen vollständig gemessen.

Vermischtes.

— Dr. Gustav Warneck. Welche Pflichten legen uns unsere Kolonien auf? Eine Berufung an das christliche deutsche Gewissen. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens, XI, 3 u. 4. Heilbrann, Gebr. Henninger.)

Sa wenig wir von unserem Standpunkte aus uns mit der Tendenz der vorliegenden Schrift, welche durch den Titel ja genügend scharf bezeichnet ist, einverstanden erklären kännen, so gestehen wir doch gerne zu, daß sie sehr vieles Beachtenswerthe enthält und empfehlen sie unseren Kalanialfanatikern sehr dringend zur Lektüre. Der Verfasser bestreitet, daß unsere neuen Erwerbungen überhaupt Kalonien genannt werden können, da sie zum Kolanisiren absalut ungeeignet sind. Wir sind also unbedingt auf die Kräfte der Eingebarenen angewiesen und in der richtigen Erziehung dieser Kräfte besteht unser ganzes kolaniales Problem. Der Autor reißt den Menschenfreunden, die nur Kolonien wollen, um sich an einer graßen Civilisatiansaufgabe zu betheiligen, die Maske mit aller Entschiedenheit ab; nicht um die Civilisirung des Negers gilt es den meisten, sondern um Handelsvartheile für uns; das Besitzrecht des Eingebarenen kommt durchaus nicht in Frage, und noch weniger, ab ihm unsere Besitzergreifung nützt; aber die einzige Rechtfertigung für die Besitznahme würde darin bestehen, daß der Besitznehmende auch wirklich zum Wahlthäter der Eingebarenen wird. Der Verfasser verlangt alsa Schutz der Eingebarenen gegen die Vergewaltigung durch die Weißen, ihre Erziehung und natürlich ihre Christianisirung, und zwar durch den strenggläubigen positiven Pratestantismus. Ob letzterer sich wirklich für den Neger eignet? Für die Schule verlangt Verfasser nur Biblische Geschichte, Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen, und zwar ausschließlich in der Muttersprache. Seine Wünsche gegenüber der Kalanialregierung faßt er in drei Bitten zusammen. 1. Unterstützung der als salche ganz unabhängig bleibenden Missionsgesellschaften durch Gewährung freier Fahrt, unentgeltliche Hergabe von Grund und Baden für die Stationen, und Uebernahme der Druckkosten für sprachliche Arbeiten; 2. Anstellung nur pasitiv gläubiger Beamter ader wenigstens keiner Gegner der Missionen und 3. Unterdrückung des Schnapshandels. Letzterem wenigstens können wir uns nur entschieden anschließen, denn das Beispiel der mahammedanischen Gebiete in Ostafrika beweist, daß es ohne Schnaps auch geht. Zwei weitere Bitten an den Großhandel, mehr Geld für die Missionen und Anstellung nur solcher junger Leute, die sich zu einem christlichen Lebenswandel verpflichten, werden schwerlich Beachtung finden, aber einer anderen möchten wir ernstlich die Erfüllung wünschen, obschon ihre Adresse, „der christliche Adel deutscher Natian", als ein seltsamer Anachranismus erscheint; sie fardert die Errichtung van Musterwirthschaften und Industrieschulen; wollen die Missianare sich ernstlich diesem Zwecke widmen, sa wird ihnen Unterstützung, wenn auch nicht vam Jahanniterorden aus, nicht fehlen. Ko.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIX. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1886.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

X.

Ko. Am 4. Oktober war der Stier für die Bewohner von Dafit immer noch nicht abgesandt, ein Beweis, daß der Abmarsch noch nicht erfolgen werde. Von allen Seiten liefen jetzt Beschwerden ein, daß man von den Summen, welche der Sultan dem Reisenden abgepreßt, nichts erhalten habe und deshalb der Karawane entgegentreten werde. Aber der Reisende ließ sich nicht einschüchtern und erklärte, er werde nöthigenfalls allein, mit seiner Flagge umgürtet und nur einen Rumo — das Holzstückchen, mit welchem die Somali ihre Zähne abreiben — in der Hand, den Marsch zu den Dafits antreten und wolle sehen, ob die Somalis ihren Eid halten würden oder nicht. Wie eine Ironie fügte es sich, daß gerade zu dieser Zeit ein eingeborener Barde erschien und auf dem Platze vor den Hütten des Reisenden und des Sultans dessen Lob und dann auch das des Reisenden anstimmte. Révoil ließ ihn ungerührt singen, so lange er wollte; dem Sultan wurde es zu arg, er sandte zu dem Franzosen und ließ ihn auffordern, dem Sänger durch ein Geschenk den Mund zu stopfen, aber der Franzose blieb diesmal hartnäckig und Omar Jussuf mußte den Ruhm seiner Ahnen selbst bezahlen.

Aber die schweren Sturzregen dauerten fort und nun rückte der Sultan ganz offen mit dem Vorschlage heraus, den Abmarsch noch um 14 Tage zu verschieben. Révoil bestand natürlich auf der sofortigen Abreise; wieder begannen endlose Verhandlungen, aber endlich siegte seine Beharrlichkeit. Freilich mußte er die beiden Ballen Zeug für Ganane übernehmen und noch zwei weitere für den Chef der Gesserkudehs, aber doch nur unter der Bedingung, daß er mit der Leistung seiner Eskorte bei der Ankunft in Ganane zufrieden sei und daß die Gesserkudehs schriftlich auf alle weiteren Ansprüche verzichteten. Das einzige Tröstliche war, daß der Sultan sowohl Eden Asseno, den Abgesandten von Ganane, als auch die Ellaï, welche sich der Eskorte anschließen sollten, in Gelidi zurück behielt.

Nur die Lieblingsfrau des Sultans blieb den beiden Reisenden immer gleich günstig gesinnt; fast täglich kam sie, ihnen Nachricht zu bringen und sie zu trösten, und sehr häufig nahm sie Révoil mit in ihr Haus, wo sich immer eine zahlreiche Gesellschaft von Somali-Damen befand. Er hatte hier Gelegenheit, alle möglichen Kulturstudien zu machen; die Frauen waren mit ihren häuslichen Arbeiten beschäftigt, die eine kardätschte Baumwolle, die andere verspann sie, eine dritte stieß Kaffee, wieder eine andere verfertigte eine Kalebasse oder machte Butter, und zwei Sklavinnen drehten die Mühle, um den in einem Mörser enthülsten Mais zu mahlen. (Man vergleiche die Abbildung.) Aber die Zusammenkünfte hatten noch in einer anderen Beziehung großen Werth für den Reisenden; von den Frauen erfuhr er ganz genau, was in den einzelnen Stämmen vorging und was die einflußreichsten Leute planten, und er bezahlte darum gern den Kaffee und den Honig, die zur Bewirthung nöthig waren.

Endlich am 9. November konnte der Opferstier geschlachtet werden; den Hammel hatte Omar Jussuf längst annektirt. Die Theilnehmer an der Karawane waren

sämmtlich zum Gastmahle geladen, den Anderen wurden in das Blut getauchte Zweige ins Haus gesandt. Eine Gesandtschaft aus Bullo, einem etwa zwei Stunden von Gelidi am Wege gelegenen Dorfe, störte die Festfreude mit der Erklärung, ihr Dorf, obschon zu Gelidi gehörig, habe nichts von dem gezahlten Gelde erhalten und sie würden der Karawane den Weg versperren. Aber Omar Jussuf erklärte ihnen von oben herab, daß er ihre Drohungen verachte und unbekümmert durch das Feld hinter Belguri marschiren werde, und die anwesenden Wadans und Gobrons fuhren auf und drohten, sie allein würden 500 Bewaffnete aufbringen, die Handad sollten sich nur ganz ruhig halten. Das Mahl wurde gehalten, das Gebet gesprochen, am folgenden Tage sollten die Theilnehmer ihren feierlichen Eid leisten. Aber nun kamen die vom Abschiedsessen ausgeschlossenen Gobrons und begannen Streit, und schließlich schien es zu einem allgemeinen Kampfe kommen zu sollen.

Wieder gelang es, die Streitenden zu beschwichtigen, und am 13. November wurde endlich das Signal zum Abmarsche gegeben. Die Kameele wurden herbeigetrieben, aber die besten fehlten natürlich; der Hirte hatte sie, entgegen dem ausdrücklichen Verbote, vermiethet und die Miether dachten nicht daran, sie zurückzugeben. Die beiden Europäer waren allein, die in Mogduschu gemietheten Leute weigerten sich angesichts der gefährlichen Situation zu kommen, auch Shuma erklärte, daß er nicht weiter als nach Ganane mitgehen werde. Um 10 Uhr ist noch kein Kameel beladen, kein Mann von der Eskorte da. Umsonst befiehlt und



Ein Somali-Barde.

droht Omar Jussuf von seiner Hütte aus; Niemand gehorcht ihm, und schließlich wird der Aufbruch wieder um einen Tag hinausgeschoben. Wieder erhoben sich alle möglichen Anstände, aber diesmal drang Révoil durch. Noch im letzten Augenblicke hatte Shuma, durch Osman Hadschi eingeschüchtert, seinen Dienst aufgekündigt, aber merkwürdiger Weise den erhaltenen Vorschuß zurückerstattet. Auch verschiedene Lastthiere fehlten und der Sultan selbst erklärte, er werde erst am Abend nachkommen; nur die Wadan waren auf dem Platze und schwuren dem Reisenden unbedingte Treue; dafür solle er ihnen nachher bei Said Bargasch Verzeihung für die Ermordung des Hadsch Indi auswirken. Die Frauen klammerten sich an ihn und wollten ihn zurückhalten, da er in sein Verderben ziehe, aber mit einem fatalistischen „Kof end Allah“ wies er sie zurück. Seine Flagge hatte er Niemand übergeben wollen, sondern sie als Schärpe um den Leib gewickelt und Dolch und Revolver hineingesteckt. Zehn Schüsse rasch hinter einander aus seinem Gras-Gewehre gaben das Zeichen, dann setzten er und Julian sich mit der Karawane in Bewegung, geleitet von dem gefälligen Araber Omar Kassadi. Es erweckte freilich kein besonderes Vertrauen, daß Hadschi Osman und Shibrail Musa, die Révoil zu seiner Ueberraschung unter seiner Begleitung gesehen hatte, mit Ostentation weggingen, als das Reisegebet angestimmt wurde, aber sein Entschluß stand fest.

Beim Gros der Karawane sah er zu seiner Ueberraschung Madi Nur, den wortbrüchigen ehemaligen Heizer, der, wie er erklärte, von Murdile gekommen war, um wieder in seine Dienste zu treten. Sonst waren es meist unbekannte

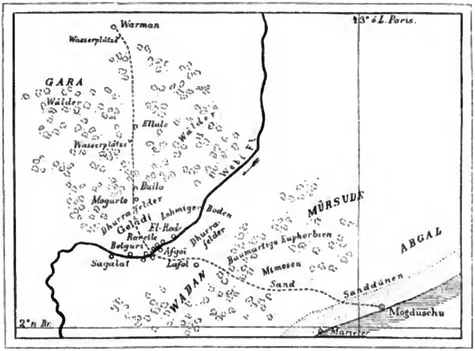


Ein Nachmittag bei der Lieblingsfrau des Scheichs der Gobron. (Theilweise nach Photographien.)

Gesichter, unter ihnen viele Aböſch, aber nur auffallend wenig Somali. Im Ganzen waren es 95 Männer und 22 Lastthiere, die sich nun in Marsch setzten, Révoil mit Kompaß und Notizbuch in der Hand an der Spitze. Die beiden Dörfer der feindlichen Handab wurden nach einem zweistündigen Marsche erreicht und auf einem kleinen Umwege umgangen. Einige Kilometer weiter gelangte man an eine Stelle, die heute noch Laso galla, „die Gallaknochen", heißt; sie bezeichnet das Schlachtfeld, auf welchem die Galla Arrusi in ihrem Siegeslaufe gehemmt und von den Somali nach dem Nordwesten zurück getrieben wurden. Hier stieß Mude Juſſuf, der Bruder des Sultans, zu ihnen und übernahm das Kommando; er versicherte nochmals, daß sein Bruder in der Nacht nachkommen werde.

Der Weg wurde nun immer beschwerlicher. Beinahe $5^1/_2$ Stunden lang wand sich die Karawane im Gänsemarsche durch ein Dickicht, wo die Dornen ihre Kleider zerrissen, während eine glühende Sonne unbarmherzig vom Himmel brannte. Es war unmöglich, die Ordnung aufrecht zu erhalten, trotzdem wurde ohne ernstlichen Unfall die Lichtung von Belgab erreicht, wo am Rande einiger Regenlachen ein paar Beduinenfamilien mit ihren Heerden lagerten. Jeder eilte, seinen Durst zu löschen, dann wurde unter einer lichten Akaziengruppe das Lager aufgeschlagen. Umsonst drang Révoil darauf, daß alle Waarenballen zu einem Walle um sein Lager vereinigt würden; jeder Treiber lud ab, wo es ihm beliebte, und die Kameele zerstreuten sich und stillten ihren Hunger an den jungen Baumtrieben.

Nun verlangte die Eskorte ihren Kaffee, aber umsonst suchte man nach den beiden mitgenommenen Ballen; sie waren verschwunden mit dem Kameele, das sie trug, und mit zwei Aböſch der Wadan, welche es führten. Leider befanden sich auf dem Kameele auch die Arzneikiste und eine Kiste mit Waffen, ein Verlust, den Révoil sehr schwer



Révoil's Marsch von Mogduschu über Gelidi nach Warman. (Maßstab 1 : 100 000.)

empfand. Auch von den Begleitern fehlten gegen 30, unter ihnen auch Madi Nur, und man sollte bald erfahren, warum.

Noch schimpften und klagten die Männer um den gestohlenen Kaffee, da erschallte aus dem Dickicht das gellende, trillernde Geschrei, das die Frauen ausstoßen, wenn Gefahr droht und die Krieger zu den Waffen greifen. Zwei Beduinenfrauen kamen auf die Karawane zugestürzt, aber noch ehe sie dieselbe erreichten, hatten die Somalis Lanze und Schild ergriffen, und die Alten, Abdi Abdikero und den Araber Omar Kassadi an der Spitze, schaarten sich um die beiden Franzosen, welche sich natürlich auch schußfertig gemacht hatten.

Die Frauen meldeten, daß etwa 200 Somalis aus Gelidi unter Anführung der Häuptlinge von el-Rode heranrückten, um die Karawane anzugreifen. Im Nu waren die Kameele zusammen getrieben, das Gepäck auf einen Haufen vereinigt und die Eskorte im Halbkreise darum aufgestellt; die beiden Franzosen mit einigen Leuten nahmen ihre Stellung auf den Waarenballen, aber die Alten gingen zunächst dem Feinde entgegen und versuchten mit ihm zu unterhandeln. Mude Juſſuf benahm sich dabei so verdächtig, daß Révoil mit seinem Begleiter sich etwas abseits stellte mit der Drohung, Jeden niederzuschießen, der das Gepäck anrühre. Doch sollte es nicht zum Aeußersten kommen. Die Leute von el-Rode waren besonders deshalb beleidigt, weil der Sultan sie von der Eskorte ausgeschlossen hatte; sie ließen darum mit sich reden und stellten schließlich nur die Forderung, daß die Karawane auch 12 der Ihrigen als Begleiter mitnähme. Als dies angenommen wurde, zogen sie sich etwas zurück, blieben aber in der Nähe gelagert.

Das erregte neues Bedenken, denn man mußte erwarten, daß die anderen Stämme von Gelidi, sobald sie den Aufbruch der Leute von el-Rode erfuhren, alsbald nacheilen würden, um ihre bei der Karawane befindlichen Angehörigen

zu schützen; dann wäre aber ein allgemeiner Kampf unvermeidlich gewesen. Wohl oder übel entschloß man sich also, den Lagerplatz trotz der allgemeinen Ermattung und der späten Stunde noch zu verlassen und weiter zu marschiren; die Kameele werden so rasch wie möglich beladen und von Neuem dringt man auf einem kaum den Namen verdienenden Pfade in den Wald ein. Bald geht die Sonne unter und die Nacht bricht herein. Der Weg wird immer schlechter, die Dornen der Büsche reißen die Kleider vom Leibe und bohren sich in das Fleisch, alle Augenblicke kommt eine sumpfige Lache, in deren Thonboden man bis an die Knie einsinkt. Die Lastthiere weigern sich, weiter zu gehen, auch die Menschen können kaum mehr, aber die Führer drängen immer weiter, trotz der prächtigsten Lagerplätze, an denen man vorbei kommt, sie wollen um jeden Preis Warman erreichen, wo Einwohner von Gelidi mit ihren Heerden lagern, und mit blutenden Füßen müssen die Reisenden sich mitschleppen.

$4^1/_2$ Stunden dauerte der schauderhafte Marsch auf einem Gazellenpfade durch den nachtdunklen Wald; die Kameele legen sich nieder und verweigern das Wiederaufstehen, alles ist auf den Tod erschöpft, da wird endlich Warman erreicht. Die Kameele werfen sich nieder und sind selbst zum Fressen zu müde; die Ballen bleiben neben ihnen liegen, umsonst bemüht sich Révoil, sie in Ordnung zu bringen. Aber nun verlangte die Eskorte nach Nahrung. Révoil hatte darauf gerechnet, daß man an allen Lagerstellen Fleisch, Durrah, Milch, Honig und Fett haben könne; er hatte darum nur für sich zwei Ballen Reis und einen kleinen Ballen Zucker mitgenommen, die in Nothfällen dienen sollten. Aber die Eskorte hatte diese Leckerbissen gewittert und verlangte stürmisch deren Herausgabe. Er legte die Frage dem Rathe der Alten vor; auch sie stimmten dafür und die Ballen wurden geöffnet. Natürlich wollten die guten Leute von Warman sich die Gelegenheit, umsonst zu solchen Leckerbissen zu kommen, auch nicht entgehen lassen; hätte nicht der getreue Araber Kassadi die Rolle eines Fouriers übernommen, so wäre der ganze Vorrath bei der ersten Vertheilung daraufgegangen.

Nun schrie man nach Kochgeschirr. Révoil hatte sein Bestes gethan, um alle Bedürfnisse zu befriedigen, zwei Kameele waren ausschließlich mit Geschirren beladen worden, aber du lieber Gott, wie hatten die Aeste und Sträucher den Vorrath bei dem Nachtmarsche zugerichtet! Fast nur Scherben waren noch vorhanden, und um die wenigen ganz gebliebenen Töpfe zankten sich die einzelnen Clans, von denen jeder eine Kochgesellschaft für sich bilden wollte. Auch die Aböschи wollten nicht mit den Sklaven zusammen kochen und essen, kurzum, es entstand ein ganz unbeschreiblicher Wirrwarr. Mude Jussuf saß mittlerweile ruhig auf seiner Matte, und ließ die Dinge gehen wie sie wollten; zum Schlusse nahm er dem Reisenden noch sein Bett und seine Decke ab, da er als Bruder des Sultans nicht, wie die Anderen, auf einer Matte auf dem Boden zu schlafen brauche. Révoil stellte ihm vor, daß die Karawane solche Märsche nicht aushalten könne; er lächelte nur ironisch und meinte, das ginge ihn nichts an.

Endlich trat Ruhe ein, jeder bettete sich, so gut er konnte, und auch die Reisenden lagerten sich auf ein paar Matten. Abdi, Omar Kassadi, Hamed Ugan und Eden Asseno hatten die Wache bei ihnen übernommen, das Gebet wurde gesprochen, es wurde allmählich still. Wie in Leintücher gehüllte Leichen lagen die Somalis am Boden, nur die Wächter bei den Kameelen standen aufrecht auf ihre Lanzen gestützt und summten ihre monotone Weise, welche die wiederkäuenden Kameele mit ihrem eigenthümlichen Grunzen begleiteten. Kein Schlaf kam in die Augen der Reisenden. Wohl hatten sie nun endlich Gelidi im Rücken, aber wie weit konnten sie unter solchen Umständen kommen? Alle Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß die ganze Ausrüstung verloren gehen werde; aber würde man selbst mit diesem Opfer Ganane erreichen? Die Nacht wollte kein Ende nehmen; es war kalt und feucht und das schwache Feuer genügte nicht, die Frierenden zu erwärmen. Umsonst wartete man auf Omar Jussuf, der bestimmt versprochen hatte, hier zur Karawane zu stoßen; ein paar Schüsse, die man in der Entfernung hörte, weckten die Vermuthung, daß er auf einem anderen Wege direkt nach Dafit geritten sei, aber ein paar Beduinen, die bei Tagesanbruch von dort kamen, zerstörten diese Hoffnung und brachten auch sonst sehr unbefriedigende Nachrichten.

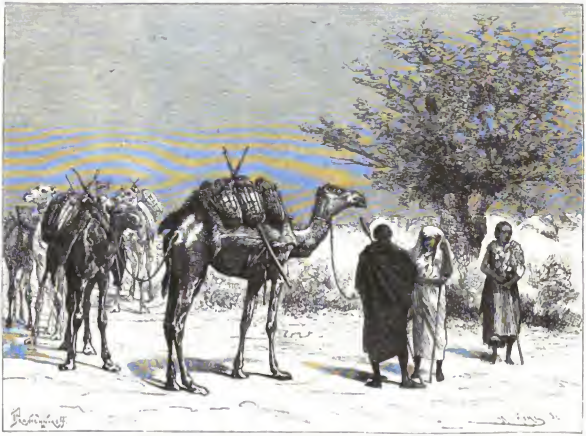
Dafit ist ein Dorf wie Gelidi, und ebenso aus verschiedenen Clans zusammengesetzt. Seine Bewohner schienen in zwei Parteien gespalten. Die einen, durch fanatische Predigten und geheime Einflüsse aufgehetzt, wollten der Karawane unter allen Umständen den Durchmarsch wehren, die anderen ihn gestatten, aber nur unter unmäßig harten Bedingungen. Die Alten hofften auf die Ankunft des Sultans, um Verhandlungen anzuknüpfen, aber er kam nicht. Es hätte ganz gut in seiner Macht gestanden, die



Beduine, seine Kameele bewachend.



Révoil's Zelt und Geleitmannschaft.



Eine Karawane holt Wasser bei Warman. (Zum Theil nach Photographien.)

Gegner zur Ruhe zu bringen, denn wenn die Dafit auch zweifellos die Macht hatten, den Weg zu sperren, so durften sie doch nicht wagen, das zu thun, denn die Gobron und Waban konnten ihnen zur Vergeltung ebenso gut den Weg nach Mogduschu und den einträglichen Handel mit der Küste sperren. Aber Omar kam nicht, und so gingen vier der Aeltesten der Karawane nach Dafit, um die Verhandlungen einzuleiten.

Jedenfalls mußte man sich darauf richten, den ganzen Tag hier liegen zu bleiben, und Mube Juffuf traf wenigstens einige Anstalten, Ordnung in dem umgebenden Chaos zu schaffen und das Lager zu sichern. Auch Révoil ließ sein Reisezelt an der Stelle, wo er übernachtet hatte, aufschlagen, um sich wenigstens einigermaßen vor den Sonnenstrahlen zu schützen und wartete bei einer Tasse Thee den Augenblick ab, wo in dem benachbarten Moôr oder Viehparke der Beduinen die Kühe gemolken würden. Seine Leute hatten sich mittlerweile für ein paar Maß Reis von den Beduinen Kaffee eingetauscht und gaben sich ihrem gewohnten Genusse in der oben beschriebenen Weise hin.

Warman ist, wie Belgab, eine Lichtung in dem ausgedehnten Walde, welche eine vortreffliche Weide bietet. Die Vegetation, ohne gerade übermäßig üppig zu sein, zeigte doch schon den wohlthätigen Einfluß der Regen; die Sträucher bedeckten sich mit Blumen und die zerstreuten, mit Lianen überwucherten Baumgruppen sahen wie grüne Inseln in einem Meere von Grün aus. Beduinen vom Stamme der Gares hockten gruppenweise herum und schienen in wichtige Berathungen vertieft. Der Moôr lag ganz nahe an dem Lager der Karawane und die Reisenden gingen hin, um sich selbst die Milch melken zu lassen; sie hatten, an Kinzelbach's Schicksal denkend, das schon in Gelidi immer gethan, um so mehr natürlich hier in der Wildniß.

Unmittelbar neben dem Moôre befand sich ein großer Teich, der noch Wasser führte, am Anfange der Regenzeit eine solche Seltenheit in dieser Gegend, daß selbst die Leute von Dafit kamen, um hier Wasser zu holen. Von Frauen geleitet, zogen ganze Karawanen von Kameelen herbei, jedes mit vier großen Wassergefäßen beladen, welche durch Körbe vor dem Zerbrechen geschützt waren. Unsere Abbildung zeigt eine solche Wasserkarawane.

Die Samojeden.

Von de Dobbeler.

III.

Wenn im Frühjahr Menschen, Vierfüßler und Vögel ihre Wanderung nach dem Norden, die Fische in der entgegengesetzten Richtung ihre Wanderung vom Nördlichen Eismeere nach dem Süden antreten und in die Flüsse eindringen, wenn auf diesen und auf den großen Landseen das Eis verschwindet, dann übergiebt der größte Theil der Jäger seine wenigen Renthiere einem Hirten, welcher sie zu den Moosweiden im Norden führt und der Jäger selbst siedelt sich in der Nähe der Landseen, hauptsächlich aber in der Nähe der Flüsse an, um das Jägerleben mit dem des Fischers zu vertauschen. Es beginnt damit die Zeit ihrer Ernte. Die Jagd allein kann sie selten ernähren, sondern die während des Sommers getrockneten oder später hart gefrorenen Fische müssen die Vorräthe für den Winter bilden. Mit ihren Böten suchen sie geeignete Stellen zum Fischfange auf und stundenlang bis zu den Hüften im eiskalten Wasser stehend, stellen sie ihre Netze. Letztere werden von den Samojeden aus Bast und anderem ihnen zu Gebote stehenden Materiale gemacht, häufiger aber, und sobald es ihnen möglich ist, verschaffen sie sich durch Handel Hanfschnüre. Die zu den Netzen nöthigen langen Seile und starken Schnüre flechten sie in den Flußniederungen immer aus Weiden mit großer Geschicklichkeit; dieselben sind überall gleich stark und nicht die geringste Unregelmäßigkeit ist wahrzunehmen.

Wenn auch von den Mücken gepeinigt, so haben die Samojeden im Sommer doch nicht mit Nahrungssorgen zu kämpfen; die Flüsse liefern reichlich Fische und auch das an denselben befindliche Flugwild wird viel erlegt.

Wenn im Herbste das Eis die Flüsse und Seen zu bedecken beginnt und einiger Schnee gefallen ist, so hört auch die Fischerei allmählich auf; der Samojede zieht seine Böte ans Land, um sie an einem geeigneten Orte zu verwahren, oder er packt sie, wie die übrigen Fischereigeräthe, auf einen Schlitten, um alles mit sich zu nehmen. Alle im Winter nothwendigen Sachen, wie Winterbekleidung, Schlitten, Renthiergeschirr, Bogen, Fallen ꝛc. werden reparirt und in Stand gesetzt und die langsam aus dem Norden zurückkommenden Renthierheerden erwartet. Endlich erscheinen diese, gewöhnlich dann, wenn das Eis der Flüsse sicher ist, und die Fischer können die ihnen gehörigen Thiere in Empfang nehmen. Aber es vergeht noch eine längere Zeit, ehe sie ihre Zelte abnehmen, dieselben, wie alle übrigen Sachen, auf Schlitten verpacken und nun je nachdem, wo und wie ihr Wohnort ist, sich einer dem anderen anschließen, um in großen Karawanen dem Süden entgegen zu wandern, die dortigen Wälder aufzusuchen und wieder ihrer Winterbeschäftigung, der Jagd, obzuliegen. Haben sie einen guten Fischfang und eine gute Jagd gehabt, so suchen sie, wie die wohlhabenden Hirten, Obdorsk und Surgut oder andere, an der Renthiergrenze gelegene russische Ansiedelungen auf, um gegen Fische und Felle Waaren einzutauschen. Die Reisen gehen gewöhnlich langsam; die Samojeden lassen unterwegs da, wo sie viel Moos finden, ihre Renthiere weiden, welche, wie bekannt, während des ganzen Winters ihr Futter selbst suchen, indem sie mit ihren Klauen den Schnee fortscharren und die darunter befindliche Renthierflechte fressen. Außerdem wird während der Wanderung auch die Jagd nicht vergessen.

Aber nicht immer verlaufen die Dinge in der eben beschriebenen Weise; häufig, wenn der Fischer auf die Ankunft seiner Renthiere wartet, wird ihm die Nachricht zu Theil, daß sie sämmtlich einer Seuche erlegen sind, sein ganzes Vermögen verloren ist. Nach einer solchen Nachricht wird er „ssjangâu!“ sagen, welches etwa „schade! wehe!“ bedeutet und ein eigenthümliches Schütteln oder Schaudern

seines Körpers folgen, ganz ähnlich dem, welches durch eine heftige Kälte erzeugt wird und auch von denselben Lauten begleitet ist. Weiter wird man aber keine Veränderung in seinem Gesichte wahrnehmen, keine Klagen von ihm hören. Er ist von früher Jugend her an die Wechselfälle gewöhnt, welche sein Klima und sein Leben mit sich bringen und, wie er nicht dankt, wenigstens nicht mit Worten, so klagt er auch nicht, bittet sehr selten und bettelt nie. Hat er noch etwas von einigem Werthe in Fellen oder Fischen, so tauscht er sich dafür ein paar Renthiere ein und sucht damit seinen Winteraufenthalt oder wenigstens einen für die Jagd günstigen Wald zu erreichen, oft aber muß er auch einen Dienst bei Wohlhabenderen aufsuchen.

Die Lebensweise der Samojeden ist außer der veränderten Beschäftigung im Winter und Sommer und während der Wanderungen dieselbe. Sie essen am Tage gar nicht oder nur sehr wenig, sondern halten am Abend eine große Mahlzeit, welche aber, wenn reichlich Nahrungsmittel vorhanden sind, ein paar Stunden dauert. Die Männer gehen am Tage auf die Jagd oder zum Fischfange, oder haben mit ihren Renthieren zu thun. Die Frauen sind immer im oder beim Zelte beschäftigt, um die Kleider und das Zelt in Ordnung zu halten, Holz zu holen, die Fische zu trocknen und auf die Kinder zu achten. Die kleinsten Kinder, die Säuglinge, liegen in einer 70 cm langen und in der Mitte etwa 40 cm breiten, ovalen Wiege, welche einer hölzernen Schachtel ohne Deckel ähnlich sieht. Die Ränder dieser Wiege sind etwa 13 cm hoch; an denselben ist ein Bügel angebracht, welcher niedergelegt und in die Höhe gezogen werden kann, um die Wiege mit Pelz oder Tüchern zu bedecken und das Kind im Winter gegen Kälte, im Sommer gegen Mücken zu schützen. Im Sommer in Tücher oder Leder, im Winter in Pelz gewickelt, ein kleines Kissen unter dem Kopfe, liegen die Samojedensäuglinge viele Stunden, oft den ganzen Tag in der Wiege, ohne ein einziges Mal herausgenommen zu werden. Damit sie einigermaßen trocken liegen, wird in ihre Windeln zerriebenes, altes, weiches (olmiges) Holz gelegt. Sehr früh müssen sich die Samojeden an Unannehmlichkeiten, Geduld und Ausdauer gewöhnen. Wenn nicht allzu strenge Kälte herrscht, werden die kleinen Kinder beim Abnehmen und Umbauen eines Zeltes halb bekleidet in den Schnee gesetzt. Sie schreien dann zwar, als wenn sie am Spieße stäken, aber bevor das neue Zelt nicht fertig ist, kümmert sich Niemand um sie. Wenn die Kinder anfangen zu gehen, bekommen sie dieselbe Kleidung, wie die Erwachsenen, sie laufen später aus freiem Willen in den Schnee und wälzen sich in demselben stundenlang mit dem größten Behagen. Sobald wie möglich helfen sie den Eltern bei ihren Beschäftigungen. Ich sah kleine, etwa sechsjährige Kinder, welche schon versuchten, Renthiere mit dem Lasso einzufangen und jedesmal, wenn sie warfen, der Länge nach auf den Schnee niederfielen.

Die individuelle Ausbildung des Samojeden ist nicht gering; er muß Zelte, Schlitten, Böte, Jagd- und Fischereigeräthe verfertigen, er muß Hirt, Fischer und Jäger sein und sich die tausenderlei Kunstgriffe und Kenntnisse aneignen, welche zu allem diesem nothwendig sind. Von Schulbildung ist natürlich keine Rede; nur zwei Samojeden habe ich gesehen, welche Russisch lesen und schreiben können; wenige lernen durch den Umgang mit den Russen Russisch zu sprechen. Dieses Volk hat außer der Erfahrung nur eine große Lehrerin, die strenge, aber oft so schöne nordische Natur. Sie hat sein Denken gebildet, sie bestimmt sein Thun und Handeln, sie ernährt ihn, aber sie straft auch hart und unerbittlich.

Der Himmel, welcher mit Sonne, Mond, Sternen, Kometen und dem Nordlichte in dieser Zone so oft auf das Großartigste, Wunderbarste und Herrlichste strahlt, der Himmel mit seinen Blitzen und dem Donner, machte den mächtigsten und tiefsten Eindruck auf die Samojeden und sie halten daher den Himmel für den höchsten Gott. Weil er ihnen Licht und Wärme spendet, so ist er auch ein guter Gott; groß und gut, und deshalb der beste. Um ihm möglichst nahe zu kommen, wird er besonders auf heiligen Bergen verehrt, aber auch in schönen und schön gelegenen Wäldern. Auch das Wasser, welches durch seine Kraft, Großartigkeit und Schönheit seinen Eindruck auf dieses Volk nicht verfehlte und ihm die Fische spendet, wird an heiligen Flüssen von ihm verehrt, besonders da, wo heftige Stromwirbel sind. Ueberhaupt an allen durch Schönheit oder ansprechende Lage ausgezeichneten Bergen, Wäldern, Flüssen und Seen verehren sie entweder ihren höchsten Gott, den Himmel, oder wie an den Stromwirbeln, auch das Wasser. Dieses war so zutreffend, daß, wenn ich während der Reise dachte, dieser Berg oder jener am See liegende Wald wird sicher von den Samojeden als heiliger Berg, heiliger Wald betrachtet, ich es in der Regel bestätigt fand. Ebenso macht aber auch alles Eigenthümliche, Wunderbare, Abnorme in der Natur seinen Eindruck; eine plötzliche Vertiefung des Bodens, ein kreisrunder, mit einem regelmäßigen Walle umgebener See, eine Gegend, welche mit lauter kleinen Hügeln dicht besäet ist und dergleichen mehr. Diesem Eindrucke des Seltsamen, Abnormen und dem jedem Menschen innewohnenden Egoismus verdankt auch sicher der Fetischdienst seine Entstehung. Während meiner Reise mit Renthieren nach Surgut sah ich häufig kleine, abgestorbene Bäumchen ohne Rinde und kleinere Zweige, welche durch Einfluß des Windes, Wetters und Bodens so abnorm gewachsen waren, daß sie Kreuze, Armleuchter, Buchstaben und andere schwer zu beschreibende Figuren bildeten und zwar so eigenthümlicher Art, wie ich sie nie



früher beobachtet habe. Wenn ich tagelang über die baumlosen Schneeebenen gefahren war, nichts als Himmel und Schnee gesehen hatte, beschäftigten diese Figuren meine Phantasie aufs Lebhafteste.

So mag es auch in früherer Zeit dem Samojeden ergangen sein. Wenn der in Farbenpracht leuchtende Himmel, das wirbelnde Wasser schon einen solchen Eindruck auf ihn gemacht hatte, daß er zu verehren und anzubeten begann, so kann auch die abnorme, wunderbare Figur, welche ein alleinstehendes verkrüppeltes Bäumchen bietet, eine seltsame Figur, welche einzig und allein dasteht und grundverschieden von den unzähligen normal gewachsenen Bäumen ist, so kann auch diese leicht auf das Gemüth des Naturmenschen wirken. Der Egoismus bestimmt ihn, diese Figur allein zu behalten, im Walde zu verstecken und allein zu verehren. Später wird eine solche Sache zum Bedürfnisse und zur Gewohnheit, und findet er keine geeignete Figur, so schneidet und schnitzt er sie selbst; jeder Samojede hat einen solchen Fetisch.

Wenn im Sommer die ungeheuren Sümpfe des nördlichen Sibiriens Milliarden und abermals Milliarden von Mücken gebären, welche in Gemeinschaft mit anderen Insekten Menschen und Thiere aufs Furchtbarste quälen, wenn diesen Sümpfen die Keime ansteckender Krankheiten, der Epidemien und Seuchen entsteigen, denen die Samojeden selbst und ihr werthvollstes Gut, die Renthiere, letztere oft zu Tausenden, erliegen, so muß im Sumpfe dasjenige sein,

was den Samojeden feindlich entgegentritt, von den Sümpfen aus die ganze Erde durchdringt und Allem, was darauf ist, schadet. Aber die Erde spendet auch viel, sie giebt ihnen das Moos für die Renthiere, das Holz für ihre Zelte, Schlitten, Böte, Bogen und Pfeile und deshalb ist in ihrer Vorstellung Erde und Teufel nicht so mit einander verwebt wie Himmel und Gott. In ihrer Sprache heißt Himmel numm und Gott numm; die Erde heißt ja, aber der Teufel sohsúdebü oder müleka. Der Teufel der Samojeden ist auch kein vollkommener Teufel, denn er ist nach ihrer Vorstellung versöhnlich.

Derjenige, welcher hauptsächlich mir über Religion und Sprache Aufschluß geben mußte, war ein alter Mann, dessen Vater zwar Ostjake, dessen Mutter aber Samojedin gewesen war, und welcher selbst während seines ganzen Lebens unter den Samojeden wohnte. Er war zwar dem Namen nach Christ, innerlich aber noch vollkommen Heide. Er war mit einer aus zwei Ostjakenfürstinnen, zwei Ostjaken, zwei Samojeden und zwei Läpinen bestehenden Deputation in Omsk gewesen, als sich der damalige Großfürst und Thronfolger von Rußland dort aufhielt, und hatte als samojedischer Dolmetscher fungirt. Sein heidnischer Name war Wossakotze, sein russischer Name Iwan. Es wurde mir von Allen versichert, daß er einer derjenigen wäre, welche sich am besten zu meinen Zwecken eigneten. Ich gebe das mir von ihm Gesagte im Folgenden wortgetreu wieder.

Die heidnische Religion der Samojeden und Ostjaken hat viel Aehnlichkeit; erstere sind noch Heiden, während die letzteren, wenigstens äußerlich, fast alle Christen sind. Die Samojeden glauben an einen höchsten Gott, den Himmel; dieser ist gut und thut ihnen deshalb kein Leid. Eine Person denken sie sich nicht im Himmel, sondern Gott ist der Himmel und der Himmel ist Gott; daher auch der Name numm für Gott und Himmel. Er wird besonders auf heiligen Bergen, deren es eine größere Anzahl giebt, verehrt. Jedesmal, wenn sie nach einer langen Reise einen solchen Berg betreten, schlachten sie auf demselben ein Renthier, verzehren es und hängen den Renthierkopf an einem dort befindlichen Baume auf, oder an einem in die Erde gesteckten Stocke, oder legen ihn einfach auf die Erde nieder; der Wohlhabende schlachtet sein bestes, der Arme oft sein einziges Renthier. Ebenfalls wird der erste gute Fisch beim Beginne der Fischerei im Frühjahr auf diesen Bergen verzehrt, und der Fischkopf wie der Renthierkopf dem höchsten Gott, dem Himmel, geweiht. Einige dieser Berge dürfen Frauen nicht betreten.

Die Samojeden verehren diesen Gott überhaupt jedesmal, wenn ein Renthier geschlachtet wird, wo sie sich auch befinden. Sie sehen dabei alle zum Himmel hinauf; vor dem Schlachten sagen sie: „Gott, wir haben es hergeführt;" wenn sie die Schlinge umgelegt haben: „Siehst du auch, Gott, was wir thun?" während des Tödtens rufen sie: „ooooookohoho" oder „uuuuuuhuhuhu" in eigenthümlicher Weise; wenn sie das Renthier getödtet haben, sagen sie: „Gott, nimm dieses!"

Ferner verehren sie Gott dadurch, daß sie Gutes thun; wenn ein Reicher dem Armen ein Renthier schenkt, so hilft er damit Gott und Gott wird ihm wieder helfen. Sie verehren auch, wie schon erwähnt, das Wasser. Ein Stromwirbel ist von den Samojeden besonders besucht, in der Nähe desselben befindet sich ein Kasten, in welchen schöne Felle und andere Kostbarkeiten gelegt werden. Sie schlachten auch hier Renthiere, lassen das Blut derselben in den Fluß laufen und bitten für sich und für andere, welche viel auf dem Wasser fahren, daß ihnen dieses kein Leid zufüge.

Wenn sich auf einem Berge oder in einem Walde auffallende Vertiefungen des Bodens finden, so sagen die Samojeden, daß dort ein Gott geboren sein müsse. An einem solchen Orte schlachten sie besonders viel Renthiere und legen die Köpfe dort nieder, so daß oft 10 Fuß hohe Hügel von Renthierköpfen entstehen.

Wenn ein wohlhabender Samojede in die Nähe einer christlichen Kirche kommt, so weiht er auch dieser ein weißes Renthier, schöne Felle oder Geld.

Der Teufel der Samojeden befindet sich in der Erde, besonders in Sümpfen. Sie sagen: „Gott, der Himmel, wird uns kein Leid zufügen; wir sind aber an die Erde gebunden und werden vom Teufel belästigt." Auch für ihn sind Orte bestimmt, wo er Opfer erhält; in der Nähe von Sümpfen, dort, wo viele kleine Hügel neben einander liegen, und an anderen auffallenden Orten. Ich sah einen Teufelsaltar inmitten einer Gegend, welche viele Meilen weit mit etwa zimmerhohen Hügeln bedeckt war. Dieser Altar bestand aus einem über $2^1/_2$ m hohen Pfosten, auf welchem ein 2 m langer Balken horizontal lag; der letztere war mit etwa 20 cm langen Holzzacken, Zähnen ähnlich, versehen.

Der Teufel erhält von den Samojeden Opfer, damit er ihnen kein Leid zufügt. Beim Schlachten der Renthiere erhält er das Blut; wenn dieses auf die Erde fließt, so sagen sie zum Teufel: „Trink das Blut, aber belästige uns nicht." Wenn Epidemien, wie die Pocken, unter den Samojeden herrschen, so schlachten sie so viel Renthiere wie möglich, legen dieselben mit Haut und Haar auf die Erde und sagen zum Teufel: „Hier, nimm Alles, aber verschone uns fernerhin."

Der Fetischdienst besteht darin, daß jeder Samojede entweder auf einem Berge oder häufiger in einem Walde seinen Götzen hat. Es ist dieses ein einfacher Stock, auf welchem ein Gesicht roh geschnitzt ist. Diesem Fetisch bringen sie alle möglichen Sachen, besonders gern Silbergeld; sie schlachten auch für ihn ein Renthier, bestreichen ihn mit dem Blute desselben und setzen ein Gefäß mit Fleisch vor ihm auf den Boden.

Die Priester der Samojeden, von ihnen selbst Tadibi, von den Russen Schamanen genannt, haben wohl nicht den bedeutenden Einfluß, welcher ihnen zugeschrieben wird. Sie gehören in der Regel den ärmeren Klassen an, sind selbst Jäger und Fischer, aber oft kluge Menschen, welche ihr Volk genau kennen. Der Schamane muß immer eine Trommel (pénser) besitzen; dieselbe hat entweder eine kreisrunde oder ovale Form, ist flach und von verschiedener, oft beträchtlicher Größe. Das Trommelfell besteht meistens aus Renthierhaut, welche straff über den 7 bis 9 cm hohen Rahmen gespannt ist, an letzterem sind zwei sich kreuzende Stäbe locker angebracht. An diesen Stäben wird die Trommel mit der linken Hand gehalten, während mit der rechten Hand der Trommelstock geführt wird. Letzterer ist mäßig lang und mit kurzhaarigem Felle überzogen. Die Trommel muß vor dem Gebrauche etwas erwärmt werden und hat dann einen dumpfen, aber starken und betäubenden Ton.

Sind Abends spät mehrere Samojeden versammelt und ist ein Schamane unter ihnen, so wird diesem gesagt, er möge Gott bitten, ihnen Gutes zu verleihen. Dann beginnt der Schamane zu trommeln und in eigenthümlicher Weise zu singen; in seinen Gesang stimmen auch die übrigen Samojeden mehr oder weniger ein. Der Schamane verbeugt sich hin und wieder vor jedem einzelnen der Anwesenden, um anzudeuten, daß er für sie bittet, und versetzt sich und die Zuhörer in fieberhafte Aufregung. Während des

Trommelns tritt der Schamane mit Gott in Verbindung und spricht mit ihm. Gott sagt dann gewöhnlich, die Samojeden möchten ihm Renthiere, Fische oder andere Dinge weihen; wenn sie diesem Gebote nachkämen, so würden sie mit ihren Renthieren Glück haben, ihnen eine gute Jagd, ein guter Fischfang und andere Annehmlichkeiten zu Theil werden.

Ob der Schamane immer ein Betrüger ist, möchte ich bezweifeln; wenn man weiß, wie demselben während des Trommelns der Schweiß aus allen Poren dringt, in welche fieberhafte Aufregung er sich selbst versetzt, und gesehen hat, wie elend und angegriffen er in den Tagen nach einem solchen Gottesdienste ist, so ist die Annahme wohl nicht unberechtigt, daß er selbst glaubt, mit Gott in Verbindung zu treten und sich selbst einbildet, Worte von ihm zu hören. Wenn man nicht hochmüthig auf diese armen Heiden herabsehen, sondern etwas in ihre Denkungsweise eingehen will, so muß man eingestehen, daß man durch ein solches Trommeln und Singen selbst aufgeregt werden kann.

Bemerkt habe ich schon, wie die in der Schneeebene alleinstehenden wunderbaren Figuren, welche abnorm gewachsene Bäume gebildet hatten, meine Phantasie beschäftigten; ebenso kann ich den Eindruck nicht vergessen, welchen der Teufelsaltar auf mich machte. In einem civilisirten Lande würde ich diese paar kunstlos an einander gefügten Hölzer für einen wunderlichen Wegweiser gehalten, ihn gesehen und wieder vergessen haben. Hier aber, nachdem ich auf meinem Wege wochenlang nichts von Menschenhand Geschaffenes getroffen hatte, machte der inmitten schneebedeckter Hügel stehende, am Fuße mit Blut bestrichene Teufelsaltar vielleicht ähnliche Gefühle in mir rege, wie in dem rohen heidnischen Samojeden, wenigstens die des Grauens; ich sah nur Zähne, nicht kunstlose Holzzacken, um so auffallender, weil mir vorher nichts von dieser Teufelsstätte gesagt worden war. Einen ähnlichen Eindruck hatte sie auf meinen Dolmetscher gemacht.

Die Kultur Europas, Griechenland, Italien und einen Theil der angrenzenden Länder ausgenommen, ist noch sehr jung. Nach dem nordwestlichen Deutschland kam das Christenthum vor etwa 1000 Jahren, im Norden und besonders im Osten verbreitete es sich noch viel später. Mit und durch das Christenthum entwickelte sich dann langsam die Kultur. Man weiß, wie lange noch diese Völker im Geheimen heidnischen Gebräuchen huldigten, wie schwer es der christlichen Kirche war, dieselben allmählich auszurotten und wie bis auf den heutigen Tag, wenigstens beim Landvolke vieler Gegenden, noch Anklänge daran zu finden sind. Die alten Sachsen im Norden Deutschlands hielten in ihren heiligen Wäldern ihren Gottesdienst ebenso mit der Trommel, wie heute die Samojeden. 600 bis 1000 Jahre gehörten unsere Voreltern dem Christenthume an, aber wie viele Tausende von Jahren mögen sie einem Heidenthume angehört haben, ähnlich dem der Samojeden. Es mag in den jungen Kulturvölkern noch viel zum Heidenthume Disponirendes liegen, welches beim Alleinsein in großen Wildnissen zum Bewußtsein kommt.

Si Adji panurat und Si Adji pamasa.

Ein Batak'sches Märchen.

Von **W. Ködding.**

I.

Vorbemerkung. Die Bataks auf Sumatra, ein kräftiger Volksstamm, unter dem die Rheinische Missionsgesellschaft seit 1861 eine segensreiche Missionsarbeit unterhält, gehören weder zu den rohen Naturvölkern, noch zu den sogenannten heidnischen Kulturvölkern; sie nehmen etwa eine Mittelstellung ein. Ihre Kultur ist Hinduischen Ursprunges und ist vor Jahrhunderten zu ihnen gekommen. Vieles spricht dafür, daß ehedem Kultur und politisches Leben bei ihnen auf einer höheren Stufe gestanden haben, als sie gegenwärtig stehen. Ein gewiß nicht zu unterschätzendes Kulturelement ist ihre eigenartige Schrift und Litteratur, obschon die letztere sehr arm ist und sich auf Zauberbücher, auf Baumbast geschrieben, beschränkt. Zu brieflichem Verkehre bedient man sich eines Stückes Bambu, in dessen feine weiche Rinde die Buchstaben mit einem eisernen Griffel oder spitzen Messer eingegraben werden. Auch die so sehr beliebten Erzählungen, Märchen, Fabeln, auch längere Räthsel, findet man oft auf Bambustangen, bis zu 15 Fuß lang und mehr, eingegraben. Ein solches Märchen ist auch das unten folgende. Obschon es ein Märchen ist und zwar ein solches, das seinem Kerne nach in früher Zeit aus der Fremde zu den Bataks gekommen sein muß, so steht es doch auf dem Boden des Volkslebens oder besser, es ist so in dasselbe eingehüllt, daß es uns einen Blick in das Leben, Fühlen und Denken dieses Volkes gestattet und daher auch wohl ethnographisches Interesse hat. Wo es der Text bedarf, werden kurze Fußnoten Erläuterung geben.

Zu alten Zeiten, erzählt die Sage, lebte ein Mann, Radja Somongga, der hatte zwei Söhne: Si Adji panurat (= Fürst Schreiber) und Si Adji pamasa (= Fürst Leser). Eines Tages sprach der Vater zu seinem Aeltesten: „Gehe hin, mein Sohn, nimm (kaufe) dir eine Frau, denn deine Mutter und ich — wir werden beide alt.“ „Ach“, antwortete der, „ich mag noch nicht heirathen, laß zuerst meinen jüngeren Bruder heirathen.“ So wandte sich der Vater zu dem Jüngsten: „Nun Väterchen [1]), sprich, wolltest du wohl zuerst eine Frau nehmen?“ „Wie, Vater, ists nicht gegen alle Sitte, daß der Jüngere vor dem Aelteren heirathet?“ meinte dieser. „Nicht doch, Väterchen, es ist nichts Unerlaubtes dabei, wenn ihr beide einig seid.“ — Daraufhin machte Si Adji pamasa unter Paukenschlag auf der Dorfstraße bekannt: „Ihr alle, Männer dieses Dorfes!

[1]) Zärtliche Ansprache der Eltern an ihre Söhne; „Mütterchen“ an ihre Töchter. Großeltern reden ihre Enkel an mit Großväterchen und Großmütterchen. Uebrigens bedienen sich auch Fremde dieser Ansprachen unter einander.

daß euer keiner etwas Anderes vornehme für Morgen; wir wollen Morgen auf die Brautschau zu meinem Oheim [1]) in das Dorf Sonnenaufgang, ihr alle sollt mich begleiten!" Am folgenden Morgen ließ er durch seine Knechte Reis kochen, einen Büffel schlachten und dann die Männer seines Dorfes zusammenrufen. Nach dem Mahle sprach er: „Nun, ihr liebe Herren, ich habe euch zu mir geladen, damit wir jetzt aufbrechen zur Brautwerbung. Keiner von euch lasse sein Gewehr dahinten." — So brachen sie also auf. Allen vorauf schritt der Brautwerber, Si Adji pamasa, in gravitätischer Haltung, die Arme zierlich schlenkernd. Als sie nicht mehr fern vom Ziele waren, machten sie Halt, zu ruhen und Betel zu nehmen. Si Adji pamasa aber schmückte sich mit Beinkleidern, die mit Goldborden besetzt waren, mit einem feinen, geblümten Gürtel zum Einstecken des Schwertes, mit dem Dolche Djangga ure [2]), der da klingt beim Einstecken und Ausziehen, mit einem Obergewande und Kopftuche aus feinem Stoffe. Nun ließ er die Gewehre losbrennen: Rupp, rapp, knallte es, wie beim Brennen des gekappten Bambu auf dem Acker [3]). Da kamen die Bewohner des Dorfes Sonnenaufgang in Bewegung; sie meinten, es zöge ein Feind heran, ihr Dorf zu bestürmen. Bald aber erkannten sie Si Adji pamasa. „O, mein Herr Adji pamasa, weshalb kommst du in solchem Aufzuge?" fragte ein Dorfältester. „Ich komme, mein Herr," antwortete dieser, „meinen Onkel zu besuchen; ich möchte mir seine Tochter zum Weibe nehmen." Also gingen sie ins Dorf hinein und traten in das Haus des Häuptlings Usuman. „Nun wohl, Adji pamasa, was ists, daß dich herführt? ihr kommt in großer Zahl, sehe ich." „Nichts anderes, lieber Onkel, als mir deine Gunst zu erbitten. Unsere Mutter wird alt und da hat sie mir aufgetragen, dich zu besuchen; du würdest mir wohl deine Tochter geben, meinte sie." „Wenn dem so ist, dann gieb nur Fleisch zum Mahle, damit wir die Sache fertig machen." So sprach Radja Usuman. Also gab Si Adji pamasa seinem Oheim Fleisch zum Mahle im Werthe von zwei Dollar und ward mit ihm einig über den zu zahlenden Brautpreis. Einen Theil desselben legte er in Gold in seines Oheims Hand, zum Zeichen, daß dessen Tochter seine Braut sei. Dann wurde ein für die Heimholung der Braut günstiger Tag gesucht und ward der siebente Tag als gut befunden. Si Adji pamasa machte nun in zwei Schnüre je sieben Knoten; eine derselben gab er seinem Oheim, die andere behielt er für sich und kehrte dann mit seinen Leuten in sein Dorf zurück.

Als nun die Knoten der Schnur bis auf einen gelöst waren, der bestimmte Tag also nahe gerückt war, schlug Si Adji pamasa die Pauke auf der Dorfstraße und rief: „Ihr alle, Dorfgenossen, daß morgen Niemand sonst ausgehe, der Termin ist gekommen, da wir nach meines Oheims Dorf müssen." Am anderen Morgen ließ er durch seine Mägde Reis kochen, schlachtete einen Büffel und lud alle Männer des Dorfes zum Essen. Nach dem Essen frug der Dorfälteste: „Was ist die Ursache, daß du uns ein Mahl mit Fleisch bereitest?" „Nichts, als daß ich jetzt gehe und ihr mir folgen möget zum Dorfe meines Oheims." . . . . Nachdem sie nun etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt,

[1]) Alle Heirathen mit Frauen desselben Stammes sind verpönt. Die Verbindung des Sohnes der Schwester mit der Tochter des Bruders ist am erwünschtesten. Der Oheim hier ist also Mutters Bruder.

[2]) Ein gewisser Dolch von schlängelnder Form.

[3]) Beim Verbrennen des Gehölzes auf einem neu begonnenen Acker verursacht die Hitze das Zerplatzen der Bambuglieder, welches ein lebhaftes Geknatter hervorruft.

kam ihnen ein Bote entgegen: „O mein Fürst Adji pamasa, kehre um: die Tochter des Fürsten, deine Braut — ist todt!" Also kehrten sie um, der Bräutigam schweren Herzens. Nach einiger Zeit ging letzterer abermals in seines Oheims Dorf und bat den Dorfältesten: „Gieb mir deine Tochter, ich bin sehr beschämt, so leer aus eurem Dorfe zurückgekehrt zu sein." „Warum sollte ich sie dir nicht geben, mein Herr?" antwortete der. Also aßen sie Fleisch, bestimmten den Brautpreis und suchten einen günstigen Tag, der wiederum auf den siebenten fiel. Es ging Alles wie zum ersten Male. Auch jetzt kam ihnen, als sie die Braut holen wollten, der Bote entgegen: „Kehret um, sie ist todt, die ihr holen wollt." So gings zu sieben Malen, nimmer kams zur Hochzeit. Da redete Si Adji pamasa mit seinem älteren Bruder: „Du, o Bruder, heirathe du zuerst. Mir ists nun so ergangen, das ist, scheints, mein Loos. Vielleicht gehts besser, wenn du heirathest." Also ging Si Adji panurat auf die Brautsuche, aber zur Hochzeit kams nicht; kurz vor derselben starb die Braut, zu sieben Malen. „Das ist nun so unser Schicksal, Brüderchen; was mag die Ursache davon sein?" so sprach der Aeltere zum Jüngeren. „Laß uns," sprach der, „erst den Zauberpriester [1]) holen und die Prophetin [1]) fragen, damit sie uns sagen, worinnen wir gefehlt haben." „Gut, so gehe und hole die Prophetin, daß wir sie ihr Orakel [1]) befragen und unser Schicksal erkunden lassen." Als nun die Prophetin zur Stelle war, ließ sie sich vernehmen: „Aus welcher Ursache, Adji panurat, hast du mich durch deinen jüngeren Bruder holen lassen?" „O Mütterchen, große Prophetin, damit du möchtest dein Orakel befragen." „Nun gut, Väterchen, aber ich kann nicht fragen ohne Musik." „So machen wir Paukenmusik!" sprach jener. So spielte also die Musik. Da tanzte die Prophetin ihre eigene Weise; sie bewegte ihre Arme auf ihre eigene Art: sie neigte sich zur Rechten — die Menge neigte sich; sie neigte sich zur Linken — die Menge ebenso; sie neigte sich vornüber — die Menge folgte ihr; sie bog sich rückwärts über — die Menge ebenso: so hinreißend war ihr Tanz. Dann wurde ihr Tanz hüpfend und trippelnd, wie wenn man mit Palmweine im Büffelhorne [2]) tanzt. Da fuhr in sie ein ihr Orakel, die Offenbarerin des Verborgenen, und ließ sich vernehmen: „Was ists, ihr Menschenkinder, daß ihr mich heibeirust und mich einfahren laßt in meine Gefährtin, die mich trägt?" „O Fürstentochter, daß wir dich hergerufen, das ists: daß du uns offenbaren möchtest das Schicksal von Si Adji panurat und Si Adji pamasa; daß du uns offenbaren möchtest, was wir gefehlet haben nach der Meinung unseres Gottes, der da in Alles das rechte Maß bringt, der entstehen lässet und schaffet, der da segnet, der das Haupt rundet und den Schädel wölbt, der die Augen öffnet und das Ohr bohrt, der den Mund spaltet und die Kehle höhlt, der das Herz zusammenballt und die Leber ausbreitet, der die Eingeweide in einander flicht und die Finger, die zehn, trennt, der uns Menschen in diese Mittelwelt [3]) sendet. Ach, frage doch auch unsere Groß-

[1]) In schwierigen Lagen, wie hier, erholt man sich Raths bei den Geistern. Der Zauberpriester, Datu, ersieht aus Zeichen, welcherlei Opfer zu bringen, wie man sich dabei zu verhalten, an wen man sich etwa zu wenden habe.

Die Prophetin, Sibaso, ist eine Person, die einem gewissen Geiste oder überirdischen Wesen, djuctjungan, — wofür ich „Orakel" gesetzt — als Medium dient. Das Uebrige ergiebt sich aus dem Texte.

[2]) Wie der Zauberpriester bei einigen Opfern zu thun pflegt.

[3]) Die Welt besteht aus drei Stockwerken: banua gindjang = Ober- oder Himmelswelt; banua tonga, die Mittel- oder Erdenwelt; banua toru, die Unterwelt.

väter (deren Geister) nach dem, was sie zu essen begehren; frage auch unsere eigenen [1]) Geister, damit ich ihnen gebe, was sie verlangen." So antwortete Si Adji panurat. Darauf die Prophetin: „Gut, Väterchen, bringe zuvor ein Santi [2])-Opfer: ein Hühnerei, Sirih, Zahnschwärze (eine Holzkohle) mit Oel, eine Blume, Reis mit Curcuma." Nachdem sie das Geforderte erhalten, rief sie: „O ihr Väterchen, Musikanten (Paukenschläger), macht nun Offenbarungsmusik, damit ich erfrage bei unseren Herren, den heiligen Göttern; damit ich erforsche beim Geiste unseres großen Festgebers, was sie begehren, damit wirs wissen. O ihr Musikanten, meine Genossen in diesem Dienste: daß ja nicht Disharmonie sei im Tone der Pauken, damit klar laute der Ausspruch der Fürstentochter, meines Orakels." Da klangen hell die Pauken und das Orakel ließ sich hören: „Höre, o Väterchen, Menschenkind, du mußt erlangen, sagt dein Geist, den geschickt redenden Vogel, dann wirst du glücklich sein." — „Gut, o Fürstentochter, möge es der Wille der Götter sein, daß unser Geist uns den redenden Vogel finden lasse." So sprach Adji panurat. „Frisch sei dein Geist, Väterchen! du wirst den Vogel finden, aber zuvor wirst du noch viel Ungemach zu erdulden haben." So schloß die Prophetin.

Am anderen Tage rüsteten sich die Brüder zur Reise. Mit Lebensmitteln und Feuerstahl und -stein versehen, brachen sie auf in den Urwald, um zu lauschen nach der Stimme des redenden Vogels. Aber die Zeit lief hin, sie lief in die Monden, sie lief ins Jahr — und immer hörten sie noch nichts. Eines Tages trafen sie auf einer weiten Fläche an einen Scheideweg. „Nun, was ist das, welchen Weg sollen wir nun einschlagen?" klagte Si Adji panurat. „Auch ich bin ganz irre," sprach der Andere, „laß uns erst ruhen und nachdenken. Auch unser Vorrath geht zu Ende, was fangen wir an?" Da erblickten sie in der Ferne eine Feldhütte, die suchten sie auf und übernachteten in derselben. Am Morgen sahen sie an der Thür der Hütte eine Schrift hängen: „Der Weg links für die Begu (Dämonen, Gespenster); der Weg rechts für die Menschen." So lautete die Schrift. Da überlegte Si Adji panurat bei sich selbst: „Wenn wir beide immer zusammenbleiben, dann werden wir den Vogel nimmer finden." So dachte er. Als sie nun wieder an den Scheideweg kamen, ließ er sich vernehmen: „Nun Brüderchen, folge du diesem Wege links, und ich folge dem rechts." — „O Bruder, daß wir uns doch nicht trennen! wie sollte ich den Weg finden; willst du mich wegwerfen?" So klagte Si Adji pamasa. „Nicht doch, Brüderchen, ein jeder von uns muß einen anderen Weg gehen, damit wir den redenden Vogel finden. Aber dies: wer ihn gefunden hat, kommt hierher und folgt dem Anderen auf seinem Wege, ihn zu suchen." „O Bruder, es ist wirklich dein Ernst, dich von mir zu trennen? nun dann, wie du willst! o ihr Geister, mein Bruder wirft mich weg!" „Es ist Ernst, Brüderchen, komm, laß uns theilen." Dann theilte er den Vorrath und das Feuerzeug, gab seinem Bruder die Hälfte und verfolgte dann seinen Weg, den Anderen am Scheidewege zurücklassend. Der aber klagte und weinte: „O, ihr Geister meiner Großväter und du, heiliger Sombaon [1]), ach, zeiget mir doch den redenden Vogel."

Si Adji panurat nun setzte seinen Weg fort und kam bald in das Dorf des Radja Tunggul di djudji (= Held im Spiele). Dort traf er die Leute eifrig am Spielen. „Warum kommst du her?" frug ihn der Häuptling. „Ich suche den redenden Vogel, mein Herr; ist der nicht hier zu finden?" „Ach was, redender Vogel! so was giebts hier nicht; aber komm her, laß uns spielen!" „Ja, spielen wir!" sagte jener, und so spielten sie. Da geschah es, daß Radja Tunggul di djudji alles, was er besaß, an Si Adji panurat verspielte, selbst alle seine Sklaven und alle im Blocke liegenden Spielschuldner, nur er, der Häuptling, seine Frau und Tochter waren noch frei. Da stieg er aus dem Sopo [2]), ging hinüber in sein Haus und warf sich verzweifelnd auf den Flur. „Warum doch, o Vater, stellst du dich diesmal so an?" frug seine Tochter. „O Mütterchen, wie viel schon meiner Gegner im Spiele gewesen sind, nie hat mich einer besiegt; aber dieser Adji panurat hat mich überwunden; nur du, deine Mutter und ich, wir sind noch frei." — „Und das beschwert dich so, Vater? Wird dir der morgende Tag nicht alles wieder zurückbringen? ruf ihn herein zum Essen!" so sprach sie. Am anderen Tage stiegen die Männer wieder in den Sopo zum Spiele, die Tochter des Häuptlings aber stieg hinauf auf den Balkon [3]) des Wohnhauses, gegenüber dem Sopo, und suchte durch Singen und Kokettiren die Aufmerksamkeit des Adji panurat auf sich zu ziehen. Dieser hatte sie bald entdeckt und hatte nun keine Augen mehr für das Spiel. Da kam Radja Tunggul di djudji: „Frisch auf, mein Fürst, spielen wir!" „Ja, spielen wir!" sagte jener. Aber o weh! was sein Gewinn gewesen, war bald seine Schuld geworden, denn bei dem Rollen der Würfel hingen doch seine Augen an der Tochter des Häuptlings. Bald hatte sichs so gewandt, daß er noch in Schuld blieb. Da hörten sie auf mit Spielen und rechneten. Da kam Radja Tunggul di djudji: „Da nun die Sachen so liegen, o Adji panurat, — wo ist die Bezahlung deiner Schuld?" „Ich habe sie noch nicht," war die Antwort. „Nun, wenn dem so, stecke deine Hände nur in diese Schlinge," sagte jener. Also band er ihn und legte ihn in den Block und zwar unter die Leiter, die zum Sopo hinaufführte. „O weh! die Anderen, jetzt meine Gefährten, die du im Spiele überwunden, liegen oben im Sopo und mich allein legst du unter die Treppe?" „Ja so ists. Die Anderen zu überwinden, hat mir nicht viel Mühe gemacht, bei dir aber bin ich müde und matt geworden." Also lag Si Adji panurat im Blocke unter der Treppe.

---

[1]) Der Geist, tondi, bildet wohl die Persönlichkeit des Menschen, doch wird er auch als Schutzgeist angesehen, aber als ein sehr launischer. Er kann Segen und Unheil verursachen, auch vom Leibe getrennt existiren, was aber für den Menschen gefährlich ist. Heftige Begierden, Niedergeschlagenheit, Verwirrung, Krankheit, Mißerfolge u. s. w. werden zum Theile als Aeußerungen des tondi angesehen. Ihm muß wegen diesem Allem auch geopfert werden.

[2]) Sowohl Besänftigungs-, als Wunsch- oder Bittopfer. Ueberhimmlische Wesen, wie der hier eingefahrene Geist, erhalten nur vegetabilische, keine blutigen Opfer.

[1]) Ein höherer Geist, der seinen Wohnsitz in Hainen, alten Bäumen, Schluchten oder an sonst schauerlichen Orten hat, wo ihm auch geopfert wird. Er ist gleichsam der Beherrscher eines gewissen Distrikts.

[2]) Ein offenes Gebäude, gewöhnlich dem Wohnhause gegenüberstehend, zu allerlei öffentlichem Gebrauche.

[3]) Ein Ausbau unter dem über die Basis des Hauses vorspringenden Dachgiebel.

Die Lebensbedingungen der Lärche.

Es ist vielfach versucht worden, die Lärche (Larix europaea D. C.), welche wegen ihres vortrefflichen Holzes einer der geschätztesten Waldbäume ist, außerhalb ihres Heimathsgebietes anzupflanzen, doch sind die Versuche meist von geringem Erfolge gewesen. Ueber die Ursachen, welche das Gedeihen dieses Baumes befördern, gehen die Angaben der Forstmänner und Botaniker weit aus einander, ja widersprechen sich direkt. Herr Prof. Bühler in Zürich regt daher zu einer erneuten wissenschaftlichen Behandlung des Gegenstandes an und macht selber den Anfang dazu mit einem im „Forstwissenschaftlichen Centralblatt" (8. Jahrg. 1886, 1. Heft) erschienenen Aufsatze: „Streifzüge durch die Heimath der Lärche in der Schweiz."

Das natürliche Verbreitungsgebiet der Lärche in der Schweiz erstreckt sich nach Bühler auf die Kantone Graubünden, Tessin, Wallis und die der Hochgebirgsregion angehörenden Theile von Waadt, Bern, Uri, St. Gallen und Appenzell. Dasselbe hat etwa 20 000 qkm Ausdehnung.

Die Lärche ist in der Schweiz deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil sie allein oder in Gesellschaft der Arve oder Zirbelkiefer (Pinus cembra) die Waldungen an der Baumgrenze bildet und bei den neuen Aufforstungen, welche in verschieden hohen Gebirgslagen im Gange sind, eine wichtige Rolle zu spielen berufen ist.

Nach Christ ist die obere Grenze der Lärche bei 2300 m, die untere bei 423 m gelegen. Die Jahrestemperatur an der unteren Grenze liegt zwischen 9° und 10° C. (doch 12° im unteren Tessin), an der oberen Grenze zwischen + 1,2° und — 1,0°. Da nun die Temperatur in der übrigen Schweiz und in Deutschland, das Rheinthal ausgenommen, 10° selten übersteigt, so ergiebt sich, daß in der Temperatur der Grund des schlechten Gedeihens der Lärche oder ihres Absterbens nicht gesucht werden kann. In Sils Maria, wo sich einer der schönsten Lärchenbestände findet, sinkt die Temperatur oft auf — 25°, in Castasegna und Martigny steigt sie auf 33° und mehr.

Weiter zeigt Bühler, daß die Regenmenge ohne Einfluß ist auf das Wachsthum der Lärche. Da, wo letztere am besten gedeiht, in Wallis und Engadin, beträgt die Regenmenge im Durchschnitte 60 cm; in Martigny, Sitten, Reckingen geht sie selten über 70 cm hinaus; in Bevers kann sie auf 49 cm sinken und steigt selten auf 80 cm. Sils Maria hat etwas mehr Regen, aber niemals über 90 cm. In Deutschland andererseits beträgt die Regenmenge 55 bis 75 cm und steigt in kleineren Gebieten bis 85 cm. Nur in der schwäbisch-bayerischen Hochebene wird auch dieser Betrag noch überstiegen.

Die Lärche gedeiht auf feuchtem Boden ebenso gut wie auf trockenem. Vielfach finden sich schöne Lärchenbestände längs der Flußufer. Doch tritt sie mit einer Ausnahme (am See von Silvaplana) nur an fließendem Wasser auf.

Was nun den Einfluß der Insolation betrifft, so hängt letztere von der Bewölkung ab. Der Grad der Bewölkung wird bekanntlich dadurch ausgedrückt, daß man den bewölkten Theil der Himmelsdecke in Zehnteln der ganzen Himmelsdecke anspricht. Im Verbreitungsgebiete der Lärche schwankt die Bewölkung zwischen 4,4 (Sitten) und 5,9 (Sargans). Nur in Gäbris geht sie über diese Grenze hinaus bis auf 6,5.

Dahingegen beträgt in der übrigen Schweiz die Bewölkung fast ausnahmslos 6,0 bis 7,0, steigt sogar auf 7,5. In Deutschland beträgt der Durchschnitt 6,5 bis 6,8. Recht deutlich treten die günstigeren Verhältnisse des Lärchengebietes hervor, wenn man die Zahl der heiteren Tage vergleicht. Es zeigt sich alsdann, daß in vielen Gegenden der Schweiz das Maximum der heiteren Tage hinter dem Minimum derselben im Lärchengebiete zurückbleibt, und daß auch in Deutschland (es liegen nur die Daten für Bayern vor) die Zahl der heiteren Tage bedeutend geringer ist als im Lärchengebiete.

Die allerdings nur für einen Zeitraum von drei Jahren vorliegenden Windbeobachtungen ergeben, daß die Zahl der Windstillen sich in den Lärchendistrikten im Allgemeinen ebenso stellt, wie in den übrigen schweizerischen Stationen. Doch muß man dabei in Betracht ziehen, daß die Intensität der Luftbewegung fast überall von 600 m an erheblich zunimmt, daß also bei demselben Betrage der Windstillen in den höheren Regionen der Luftwechsel viel stärker ist.

Die relative Feuchtigkeit übersteigt in den Lärchengebieten nicht 79 Proc. (in Martigny und Gäbris 72 Proc., in Castasegno sogar 64 Proc.), beträgt aber in der übrigen Schweiz meist 80 Proc. und steigt mehrfach auf 85 bis 87 Proc. In Deutschland sinkt sie selten unter 75 Proc., in Bayern beträgt sie meist 77 bis 79 Proc. In Folge dieser geringeren Luftfeuchtigkeit, sowie der stärkeren Bewegung der Luft und des geringeren Druckes im Gebirge, welche Faktoren alle die Transspiration erhöhen, kann die Lärche im Gebirge einen Wassergehalt ertragen, welcher ihr unter geringerer Verdunstung verderblich werden müßte.

Das Endergebniß der Untersuchung Bühler's ist folgendes: Der Faktor des Lichtes beherrscht das Wachsthum der Lärche. Die übrigen Faktoren mögen noch so günstig sein, sie gedeiht außerhalb ihrer Heimath nur, wenn sie möglichst viel Licht und genügenden Luftwechsel genießt, wenn sie also am Wald- und Bestandsrande, an Süd-, Ost- oder Westhängen im Einzelstande mit voll ausgebildeter Krone und stets vorwüchsig erzogen wird.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Unter den Ländern, für welche die Einfuhr deutscher Waaren die erste Stelle einnimmt, ist nach der „Allg. Z." vorzugsweise Norwegen zu nennen. Die Gesammteinfuhr aus Deutschland dahin stellte sich im Jahre 1884 auf 28,8 Proc., während England an der Einfuhr mit 26,5 Proc. und die übrigen exportirenden Staaten in weit geringerem Maße betheiligt waren. Der Gesammtwerth der Einfuhr aus Deutschland betrug 45781800 Kronen. Steinkohle wird fast ausschließlich von England geliefert. Auch in Metallartikeln genießt England noch eines erheblichen Uebergewichtes. In Lokomotiven und Maschinen hingegen kommt Deutschland dem britischen Mitbewerber schon sehr nahe; in Manufakturwaaren aus Spinnstoffen hat es England überholt, und Kolonialwaaren wurden dem Lande in weit überwiegender Menge aus Deutschland zugeführt, indem der deutsche Import sich hierin mit 9132000 Kronen, der englische nur mit 4286500 Kronen bewerthete. Die Zuckereinfuhr nach Norwegen belief sich in dem gedachten Jahre auf 4776500 Kronen, woran Deutschland mit nahezu der Hälfte, nämlich mit 2224900 Kronen, betheiligt war.

— Prof. Dr. F. Umlauft veröffentlicht jetzt unter dem Titel „Die Alpen" (Wien, A. Hartleben) ein Handbuch der gesammten Alpenkunde, welches im Rahmen eines Kompendiums unser Wissen von diesem Gebirge nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung und die vielfachen Beziehungen des Menschen zu demselben darstellen wird. Die 15 Lieferungen, von denen drei bereits erschienen sind, werden behandeln die Grenzen, die Eintheilung, den vertikalen und geologischen Aufbau, die Topographie der Alpen, die Thäler, Flüsse, Seen, das Klima, Lawinen und Gletscher, Flora, Fauna, Ethnographie, Straßen und Eisenbahnen, die Alpenforschung, die Touristik, die Kurorte und die Kunst.

— Die Ersteigung des Canigu, des höchsten Gipfels der französischen Pyrenäen, war seither mit großen Schwierigkeiten verbunden und im obersten Theile sogar sehr gefährlich. Der Alpenklub von Roussillon hat im vergangenen Jahre mit Unterstützung des französischen Centralklubs Stufen in den Gipfelfelsen hauen lassen, so daß die höchste Spitze jetzt auch von Damen ohne sonderliche Gefahr erstiegen werden kann. Die Fernsicht vom Canigu ist bekanntlich eine der ausgedehntesten und umfaßt das ganze Gebiet von Marseille und Montpellier bis Toulouse.

— Verneau macht darauf aufmerksam (Revue d'Anthropologie 1886, p. 10), daß sich Schädel mit dem reinen Cro-Magnon-Typus nicht nur unter Basken, sondern auch in Almeria und in Andalusien und zwar in verhältnißmäßig neueren Gräbern finden. Es ist interessant, daß auch die Schädel von Roknia bei Hammam Meskhoutin in Nordafrika demselben Typus angehören, und daß der Kabylenstamm der Denhadja, der sich rühmt, von den Erbauern dieser Dolmen abzustammen, heute noch ganz dieselbe Schädelbildung zeigt. Ko.

Asien.

— Ueber die Kirgisen giebt Dr. Seeland, Chefarzt der Provinz Semiretschensk, in der Revue d'Anthropologie 1886, p. 25 interessante Daten und Körpermessungen, sowohl über die echten Kara-Kirgisen, wie über die Kirgis-Kasaken, die nach seiner Ansicht unzweifelhaft nur zwei Zweige eines Stammes sind; der Kasakendialekt hat zwar den altaischen Charakter reiner bewahrt als der der schwarzen Kirgisen, aber beide Stämme können sich leicht mit einander verständigen. Ihre Gesammtzahl schätzt Seeland auf $1\frac{1}{2}$ Millionen; in seiner Provinz wohnen 540000, darunter 384000 Kasaken. Die Messungen ergeben für die Frauen ein im Ganzen günstigeres Resultat als für die Männer und weisen sie einem höheren Typus zu.

— Ueber die giftige Spinne, den Karakurt der russischen Steppen, giebt Seeland, der Chefarzt der Provinz Semiretschensk, in der „Revue d'Anthropologie" (1886, p. 34), einige dankenswerthe neuere Daten. Die Spinne, die bekanntlich derselbe Lathrodectus tredecimguttatus ist, welcher am westlichen Mittelmeere als Malmignatte bekannt ist, ist kaum einen Centimeter lang, ganz schwarz und borstig; nach Köppen spinnt sie an trockenen Stellen am Boden ein starkes Netz, um ihre Hauptnahrung, die Heuschrecken, zu fangen. Ihr Biß gilt für schlimmer als der der Tarantel und des Skorpions; der Gebissene empfindet sofort einen heftigen Schmerz, bekommt starkes Fieber, Meteorismus des Unterleibes und meistens eine erhebliche Athemnoth. Die Erscheinungen dauern mindestens 8 bis 10 Tage und können, sich selbst überlassen, zum Tode führen, während bei zweckmäßiger Behandlung meistens Genesung eintritt, doch sind auch dann langwierige Nachkrankheiten, Lähmungen und chronische Entzündungen nicht selten; die Kirgisen behaupten, daß fast immer temporäre Impotenz eintrete. Ihre Behandlungsweise besteht in einem Kreuzschnitte über die Bißstelle mit nachfolgender Anwendung des nationalen Schröpfkopfes, eines Ochsenhornes mit durchbohrter Spitze, an welcher der Helfende saugt und dessen Oeffnung er dann mit einem an der Zunge befestigten Stückchen Wachs verschließt. Seeland hat selbst nie einen Gebissenen behandelt, aber von vier sicheren Fällen gehört, die alle in Genesung ausgingen. Pferde leiden mehr als die Menschen, doch auch von ihnen konnte der Verfasser nur zwei sichere Fälle in Erfahrung bringen, in welchen die gebissenen Thiere eine halbe Stunde nach dem Bisse verendeten. Von gebissenem Rindvieh spricht er nicht; jedenfalls scheinen seinen Daten gegenüber die Angaben Köppen's, daß in den Jahren 1838 und 1839 in Südrußland gegen 70000 Stück Rindvieh durch den Karakurt getödtet worden, etwas übertrieben. Dagegen bestätigt er in vollem Umfange die Immunität der Schafe; schon die Ausdünstung eines Schaffelles soll die Spinne vertreiben, und wenn die Kirgisen an einer von ihr bevölkerten Stelle ein Lager schlagen wollen, treiben sie erst die Schafheerden ein paar Male über den Platz; die Schafe sollen die Spinne nicht nur zertreten, sondern auch mit Begierde fressen. Hier und da hält es der Kirgise sogar für nöthig, seine Jurte mit einem Wassergraben zu umgeben. Die Malmignatte gilt am vorderen Mittelmeere, obschon sie überall vorkommt, nur auf Korsika und Sardinien für giftig; weder an der Riviera, noch in Sicilien, noch in Nordafrika beachtet man sie. Ko.

— Der gesuchteste Orden in Persien ist nach Henri Moser derjenige der Ehrenlegion. Warum? In Folge eines zwischen Frankreich und Persien abgeschlossenen Vertrages dürfen die Inhaber desselben nicht die Bastonnade erhalten, und das ist im Reiche des Schahs ein großer Vortheil.

— In welch furchtbarem Grade die Berri-Berri, jene endemische Krankheit, deren Hauptsymptome in Mattigkeit, vermindertem oder ganz aufgehobenem Gefühle der Extremitäten, Empfindung allgemeiner Erstarrung ꝛc. bestehen, in

der niederländisch-indischen Armee um sich greift, zeigt folgende, der „Indischen Militärzeitschrift“ entnommene Uebersicht. Es sind von Militärpersonen an Berri-Berri im

Jahre	unter Behandlung gekommen	gestorben	für untauglich erklärt worden
1867	—	—	—
1868	19	—	—
1869	135	13	—
1870	260	20	—
1871	819	57	—
1872	868	42	—
1873	408	23	—
1874	579	26	—
1875	776	24	—
1876	574	20	—
1877	1812	145	—
1878	2411	294	—
1879	3602	366	—
1880	3290	221	—
1881	3955	192	—
1882	3025	132	193
1883	3850	194	201
1884	5338	235	842

Die mitgetheilten Zahlen machen jede weitere Bemerkung überflüssig.

Afrika.

— Die Deutsch-Afrikanische Gesellschaft soll durch mehrere Verträge im September und November vorigen Jahres das ganze Somali-Land von der englischen Grenze unweit Berbera an bis nach Warscheich (nördlich von Mogduschu) unter ihre Oberherrlichkeit gebracht haben; es sind ihr das Handelsmonopol, das Recht auf Ausbeutung von Bergwerken, Grund und Boden, soweit derselbe noch frei ist, Wäldern, Flüssen, Perlfischerei und auch die wesentlichsten Hoheitsrechte eingeräumt worden. Wer die Reisebeschreibungen von Haggenmacher, Révoil, James gelesen hat, kann über solche Ankündigungen nur lachen: giebt es denn im Somali-Lande überhaupt Jemanden, der solche Verträge abzuschließen berechtigt ist und die Macht dazu hat? Und was gedenkt man dort zu holen? Glaubt denn jene Gesellschaft wirklich, daß die Verhältnisse im Somali-Lande in Fachkreisen so wenig bekannt sind, daß sie solche thörichte Nachrichten sich verbreiten läßt? Ende November soll auch die Landschaft Uhehe, ferner Ubena (?), Mahenge u. s. w. für dieselbe Gesellschaft erworben worden sein. Uhehe liegt südwestlich von Usagara zu beiden Seiten des achten Breitengrades, hat Höhen von 6000 bis 7000 Fuß und ein rauheres Klima, eignet sich besonders zur Viehzucht und soll schon jetzt viel Felle exportiren. Uhehe ist in der That reich an Vieh, wie J. Thomson, der das Land zuerst durchzogen hat (1879), berichtet. „Als ein reines Hirtenvolk hängen sie (die Wahehe) in Bezug auf Nahrung fast gänzlich von ihrem Vieh ab, und die Männer geben sich nicht zu Feldarbeiten her. Sie melken jedoch ihre Kühe, wahrscheinlich, um nicht den Weibern die Milch zukommen zu lassen. Letztere trinken sie warm und heben den Rest auf, welcher besonders gepriesen wird, wenn er geronnen oder — wie sie sagen — reif geworden ist. Das Fleisch, welches sie genießen wird nur an der Oberfläche gewärmt und dann verschlungen. Sie haben weder Ziegen noch Hühner.“ Der „Globus“ wird übrigens in nächster Zeit bei der Schilderung von Viktor Giraud's Reisen nach dem innerafrikanischen Seengebiete Gelegenheit haben, seinen Lesern ausführlichere Nachrichten über die Wahehe und ihr Land mit Abbildungen vorzulegen.

— Dr. Fischer ist nach einem Marsche von 101 Tagen glücklich in Kagehi an der Südspitze des Viktoria Njanza angekommen und gedenkt von dort zu Schiffe sein nächstes Ziel, Uganda an der Nordküste des Sees, zu erreichen, da ihm der Weg längs dessen Westufer durch die Landschaft Karagwe in Folge übertriebener Tributforderungen so gut wie versperrt ist. Ueber die schwierigen Verhältnisse in Uganda, wo die Araber den jungen König Mwanga gegen die Europäer aufgehetzt haben, ist Dr. Fischer zum Glücke unterrichtet, wenn er auch von Bischof Hannington's Ermordung noch nichts zu wissen scheint. Man darf sich nicht verhehlen, daß Dr. Fischer jetzt vor einem überaus schwierigen und gefährlichen Abschnitte seines kühnen Unternehmens steht.

— Aus Südafrika kommt die Nachricht, daß Boern in das Maschona-Land „trekken“, wo ihnen Ländereien bis zum Zambesi hin überlassen worden sind. Eine andere Kolonie von Weißen, Engländern und Boern, ist kürzlich unter dem Namen Upingtonia im Ovambo-Lande — südlich vom mittleren Kunene, nördlich vom deutschen Schutzgebiete in Südwestafrika — entstanden.

— Für die österreichische Congo-Expedition unter Prof. Lenz, welche anfangs wegen Mangels an Trägern nicht recht vorwärts kam, haben sich die Aussichten nach den letzten Berichten (abgedruckt in „Mitth. der k. k. Geogr. Ges.“ in Wien Bd. 29, Nr. 1) sehr gebessert. Ein Brief des Herrn Baumann, aus Leopoldville vom 26. November 1885 datirt, meldet, daß sie nach etwa Monatsfrist von dem Dampfer „Le Stanley“ nach der Station an den Stanley-Fällen befördert worden und von Herrn Bohndorf als Delegirten des Congo-Staates begleitet werden sollten. Bohndorf, der langjährige Begleiter Dr. Junker's und Kenner des Njamnjam-Landes, wird als solcher für die Zwecke der Expedition voraussichtlich von großem Nutzen sein, wenn es derselben gelingen sollte, die Wasserscheide zwischen Nil und Congo von Süden her zu erreichen und festzustellen. — In den Briefen von Prof. Lenz ist uns besonders aufgefallen, daß viele der bisher auf den officiellen Karten angegebenen Stationen des Congo-Staates als aufgehoben bezeichnet werden, so die Station am Lufu-Flusse, so Banza Manteka, so Ngombe, deren Häuser sogar niedergebrannt werden mußten. Die einzige Station, welche Lenz auf dem rechten Congo-Ufer zwischen Ango-Ango und Ngombe passirte, war Lukunga. „Am oberen Congo — schreibt er a. a. O. S. 37 — sind auch fast alle Stationen aufgelöst worden; es besteht, so viel ich weiß, nur noch Leopoldville am Stanley-Pool, die Aequator-Station und die Fall-Station in der Nähe des Aruwimi. Es scheint, daß man alle verfügbaren Mittel für den unteren Congo verwenden will, wo die Verlegung der mit enormen Kosten errichteten Hauptstation Vivi natürlich viel Geld und Arbeitskraft erfordert; man will den Hauptort in der Gegend von Mboma anlegen; der Platz ist allerdings günstiger als der ganz unmögliche und schwer zugängliche Fels von Vivi, dagegen sind dort die sanitären Verhältnisse voraussichtlich weniger vortheilhaft.“ — Dieser Wechsel der Dinge, über welchen merkwürdiger Weise „Le Mouvement Géographique“ bisher kein Wort berichtet hat, ist außerordentlich auffallend. Hat doch das Brüsseler Blatt, die officielle Quelle über Angelegenheiten des Congo-Staates, in seiner Polemik gegen Pechuel-Lösche, Zöller, Tisdel und Andere selbst zugegeben, daß der untere Congo wenig werth sei, und immer auf den Oberlauf des Stromes als das wahre Eldorado hingewiesen — und nun diese Verlegung des Schwergewichtes an den ungesunden, armen und aussichtslosen Unterlauf! Dieses Schweigen über die veränderte

Politik! Sollte das vielleicht gar schon der Anfang vom Ende des neuen Staates sein?

Nordamerika.

— Ueber Gletscherspuren auf dem Plateau von Mexiko berichtet Packard im „American Naturalist" gelegentlich einer sehr interessanten Beschreibung einer Besteigung des Popocatepetl. Allenthalben im Umfange der Stadt Mexiko finden sich Moränen und beweisen, daß die Gletscher von den Vulkanen der Cordillere von Ahualco bis mindestens zu 9000 Fuß Meereshöhe herunterreichten. Die Quaternärseen der mexikanischen Hochebene verdankten offenbar den schmelzenden Eismassen ihre Entstehung. Deutliche Moränen und Blöcke mit Gletscherschliffen reichen aber längs der mexikanischen Eisenbahn bis nach Peñuella, drei Miles östlich von Cordova, und erreichen (nach Mittheilungen von Herrn Otto Finck) erst bei 2500 Fuß ihre untere Grenze. Das ganze Plateau zwischen Popocatepetl und Iztaccihuatl war offenbar in der Eiszeit von einem förmlichen Eismeere erfüllt. Ein kleiner Gletscherrest hat sich in einer tiefen Schlucht erhalten, wo der zusammengewehte Schnee nach unten in Eis übergeht.

Südamerika.

— Surinamische Mittel gegen Schlangengift. In dem eben erschienenen ersten Hefte des 35. Theiles der Bijdragen tot de Indische Taal-, Land- en Volkenkunde ist ein höchst interessanter Aufsatz des Professors K. Martin über seine Reise auf dem oberen Surinam enthalten, dem wir folgende Mittheilung über Schlangengift und Gegengift auszugsweise entnehmen.

Es ist viel darüber gestritten worden, ob es ein Gegengift gegen Schlangenbiß, vor Allem auch gegen den der Klapperschlange gäbe; folgender Beitrag möge daher eine Stelle finden. Am 1. Februar hatte ein Indianer auf Aruba eine Klapperschlange für uns gefangen, die wir mit einem kurz vorher erbeuteten Exemplare in einem mit Drahtgitter versehenen Kasten aufbewahrten. Am 28. März desselben Jahres wagte es ein hellfarbiger Mischling zu Paramaribo, eine der Schlangen aus dem Käfig zu nehmen. Das Thier, welches gewiß Zeit genug zur Giftansammlung gehabt hatte, biß ihn in die Hand, so daß das Blut hervortrat. Schon nach 10 Minuten begann die Hand zu schwellen und die Anschwellung hatte gegen Abend bedeutend zugenommen, die Zunge wurde dick, der Mann war während der Nacht sehr unruhig und brach dunkles Blut aus. Auch am folgenden Tage wurden noch ähnliche Erscheinungen beobachtet, am 30. klagte er über Leibschmerzen. Martin trat seine Reise nach dem Inneren an diesem Tage an und glaubte, daß er den Patienten nicht lebend wiedersehen würde. Dagegen hat dieser Mann wenige Tage später seine Arbeit wieder aufgenommen und nach der allgemeinen Meinung ist er durch ein ihm selbst bekanntes Gegenmittel gerettet worden.

Professor Martin sagt sehr richtig: Aus diesem Beispiele ergiebt sich entweder, daß das Gift der Klapperschlange — man erinnere sich, daß zur Ansammlung von Gift Zeit vorhanden war — nicht immer tödtlich ist, oder aber, daß es ein Gegenmittel giebt, welches wenigstens den ärgsten Folgen des Bisses, selbst einer Klapperschlange, vorzubeugen vermag.

In dem vorliegenden Falle hatte der Gebissene sich schon vor Jahren mit einem aus Pflanzenwurzeln bereiteten Präparate eingeimpft; als nun trotz seiner vermeintlichen Immunität die gebissene Stelle zu schwellen und andere drohende Erscheinungen einzutreten anfingen, impfte er sich aufs Neue, nahm auch innerlich Gegengift, weil, wie er glaubte, die frühere Einimpfung unwirsam geworden war; ferner aber war er damals krank und weniger widerstandsfähig, denn er hatte kurz vorher in den Goldfeldern bei einem Unwohlsein reines Quecksilber gebraucht und fühlte sich seitdem nicht wohl.

Sein Glaube, daß, wenn sein Körper nicht geschwächt gewesen wäre, die frühere Impfung genügt haben würde, ihm Immunität zu verleihen, ließ sich nicht erschüttern und sein Bruder erbot sich sogar, das Experiment zu wiederholen, während der andere Bruder noch als rettungslos verloren angesehen wurde.

Auf Carolina und Phaedra, zwei Pflanzungen, deren Einwohner als im Besitze von Gegenmitteln gegen Schlangenbisse befindlich bekannt sind, verwendet man als Arznei die Blätter und Wurzeln von drei Pflanzen, deren einheimische Namen auch einigen Weißen in Paramaribo bekannt sind, die sich also bestimmen lassen würden; denselben werden aber noch Köpfe giftiger Schlangen zugesetzt, die getrocknet und in einem eisernen Topfe verkohlt werden. Die Pflanzen werden nur getrocknet, zerkleinert und den Resten der Schlangen zugesetzt; die ganze Masse sieht dem Roggenbrode äußerlich ähnlich; die Besitzer des Geheimnisses führen stets einigen Vorrath bei sich und verkaufen ihn gegen hohe Preise. Dies Mittel wird weder eingeimpft noch als Präservativ gebraucht, sondern den bereits Gebissenen eingegeben. Es muß in Branntwein gelöst getrunken und in ähnlicher Auflösung auf die Wunde gelegt werden. Rigot, ein Neger und Besitzer eines Geheimmittels, unterbindet die Wunde noch, behauptet aber, daß diese Operation allein nicht genüge.

Professor Martin schließt seine Mittheilungen mit folgender, in jeder Hinsicht richtigen Bemerkung: „Der Mann spricht so verständig und so wenig prahlerisch von seinem Mittel, daß ich nach Allem, was ich erfahren habe, es als eine wünschenswerthe Aufgabe für einen Physiologen bezeichnen muß, die Wirkung desselben zu untersuchen. Es ist leicht zu erhalten und die lebenden Schlangen, welche sich jetzt im Thiergarten von Amsterdam befinden, könnten gewiß ohne Hinderniß zu Versuchen an Thieren verwendet werden. Wenn sich das Mittel als zuverlässig erweisen sollte, so würde daraus jedenfalls der größte Nutzen gezogen werden können; bis jetzt freilich muß es mit Zurückhaltung angenommen werden, da bekanntlich auch die Aristolochia Serpentaria L. früher als sicheres Gegenmittel gegen den Biß der Klapperschlange in Amerika galt und später die Richtigkeit desselben zur Evidenz bewiesen worden ist."

— Die Gebiete, welche die chilenischen Truppen im Jahre 1882 südlich von der Stadt Angol den Araukaniern abgenommen haben, sind in den folgenden Jahren mit 3726 europäischen Kolonisten, darunter 1975 Schweizern, 950 Deutschen, 605 Franzosen und 151 Basken besiedelt worden, denen es anscheinend gut geht. Eine Eisenbahn nach Valdivia ist im Bau. Die Einwanderer stehen übrigens unter chilenischen Beamten, die sich bemühen, ihre Untergebenen so rasch wie möglich zu Chilenen zu machen; Selbstverwaltung ist den Kolonisten nicht gestattet.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIX. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

XI.

Ko. Der Moôr oder Viehpark der Gares bestand aus länglichen Hütten, wie sie für diese Gegend des Somalilandes charakteristisch sind, während man am Kap Guardafui und am Golf von Aden runde hat. Sie waren ziemlich regelmäßig in Hufeisenform angeordnet und durch einen Zaun aus Dornen verbunden. Auf dem freien Platze in der Mitte lagerten Nachts die Schafe und Ziegen, während Kameele und Rinder an der offenen Seite des Hufeisens angepflöckt und von Sklaven, deren erbärmliche Hütten hier standen, bewacht wurden. In der Umgebung sah es traurig aus; bleichende Knochen bedeckten den Boden und Geier und Marabuts thaten sich an Kadavern gütlich. Die Viehseuche richtete auch hier ihre Verheerungen an. Trotzdem bestand die Heerde immer noch aus über 1000 Stück Rindvieh, das der gewöhnlichen ostafrikanischen Zeburasse angehört.

Als die Reisenden am Moôr ankamen, rannte die ganze Bevölkerung herbei, alle Hände streckten sich aus und von allen Lippen klang der Gruß: Eschma issi, „Gieb mir ein Geschenk". Abdi wußte, daß ein Mitglied seines Stammes hier bei den Gares lagere, und führte den Reisenden alsbald in dessen Hütte. Als sie den Mattenvorhang öffneten, sahen sie den edlen Mude Jussuf, der sich und die Bewohner mit den Révoil gestohlenen Provisionen traktirte. Der Bruder des Sultans kam aber durchaus nicht in Verlegenheit und hatte sogar die Großmuth, den Reisenden in aller Form zur Theilnahme am Essen einzuladen.

Das Gurgi, welches so niedrig war, daß man darin kaum aufrecht stehen konnte, bestand aus Rindshäuten, die über hölzerne Sprenkel gespannt waren; andere Häute bildeten den Boden und dienten der Familie als Lagerstatt. An den Wänden hingen Kalebassen mit Fett und anderen Nahrungsmitteln; von Mobilien war nichts zu sehen, als ein paar niedere Schemel. Die Milchkuh wurde vorgeführt; ein Kind hielt ihr ein Brett vor, über welches ein Stück Kalbshaut gespannt war, und während sie dieses leckte, ließ sie sich ruhig melken.

Mit der Milch ins Lager zurückkehrend, fand Révoil dasselbe von einer Menge Beduinen erfüllt, welche alle mit frühstücken wollten. Es war aber kaum noch für einen kleinen Theil der Karawane Geschirr vorhanden, und um das allgemeine Murren zu beschwichtigen, gab der Reisende schließlich sein eigenes Küchengeschirr her; er sah es dabei natürlich zum letzten Male.

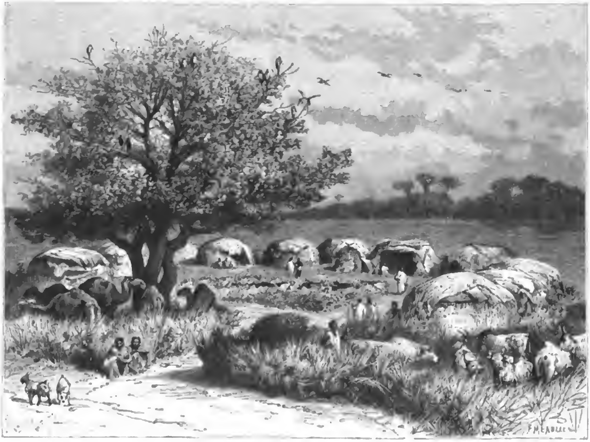
Nach und nach wurde die Haltung der Beduinen etwas bedenklich; ihre Zahl wurde immer größer und schließlich lagerten einige hundert Männer um die Karawane herum. Es wurde nöthig, die im Moôr zerstreuten Leute zusammen zu rufen, das Vieh zusammen zu treiben und mit den Waffen in der Hand die Rückkehr der nach Dafit gegangenen Gesandten abzuwarten. Sie kamen erst gegen Mittag zurück und was sie meldeten, war wenig tröstlich. Omar Jussuf war natürlich nicht erschienen; fanatische Scheichs predigten in den Moscheen und erklärten jeden für einen Kafir (Ungläubigen), der die Weißen geleiten würde. Die weniger fanatische Partei verlangte für die Passage eben so

viel, wie der Reisende an den Sultan von Gelidi gezahlt habe, und sie wußten ganz genau, wie viel das war. Dieselbe Forderung stellten aber auch Bur Heibi, Armedo, Beïdaua, kurz, alle auf der Route zu passirenden Dörfer.

Das waren keine günstige Aussichten. Der Abend nahte, die Haltung der Beduinen wurde immer drohender, noch war keine Nachricht vom Sultan da und sein Bruder entpuppte sich immer mehr als ein Feigling, der für seine eigene Haut fürchtete. Auch ein Theil der Eskorte verrieth nur zu deutlich, daß sie nur mitgezogen waren, um an der Plünderung theilzunehmen. Aber auch die Anderen gaben ihrer Ueberzeugung Ausdruck, daß die Karawane schon am Ende ihrer Reise angelangt sei, und verschwendeten den Rest der Vorräthe so rasch wie möglich. Abdi dagegen und besonders Eden Asseno, der Abgesandte von Ganane, mit zwei Ellais erwiesen sich treu und hielten gute Wache.

Umsonst versuchten die Aeltesten, die Beduinen zum Abmarsche zu bewegen; sie blieben in der nächsten Nähe des Lagers und zündeten ihre Feuer an, noch ganz in der alten Weise, indem sie, wie unsere Abbildung zeigt, ein hartes Stück Holz auf einem weicheren rasch herumrieben.

Gegen 3 Uhr Morgens kam der Oberkameeltreiber mit ein paar Leuten aus Gelidi und brachte die definitive Nachricht, daß der Sultan nicht kommen werde; seine Familie lasse ihn nicht ziehen. Er habe übrigens einen Boten nach Dafit gesandt und werde auch ein paar Krieger zur Verstärkung der Karawane nachfolgen lassen.



Der Moòr Warman.

Noch einmal entschlossen sich die Aeltesten, vier Abgeordnete nach Dafit zu schicken und mit dem Gesandten des Scheichs noch einmal den Weg der Güte zu versuchen. Révoil gab ihnen unbeschränkte Vollmacht und ließ mittlerweile das Lager zur Vertheidigung herrichten. Die Waarenballen wurden ladungsweise angeordnet, in ein Hufeisen gelegt, dessen Inneres außer den Franzosen nur Mude Jussuf betreten durfte; ein paar Aböfch bewachten den Eingang und ringsum lagerten die verschiedenen Clans der Eskorte mit ihren Kameelen. Diese sind in solchen Fällen die zuverlässigsten Schildwachen, denn beim geringsten verdächtigen Geräusche halten sie mit dem geräuschvollen Wiederkäuen inne, recken die Hälse und blasen die Nüstern auf; beobachtet man sie einigermaßen aufmerksam, so kann sich weder ein Feind noch ein wildes Thier unbemerkt dem Lager nähern.

Die Lage wurde immer unhaltbarer; die Vorräthe waren vergeudet, in Warman war keinerlei Getreide zu haben, man konnte unmöglich länger bleiben. Die Beduinen drohten mit einem Angriffe, wenn ihnen nicht sofort 500 Piaster oder zehn Ballen Kleiderstoff übergeben würden. Schon sprach man von einem schleunigen Rückzuge nach Gelidi, ohne die Rückkehr der Parlamentäre abzuwarten; da trafen etwa 30 Gelidis als Verstärkung ein, geführt von zwei nahen Verwandten von Abdi Abdikero. Sie brachten ein zurückgelassenes Kameel, die Arzneikiste und einen der gestohlenen Ballen, sowie die erfreuliche Nachricht, daß den Leuten von el-Rode eine exemplarische Strafe zu-

diktirt sei. Aber die Ermuthigung dauerte nicht lange; immer offener erhob die meuterische Partei innerhalb der Eskorte ihr Haupt, und Drohungen gegen das Leben der Reisenden wurden offen ausgesprochen.

Wieder brach die Nacht herein; die beiden Franzosen waren, von ihren wenigen Getreuen bewacht, zum ersten Male fest eingeschlafen, da weckte sie ein Alarmruf und Alles eilte zu den Waffen. Aber es war kein Feind zu sehen und allmählich beruhigte man sich wieder. Erst am Morgen erfuhren sie, in welcher Gefahr sie geschwebt hatten. Abdi und Abu Idu hatten die Wache und lagen nach Somaliweise anscheinend schlafend neben den Ballen, das Haupt mit dem Burnus verhüllt, als sie vier nackte Gestalten, drei Wadan und einen Mursude, an die Reisenden heranschleichen sahen. Schon hatten sie dieselben erreicht und einer hob eben den Dolch gegen Julian, als Abdi aufsprang und den Alarmruf ausstieß. Die Mörder sprangen zurück und waren im Nu unter den alarmirten Kriegern verschwunden. Sie blieben ungestraft, obwohl man sehr wohl wußte, wer sie gewesen, und Révoil mußte sich darauf gefaßt machen, daß das mißlungene Attentat sich bei der ersten Gelegenheit wiederholen würde.

Die Lage war im höchsten Grade kritisch. Noch einmal kam eine Verstärkung von Gelidi mit der Aufforderung vom Sultan, um jeden Preis nach Dafit vorzudringen und ihn dort zu erwarten. Aber das war leichter gesagt als gethan den drohenden Gares gegenüber und angesichts der Meuterei in der eigenen Eskorte. Trotz der beiden Verstärkungen zählte die Karawane nur 70 Mann, der Rest war desertirt und außer den wenigen Getreuen waren fast nur diejenigen zurück geblieben, welche auf die Plünderung der Karawane spekulirten. Die Getreuen schaarten sich um



Wie man in Warman die Kühe melkt.

den Reisenden; es waren Alles in Allem 16, und nur die Furcht vor den Hinterladern der Europäer gewährte noch einigen Schutz.

Aber nun rückten gegen 80 Gares in guter Ordnung heran, geführt von einem Fanatiker, der in einer Hand den Koran, in der anderen Bogen und Pfeil hielt. Der Kampf schien unvermeidlich, da sprang Révoil über die Ballen und ging unbewaffnet den Feinden entgegen. Seine Kaltblütigkeit imponirte ihnen und sie erklärten ihm offen, nicht ihm gelte die feindliche Haltung, sondern den Leuten aus Gelidi, welche seine sämmtlichen Reichthümer für sich allein rauben wollten. Wieder begannen Verhandlungen, an denen auch ein paar Leute aus dem ganz nahen Dafit theilnahmen. Endlich einigte man sich dahin, daß der Reisende bei seiner Ankunft am Thore von Dafit zehn Ballen Zeug erlegen sollte, von denen die Gares die Hälfte zu beanspruchen hätten. Aber die Alten theilten Révoil sofort im Vertrauen mit, daß sie den Vertrag nur abgeschlossen hätten, um die Beduinen aus der Nähe des Lagers wegzuschaffen und die Flucht zu ermöglichen; von einem Weitermarsche könne keine Rede sein, aber auch die Eskorte dürfe erst im Momente des Aufbruches das Ziel erfahren, da sie entschlossen sei, den Reisenden unmittelbar vor Dafit zu tödten und alles zu plündern. Strengstes Geheimniß sei das einzige Mittel, sein Leben zu retten.

Also wurden alle Anstalten zum Uebernachten getroffen, aber um 10 Uhr gab Nûr Ali, der Aelteste der Somalis, plötzlich den Befehl, die Kameele zu beladen, die Karawane wurde formirt, so gut es ging, und dann erst wurde der Rückmarsch nach Gelidi verkündet. Die Leute murrten, aber man ließ ihnen keine Zeit zum Ueberlegen. Omar Jussuf hat es befohlen, damit mußten sie sich begnügen, die

Alten zogen selbst die Kameele fort und der Fluchtmarsch begann. Révoil mit seinen wenigen Treuen folgte in einiger Entfernung. Es war ein trauriger Marsch durch die Nacht und das Dickicht; nur große Eile konnte retten, wenn die Beduinen etwas merkten, war die Karawane verloren. Wo ein Lastthier stürzte oder ein Ballen herabfiel, warfen sich die Somalis wie die Geier darüber her und entflohen mit der Ladung ins Dickicht; Belgab wurde erreicht, aber noch war die Gefahr nicht überstanden; trotz ihrer Erschöpfung mußten sich die Reisenden weiter schleppen bis Lafo Galla. Dort hielt der Rest der Eskorte an und verlangte stürmisch Bezahlung, da sie von Omar Jussuf doch nichts bekommen würde, und Révoil mußte sich für ihre Bezahlung verbürgen.

Nach zwölfstündigem Marsche war Gelidi wieder erreicht; nur ein paar Araber beglückwünschten die Heimkehrenden und betrübten Herzens sammelte der Reisende die traurigen Ueberreste seiner Ausrüstung in seiner alten Wohnung, in welche er sich einschloß. Draußen heulte die Menge, die Knaben bombardirten das Haus mit Steinen, aber schließlich stürzte des Sultans Lieblingsfrau wie eine Furie aus ihrer Hütte und hieb mit einem langen Rohre so unbarmherzig auf die Menge ein, daß es ihr gelang, den Platz zu säubern und Ruhe zu schaffen.

Omar Jussuf war offenbar überrascht, die Reisenden wieder lebendig zu sehen, aber er traf alsbald die nöthigen Anstalten, um sich Said Bargasch gegenüber zu rechtfertigen, versprach, die Dafit für die Mißachtung seiner Autorität durch Sperrung des Weges zur Küste zu strafen und schlug schließlich vor, Révoil solle allein, mit nur einem Kameele und zehn auserwählten Leuten als Eskorte nach dem Dschub aufbrechen. Aber ein schwerer Fieberanfall bewies, daß Révoil's Kräfte erschöpft seien, und er sah wohl ein, daß ein neuer Versuch doch nur zu neuen Verlusten führen werde. Zwei Tage lag er im furchtbarsten Delirium und die Somali umtanzten seine Wohnung mit dem Freudenrufe: „Kukufa Hakim“, „der Doktor stirbt“. Aber seine gute Natur rettete ihn und er erholte sich rasch zur Freude des getreuen Julian, den ein Ohrabsceß während dieser Zeit beinahe rasend machte. Es galt, die Trümmer der Ausrüstung



Feuererzeugung durch Reiben zweier Hölzer.

zu retten und selbst mit heiler Haut nach Mogduschu zurück zu kommen, und dazu boten Abdi und Kassadi, die sich treu erwiesen, ihre Dienste an. Ganz unter der Hand wurde, wie sich Gelegenheit bot, eine Kameelladung nach der anderen zur Küste zurück spedirt, ohne daß die räuberischen Beduinen von Lafole es merkten. Omar Jussuf sah die Beute seinen Händen entgleiten, ohne daß er es hindern konnte; er und seine Frau, die früher so freundlich gegen die Reisenden gewesen, suchten zu erbetteln, was noch zu erhalten war, und die anderen Besucher stahlen, was sie konnten. Der Sultan verlangte unbedingt eine schriftliche Erklärung, daß Révoil seine letzten Vorschläge zurückgewiesen, und wollte ihm eine Eskorte von 150 Mann mitgeben, aber der Reisende hatte nicht Lust, das abzuwarten und entschloß sich zur heimlichen Flucht, auf der ihn nur Abdi Abdikero und Ali Hamed, sowie Shuma und ein Sklave begleiten sollten.

Am 10. December vereinigte er sich Abends mit Julian und seinen Getreuen im Hause des Arabers Kassadi und brach auf, von einigen Freunden bis über Afgoi hinaus begleitet, er selbst in Somalitracht mit Schild und Lanze, Julian im arabischen Burnus. Es hieß eilen, denn ein Sklave aus el-Rode hatte sie gesehen und drohte, seinen Clan zu ihrer Verfolgung zu wecken. Nach zwei Stunden war die gefährlichste Stelle, das Lager der Lafol, erreicht, aber es gelang, unbemerkt vorüber zu kommen; auch verschiedene Lager der Abgal und Mursude wurden glücklich passirt, und als der Morgen graute, lag Mogduschu vor den Geretteten, und das Haus unter den Palmen, das sie früher beherbergt, nahm sie wieder auf. Das Leben war gerettet, aber der Reiseplan trotz der aufgewandten großen Mittel völlig gescheitert; daß an eine Wiedererlangung der von Omar Jussuf erpreßten Summen nicht zu denken sei, davon mußten sie sich bald überzeugen.

Um sich einigermaßen zu zerstreuen, ging Révoil alsbald wieder an die gründliche Erforschung der Umgebung von Mogduschu, welche des Interessanten noch gar viel bot. Das Hamburger Schiff „Heros“ ankerte gerade auf der Rhede und bot eine bequeme Gelegenheit zur Verschiffung der Sammlungen. Die Exkursionen durften freilich nicht

allzuweit ausgedehnt werden, denn wie gering die Autorität des Gouverneurs war, sollte sich bald zeigen. Ein Soldat, Mansur mit Namen, war dicht am Thore von vier Abgals, die ihn als Sklaven ins Innere schleppen wollten, angefallen worden und hatte, obschon nur mit einem alten Säbel bewaffnet, zwei seiner Angreifer zusammengehauen; darauf erhoben sich die Beduinen und der arme Mansur wurde für seine Tapferkeit in Ketten gelegt und die Abgals erhielten nach einer siebentägigen Blockade 250 Piaster Entschädigung. Said Bargasch, der Sultan von Zanzibar, ist eben in erster Linie Kaufmann und will den Frieden aufrecht erhalten wissen um jeden Preis. Auch bei einer Streitigkeit zwischen den beiden Quartieren der Stadt, die aus einer Kinderrauferei entstand und zu einer förmlichen Schlacht führte, zeigte der Gouverneur sich kläglich schwach, und so beschränkte Révoil seine Arbeiten auf die nächste Umgebung der Stadt.

Ganz besonders beschäftigte ihn die Erforschung des Bodens der alten Stadt, welche der neuen als Steinbruch dient. Gegen ein Trinkgeld brachten ihm die dort beschäftigten Sklaven, was sie von alten Resten fanden, und es gelang ihm, eine hübsche Sammlung von Töpferwaaren, farbigen Gläsern, Bronzen und dergleichen zusammen zu bringen. Auch ein indisches Götzenbild fand sich und ein leider zerbrochener Wasserkrug aus grüner Fayence, der ähnlich, welche man heute noch als Zeitun und Javaï im Somalilande kennt. Auch einige chinesische Sapeken fanden sich und setzten Révoil in nicht geringes Erstaunen; er erfuhr aber später, daß Dr. Kirk in Zanzibar eine ganze Kollektion ähnlicher besitze, die sämmtlich in Monfia bei Quiloa gefunden wurden. Eine alte Verbindung mit China, allerdings wahrscheinlich durch Araber vermittelt, ist somit außer Zweifel. Die Gegenstände kamen mit Hilfe des „Heros“ glücklich nach Europa, und die beistehenden Zeichnungen von ihnen sind in Paris angefertigt.


In Mogduschu gefundene Armbänder, Geschirre, Lampen u. s. w.

Von dem früheren Glanze von Mogduschu zeugen außer dem Berichte des Ibn Batuta über seinen Empfang bei dem damaligen Sultan Abu Bekr ibn Abdallah ein paar vom Sande überwehte Mausoleen in den Hügeln von Bet Fras, von denen eines das Datum 645 der Hedschra trägt, also aus der Zeit des großen Fekker-Eddin stammt, dem die Erbauung der großen Moschee zu danken ist, deren Mihrab (Gebetnische) das Datum des April 1269 unserer Zeitrechnung trägt. Von den Gebräuchen, die Ibn Batuta schildert, hat sich noch Manches erhalten; die Stadt aber, die bis nach Canton hin Handel trieb, ist verweht und von den Gräbern, die zum Theil wundervolle, altarabische Arbeit zeigen, weiß Niemand mehr, welchen Heiligen oder Scheich sie bergen.

Die Bewohner von Mogduschu zeigten sich noch freundlicher, wie früher und waren stolz darauf, die Ungastlichkeit der Somalis von Gelidi wieder gut zu machen. Hadsch

Ali wagte es nicht, sich wieder in der Stadt zu zeigen, und der Scheich Aues hatte sich in die Sauya von Brawa zurückgezogen. Von seinen Freunden im Quartier Hamarwin konnte jetzt der Reisende die genaueste Auskunft



Reste von Gräbern auf den Hügeln von Bet-Fras. (Nach einer Photographie.)

über die gegen ihn gesponnenen Machinationen erhalten und sich überzeugen, daß nur die Nähe von Mogduschu sein Leben in Gelidi beschützt hatte, und daß er sicher verloren gewesen wäre, wenn er seine Reise noch einen oder



Höhlen von Mogduschu. (Nach einer Photographie.)

zwei Tagemärsche weiter ins Innere fortgesetzt hätte. Die Hetzereien hatten auch durchaus noch nicht aufgehört, und er mußte einsehen, daß ein neues Unternehmen ihn dem sicheren Tode entgegenführen werde.

Die Samojeden.

Von **de Dobbeler.**

IV. (Schluß.)

Etwas der Taufe Aehnliches haben die Samojeden nicht. Ihre Frauen kaufen sie von deren Eltern und geben dafür einige Renthiere bis zu vielen Hunderten; in der Regel haben sie eine Frau, nur die Wohlhabenderen haben mehrere. Ist ein Samojede sehr krank, so kommt der Schamane mit der Trommel; einestheils wird durch das Trommeln der Teufel gebannt, anderentheils bittet während desselben der Schamane Gott, daß er den Kranken gesund machen möge. Gott sagt dann durch den Schamanen, sie möchten Renthiere, Fische oder andere Dinge weihen; wird der Kranke gesund, so hat Gott die Gabe gnädig aufgenommen, stirbt derselbe, so ist es die Schuld des Teufels. Die Leiche muß drei Tage unter einem Schlitten liegen und wird dann beigesetzt; es wird dabei zum Teufel gesagt: „Hier, nimm nun Alles und friß es." Da der Boden während des langen Winters hart gefroren ist und auch im Sommer die Erde theilweise nur $2^1/_2$ Fuß tief aufthaut, so machen die Samojeden ein etwa 8 Fuß langes, 4 bis $4^1/_2$ Fuß breites und 2 bis $2^1/_2$ Fuß hohes Todtenlager, von ihnen tinn genannt, aus Baumstämmen und Brettern. Im Inneren, auf dem Boden desselben, liegen quer $^1/_2$ Fuß starke, kurze Holzstämme, auf denselben Bretter und hierauf ruht, mit Birkenrinde bedeckt, der Todte. Die Seitenwände sind von behauenen Baumstämmen gemacht, welche die das Todtenlager am Kopf- und Fußende schließenden starken Bretter halten. Bedeckt wird dasselbe mit 8 Fuß langen und $^1/_2$ Fuß starken unbehauenen Baumstämmen. Etwa 6 Fuß hohe, aufrecht stehende starke Stangen sind unmittelbar an dem Todtenlager angebracht, gewöhnlich drei auf jeder Seite. Je zwei sich gegenüber stehende Stangen sind an der Spitze durch Querhölzer verbunden; sie dienen einestheils dazu, um dem tinn eine größere Festigkeit zu geben, anderentheils werden an denselben die Schädel der Renthiere aufgehängt, welche die Verwandten des Todten zu seinem Andenken schlachten. Beim Todtenlager, zu den Füßen des Todten, steht ein eiserner Kessel, in der Nähe desselben ein Schlitten. An denjenigen Orten, wo sich Samojeden längere Zeit aufhalten, wie an den Mündungen des Taß und Purr, giebt es Bestattungsplätze, welche fast immer auf Anhöhen liegen. In der Nähe russischer Niederlassungen müssen die Todtenlager im Sommer mit Erde bedeckt werden.

Die Samojeden sagen, mit dem Tode sei Alles vorbei; an eine Auferstehung irgend einer Art glauben sie nicht. Indeß möchte ich bemerken, daß früher vielleicht eine entgegengesetzte Ansicht bei ihnen geherrscht hat; denn in welcher Idee beruht der Ursprung ihrer Sitte, auf oder neben das Todtenlager einen Schlitten, einen Kessel oder andere zum Leben nothwendige Dinge zu legen, welche allerdings vorher unbrauchbar gemacht werden?

Wie erwähnt, liegt die Leiche vor der Bestattung drei Tage unter einem Schlitten. In diesen drei Tagen wird aus Fellen, besonders aber aus Tuch, eine etwa 50 cm hohe Puppe gemacht; dieselbe wird dann behandelt wie früher der Todte, im Zelte derselben Essen vorgesetzt rc., sie wird in einem hierfür bestimmten kleinen Schlitten, wenn ein Mann gestorben war, vier Jahre lang, wenn eine Frau gestorben war, drei Jahre bei allen Wanderungen mitgeführt und nach Verlauf dieser Zeit zur Leiche gelegt.

So lange Verwandte eines Gestorbenen leben, fahren diese jedes Jahr nach dem Orte, wo derselbe ruht, schlachten dort ein Renthier und verzehren es zum Andenken an den Todten; arme Samojeden verspeisen dort Fische. Es unterbleibt dieses nur, wenn sie zu weit entfernt sind.

Für die Frauen, nicht für die Männer giebt es einige Verbote. Frauen und Mädchen dürfen während der Regel nicht über eine am Boden liegende Schnur gehen, sondern müssen die Schnur entweder über den Kopf heben oder darum hinweggehen; auch dürfen sie dann nicht auf einen Schlitten, ein erhöht liegendes Brett rc. steigen. Hecht, Stör und Quappe dürfen die Frauen im Sommer nicht essen und auch nicht berühren, im Winter dagegen hört dieses Verbot auf. Ebenso dürfen die Frauen während der Regel überhaupt keine Fische essen. Haben sie aus Unvorsichtigkeit oder aus einem anderen Grunde gegen solche Verbote gehandelt, so sind sie sschabmai, d. h. unrein geworden und müssen Räucherungen mit einem Pulver vornehmen, welches vom Biber gewonnen sein soll. Ob diese Verbote, deren es noch mehrere giebt, aus Gesundheitsrücksichten gegeben wurden oder dem Aberglauben zuzuschreiben sind, vermag ich nicht zu entscheiden; wahrscheinlich ist ihr Ursprung sowohl in jenen, wie in diesem begründet.

Wenn, zwar mit kolossaler Uebertreibung, gesagt wird, daß die Feuerländer in Südamerika nur das eine Wort pescheräh haben und sich mit diesem Worte unter einander verständigen, so erscheint es auch demjenigen, welcher zum ersten Male mit den Samojeden verkehrt, daß sie nur ssauwo, woiwo und handam sagen, und er kommt deshalb leicht auf den Gedanken, ein in dieser Beziehung den Feuerländern ähnliches Volk vor sich zu haben. Diese Ansicht ändert sich aber, wenn man sich einige Zeit mit der samojedischen Sprache beschäftigt; man bemerkt dann, daß dieselbe nicht allein keinen geringen Wortreichthum, sondern auch eine nicht wenig komplicirte Grammatik besitzt; um so überraschender, wenn man die Kulturstufe und die nordische Heimath des Volkes in Betracht zieht. Es mögen hier ein paar Worte und Beispiele folgen:

Muu der Ast; wöje das Blut; tuu das Feuer; tóo der Flügel; tóo der See; ibá der Fluß; llü der Knochen; jä das Land, die Erde; jórü der Mond; heier die Sonne; ii das Wasser; pii die Nacht. Ich sehe mann mannijeo; du siehst puddre mannijerr; er sieht pudde mannijerrde rc. Ich sah mann manneus rc. Ich werde sehen man mañtam rc. Das Renthier tüü. Der Kopf des Renthieres tüüoneiwo. (Der Kopf eiwo.) Das Moos ist dem Renthiere gut njada tüüuin ssauwa. Ich schlage das Renthier mann tüüem hadangu. Mein Renthier mann tüüni; dein Renthier puddre tüürd; sein Renthier pudde tüüdü rc. 1 öppoi; 2 s schiddi; 3 näherr; 4 tí att; 5 ssämbelank; 6 matth; 7 ssí u; 8 ssèttnjet; 9 hassaöju; 10 lüssaju; 122 jürr kaddejangini

näherrjuntutus schiddi. Wie schon erwähnt, schreiben die Samojeden nicht, aber jeder Samojede hat sein Zeichen, welches allen Uebrigen mehr oder weniger bekannt ist; z. B.:



Mit diesen und ähnlichen Zeichen unterschreiben und zeichnen sie ihre Sachen, besonders ihre Renthiere. Wenn das Zeichnen der letzteren im Frühjahre geschieht und sie in der Form des Zeichens die Haare entfernen, so werden die neuwachsenden Haare beim hellfarbigen Renthiere dunkel, beim dunkelfarbigen dagegen hell und weiß.

Die Samojeden begrüßen sich zu jeder Tageszeit mit dem Worte „ándorro", in der Regel unterbleibt aber die Begrüßung; häufiger sagen sie beim Scheiden „lákombōī ssójudi", d. h. etwa: „Lebewohl, in kurzer Zeit ein Wiedersehen." Nach dem Essen bei einem Freunde oder Bekannten sagen sie „maleju", d. h. ich bin satt. Ein Wort, um den Dank auszudrücken, haben sie nicht, wenn nicht das Wort maleju dafür gelten kann, denn da die Gastfreundschaft sehr gepflegt wird, so kann der Gast dem Gastgeber keine größere Anerkennung zollen, als daß er ihn versichert, er sei gesättigt. Beim Antreiben der Renthiere rufen die Samojeden ei, ei, ei, sss, das ei, ei, ei kurz und stark aus der Brust hervorstoßend. Doch habe ich auch, wenigstens von einem Ostjaken, unser norddeutsches hü gehört.

Die Samojeden haben keine Familiennamen, sondern nur Eigennamen und nennen, wenn sie der russischen Regierung einen Familiennamen angeben müssen, ihren Geburtsort oder denjenigen Ort, wo sie sich im Jahre längere Zeit aufhalten. Männernamen sind: Génna, Jerro, Wesseuá, Tabana, Attilo, Judi; Mädchennamen: Hēiju, Ssáda, Adju, Māissini, Anini, Nēiemoni. Mit der Verheirathung verlieren die Mädchen ihre Namen. Hat ein Mann mehrere Frauen, so heißt die älteste Pjudi, die zweite, dritte Tati; des Sohnes Weib heißt Mejaku.

Die Geographie und die Völkerkunde der Samojeden beschränkt sich auf ihr eigenes Land, welches aber jeder einzelne sehr genau kennt, und auf Kenntniß der umwohnenden Völker. Sie nennen sich selbst Hassāuwo, ihr Land Mannejan, d. h. unser Land oder Hassēauja; die Russen Lúzze, deren Land Luzzeja; die Ostjaken Habbi, deren Land Habbéija; die Syranen Nóssēma, deren Land Nóssemoja; die Läpinen (mit den Wogulen verwandte Ostjaken) Ssitti, deren Land Ssittija; die Kamenen (westlich vom Ob wohnende Samojeden) Pāikássauwo. Alle diejenigen, welche sie nicht in diese Völker einreihen können, nennen sie Jenusse, d. h. vom Jenissei.

Die Verfassung der Samojeden, so weit davon zu sprechen und so weit sie noch ursprünglich ist, beruht auf patriarchalischen Grundsätzen. Der älteste in der Familie ist deren Haupt; der Wohlhabendere und deshalb Mächtigere hat, wie überall, einen größeren Einfluß, doch sucht er sich mit den Aermeren gut zu stellen. Früher und auch jetzt noch hin und wieder übten sie ihre eigene Justiz; der Mörder wurde an dem Orte, wo er die That begangen, wieder erstochen oder ins Wasser geworfen. Indessen müssen sie jetzt größere Verbrecher der russischen Regierung abliefern, sowie auch von größeren Unglücksfällen Anzeige machen. Die Samojeden müssen ihre Gemeinde- oder Stammesvorsteher und deren Vorgesetzten, den Starschina, selbst wählen. Die Stelle der letzteren vertrat früher der Ostjakenfürst. Der Starschina schlichtet die meisten Händel unter den Samojeden. Er muß durch die Gemeinde- oder Stammesvorsteher (Starosten) die Abgaben sammeln lassen und der Regierung in Obdorsk abliefern, sowie auch von den Geburten und Sterbefällen Anzeige machen. Zum Militärdienst sind die Samojeden nicht verpflichtet.

Geschichtliche Traditionen, Sagen und Märchen konnte ich nicht von den Samojeden erfahren; jedenfalls waren sie eines der wildesten, aber auch unglücklichsten Völker des Nordens. Die Russen nannten und nennen sie Samojeden, d. h. diejenigen, welche sich selbst essen, und noch vor einigen Jahren sollen sie während einer Hungersnoth ihre eigenen Kinder gegessen haben. Sie selbst nennen sich Hássāuwo, d. h. diejenigen, für welche der Tod gut ist. Die älteren Leute wissen sich noch zu erinnern, daß die Samojeden in Banden von 50 bis 100 Mann, gut mit Bogen und Pfeil bewaffnet, die umwohnenden Völker, besonders wenn diese beim Fischfange beschäftigt waren, überfielen und ihnen, wenn sie sich vertheidigten, alles, wenn sie sich nicht vertheidigten, nur die besten Fische fortnahmen.

Entgegengesetzt lauten die Schilderungen, welche man in jetziger Zeit hört und welche mir die mit ihnen verkehrenden Ausländer und die gebildeteren Russen von ihnen machten. Sie nannten sie ein harmloses, gutmüthiges Volk und lobten ihre Achtung vor fremdem Eigenthume, welche ich auch selbst mehrfach zu beobachten Gelegenheit hatte. Wenn sie noch unverdorben sind, so werden die Samojeden nie das Eigenthum eines Anderen berühren. Die mit Sachen beladenen Schlitten stehen auf Bergen, während die Eigenthümer meilenweit entfernt sind; die russischen Kaufleute lassen ihre Waaren ebenso unter freiem Himmel liegen, und Niemand wird auch nur eine Kleinigkeit davon nehmen. Selbst ihre Sucht nach Branntwein, durch welchen sie sich oft, wenn sie ihn durch Handel erhalten können, vernichten, kann sie nicht verleiten, die Sachen und das Eigenthum Anderer zu durchsuchen. Wahrscheinlich hielten sie diese strengen Rechtlichkeitsgrundsätze in früheren Zeiten nur unter sich, während sie allen übrigen Völkern den Krieg erklärt hatten.

An Geschicklichkeit im Anfertigen von hübschen Gegenständen sind die umwohnenden Völker, wie die viel unter ihnen lebenden Ostjaken, den Samojeden überlegen, an Klugheit im Handel besonders aber die Syranen; die Samojeden sind Hirten, Jäger und Fischer. Trotz ihres im Allgemeinen phlegmatischen Temperamentes und ihrer auffallenden Ruhe sind sie Freunde von körperlichen Uebungen. Auf den Flüssen rudern sie gern um die Wette, sie ringen und spielen gern. So z. B. bekleidet ein Samojede seinen Leib oder auch nur seinen Kopf mit einer Thierhaut und kriecht auf allen Vieren herum, indem er die Bewegungen des betreffenden Thieres nachahmt; ein anderer schleicht vorsichtig hinterher, legt mit einem Bogen auf ihn an und schießt, natürlich ohne ihm zu schaden; der das wilde Renthier, den Wolf oder den Bären vorstellende Mann bricht zusammen, zuckt wie ein erlegtes Wild und bleibt scheinbar todt liegen. Die Zuschauer belustigen sich aufs beste bei einer solchen Vorstellung, lachen und rufen ihr ssāuwa! ssāuwa! d. h. gut! gut! Die Samojeden haben keine bestimmten Lieder, sondern sie besingen alles, was ihnen gerade auffällt, wie z. B. irgend etwas Erlebtes oder irgend eine Person; der Gesang ist sehr einförmig, eine Melodie wird man schwer erkennen können und es müssen mehr die Worte und der Sinn des Liedes sein, was auf die Zuhörer wirkt.

Einige Hirten bringen es zu bedeutender Wohlhabenheit, sie besitzen viele Tausende von Renthieren, schöne Felle und Geld; keinem dieser Wohlhabenden fällt es aber ein, in einer Stadt zu wohnen oder sich ein Haus zu bauen, sondern sie leben, wie ihre Väter, in Zelten und müssen so

leben, weil sie zum fortwährenden Wandern gezwungen sind. Aber sie machen wohl eine Reise nach Petersburg, um den Kaiser zu sehen. Einer derselben fuhr ganz bis Petersburg mit Renthieren. In der letzten Zeit meines Aufenthaltes am Taß-Busen sah ich etwa fünf der wohlhabendsten Samojeden; diese haben ein mehr würdevolles Benehmen, sind auch höflicher als die übrigen. Sie machten bei der Begrüßung regelmäßig eine Verbeugung, während alle übrigen Samojeden nur vor ihrem Fürsten und vor ihrem Starschina sich verneigen. Einer derselben, welcher gut Russisch sprechen, lesen und schreiben konnte, wollte gerade in dieser Zeit mit seinem Bruder eine Reise nach Petersburg machen; er wollte aber Post und Eisenbahn benutzen und nicht mit Renthieren den ganzen Weg zurücklegen. Da sie reich an schönen Fellen, besonders schwarzen Fuchsfellen sind, so bringen sie solche dem Kaiser und erhalten entsprechende Gegengeschenke.

Die Gegend an der Mündung des Taß und Purr war ein Hauptsammelplatz der Samojeden, und deshalb boten sich mir einige sehr interessante und hübsche Bilder, besonders in der Zeit, als die Renthiere aus dem Norden zurückgekehrt und die meisten Samojeden dort versammelt waren, um sich zu ihrer Wanderung nach dem Süden vorzubereiten. Ich sah große Züge von Renthieren auf den Eisflächen des Taß und Purr vorüberkommen. Den von Renthieren gezogenen Schlitten mit Frauen und Kindern, Zelten und anderen Sachen folgten Renthierheerden, welche die Samojeden, den Lasso in der Hand und ihr ei, ei, sss rufend, im leichten Männerschlitten umfuhren. So plötzlich, wie diese schönen Bilder erschienen, so rasch verschwanden sie auch wieder.

Von meiner ersten Fahrt mit Renthieren zurückkehrend, verweilte ich einige Stunden bei den Zelten des Starschina. Diese waren am Ufer des Taß gelegen, vor denselben, auf dem Eise des Flusses, standen gegen 100 Schlitten aller Art, beladene und unbeladene; ein paar dieser Schlitten waren sehr hübsch geschmückt und bequem eingerichtet, rings um den Sitzplatz und vor demselben war das Holz mit gelben Lederbändern umwunden, welche fransenartig herabhingen, im Inneren lagen Kisten mit Ueberzügen von rothem Tuche. Samojeden mit ihren Renthieren und Hunden waren in Menge versammelt, aber keine Frauen unter ihnen. Der Starschina, ein mittelgroßer, kräftiger Mann, den die Würde seines Amtes gut kleidete, war von einigen der einflußreichsten Samojeden umgeben. Die vor den Zelten Versammelten hatten Klagen und Fragen vorzubringen und nachdem der Starschina diese angehört hatte, ging er mit den ihn begleitenden Männern zurück, um sich zu berathen. Als er nach einiger Zeit wiederkam, entwickelte er bei seinen Urtheilen und Antworten entschiedenes Rednertalent, welches ich einestheils an der Betonung und der Art und Weise seines Sprechens, anderentheils an dem Eindrucke, welchen er auf die Zuhörer machte, bemerken konnte. Da noch keine strenge Kälte herrschte, so trugen die Samojeden nur den Malz mit der hübschen Parka oder den verschiedenfarbigen Tuchüberzügen. Durch diese Trachten bekam das ganze Bild einen eigenthümlich wilden Charakter, welcher aber sehr gemildert wurde durch die Ordnung, mit welcher die Klagen und Vertheidigungen vorgebracht wurden, und die Ruhe, mit welcher die Urtheile hingenommen wurden.

Nach Beendigung dieses Samojedengerichtes wurde die Rückfahrt fortgesetzt; wir passirten eine mit Zwergsträuchern bewachsene Hochebene; die Spitzen der Sträucher ragten noch aus dem Schnee hervor und färbten die Fläche mattgrau; in einem Thale standen Samojedenzelte, eine weidende Renthierheerde befand sich in deren Nähe. Spät Abends erreichten wir den Purr, die hohen, mit Schnee bedeckten Ufer desselben waren vom Monde beleuchtet; noch kurze Zeit auf dem Eise des Purr dahinfahrend, und die Faktorei mit den Blockhäusern und dem Waarenschiffe lag vor uns. Kalte, wilde, aber doch so wunderschöne Bilder!

Si Adji panurat und Si Adji pamasa.

Ein Batak'sches Märchen.

Von **W. Ködding.**

II. (Schluß.)

Was nun den Adji pamasa betrifft, so war der weiter gewandert auf dem Beguwege, fand aber den redenden Vogel nicht. Als er nun so dahin ging, fand er Rosenäpfel, von Begus gepflanzt. Die Bäume hingen voll der Früchte, und unter ihnen war die Erde damit bedeckt. Da ward sein Herz froh, denn er war hungrig. Er nahm von den unten liegenden, da riefs: „die nicht: nimm von denen, die oben sind, die sind besser.“ So stieg er hinauf und wollte pflücken, da riefs: „die nicht! nimm von denen, die unten liegen, die sind besser.“ „O Mutter! das ist nun wieder mein Loos. Stets das Entgegengesetzte sagts; es ist ein Begu.“ So sprach er in seinem Inneren und ging weiter. Da fand er zwei Brunnen, einen mit hellem, den anderen mit trübem Wasser. Er gedachte zu trinken und schöpfte aus dem hellen Brunnen. Aber siehe, das Wasser war trübe. Er sah nach dem anderen, das Wasser war hell. So schöpfte er da, aber plötzlich war dies trübe und das andere hell. So ging er siebenmal hin und her, immer trat das trübe Wasser an die Stelle des hellen. Nun ward ihm Angst und er verließ die Brunnen. Da fand er einen Büffel auf fetter Weide, aber der Büffel war mager; weiterhin sah er einen Büffel auf dürrer, steinigter Weide, und der war fett. „Nun, das sind mir Hundebüffel! der auf fetter Weide ist mager und der, welcher die Steine beleckt, ist fett, Büffel der Begus sinds, scheints.“ So sprach er bei sich selbst. Weiter wandernd kam er auf einen hohen Berg. Da sah er einen großen Banianbaum, unter dem es lichte und aufgeräumt war. Hier will ich übernachten, dachte er. Plötzlich ließ sich ein Eber hören: „Wer bist du, dessen Füße ich rascheln höre unter der Baniane? ob ich dich verderbe, ob ich dich verschlinge, ob ich dich fresse!“ „O Großväterchen, ich bins. Meinst du

mich fressen zu müssen, dann mach nur schnell, dann brauch ich dies Ungemach nicht länger zu dulden.“ „Wunder! das klingt ja wie deine Stimme, Adji pamasa; sag, was treibt dich her in diese Gefilde?“ „O, mein Fürst! ich suche den redenden Vogel, was denkst du, werde ich ihn wohl noch finden?“ „Getrost, Väterchen, du wirst ihn finden.“ Bald darauf begegnete er einem großen Bären, der sprach: „Wie kommst du hierher, mein Fürst?“ „Großväterchen, ich suche den redenden Vogel; was dünkt dich, werde ich ihn wohl finden?“ „Getrost, Adji pamasa, du wirst ihn finden.“ „Gut, Großvater, aber bitte, unterrichte mich erst in der Kunst des Bangemachens.“ Also unterrichtete ihn der Bär. Bald darauf begegnete ihm ein großer Affe, der unterrichtete ihn in seiner Kletterkunst. Dann traf er eine große giftige Schlange, die unterrichtete ihn in den schädlichen (heißen) Giften. Hierauf begegnete ihm ein großer Tiger, pongpang bala saribu (der Tausende aufhält), der stellte sich zuerst grimmig wie der Eber, lehrte ihn dann aber die Kunst des Springens, des Schwerttanzes und der Staunen und Verwirrung erregenden Rede. Endlich war er oben auf der Spitze des Berges angekommen. Da sah er die Hütte einer Göttertochter, der himmlischen Prinzessin Panuhati (Messerin) oder Panimbangi (Wägerin), welche den Odem der Menschen abmaß. Er sah sie immerzu messen und hörte sie zählen: eins, zwei, ... zehn; aber er sah nichts von dem, was sie gemessen. Da redete sie ihn an: „Nun, Adji pamasa, was führt dich her in unsere Gefilde?“ „O, Großmütterchen, ich suche den redenden Vogel und kann ihn nicht finden; was dünkt dich, wird er mir noch werden?“ „Aber es giebt hier einen solchen Vogel nicht, Väterchen“, sprach Prinzessin Panimbangi. „O weh! aber was denkst du, werde ich ihn doch noch finden?“ „Heil dir, sei frisch und getrost! du wirst ihn finden. Geh nur, Väterchen, geh!“ „Gut, danke schön, Großmütterchen! tutú tutú (= wahr, wahr), ninna anduhur (= sagt die Turteltaube), tió tió (= helle, klar), ninna loto (= sagt die Wachtel): wahr sei, was du mir sagst, möge ichs nicht anders finden. Aber Großmütterchen, was du da gemessen hast, ich kanns nicht herauskriegen, was ists eigentlich?“ „Nun sieh an! was bist du doch neugierig. Den Odem von Menschen und Vieh, wie sie auf Erden sind unter dem Himmel, messe ich. Hieraus kann man wissen, bis zu welchem Lebensalter ein Mensch kommt. Wenn des Odems so viel als ein Griff mit den Fingerspitzen, dann stirbt der Mensch im Mutterleibe; wenn eine Faust voll, dann kommt er ins Säuglingsalter, wenn ein bale (etwa $^1/_4$ Liter), bis zum Laufen u. s. w., wenn 8 Liter, dann sieht er Enkelsöhne und Enkeltöchter und stirbt alt und lebenssatt. Das ists Väterchen, was ich messe.“ Da bat Si Adji pamasa: „Bitte, messe meinen Odem.“ Da maß sie und zählte und er hörte, daß sie bis zehn zählte. — Danach nun setzte er seinen Weg fort und stieg den Berg, auf dem Himmelsluft wehte, hinab. Auf dem Wege traf er die Schlange Naganaga sipitu tanduk (= Schlange oder Drache mit sieben Hörnern oder Köpfen): „Wer macht das Geräusch auf dem Wege; ob ich dich verderbe, ob ich dich fresse!“ „O, Großvater, wenn du mich fressen mußt, dann mach nur schnell!“ „Sieh da, du bists, Adji pamasa! Was führt dich in diese Gefilde?“ „Ich suche den redenden Vogel, den ich immer noch nicht finde.“ „Nun, wenn dem so, dann geh nur Väterchen, geh!“ „Gut, Großvater, aber unterrichte mich erst in all deinen Künsten.“ „Wohl denn, nimm dies, diesen Schaffering, eine Leuchte in der Finsterniß, ein Stab auf schlüpferigem Pfade, Arznei gegen Durst am heißen Tage, Wegzehrung auf der Wanderschaft. Heil dir! sei gesegnet und getrost! du wirst den Vogel noch finden. Geh nur, Väterchen, geh!“ — Endlich erreichte er den Fuß des Berges und dort fand er einen schönen großen Banianbaum; unter dem übernachtete er. Als er am Morgen erwachte, blickte er nach oben in den Baum, und in demselben Augenblicke spützete Purti di bulan (= Prinzessin im Monde) nach unten und traf ihn gerade ins Gesicht. In demselben Augenblicke begegneten sich aber auch ihre Augen: da lachten sie beide und freuten sich im gegenseitigen Anschauen. „Warum bist du da unten, o, Adji pamasa, komm hier herauf!“ so sprach Purti di bulan. „O, Fürstentochter, wie soll ich da hinaufkommen?!“ Da ließ sie zwei ihrer Hauptshaare hinab: „da hänge dich dran, o, mein Fürst!“ So zog sie ihn nach oben. Alsobald gedachte sie daran, daß eben jetzt ihre Mutter, der Vogel Garuda [1]), ankommen müsse. So zerdrückte sie Adji pamasa in ihrer Hand zu einer Pfefferschote und steckte die zu anderen Kräutern und Blumen ins Haar. Kaum war sie damit fertig, da hörte sie schon das Rauschen der Flügel. Nun kam Garuda in die Hütte (auf dem Baume): „Hier riechts nach Menschen, Mütterchen!“ sprach sie. „Wie, wo sollten Menschen herkommen, ich bin ja den ganzen Tag hier gewesen,“ sprach die Prinzessin. „Nicht so, Mütterchen, ich rieche Anderes. Sei nicht bange, laß mich den Menschen sehen; ists ein Weib, dann soll sie deine Schwester sein; ists ein Mann, dann soll er dein Mann werden. Sei nur getrost Mütterchen, ich fresse ihn nicht mehr.“ Da nahm Purti di bulan die Pfefferschote aus ihrem Haare, drückte sie in der Hand und Si Adji pamasa stand da. Da sprach der Vogel Garuda: „Nun Väterchen, wie heißest du?“ „O, Großmutter, „„der seinen Namen nicht weiß [2])““, das ist mein Name.“ „Gut denn, Namenlos, diese meine Tochter soll dein sein.“ „Höre mich, Großmutter, ich kann nicht hier bleiben; ich suche den redenden Vogel in diesen Gefilden.“ „Ists das, was du suchst, dann sei getrost. Wir besuchen den Radja Sihomang [3]), der hat den Vogel gefunden.“ Da wurde Si Adji pamasa ruhig. Am folgenden Morgen kamen sie zu Radja Sihomang, und da sah er auf dem Balkon des Hauses den lange gesuchten Vogel, der gerade am Sprechen war: „Asaung simawang simawing mait mait, sali tutu ninna anduhur, sali tio ninna loto, mat mat [4]).“ Das war seine Rede. Da kam der Vogel Garuda: „Nun höre, mein Herr, Radja Sihomang! daß wir zu dir gekommen sind, es ist wegen dieses Vogels, Radja Somongga wünscht ihn. Dies hier ist sein Sohn Adji pamasa, den hat er gesandt, ihn zu holen.“ „Wenn dem so ist, dann nimm nur den Vogel,“ antwortete jener. Darauf kehrten sie zurück nach ihrem Baume und dort ließ Garuda den Adji pamasa Hochzeit machen mit Purti di bulan. Der aber, Si Adji pamasa, beschäftigte sich stets mit seinem Vogel. Am folgenden Morgen redete er: „Höre Mutter, ich kehre zurück, deine Tochter bleibe vorläufig hier. Wer weiß, wo mein Bruder jetzt herumirrt, nach Uebereinkommen aber muß ich jetzt gehen, ihn zu suchen.“ Da antwortete Garuda: „Steht die Sache so, dann geht nur Beide, aber hüte dich, daß du niemals meine Tochter weg-

[1]) Ein fabelhafter Vogel, etwa der Vogel Greif.

[2]) Der Batak (der heidnische) nennt nie seinen Namen, wenn man ihn danach fragt.

[3]) Homang, eine Art Buschgeister, die reiche Schätze hüten und je nachdem den Menschen günstig sein sollen. Im Aberglauben des Volkes haben sie etwa dieselbe Bedeutung, wie die Wichtelmännchen in gewissen Gegenden Deutschlands.

[4]) Der Sinn ist unverständlich. Die Worte bilden den Anfang einer Zauberformel.

wirst. Uebrigens sei getrost, Väterchen, du wirst Glück haben." Da fingen sie an zu wandern und machten denselben Weg zurück, den Si Adji pamasa gekommen war, und so erreichten sie endlich die Hütte und den Scheideweg, wo sich die Brüder ehedem getrennt hatten. Nun brachte Si Adji pamasa seine Frau in die Hütte, drehte den Ring am Finger, hauchte ihn an und sprach: „Schaffe, daß sonst Niemand in diese Hütte kommt." Darauf ging er und folgte dem Wege rechts, den sein Bruder gegangen war. So kam er in das Dorf des Radja Tunggul di djudji und traf dort die Leute eifrig am Spielen. Da sah er die überwundenen Spieler rundum im Sopo im Blocke liegen, auch seinen Bruder unter der Treppe entdeckte er. „Warum doch, Freunde", frug er, „liegt ihr alle hier im Blocke?" „O, unser Fürst! wir haben verloren im Spiele und können nun nicht bezahlen," war die Antwort. Darauf ging er zu seinem Bruder und stellte sich fremd gegen ihn, denn er merkte, daß jener ihn nicht kannte: „Und du, Adji panurat, warum liegst du hier unter der Treppe?" „O, mein Fürst! zuerst hatte er alles an mich verloren, dann aber ließ er seine Tochter auf den Balkon seines Hauses da drüben gehen, die verführte mich. So kams, daß ich nur sie sah und nicht mehr die rollenden Würfel beobachtete. Dann sagte er, daß ich Alles verloren und rechnete mir große Schuld." „So, so", sagte Si Adji pamasa in seinem Herzen, „so ist also die Geschichte, wart';" dann ging er hinauf in den Sopo. Da kam Radja Tunggul di djudji: „Frisch auf, mein Herr, laß uns spielen!" „Wohl, frisch auf!" sagte jener. So spielten sie. Bald hatte der Häuptling all sein Geld, seine Büffel und geknebelten Schuldner an Adji pamasa verloren. Da warf er sich verzweifelnd auf den Flur seines Hauses nieder. Seine Tochter aber tröstete ihn und gedachte mit ihren Verführungskünsten auch diesen Gegner ihres Vaters zu verwirren. Darum, als die Männer wieder im Sopo beim Spiele waren, stieg sie hinauf auf den Balkon und triebs da stark mit ihren Künsten, sie sang auch ihre Liedchen und machte ihre Stimme immer stärker, damit Si Adji pamasa sie hören möchte. Der aber that, als höre und sähe er nichts von ihr, und spielte immer weiter und trieb den Radja Tunggul di djudji in die Enge. Da kam Si Adji pamasa: „Nun, unser Fürst, wo ist deine Bezahlung?" „Was ist zu thun", sagte jener, „ich habe keine." „Nun, wenn dem so, dann gieb deine Tochter heraus." „Wenn du sie verlangst, gut, nimm sie hin." Also nahm Si Adji pamasa die Tochter des Häuptlings und gab sie seinem Bruder zur Frau.

Nun gingen sie zurück nach der Hütte, wo Purti di bulan zurückgeblieben war und von dort aus suchten sie den Weg nach ihrem Heimathsdorfe. Als sie so dahinwanderten, wurden sie durstig, da hörten sie in einer tiefen Schlucht Wasser rauschen. Die Brüder gingen hin, Wasser zu schöpfen. Sie machten einen Schöpfer aus Baumrinde und befestigten den an einer langen Ranke. „Nun Brüderchen, schöpfe!" gebot der Aeltere dem Jüngeren. Als sich dieser nun vorbeugte und den Schöpfer hinabließ, stieß ihn jener von hinten, daß er hinabfiel. Er fiel aber auf einen vorspringenden Felsen und das rettete ihm das Leben. Si Adji panurat aber kehrte zurück zu den Frauen; er gedachte sie beide für sich nach Hause zu führen. „Wo ist dein jüngerer Bruder, Väterchen?" frug Purti di bulan. „Was weiß ich!" antwortete er. „Nun, wenn dem so, dann geht ihr nur. Was mich betrifft, ich gehe nicht. Dazu, ich höre eine Botschaft von Adji pamasa: er ist nicht todt. Wenn er aber auch durch irgendwen getödtet wäre, wollte ich mich doch von keinem Anderen freien lassen [1])." So sprach Purti di bulan. Darauf gebot sie dem redenden Vogel: „Gehe, Vogel, suche ihn auf! wenn er wirklich gestorben ist, dann kehren wir zurück; lebt er aber noch, dann gieb ihm diesen Ring." Da flog der Vogel hin und trug den Ring. Er fand seinen Herrn am Felsenabhange, sitzend auf einem vorspringenden Steine. Da gab ihm der Vogel den Ring. Er steckte ihn an, drehte und hauchte ihn an und sprach: „Schaffe mir einen Weg nach oben!" Alsobald hingen die starken Wurzeln eines Banianbaumes herab, an denen er hinaufklettern konnte. Sein Bruder aber und dessen Frau waren unterdessen weiter gegangen; so fand er nur noch seine Frau, Purti di bulan, und den redenden Vogel vor. Als sie nun immer so fortwanderten und des Weges nicht achteten, begegnete ihnen ein Begu in Menschengestalt, der trug einen Knittel in der Hand. „Woher des Weges, Schwager [2])?" frug Si Adji pamasa. „Ich komme von hinten und gehe nach vorn!" war die Antwort. „Aber Schwager, was trägst du denn da?" „Ein Knittel ists, den man senden kann." „Wenn dem so ist, Schwager: diese meine Frau sei die deine, dein Knittel sei der meine!" „Ja, wenn du so willst, Adji pamasa, da, hier mein Knittel." Also tauschten sie und es ging jeder seines Weges. Als sie sich den Rücken gewandt, befahl Adji pamasa: „O, mein Knittel, gehe hin und erschlage den, der soeben meine Frau mitgenommen!" Da ging der Stecken und schlug den Begu, daß er starb. Nun gingen die beiden wieder zusammen. Bald begegnete ihnen ein Begu in Menschengestalt, der trug eine Fessel: „Woher des Weges, Schwager?" frug Adji pamasa. „Ich komme von hinten und gehe nach vorn", war die Antwort. „Aber was trägst du denn da?" „Was ich trage? nun eine Fessel ists, die man senden kann, daß sie einem Feinde Hände und Füße binde." „Ah! bring her, ich kaufe sie. Diese meine Frau sei die deine, deine Fessel aber sei die meine." So tauschten sie und jeder ging seines Weges. Nachdem sie sich den Rücken gewandt, kam Si Adji pamasa: „Nun, Knittel und Fessel, geht, bindet und schlaget den, der soeben meine Frau mitnahm." Da gingen sie, banden und schlugen den Begu, daß er starb, und brachten Purti di bulan zu ihrem Manne zurück. Nun aber setzten sie ihren Weg fort und gelangten endlich in das heimathliche Dorf. Da erschrak Si Adji panurat und entfloh in den Wald. „O, Knittel," sprach Si Adji pamasa, „gehe hin, suche meinen Bruder, und wenn du ihn findest, bring ihn hierher. Wenn er nicht willig folgen will, dann stoße ihm den Kopf, aber tödte ihn nicht." Also ging der Knittel aus und suchte und fand den Flüchtling. Der wollte aber nicht folgen. Da bekam er Kopfnüsse, daß ihm Hören und Sehen verging, daß sich ihm Alles runddrehte. Nun folgte er. Als er zu Hause angekommen, drehte Si Adji pamasa seinen Ring, hauchte ihn an und sprach: „Mache schnell meinen Bruder gesund, so, daß er sich ganz wohl fühlt." So wurde Si Adji panurat wieder gesund.

Nachdem nun Alles soweit war, holten sie abermals die Prophetin. „Wie nun, o große Prophetin, ists zu halten mit diesem redenden Vogel?" sagte Si Adji pamasa. „Das machen wir so, Väterchen: wir thun ihn auf den Balkon deines Hauses, daß er dir sei ein Talisman, ein Familienerbstück, ein Glücksvogel." Da trug Si Adji pamasa den Vogel

[1]) Die zurückgebliebene Wittwe fällt dem Erben des Verstorbenen, gewöhnlich dem Bruder desselben, zu.

[2]) Mit Schwager redet man wohl einen Mann anderen Stammes an, dessen Schwester man heirathen könnte, resp. dürfte.

auf den Balkon und ließ ihn da singen: „Asaung simawang simawing maitmait, sali tutu ninna anduhur, sali tio, ninna lote, mat mat.“ Das waren stets die Worte des Vogels. Als nun die Dinge so lagen, da feierten sie Freudenfeste in dem Dorfe und waren froh und glücklich, o ihr Freunde [1])!

[1]) Sagt der Erzähler zu seinen Zuhörern.

Volksfeste in Spanisch-Galicien.

Nach dem Spanischen des J. Ortega Munilla.

Der Monat August ist für Galicien die Zeit der Freude, die Zeit der Lust und Fröhlichkeit. In jedem Theile der Provinz giebt es da Kirchenfeste und, da dieselben gewöhnlich eine Woche andauern, so hört die Lustbarkeit in jenem weltentlegenen Theile Spaniens nicht auf. Wenn man in der warmen Augustnacht zu Vigo zum Himmel blickt, dann sieht man im Norden, Süden und Osten die Raketen aufwärts schießen, sie künden an, daß ringsum der Wein in Strömen fließt und der Dudelsack und das Tamburin einander zu übertönen suchen.

Den Vorwand zu diesen Festen liefern die Gedenktage der zahlreichen Kapellen, Martersäulen und Kirchen, welche an die Stelle der alten heidnischen Opferstätten getreten sind. In der vorchristlichen Aera gab es solcher geheiligten Opferplätze viele; die katholische Kirche verwandelte sie in christliche Gebetstätten, indem sie Gotteshäuser, große wie kleine Kapellen, Heiligenstatuen und Herrgottbilder dort erbauen oder setzen ließ und, da jedenfalls schon in jener Zeit der August den Dankfesten gewidmet war, die man den Gottheiten für die eingebrachte Ernte darbrachte, so hat auch hier in kluger Weise die katholische Kirche der alten Gewohnheit die Concession gemacht, zu Patronen der neuen christlichen Kultusstätten nur solche Heilige auszuwählen, deren Gedenktag in den gedachten Monat fällt. So brennen in den 31 Tagen des August Tausende von Kerzen und Kerzchen vor den braunen byzantinischen Heiligenbildern, welche getreu den alten Modellen nachgebildet wurden, bis auf den heutigen Tag. Diese leuchtenden Kerzen sind der Vorwand, welcher die Menge von fröhlichen Leuten zusammenbringt, denn bei all ihrer Frömmigkeit wollen sie nur ein klein wenig beten und desto mehr sich amüsiren.

Und in der That keine andere Jahreszeit lädt den Menschen so zu hohem Genusse ein, als der August Galiciens. Dieser Monat, der die Steppen Castiliens versengt und das vielbesungene Andalusien in einen Gluthofen verwandelt, prangt hier noch mit einem frischen und saftigen Grün. Das Farnkraut streckt seine ungebleichten Wedel dem Winde entgegen, der mit ihm spielt, und der Kastanienbaum zeigt unter dichtem Blätterschmucke die reichlichen, stachelbewehrten Früchte; die erst vor Kurzem eingeführten Eucalyptusbäume ragen in die Höhe empor, prächtig gedeihend in der feuchtwarmen Atmosphäre und dem fruchtbaren Boden der Küstenlandschaft, wo sie förmliche Wälder bilden, während die stolzen Umrisse der Küstenpinie den Maler reizen, zum Skizzenbuche zu greifen. Die Magnolie und die Kamelie haben hier eine zweite Heimath gefunden, in anderen Gegenden Spaniens muß man sie im Glashause ziehen oder doch wenigstens überwintern lassen, in Galicien aber wachsen sie beide im Freien und erreichen eine baumartige Größe, wie ja auch der Feigenbaum hier am prächtigsten gedeiht: seine Blätter sind größer, seine Früchte süßer als in anderen Theilen Iberiens. Mitten in dem Grün prangen die schneeigen Blüthen des Jasmin und die rothen Ranken der Weinrebe. Letztere läßt man nicht, wie in anderen spanischen Provinzen, auf der Erde dahinkriechen, sondern an Pfählen oder Steinsäulen emporklettern. Gleichwie das Feigen- oder Rebenblatt die erste Bekleidung der Menschen bildete, so hat hier das dichte Rebendach so manchem jungen Liebespaare den schützenden Thronhimmel zum ersten seligen Beisammensein geliefert.

Galicien ist ein Gebirgsland, in welches seine Fjorde (spanisch: Rias) tief einschneiden, von welchen aus man terrassenförmig das Land zu den Bergspitzen aufwärts steigen sieht: zu unterst erblickt das Auge nur smaragdgrüne Auen, auf welchen Heerden stattlicher Rinder grasen; die nächste Zone bilden ausgedehnte Maisfelder, deren leuchtende Kolben das Landschaftsbild angenehm beleben. Aus der Region der Maisfelder gelangt man in jene der Obstgärten: ausgedehnte Haine, ja Wälder von Kastanien-, Birn- und Pfirsich- sowie Aprikosenbäumen bilden den Uebergang zur vierten Zone des Maulbeerbaumes, der Steckrüben- und Bohnenfelder und der Gemüsegärten. Die Höhen der Gebirge krönt der majestätische, in dunkeln Farben düster prangende Nadelholzwald. Die Weinrebe hat in allen Zonen ihre Heimath gefunden, sie verschmähet weder die Gebirgslandschaft noch die Ebene. So zeigt sich uns die in Europa so wenig bekannte und noch weniger gewürdigte Lieblichkeit und Schöne der galicischen Landschaft.

Die Dekoration dieses anmuthigen Bildes wird von vereinzelt stehenden Hütten, Weilern und Dörfern und den Pfaden gebildet, welche den grünen Teppich durchkreuzen. Wie am schwarzblauen Nachthimmel die glitzernden Sterne prangen, so leuchten aus den Smaragdflächen der galicischen Auen die Bauernhäuser hervor. Wie Schwalbennester an der Mauer kleben niedrige, malerische Hütten an den Abhängen der Berge, während um die Waldecke uns der Thurm einer Dorfkirche entgegenwinkt. Von Haus zu Haus, von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf ziehen sich weißblinkende Pfade dahin, welche unzähligemal sich kreuzend ein wahres Labyrinth von Irrwegen dem fremden Wanderer zu sein scheinen. Auf diesen Wegen, die bald durch blumige Fluren, bald zwischen epheuumrankten Felsen dahin ziehen, eilt die junge Fischerin dahin, auf dem Haupte den runden Korb balancirend, der mit der silberschuppigen Beute des Meeres bedeckt ist, oder man erblickt die würdig einherschreitende Bauersfrau, die mit ihrem ruhigen Wesen und der erstaunlichen Körperfülle einen grellen Gegensatz zu dem hageren, unruhig blickenden Abogaduelo (Winkeladvokaten) bildet, der auf seinem abgetriebenen Gaule dem nächsten Orte einen Besuch abstatten will, um die Proceßlust eines seiner Klienten von Neuem aufzustacheln.

So ist die Landschaft beschaffen, in welcher der Gallego (Bewohner Galiciens) lebt und seine Feste feiert. Ein

solches Fest beginnt schon mit dem Morgengrauen. Als die ersten am Platze stellen sich Krämer und Weinschänker ein; letztere bringen den köstlichen Saft der Rebe in riesigen Thonkrügen von antiker Form, wie denn auch die zweiräderigen Karren, welche diese „Cubas" tragen, nach antiken Mustern gearbeitet zu sein scheinen. Die Eßwaarenhändler und Garköche bieten in der einladenden Nähe der „Weinquellen" Kuchen, Zuckergebäck, Aepfel, getrocknetes Obst, gesottene Muscheln, Langusten, Krebse, Krabben und Seefische aus, die alle ihre Käufer und Verehrer finden. Eine frohe Menge drängt sich um die Buden, bis die Glocken die Gläubigen zur Kirche rufen. Die grellen Farben der Weiberkleider könnten leicht den das Gotteshaus besuchenden Fremden in den Zustand des Hypnotismus versetzen. Der charakteristische Bestandtheil der Tracht der galicischen Bäuerinnen ist der Dengul, ein doppelfaltiger Kragen, der vom Halse bis zu dem Ellbogen reicht und den stets üppigen Busen den Augen der männlichen Jugend verhüllt. Außerdem trägt jedes Weib eine Sammetschürze von rundem Schnitte, mit bunten, glitzernden Stickereien. Die Mädchen und jungen Frauen sehen in diesen Kleidungsstücken reizend aus, wie denn die Galicierinnen sich nicht allein durch nette Gesichtszüge, sondern auch durch eine so reiche Entwickelung aller Reize ihres Geschlechtes auszeichnen, daß man unwillkürlich an Heine's „kolossale Weiblichkeit" erinnert wird.

Aus der Kirche geht es wieder zu den am Waldesrande sich hinziehenden Buden und nun beginnt ein Treiben, das nichts Christliches an sich hat, sondern an die fröhliche Ausgelassenheit lebenslustiger Heiden gemahnt, welche ein Doppelfest zu Ehren des Bacchus und der Venus feiern. Liebesschwüre und Küsse werden getauscht und bei den Klängen der Musik, besonders der nationalen Dudelsackpfeife, kreist in kommunistischer Weise der Weinbecher von einem Munde zum anderen. Die heidnische Lustbarkeit wird von dem Nahen der Procession unterbrochen, aber auch diese hat einen, wenn ich mich so ausdrücken darf, fidelen Anstrich. Dem eigentlichen Zuge voran führt eine Gruppe von Tänzern eine Art Schwertertanz oder Gefechtspantomime auf. Die Tänzer sind mit weißen Beinkleidern und Jacken bekleidet, den Leib umgürtet eine rothe oder violette Binde. Der Tänzergruppe folgt die Coca, welche an die „Tarasca" genannte Figur der Frohnleichnamszüge des übrigen Spaniens erinnert. Die Coca ist ein pappendeckelnes Ungeheuer, welches die Gestalt der Schildkröte mit jener der Fledermaus verbindet. Das Ungethüm schließt und öffnet den Rachen, Dank einem Mechanismus, den ein im Inneren hockender Knabe dirigirt. Die Coca ist stets von einer johlenden Schaar von Jungen umgeben. Diese nicht christliche Beigabe der kirchlichen Umzüge ist nicht in allen Dörfern und Theilen Galiciens dieselbe; die merkwürdigste hat die Procession des Kirchspieles Reboreda aufzuweisen. Sie verdient beschrieben zu werden, da sie jedenfalls ein Rudiment eines heidnischen Kultus ist. Unter dem Namen Penliñas werden kleine Mädchen (in dem Alter von acht Jahren) in Tüll und Geschmeide (besonders Armspangen) gehüllt, während man ihr Haar mit Blumen bedeckt. Eine robuste Tänzerin nimmt die Penliña auf die Schultern, mit ihr zwischen der Monstranz und dem Marien-Bildnisse[1]) tanzend. Während die Trägerin der Penliña herumhüpft, schneidet letztere Fratzen und macht höhnische Geberden, alles dies mit Bezugnahme auf die hinter ihr getragene Muttergottes-Statue. Die Penliña nimmt sogar Blumen aus ihrem Haare, zerpflückt sie und wirft sie der heiligen Jungfrau ins Antlitz, ja sie ballt die Fäustchen gegen das Bild und ahmt (immer graziöser Weise) alle Geberden und Ausdrücke des Hasses und der Furcht, ja der Verachtung nach.

Es gewährt einen ganz befremdenden Anblick in diesem streng katholischen Lande, in einem von Priestern geleiteten Kirchenzuge den Irrwisch von einer Penliña die von allen Katholiken und insbesondere von den Spaniern hochverehrte Madonna verhöhnen zu sehen. Man hat sich verschiedenartige Interpretationen dieses Tanzes zurechtgelegt; eine möge an dieser Stelle Platz finden: An einem bestimmten Tage des Jahres gestattet es die göttliche Vorsehung, daß die Fischer in den Netzen heidnische Nymphen finden. Einmal soll dies auch schon geglückt sein und die Fischer hätten dann die heidnischen Göttinnen gezwungen, vor dem Bildnisse der Jungfrau dem neuen Glauben zu huldigen. Die Penliñas sollen nun diese besiegten Nymphen und deren Haß und ohnmächtige Wuth gegen die Mutter des siegreichen Christengottes darstellen. F. Blumentritt.

[1]) In der Procession spielen die wichtigste Rolle: die Monstranz von einem Priester getragen und von einem Traghimmel überragt, dann die in festliche Kleider gehüllte Bildsäule der Madonna.

Kürzere Mittheilungen.

Paul Mantegazza über die Ethnologie Indiens.

Paul Mantegazza, der berühmte italienische Physiologe, unternahm im Winter 1881 auf 1882 zu ethnologischen Studien eine Reise durch Indien, welche ihn von Bombay nach Madras, in die Nilgiris zu den Todas, zurück nach Madras, Kalkutta, Sikkim, Benares und Lucknau führte. Sein populäres Reisewerk ist unter dem Titel „Indien" in deutscher Uebersetzung erschienen (Jena, H. Costenoble, 1885) und darf als ein Seitenstück zu Häckel's bekanntem Buche über Ceylon angesehen werden. Die ersten 12 Kapitel schildern in blühender, geistreicher Sprache die täglichen Erlebnisse, die letzten acht beschäftigen sich mit der Ethnologie Indiens, hinsichtlich deren er zu folgenden Resultaten (S. 229) kommt. Er unterscheidet in Indien folgende ethnische Typen:

1. „Die Hindu mit arischem Typus, wahrscheinlich Abkömmlinge von Ariern und nicht genau bestimmten Rassen, die Autochthonen und älter als diese sind. Für mich sind aber auch die Arier eine historische Mythe, in der sich das Wahre mit sehr viel Nebelhaftem, vielleicht auch mit vielen Irrthümern verbindet. Treu dem alten, skeptischen, aber vorsichtigen Dogma, daß man beim Klassificiren der Rassen so viel wie möglich von ihrem Ursprunge absehen muß, behaupte ich mit großer Reserve, daß es in Indien eine große Masse Menschen mit arischem Typus und schwarzer oder sehr dunkler Haut giebt, aber füge auch gleich hinzu, daß die Wissenschaft heute noch nicht das nothwendige Material besitzt, um diesen Rassen ihren bestimmten anthropologischen Charakter zu ertheilen, ihre Grenzen zu bestimmen oder sie der ethnischen Analyse zu unterwerfen.

2. Die Hindu mit malayenähnlichem Typus, die besonders die Küste Malabar und den Süden Indiens bewohnen und welche neben schwarzer oder sehr dunkler Haut die kraniologischen und physiognomischen Kennzeichen der malayischen Rasse aufweisen.

3. Die Hindu mit semitischem Typus, die man im nördlichen Indien und den Nilgiri findet.

4. Die Mongolen mit sehr verschiedenen Spielarten, besonders in Sikkim.

5. Die Juden Indiens. In Malabar giebt es weiße und schwarze. Die ersteren bilden eine ziemlich zahlreiche Gemeinde in Cochin, die anderen leben hier und da zerstreut, verstehen aber, wie die ersteren, die Bibel im hebräischen Texte zu lesen.

6. Die Parsen.

7. Die Muselmänner. Hier kann ich nicht mehr wissenschaftlich sprechen, weil es äußerst schwer ist, sie anthropologisch von den Hindu zu trennen, mit denen sie sich besonders durch ihre Polygamie vielfach gekreuzt haben. Vielleicht würde ein genaues Studium bestimmter Gebiete in Indien, besonders in Lucknau, Agra, Nizam, auch heute noch die Existenz mehr oder weniger reiner turanischer Rassen erkennen lassen. Jedenfalls ist es vorsichtiger, von Muselmännern als von einer turanischen oder skythischen Rasse zu sprechen. Auch Hunter bemerkt ganz richtig, daß heutigen Tages der Muselmann des Ganges-Delta sich ethnisch so sehr vom Afghanen unterscheidet, wie der Hindu der niederen Kasten desselben Deltas von dem Brahmanen.

8. Eine unendliche Zahl wilder Rassen, die man entweder als Ueberreste der alten autochthonen Völker ansehen kann oder die seit undenklichen Zeiten in Indien angesessen sind und sich rein erhalten haben oder zum Theil Bastarde geworden sind, weil sie sich mit den erobernden Rassen vermischt haben.

Die Ethnographie Indiens kann heute nur in großen allgemeinen Umrissen gezeichnet werden, und wer es wagen würde, in die Einzelheiten hinabzusteigen, würde riskiren, daß er genöthigt wäre, morgen schon seine eigenen Behauptungen widerrufen zu müssen.

Bei der Klassifikation der indischen Rassen muß man daher der Sprache, dem Grade der Civilisation und der Religion großes Mißtrauen entgegenbringen.

Als wir dem philologischen Kriterium folgten, haben wir das Kartenhaus der dravidischen Sprachen fabricirt, das vor den Thatsachen nicht bestehen konnte, und was die Civilisation betrifft, so giebt es verschiedene wilde Stämme, die von einer starken und auf dem Wege des Fortschrittes vorgeschrittenen Rasse umgeben, ohne eigenes Verdienst den Firniß einer gewissen Kultur angenommen haben, der den oberflächlichen oder ungeduldigen Forscher leicht täuschen kann, während andererseits intelligente und vielleicht bis zu einem gewissen Grade civilisirtere Menschen, die in Folge besonderer Zufälligkeiten zerstreut und isolirt lebten, in einen Zustand wilder Barbarei verfallen und darin bleiben konnten. In Bezug auf die Religion braucht man gar nicht anzudeuten, welche Gefahren darin liegen, sie als Grundlage der Klassifikation anzunehmen. Die Christen werden heute von fast allen menschlichen Rassen gebildet und wer heute alle Menschen, die zu Mohammed schwören, unter einen Hut bringen wollte, würde die schönste Verwirrung von der Welt hervorbringen, wenn er unter anderem die Arier mit den Turaniern und Mongolen vom reinsten Wasser zusammenstellen würde.

Was nun die Abstammung und Verwandtschaft der indischen Rassen betrifft, so glaube ich heute nur dies sagen zu können: Indien hat in den ältesten Zeiten Hunderte und vielleicht Tausende von Rassen besessen, die sich nach und nach aus eigener Kraft des Fortschrittes und großer, von außen gekommener Eroberungen einander genähert und zum Theil verschmolzen haben. In einem langen Laufe von Jahrhunderten haben sie schließlich eine in den großen Mittelpunkten homogene Masse gebildet, aus der hier und da in Folge des Atavismus die alten Typen hervorragen. Es unterliegt aber wohl keinem Zweifel, daß einige Stämme isolirt geblieben sind, weil dichte Wälder und hohe Berge sie getrennt haben, und diese geben uns noch heute eine Idee von dem, was Indien einst in der präarischen und prämuselmännischen Periode war. Wollten wir aber bestimmtere Dogmen annehmen oder in genauere Einzelheiten eindringen, so hieße das nicht eine Wissenschaft betreiben, sondern naive ethnologische Märchen schreiben."

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Zum Gedächtniß des 50jährigen Bestehens des Museums vaterländischer Alterthümer in Kiel hat die Leiterin desselben, Frl. J. Mestorf, ein handliches Bilderbuch „Vorgeschichtliche Alterthümer aus Schleswig-Holstein" (Hamburg, O. Meißner, 1885) herausgegeben, welches auf 62 Tafeln 765 Abbildungen typischer prähistorischer Gegenstände in Photolithographie nach Federzeichnungen vereinigt. Die Originale derselben befinden sich zum größten Theil eben in Kiel. Von einer kurzen Vorrede eingeleitet, finden sich zuerst 17 Tafeln mit 149 Objekten aus der Steinzeit, Geräthe und Werkzeuge aus Flint, Hirschhorn, Knochen 2c. und Thongefäße mit oft schon recht reicher Verzierung; dann folgen 18 Tafeln mit 227 Objekten der Bronzezeit, prachtvollen Schwertern, Dolchen, Celten, Lanzenspitzen, Sicheln, Aexten, Messern, Sägen, Schmuckgegenständen, Kannen, Cisten, goldenen Geräthen, Urnen 2c.; endlich 27 Tafeln mit 399 Gegenständen aus der Eisenzeit, welche in Schleswig-Holstein im letzten, vielleicht auch schon in dem vorletzten Jahrhundert vor Chr. ihren Anfang nahm, und als deren letzte Repräsentanten eine Anzahl Silberdenare Karl's des Großen uns vorgeführt werden. Das Ganze ist ein vortreffliches Hilfs- und Nachschlagebuch, dem andere Provinzen Deutschlands recht bald Aehnliches an die Seite stellen sollten.

— Die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften hat für das laufende Jahr folgende Preisaufgabe gestellt: Es soll eine möglichst vollständige Uebersicht und kritische Erörterung der Versuche gegeben werden, die Nationalitäten Europas, sei es durch wirkliche Volkszählung nach der Sprache, sei es durch anderweitige Schätzungen, numerisch festzustellen. Daran soll sich ein eigener Versuch, die Bevölkerung Europas etwa im Stande von 1880/81 nach den Nationalitäten zu gliedern, anschließen.

— Paul Rowinski, der bekannte Slavist und Reisende, ist kürzlich aus Montenegro nach St. Petersburg zurückgekehrt und hielt in der ethnographischen Abtheilung der k. russ. geographischen Gesellschaft einen Vortrag über die Weltanschauung der Montenegriner. Rowinski hat früher bereits das östliche Sibirien und das Amurland bereist und hat sich jetzt besonders dem Studium der slavischen Volksstämme gewidmet. („Oestliche Rundschau 1886, Nr. 6.")

Asien.

— Nach einer Mittheilung von Direktor Wild in St. Petersburg ist, wie Dr. von Danckelmann am 6. Februar in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin erwähnte, an einem der kältesten Punkte Ostsibiriens, in Werchojansk an der Jana, auf Veranlassung eines der Mitglieder der Expedition nach den Neusibirischen Inseln, eine ältere Beobachtungsreihe (von 1869) mit geprüften, zuverlässigen Instrumenten wieder aufgenommen worden. Durch diese Beobachtungen an Alkoholthermometern im Januar 1885 sind Temperaturen bis zu — 68° C. herab konstatirt worden, Werthe, welche, auf die Angaben eines Luftthermometers reducirt, bis — 70° C. betragen. Der Januar hatte eine Mitteltemperatur von — 52,7° C. Das sind die tiefsten Kältegrade, die bis jetzt einigermaßen zuverlässig auf der Erde beobachtet worden und die um 5° niedriger sind als die Resultate der früheren Beobachtungsreihe, die aber ebenfalls bereits Werchojansk zum kältesten bekannten Punkte der Erde gestempelt hatten.

— Vom Frühlinge bis zum November 1885 hielten sich zwei junge Entomologen, Emberg und Hammerstroem, im Minussinsker Gebiete auf. Der ihnen von Seite der Universität Helsingfors gegebene Auftrag besteht in der Sammlung von Materialien zum Studium der Fauna der Wirbellosen des Minussinsker Gebietes. Die beiden Naturforscher haben sich zuerst mit den Sammlungen des Minussinsker Museums bekannt gemacht, dann Ausflüge in die Umgebung der Stadt unternommen und die finnische Kolonie Werchny Sustuk besucht. Dann begaben sie sich zum Dorfe Osnatschennoje, bestiegen das Gebirge Borus und durchzogen die Steppe bis Abakansk. Von hier begaben sie sich über die russische Grenze hinaus in das Thal des Kemtschik, folgten dem Flusse bis zu seiner Mündung in den Jenissei und fuhren schließlich auf dem Jenissei bis Osnatschennoje. Von Oktober bis November blieben die Reisenden in Minussinsk und suchten so viel als möglich die naturhistorischen Sammlungen des Minussinsker Museums kennen zu lernen und ihre eigene Kollektion zu ordnen. Im Ganzen haben sie 20000 Exemplare von Insekten und gegen 300 Arten von Pflanzen, eine Anzahl Thier- und Vogelbälge, eine kleine Anzahl Reptilien und Fische gesammelt.

— Aus Albasin (am linken Ufer des Amur) schreibt man der Oestl. Rundschau (1886, Nr. 6): In Sheltuga, dem neu entdeckten Goldlager am rechten Ufer des Amur, befinden sich wieder gegen 3000 Menschen, denen auch trotz der ausgestellten chinesischen Wachen allerlei Vorräthe zugeführt werden; die Chinesen sind dabei auf ihren eigenen Vortheil bedacht. Das Edelmetall zieht allerlei Volk an: man trifft hier Sträflinge aus Sachalin, Arbeiter von den sibirischen Goldwäschereien, entlassene Beamte, Kaufleute — alles verzweifeltes Volk. Trotz dieses zusammengelaufenen Gesindels war die Ordnung in Sheltuga bisher eine musterhafte, es wurde fast gar nicht gestohlen. Mit den Schuldigen wurde kurzer Prozeß gemacht, sie wurden unbarmherzig geprügelt, einige sogar aufgehängt. Dafür kann man in der Umgebung der Goldwäscherei sehr leicht angefallen und beraubt werden. Russen wie Orotschonen plündern und morden; die Rückreise aus Sheltuga ist deshalb sehr schwierig. — In der Nähe von Ignaschina am Amur liegen die Leichen der Erschlagenen; und ebenso treiben solche auf den Fluthen des Stromes. Das Gold in Sheltuga kauften anfangs Juden, später nach deren Verjagung russische Kaufleute. Viel Gold kommt auch in die Hände der Branntweinhändler, welche sich in großen Gesellschaften (Artelle) in der Nähe der Goldwäscherei eingenistet haben. Die Glieder der verschiedenen Artelle leben in Feindschaft unter einander; sie schlagen einander todt, um sich Gold und Branntwein zu rauben.

— Die Revue Scientifique zieht folgende Schlüsse aus den Aussagen, welche medicinische Experten kürzlich vor der betreffenden Kommission der französischen Kammer über das Klima von Tongking gemacht haben. Mit Cochinchina verglichen ist Tongking nicht ungesund; von September bis April herrscht dort regelrechter Frühling, aber von Mai bis Oktober ist die Hitze fast unerträglich. Abgesehen von den Bergen, welche von den Eingeborenen gefürchtet werden, und den Wäldern in der Nähe von Hunghoa giebt es keine tödtlichen Fieber, wie in Cochinchina, und ebenso keine gefährlichen Diarrhöen. Im Delta des Rothen Flusses ist das Klima in Folge von Anbau und Vegetation gesund. Zweifelhaft ist, ob die Cholera in Tongking endemisch ist; die letzte Epidemie scheint von den Pescadores-Inseln aus eingeschleppt worden zu sein und ergriff mehr die Eingeborenen als die Europäer. Häufig dagegen ist Sonnenstich. Truppen, welche bei ungenügender Verpflegung große Strapazen auszuhalten haben, sollen nicht über zwei Jahre lang im Lande bleiben; doch kann dieser Termin gelegentlich ohne Schaden auf drei bis vier Jahre verlängert werden. Kaufleute und Beamte dagegen dürfen getrost 15 bis 20 Jahre in Tongking verweilen.

— In Nr. 3 des „Journal of the Anthropological Institute“ giebt Abr. Hale interessante Notizen über die Waldstämme von Perak, insbesondere die Sakais. Sie wohnen auf dem linken Perak-Ufer, ihnen gegenüber die Semang, ebenfalls ein Aboriginer-Stamm, die mit ihnen in tödtlicher Feindschaft leben; von den Malayen werden beide zusammen als Orang-utan oder Orang-bukit bezeichnet. Man spricht auch noch von einer dritten, weiter im Inneren lebenden Völkerschaft, die noch im Steinzeitalter verharren soll, doch konnten weder Hale noch Morgan Genaueres darüber erfahren. Sie führen das Blasrohr mit vergifteten Pfeilen, deren Gift Thiere bis zur Größe des Siamang rasch tödtet, verstehen ausgezeichnet, Fallen für Thiere anzulegen, ernähren sich aber hauptsächlich von Vegetabilien. Einzelne Stämme kultiviren nur Hirse, die mit den Malayen verkehrenden auch Tapioca, Bataten und Zuckerrohr. Sie verstehen das Zinn aus dem Alluvialboden zu gewinnen und treiben mit diesem und den Waldprodukten einen lebhaften Tauschverkehr mit den Malayen. Die Sakais haben keinerlei Schiffahrt; die Semang bringen ihre Produkte auf Bambusflößen nach Kivala Kangsar, gehen aber zu Fuß zurück.

Afrika.

— Im „Journal of the Anthropological Institute“ bemüht sich Herr Dallas zu beweisen, daß die Berber zur Negerrasse oder, wie er sie nach seiner neuen Eintheilung nennt, zu den Aethochroi gehören. Der Hauptgrund ist freilich, daß die Amazirghen und die Schelnh weder zu den Mauren noch zu den Arabern gehören; also „sind wir genügend berechtigt, sie zu den true African races zu rechnen“. Der Herr Verfasser hat offenbar nie einen Berber oder eine Abbildung eines solchen gesehen.

— Die Warua, die Bewohner der großen Landschaft Urua am Luálaba, schildert Paul Reichard (s. Verhandl. der Ges. f. Erdk. zu Berlin 1886, S. 117) folgendermaßen. Es sind große kräftige Menschen, mit auffallend breiter Schulter und Brust, jedoch verhältnißmäßig kurzen Beinen, so daß man oft erstaunt, daß irgend einer, vom Sitzen aufgestanden, nicht viel größer ist. Die Hautfarbe ist dunkelbraun mit einem Schimmer ins Röthliche. Die Züge haben etwas Weibisches, die Augen sind leicht geschlitzt und sieht man viele schöne Physiognomien. Die Weiber haben, im Gegensatze zu den meisten anderen Stämmen, gut entwickelte Brüste. Auf die Frisur verwenden beide Geschlechter außerordentliche Sorgfalt. Die Kleidung ist aus Palmblätterfasern hergestellt und meist sehr geschmackvoll im Muster zusammengestellt, gelb, roth und schwarz gefärbt mit schöngeflochtenen Fransen, sowie schönen Wulsten und Puffchen an den Borden. Die Weiber tragen über dem Gesäße mit Einschluß der halben vorderen Oberschenkel ein spannenbreites

Stückchen Zeug. Vorn hängt eine spannenbreite Schürze mit sehr langen, weit bis unter die Knie reichende Fransen. Der ganze übrige Körper ist nackt. Die Männer tragen an einem breiten Riemen aus Büffelfell oder aus fingerdicken, aus Elephantensehnen zusammengedrehten Riemen, welche zu einem Gurte vereinigt sind, ebenfalls aus Palmfasern gewebte 40 bis 75 cm breite Lendentücher, welche oft bis zu 20 m lang sind und vorn zu einem riesigen Wulste zusammengerafft werden. Die Bewaffnung besteht aus leichten Speeren, welche jedoch eigentlich mehr zum Schmucke getragen werden, Schild und Bogen mit vergifteten Pfeilen. Letztere sind außerordentlich schlecht hergestellt. Beim Schießen halten sie den Pfeil 45° nach oben und überlassen das Treffen dem Zufall, indem sie auf Massenwirkung rechnen. Manche verstehen sehr heftig wirkendes Gift herzustellen, und es kommen häufig Todesfälle nach 15 bis 20 Minuten vor. Den großen breiten Schild halten sie beim Kampfe über den Kopf, um gegen die von oben kommenden Pfeile gesichert zu sein. — Die Warua sind Ackerbauer und pflanzen nur Mais und Gemüse, welche sie mit Palmöl zubereiten, die aber der Reisende ungenießbar fand; denn es schmeckten die Speisen genau so, als ob sie mit Seife zubereitet seien.

— Dr. Pechuël-Lösche, von Stanley in dessen letztem Reisewerke in unqualificirbarer Weise zuerst angegriffen, hatte demselben in seiner Broschüre „Herr Stanley und das Congo-Unternehmen" gebührend scharf geantwortet (vergl. „Globus" Bd. 48, S. 366) und das Congo-Unternehmen grell beleuchtet. Entgegnungen blieben nicht aus, aber sie kamen nicht von dem allein dazu berufenen Stanley — er konnte offenbar nichts erwidern —, sondern namentlich von Herrn Wauters in „Le Mouvement Géographique" vom 24. Januar 1886, welcher einzelne Stellen aus Dr. Pechuël-Lösche's oben genannter Broschüre solchen aus früheren officiellen, nach Brüssel gesandten Berichten desselben gegenüberstellte, welche anscheinend eine weit günstigere Auffassung des Congo-Unternehmens seitens des Dr. Pechuël-Lösche erkennen ließen, denselben also in Widerspruch mit sich selbst setzten. Darauf hat derselbe nun in einer neuen Schrift „Herrn Stanley's Partisane und meine officiellen Berichte vom Congo-Lande" (Leipzig, 1886) geantwortet und darin aktenmäßig nachgewiesen, daß aus seinen früheren Berichten beschränkende Vorder- und Nachsätze fortgelassen, ganze wesentliche Abschnitte unterdrückt, Worte und Sätze falsch angeführt und so künstlich Widersprüche konstruirt worden sind — ein Verfahren, was ganz gewiß nicht geeignet ist, das ohnehin schwache Vertrauen in das jetzige Vorgehen der Leiter des Congo-Staates zu befestigen. Dr. Pechuël-Lösche verlangt vor Allem eine gründliche wissenschaftliche Durchforschung des Inneren, der Länder zwischen den großen Flußläufen, welche noch Jahrzehnte erfordern wird und bis heute noch nicht einmal angefangen worden ist. Erst dann wird es an der Zeit sein, an Eisenbahnbau zu denken. Bis dahin muß alles, was von dem fruchtbaren, elfenbeinreichen Inneren erzählt wird, als eitel Reclame mit Mißtrauen aufgenommen werden.

Inseln des Stillen Oceans.

— Guppy giebt im „Journal of the Anthropological Institute" einen Bericht über die Messung einer größeren Anzahl Bewohner der Salomons-Inseln. Als mittlere Höhe ergab sich 1,625 m; also etwas mehr, als Meyer für die Papuas angiebt. Das Resultat von 100 Schädelmessungen ergab 29 dolichocephale, 52 mesocephale und 19 brachycephale, ein gerade nicht sonderlich belehrendes Resultat. Unter den krausharigen kommen auch schlichthaarige vor, aber Individuen mit hellerer Haut erwiesen sich bei genauerer Betrachtung als mit einer auf den Inseln sehr häufigen Hautkrankheit behaftet. Ein auffallender Unterschied besteht auf den größeren Inseln zwischen den Küstenstämmen und den Bewohnern des Inneren, die ungleich weiter in der Kultur zurück sind, sich aber anscheinend — Messungen konnten nicht vorgenommen werden — auch körperlich unterscheiden. „Buschmann" gilt an der Küste für ein schweres Schimpfwort. Wirklich buschig mit freien Zwischenräumen wachsendes Haar hat Guppy nie gesehen; die buschige Frisur vieler Männer ist ein Kunstprodukt.

Nordamerika.

— Die Beweise, daß die Mounds bis in die neuere Zeit hinein errichtet wurden, häufen sich mehr und mehr. In der reichen Sammlung des Herrn A. G. Richmond in Canajoharie, N.-Y., befindet sich ein holländischer Steingutkrug mit der Inschrift 1630 aus einem Grabhügel. In einem anderen in Montgomery Cty fand sich eine europäische Thonpfeife mit dem Fabrikstempel H. G. und einer Krone darüber. Man braucht also nach einer ausgestorbenen Rasse von Mound-builders nicht mehr zu forschen, und auch die berüchtigten Elephant-pipes erscheinen in einem anderen Lichte. Vielleicht sind auch die seltenen Bernsteinperlen neueren Datums. Nr. 1 des „American Antiquarian", dem wir diese Notizen entnehmen, enthält eine Anzahl sehr interessanter Abbildungen indianischer Pfeifen in Thierform.

— Der Streit um die Echtheit der Davenport Tablets will in Nordamerika noch immer nicht zur Ruhe kommen. Bekanntlich handelt es sich um zwei Tafeln aus Kohlenschiefer, 8 bis 10 Fuß breit und 12 Fuß lang, welche 1877 in einem Grabhügel bei Davenport gefunden wurden und an beiden Seiten mit seltsamen Schriftzeichen und Bildern bedeckt sind. Die Hauptzeichnung stellt unverkennbar eine Leichenverbrennung dar. Die Davenport Akademie ließ natürlich den Fund seiner Wichtigkeit entsprechend sofort publiciren und hat seine Echtheit mit einem unendlichen Aufwande von Lokalpatriotismus gegen jeden Angreifer verfochten. Die amerikanischen Archäologen aber wurden sofort über die Figuren stutzig, welche ganz und gar nicht den Charakter sonstiger Abbildungen in den Mounds tragen, und fanden auch in dem Berichte der Akademie selbst Anhaltspunkte genug für die Annahme, daß der Hügel vorher schon geöffnet gewesen und die Akademie gründlich hereingefallen sei. Aber die Davenporter fanden Bundesgenossen, welche in den Hieroglyphen Spuren der Mexikaner, der Phönizier, der Normannen, schließlich auch der damals in die Mode kommenden Hittiter erkannten. Dem wirklichen Ursprunge am nächsten scheint aber Cyrus Thomas gekommen zu sein, welcher nahezu sämmtliche Zeichen auf einer Seite in Webster's Dictionary vorfand, welche die Schriftzeichen verschiedener Völker zusammenstellt. — Die Akademie hielt unentwegt an der Echtheit ihres Kleinods fest; leider hat aber der Verfertiger der ersten beiden Tafeln sich damit nicht begnügt und es sind neuerdings eine ganze Anzahl in derselben Weise beschriebener Steine zum Vorschein gekommen, so daß es selbst den Davenportern zu arg wird und außerhalb ihrer Stadt Jedermann überzeugt ist, daß sie einer argen Mystifikation zum Opfer gefallen sind. Ein redaktioneller Artikel in der Januarnummer des „American Antiquarian" spricht sich wenigstens dahin mit aller Entschiedenheit aus.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIX. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

XII.

Ko. Wenn die Regenzeit vorüber ist, ziehen sich die Beduinen mit ihren Heerden nach dem Meeresstrande, der um diese Zeit eine ausgezeichnete Weide bietet; sie lagern dann in einer Anzahl von Höhlen und Grotten, die dicht am Meere liegen und durch Einstürze in Folge einer Senkung des Bodens entstanden zu sein scheinen. Sie müssen früher eine sehr bedeutende Tiefe gehabt haben; jetzt hat sie der Flugsand zum Theil ausgefüllt, aber sie dringen immer noch ziemlich weit in die Felsen ein; die Decken werden von ungeheuren Säulen getragen.

Révoil untersuchte diese Höhlen sehr aufmerksam und es gelang ihm in der That, an den Felswänden Spuren von Menschenhand aufzufinden; ein Gewölbebogen mit geraden Pfeilern war, freilich in sehr rohen Umrissen, in den Fels geritzt. In einer ziemlich engen Kammer mit einer eingehauenen Nische zeigte der Boden sich ziemlich gut bearbeitet und Nachgrabungen in der aufgehäuften Masse von Sand und Fledermausexkrementen hätten wohl Erfolg versprochen. Aber bei dem Aberglauben der Küstenbewohner war daran nicht zu denken, ganz abgesehen von der Unsicherheit, welche den Gouverneur nöthigte, dem Reisenden selbst für diese kurze Wegstrecke einen Dschemadar mit 30 Mann Soldaten mitzugeben. Dieser Dschemadar, der gewöhnlich 25 Beludschen der Garnison unter seinen Befehlen hatte, war eine prächtige Figur, ein Mann voll Muth und Entschlossenheit und so sehr für Révoil eingenommen, daß er ihm öfter sagte, wenn er ein wahrer Muselmann sei und nicht bloß ein Schein-Rechtgläubiger, würde er ihm gerne seine Tochter zur Frau geben.

Mit ihm besuchten die Reisenden die Ruinen von Hamar-Hierir (Klein-Hamar), die ungefähr eine Stunde über die Höhlen hinaus am Wege nach Nemo liegen. Ein einziger schöner Bogen steht noch aufrecht. Die Trümmer stammen offenbar aus derselben Zeit, wie die übrigen Städteruinen, welche man der Küste entlang findet, also aus dem 14. Jahrhundert, der Herrschaft der Abschuranensultane, der Blüthezeit Ostafrikas. Révoil hätte gerne ältere gefunden, denn am Kap Guardafui und in seiner Umgebung glaubte er untrügliche Beweise ehemaliger Verbindungen mit Phönicien entdeckt zu haben, und, angespornt durch Dr. Hamy, wünschte er jetzt nachzuweisen, daß das Somaliland das Punt der Hieroglyphen sei, welches die Königin Atason (Hatschepsu?), die Schwester und Vorgängerin des großen Thutmes III., durch ihre Flotten erobern ließ. Schon in Gelidi hatte er darauf geachtet und glaubte in Tracht und Haltung der Eingeborenen zahlreiche Analogien mit den Hieroglyphen von Dar el-Bachri gefunden zu haben. Die genauere Publikation bleibt abzuwarten, hoffentlich sind die Beweise zwingender, als der, welchen die beistehende Abbildung einer Somalifrau liefert. Die Aehnlichkeit mit dem Kopfe einer Sphinx ist freilich auffallend genug, aber jede Nubierin mit in gleicher Weise umgeschlagenem Kopftuche wird dasselbe Bild bieten und es ist durchaus nicht nöthig, ja nicht einmal

wahrscheinlich, daß die Somalifrauen diese Tracht unter dem Einflusse einer ägyptischen Expedition, die doch sicher nur aus Männern bestand, angenommen haben. Von einer Kolonisation von Punt wissen aber die Hieroglyphen im Mausoleum der Hatschepsu durchaus nichts zu melden. Die deutschen Aegyptologen deuten Pun-t bekanntlich auf Südarabien und bestreiten entschieden die Ansicht von Mariette, daß es auch die Somaliküste mit umfasse.

Den Beduinen erschienen Révoil's Forschungen und Nachgrabungen sehr unheimlich, und eines Tages, als er die Steine eines Brunnens, an welchem die Abgals und andere Beduinen ihre Heerden tränkten, genauer untersuchte, machten sie einen direkten Angriff auf ihn, weil er ihre Brunnen verhexe und vergifte und Schuld an dem großen Viehsterben sei. Der Reisende hatte nur drei Mann Eskorte bei sich, doch hielten diese mit ihren Luntenflinten die Beduinen in Respekt und es gelang, unbeschädigt den Markt von Schingani zu erreichen.



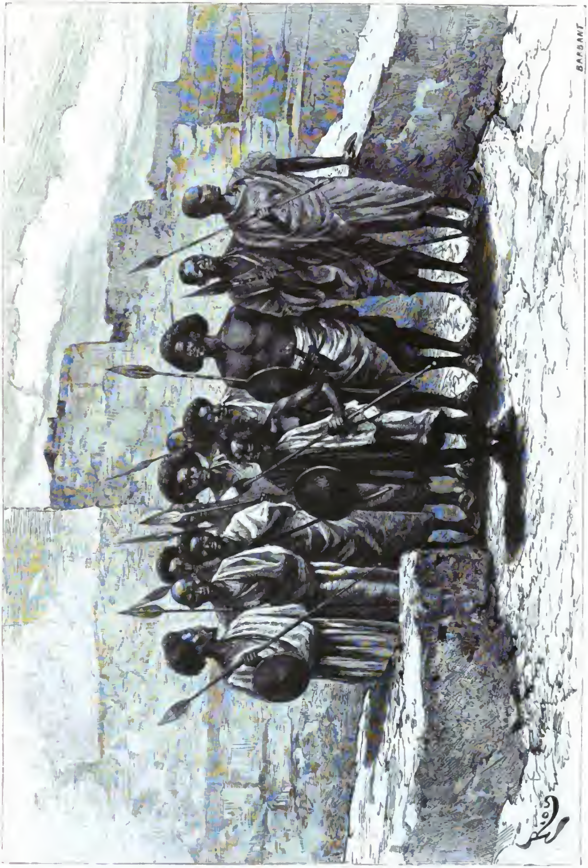
Kopfputz der Frauen von Mogduschu. (Nach einer Photographie.)

Am 16. Januar brach der schon oben erwähnte Kampf zwischen den beiden Quartieren von Mogduschu aus. Die Knaben aus Schingani und Hamarwin bekämpften sich schon seit längerer Zeit täglich mit Steinen; diesmal wurde die Sache ernsthafter, die Frauen erschienen auf den Dächern und feuerten durch ihr gellendes Juju die kleinen Kämpfer an; schließlich wurden ein paar schwer verwundet, es mischten sich auch Erwachsene ein und bald riefen die Alarmtrompeten die Krieger zum Kampfe. Es entspann sich eine förmliche Schlacht, welcher Révoil von seiner Dachterrasse aus ganz behaglich zusehen konnte. Umsonst suchten die Greise Frieden zu stiften, einer von ihnen wurde dabei sogar tödtlich verwundet und nun war kein Halten mehr. Der Gouverneur hatte seine Truppen in der Kasbah konsignirt und mengte sich nicht ein; er ließ auch die Franzosen bitten, sich ganz neutral zu halten. Die Leute von Schingani waren im Vortheile, denn ihr Scheich hatte einige Sklaven mit Luntenflinten bewaffnet, und vor den Kugeln haben die sonst so tapferen Somalis einen ganz ungeheuren Respekt. Hamarwin dagegen besaß nur ein Gewehr, das es Révoil verdankte. Die Nacht trennte schließlich die Kämpfenden, von denen 30 mehr oder weniger schwer verwundet waren und die Hilfe Révoil's in Anspruch nahmen.

Nun erst mischte sich der Gouverneur ein und verlangte vor Allem von jedem Quartiere, gewissermaßen als Kaution für die einzuleitenden Verhandlungen, vier Sklaven, die auch geliefert und vorläufig ins Gefängniß geworfen wurden. Dann begannen die Sühneversuche, aber sie rückten nur langsam voran und schließlich entschied man sich dahin, daß die Aeltesten den Monsun benutzen und nach Zanzibar fahren sollten, um Said Bargasch selbst die Angelegenheit vorzulegen. Am meisten Schwierigkeit bei der Aussöhnung machten die Etnaschar, die „Zwölf" von Hamarwin. Es ist das ursprünglich eine aus zwölf Mann bestehende Schutzwache, zu welcher jeder Clan einen Aböschi stellt, und die stets die Bewegungen der Beduinen und der feindlichen Nachbarn zu überwachen hat; sie werden vom Quartiere unterhalten und erhalten von jedem geschlachteten Stück Vieh eine Keule; außerdem erpressen sie aber auch noch alle möglichen Geschenke, die man ihnen, da jeder ihre Streitlust fürchtet, selten zu verweigern wagt. Früher waren sie auch der Schrecken ihres heimathlichen Quartiers und begingen ungestraft alle möglichen Verbrechen; jetzt hält sie die Furcht vor dem Gouverneur und seinen Soldaten einigermaßen in Schranken. Es sind, wie unser nach einer Photographie gefertigter Holzschnitt zeigt, lauter große, kräftige Leute, mit Ausnahme ihres Führers, des kleinen gedrungenen Alten im Vordergrunde, der in Folge einer Schußwunde in der Hüfte hinkte, aber sich trotzdem rühmt, bei einem einzigen Kampfe zwischen den Somalis und der Garnison neun Menschen getödtet zu haben.

In diese aufgeregte Zeit fiel das große Fest des Scheich Anes el-Garni, das Hauptfest von Mogduschu, welches mit einem großen Umzuge um die Moschee und einem feierlichen Lab begangen zu werden pflegt. Schon in gewöhnlichen Zeiten kommt es dabei leicht zum Blutvergießen, da jeder Clan den Vortritt beansprucht. Jedes Quartier feierte darum diesmal das Fest allein; die von Hamarwin waren dabei im Vortheile, denn die Moschee und das Heiligengrab liegen in ihrem Quartiere. Die Garnison war wieder streng in der Kasbah konsignirt, doch verlief der Tag ziemlich ruhig. Révoil hatte seinen photographischen Apparat mitgebracht und hoffte einige Aufnahmen machen zu können, aber die fanatische Menge wurde darüber so aufgeregt, daß er sich zurückziehen mußte.

Während Révoil sich in Mogduschu, so gut es ging, beschäftigte, sandte Omar Jussuf eine Botschaft nach der anderen, Scheich Halim möge doch wieder zu ihm kommen, aber ganz allein, er wolle ihn dann sicher nach Ganane geleiten. Der Biedermann glaubte nämlich, verschiedenes Unheil, das die Gegend und seine Familie betroffen, sei die Folge eines von Révoil über ihn verhängten Fluches und nur dieser selbst könne die Wirkung seines „Uganga" wieder aufheben. Als eine besondere Strafe erschien es



Die Emaischar von Mogduschu. (Nach Photographien.)



Marktplatz von Hamarwin. (Nach einer Photographie.)

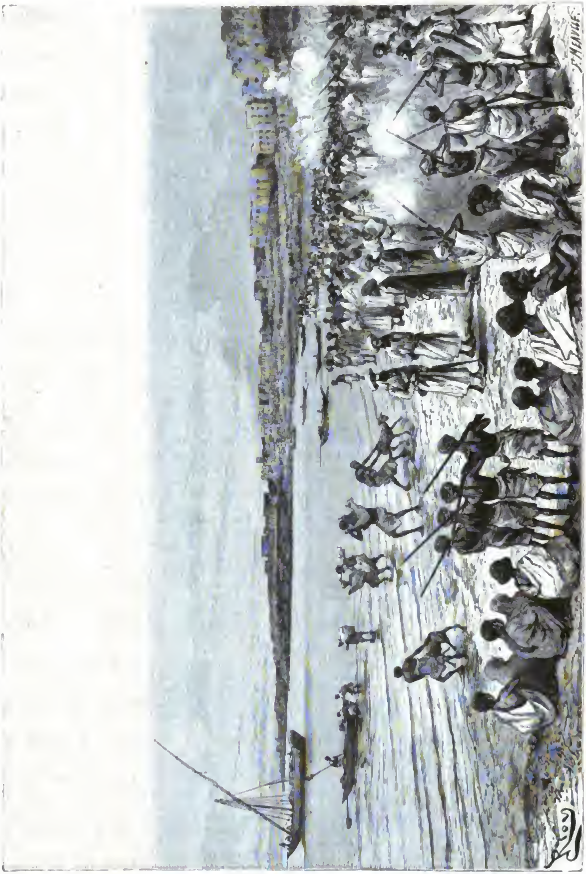
dem Sultan, daß in derselben Hütte, in welcher Révoil gewohnt, wenige Wochen nach seiner Abreise Mude Jussuf von einem seiner Spießgesellen tödtlich verwundet wurde. Die reichen Geschenke, mit denen Abdi und sein Bruder heimgekehrt waren, mochten auch mitwirken, aber der Reisende hütete sich wohl, noch einmal ohne Noth in diese Mausefalle zu gehen.

Uebrigens wurden auch in Mogduschu die Beduinen so unverschämt, daß sie dem Reisenden sein bestes Kameel vor dem Palaste des Gouverneurs wegholten; erst nach einer anstrengenden Jagd, bei welcher sich einige Hamarwin betheiligten, gelang es ihnen, den Raub wieder abzujagen. Seitdem mußte Révoil seine Forschungen auf die nächste Umgebung der Mauern beschränken und durfte sich nicht über Flintenschußweite vom Markte hinwegwagen. Der Markt selbst, von dem er eine Photographie aufnehmen konnte (vergl. das Bild), lieferte immer eine reiche Ausbeute an ethnographischen Gegenständen, mitunter auch an Naturalien. Einmal kam sogar ein schwarzschwänziger Adler (Aquila pygargos) lebend, wenn auch mit ausgerissenen Schwungsedern, zum Verkaufe und es gelang Révoil, ihn lebend nach Marseille und in den zoologischen Garten daselbst zu bringen.

Bei der Wichtigkeit, welche die Kraniometrie für die moderne Wissenschaft erlangt hat, war natürlich Révoil viel daran gelegen, Somalischädel zu erhalten, aber es hieß dabei sehr vorsichtig sein. Shuma, den er ganz in seine Dienste genommen hatte, wurde vorsichtig sondirt, und als es sich zeigte, daß seine Frömmigkeit ihn durchaus nicht abhielt, Geld auf jede mögliche Weise zu verdienen, theilte ihm Révoil offen seinen Wunsch mit, eine Anzahl Schädel zu erlangen. Shuma hegte indessen Bedenken, selbst die Herbeischaffung zu übernehmen, aber er war gerne behülflich, wenn Révoil selbst einen aufhob, und schaffte schließlich ein paar Sklaven herbei, welche gerne für reichlicheres Material sorgten. Besonders einer derselben, Petito, der auch sonst ein guter Lieferant von naturwissenschaftlichen Gegenständen war, erwies sich sehr eifrig, und da die Friedhöfe dicht bei der Wohnung lagen und die Gräber von den Somalis nur ganz flach angelegt werden, sah sich der Reisende bald im Besitze einer prächtigen Sammlung unzweifelhafter Somalischädel. Einmal betheiligte er sich sogar, als Somali kostumirt, selbst an einer nächtlichen Expedition, die auch recht erfolgreich war. Aber kurz darauf jagte ihm Petito einen Schrecken ein, der ihn von weiteren Gräberberaubungen abstehen ließ.

Der Somali war ebenso abergläubisch wie geldgierig, und bald sah er sich zur Strafe für sein Verbrechen von bösen Tschin verfolgt und weigerte sich, noch weiter Schädel zu stehlen. Révoil verabschiedete ihn ärgerlich, und zu seinem Erstaunen sah er wenige Stunden später einen langen Zug frommer Männer, Mokaddem und Kadi an der Spitze, auf das Haus Petito's zuwandeln und darin verschwinden. Im Nu waren die Schädel in eine Kiste verborgen und alles bereit gemacht, um sie in dem alten Brunnen, der allen Unrath aufnahm, verschwinden zu lassen, sobald sich eine Gefahr zeige, aber es blieb Alles ruhig, und als am anderen Morgen Petito erschien, ergab es sich, daß er die Klerisei selbst in sein Haus berufen habe, um die bösen Geister zu bannen, die täglich frecher wurden, seine beiden schwarzen Hühner getödtet hatten und ihm sogar in Gestalt einer Schlange sichtbar erschienen waren. Das Geheimniß zu verrathen, hatte er sich wohl gehütet, denn, sagte er, mein Kopf wäre der erste, der dann gefallen wäre. Révoil hielt es indessen doch für angezeigt, das weitere Schädelsammeln aufzugeben und das zusammengebrachte Dutzend guter Exemplare in einer soliden Kiste und doppelt mit Rindshäuten umhüllt mit der nächsten Gelegenheit nach Zanzibar zu spediren. Ein Zufall, den jeder Matrose dieser unheimlichen Fracht zuschreiben wird, ließ das Schiff scheitern, ein noch seltsamerer führte aber die Kiste dem Reisenden auf seiner später zu beschreibenden Küstenfahrt nach Zanzibar wieder in die Hände und so gelangten die so mühsam zusammengebrachten Somalischädel doch noch an ihren Bestimmungsort, in die Schädelsammlung des Jardin des Plantes in Paris.

Der Nordostmonsun begann zu blasen und die Küstenschiffahrt in der Richtung nach Zanzibar wurde lebhafter. Die Pilgerschiffe kamen von Mekka zurück und meldeten die Niederlage der Engländer im Kampfe mit dem Mahdi bei Massaua und die Festsetzung der Franzosen in Obok. Erstere Nachricht erweckte große Freude, denn seit der Unterdrückung des Sklavenhandels sehen die Somalis in den Engländern ihre schlimmsten Feinde und jeder wünschte den Sieg des neuen Propheten, damit der „Handel“, wie man hier kurzweg sagt, wieder frei werde. Aber auch sonst wurde der Fanatismus in jeder Weise geschürt. Fast mit jedem Schiffe kam einer oder der andere Scherif von Mekka nach Mogduschu, hielt sich dort höchstens 48 Stunden auf, um eine Karawane zusammen zu bringen und brach dann mit wehendem, grünem Banner nach dem Inneren auf, um die neue Kunde dorthin zu tragen und den Haß gegen die Ungläubigen zu predigen. Révoil konnte sich glücklich schätzen, noch vorher in Sicherheit gelangt zu sein, ehe ihm dasselbe Schicksal bereitet wurde, wie dem Baron von der Decken durch die Kablallahs, Haggenmacher durch die Dolbohanten und Kinzelbach durch seine ehemaligen Wirthe in Gelidi, bei deren unglücklichem Ende die Snussi oder vielleicht auch die Wahabiten sicher ihre Hand im Spiele hatten. Es scheint in der That, als suche sich der Islam für die in Europa erlittenen Verluste in Afrika zu entschädigen und als habe er den Schwerpunkt seiner Agitation dorthin verlegt. Für die Erforschung Innerafrikas ist das eine sehr ungünstige Vorbedeutung. Auch in Mogduschu konnte Révoil nun nicht mehr viel thun, und so entschloß er sich, einen kleinen Küstenfahrer zu miethen, um die Küste entlang zu fahren, an jedem zugänglichen Platze anzuhalten und die Umgegend möglichst zu erforschen. Die Zeit war freilich ziemlich knapp und es hieß sich sputen. Ein flachgehendes Fahrzeug, mit dem man unbesorgt in dem seichten Wasser zwischen den Inseln und der Küste vom Dschubdelta bis Lamo fahren konnte, war bald gefunden und gemiethet. Es war mit 12 Arabern von Shere in Südarabien bemannt und hatte eine Ladung Orseille von Warscheik und Mruti gebracht, wo diese Flechte in großer Menge wächst. Das Hintertheil war überdacht und konnte als Kajüte dienen. Bald war das geringe, noch vorhandene Gepäck eingeschifft, die Menagerie, bestehend aus dem Adler, einigen Geierpaaren und einer Anzahl Ratten, untergebracht und am 6. Februar war alles zur Abreise fertig. Ganz Mogduschu war auf den Beinen, der Gouverneur mit seinen Soldaten gab das feierliche Geleit zum Strande von Tschingani, wo die Barke ankerte, und die befreundeten Araber schleppten als Abschiedsgeschenk soviel Geflügel, Eier und selbst Hammel herbei, daß die Barke ganz voll davon war. Rasch wurde Abschied genommen, die Arme starker Sklaven ergriffen die Reisenden, um sie in die etwas entfernt ankernde Barke zu tragen, die Ehrensalve der Garnison krachte und dazwischen tönte das fi amen illah (Gott beschütze dich) der arabischen Freunde, welche ein Gefühl innerer Beruhigung empfanden, daß



Abfahrt von Mogdischu.

Révoil, noch ehe es zu spät geworden, seinen Plan, das verfluchte Land der Somali zu erforschen, aufgegeben hatte.

Ueber Révoil's weitere Erlebnisse werden wir unseren Lesern später berichten.

(Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.)

Die Bewohner des Nama- und Damralandes.

Auszüge aus einem Aufsatze des Missionars H. **Brincker.**

I. Die Hottentotten.

Es ist neuerdings viel über Nama- und Damraland in Umlauf gesetzt, auch Manches, was von Missionaren stammt, die Jahre lang im Lande wohnen und mit allen Verhältnissen genau bekannt sind. Alle diese Schilderungen sind mit großer Vorsicht abgefaßt, in dem Bestreben, das möglichst Beste über Land und Leute zu sagen und den deutschen Kolonisationsinteressen nicht hinderlich zu sein. Auch der Verfasser dieser Zeilen möchte keinerlei Interessen schädigen, hält es aber für Pflicht, da er 22 Jahre im Lande wohnt, die nackte Wahrheit zu sagen und hofft damit Denjenigen einen Dienst zu thun, welchen die Aufgabe zufallen wird, sich mit den Verhältnissen dieser Länder und Völker künftig zu befassen.

Es sind rothe (gelbe) und schwarze Volksstämme, welche in diesen Ländern neben und unter einander wohnen. Zu den rothen gehören die Hottentotten und Buschmänner, zu den schwarzen die Damra und sonstige Zweige des Bantu-Stammes. Beide Volksstämme sind gänzlich verschieden, nicht bloß in Gestalt und Farbe, sondern auch in der Sprache. Die Sprache der Bantuvölker zeichnet sich aus durch ihre mannigfachen Vorsetzsilben, und die der Hottentotten durch ihre Schnalzlaute (clicks). Letztere nennen sich selbst natürlich nicht Hottentotte, sondern Nama und koi koin; Hottentotte ist ein wenig sympathischer Name, der aus dem alten holländischen Jargon herübergenommen ist. Die Namen der vielen einzelnen Hottentottenstämme, als Game nus, Kara gei-koi, Khao gei u. s. w., pflegen den Europäern völlig unbekannt zu bleiben. Bekannter sind die holländischen Namen Bondelzwarts, Veldschoendragers, Roode natie u. dgl. Vor 400 bis 500 Jahren waren diese Hottentotten ein verhältnißmäßig großes, ganz Südafrika bis zum 21. Grade südl. Br. (also auch das ganze Damraland) bewohnendes Geschlecht. Jetzt ist ihre Anzahl auf 40 000 bis 50 000 Seelen gesunken. Unablässige Fehden unter einander und mit den feindlichen Nachbarn haben sie fast gänzlich aufgerieben. Sie hatten und haben auch heute noch schöne Gaben und geistige Anlagen, aber eine unüberwindliche Neigung zur Bequemlichkeit und Scheu vor starker, wenigstens vor anhaltender Anstrengung haben ihr Emporkommen gehindert. In den Zeiten ihrer Kraft haben sie ein vom Norden hereindringendes schwarzes Volk, die Bergdamra, von denen später die Rede sein wird, unterjocht und zu ihren Knechten gemacht. Ehe sie den Gebrauch der Feuerwaffen lernten, brauchten die Hottentotten die Bergdamra zu großen Treibjagden. Denn damals war das Wild des Feldes so reichlich in diesen Ländern vorhanden, daß man es massenweise in große Fallgruben treiben konnte. Da hatte denn der Hottentotte reichlichen Vorrath für lange Zeit, konnte den Bauch nach Belieben füllen und danach sich bequem auf den Rücken legen, so wenig wie möglich denken und so viel wie möglich schlafen, oder aber der Dachapfeife zusprechen. (Dacha ist wilder Hanf.) Die Unsitte des Dacharauchens verdient hier eine besondere Erwähnung, weil sie auf die Hottentotten und ihre Knechte, die Bergdamra, die allerschlimmsten Wirkungen ausgeübt hat, schlimmere, als man geneigt ist, zu glauben und zuzugestehen. Vieles von dem, was wir gewöhnlich dem sanguinischen Wesen der Hottentotten zuschreiben, ihre ekstatischen Zustände, Divinationen, Träume, Gesichte werden wir auf Rechnung des Dacharauchens zu setzen haben. Heutigen Tages wird der wilde Hanf meist nur noch im Geheimen geraucht und von den Knechten an verborgenen Orten angebaut. Dagegen bringen jetzt Schiffe vom Kap her Dacha an die Küste des Namalandes, wie Schreiber dieses mit eigenen Augen gesehen hat. Die zerstörenden Wirkungen des Hanfrauchens sind vielleicht noch schlimmer als die des Opiumrauchens. Sie stumpfen nicht bloß den Geist ab und schwächen die Seelenkräfte, sondern sie verheeren die Leibes-, namentlich die Zeugungskräfte bei Männern und Frauen. Hierin und in den jetzt sich immer mehr verbreitenden venerischen Krankheiten liegt ein Hauptgrund des schnellen und unaufhaltsamen Verfalles des gesammten Hottentottengeschlechtes. Nur auf den Missionsstationen kann man wahrnehmen, wie dem allgemeinen Verderben einigermaßen Einhalt gethan und sowohl in sittlicher als in physischer Hinsicht ein segensreicher Einfluß auf die Stationsbewohner geübt wird. Freilich allzugroße Erwartungen darf man von der äußeren Umgestaltung des Volkslebens durch die Arbeit der Missionare nicht hegen. Das ist zweifellos, daß viele Hottentotten, nachdem sie die Predigt des Evangeliums im Glauben angenommen, getröstet und in seligem Frieden aus dieser Welt geschieden sind; auch das ist gewiß, daß mancher getaufte Hottentotte als Muster eines braven und echten Christen hingestellt werden kann; aber der äußere Zustand dieser Leute ist doch immer noch sehr mangelhaft geblieben. Auf den Missionsstationen sieht man wohl das Wohnhaus des Missionars und die Kirche, die er erbaut hat, seinen Garten u. s. w. in bester Ordnung, aber die Wohnungen der übrigen Stationsbewohner, ihre Gärten und Viehkraals, zeugen von wenig Nachahmungssinn und noch weniger Ordnungsliebe und Fleiß. Wo einmal, wie das öfter geschehen ist, eine Erweckungszeit über die Leute kam, wo geistliches Leben auf der Station herrschte, da fingen auch die Hände an, sich fleißiger zu rühren, und mancherlei nützliche Arbeiten wurden auf den Stationen begonnen. Aber wenn sich die Hochfluth der Begeisterung verlief, pflegte auch die natürliche Trägheit wieder in ihr Recht zu treten.

Aber nicht allein die Missionare haben an der Kultur des Hottentottengeschlechtes gearbeitet, sondern auch andere Weiße, die hinter den Missionaren her ins Land kamen und großentheils das wieder zerstörten, was die Missionare

erarbeitet hatten, nämlich die Händler. Diese herumziehenden Handelsleute, die über den Oranjefluß aus der Kapkolonie mit Branntwein und bunten Lappen in das Namaland kamen, haben viel zur Demoralisirung des Volkes beigetragen. Für den mit spanischem Pfeffer gewürzten Fusel, an den sie die rothen Leute gewöhnten, erzielten sie ungeheure Preise; für ein Liter Branntwein wurde ein Ochse oder eine Kuh gezahlt, oder auch acht Schafe oder Ziegen. Und diese Preise galten noch als reell. Außer an Branntwein wurden die Hottentotten von den Händlern besonders an Kaffee gewöhnt, der jetzt in fabelhaften Quantitäten im Lande verbraucht wird, und namentlich an Schießgewehre. Jetzt verstehen die rothen Männer bereits vortrefflich mit Gewehren umzugehen und sorgen dafür, ihre Gewehre allewege in gutem Zustande zu erhalten. Merkwürdiger Weise können sie aber nur dann einen guten Schuß thun, wenn sie sich auf ein Knie niederlassen und Gewehr und Arme aufs Knie stützen. Wenn sie in Gefechten diese Manipulation hinter einer Deckung ruhig vollbringen können, pflegen sie den unverhofft heranstürmenden Feinden beim ersten Anlaufe große Verluste beizubringen, hat aber der Feind ihnen ihre Kampfesweise abgelernt oder greift sie im offenen Felde an, dann richten sie selten etwas aus und laufen meist geraden Weges wieder zurück. Wie es scheint, haben sie schwache Arme, aber eine sehr entwickelte Muskelkraft in den Schenkeln.

Die Hottentotten sind ein Jägervolk, und lebten, wie schon gesagt, früher fast ausschließlich von der Jagd. Aber seit die Feuerwaffen in ihren Händen sind, ist alles Wild bis auf wenige Reste aus ihrem Lande verschwunden. Strauße und Großwild wird man jetzt in Namaland vergebens suchen. Weite Jagdzüge auf Monate lange Entfernung müssen jetzt in unbekannte Gegenden unternommen werden, wenn man noch Elephanten, Nashorn, Giraffe, Zebra oder Springböcke erbeuten will. Somit ist den Hottentotten ihr bisheriger Unterhalt so gut wie gänzlich abgeschnitten. Früher konnten sie sich für auf der Jagd erbeutetes Elfenbein, Straußenfedern u. dgl. von den weißen Handelsleuten Branntwein, Kaffee, Thee und allerlei buntes Flitterzeug und Schmucksachen kaufen, jetzt müssen sie Kuh, Ziege und Schaf dafür hingeben, und sind bereits an der Grenze völliger Entblößung. Denn mit Vieh umzugehen verstehen die Hottentotten nun einmal nicht. Unter ihren Händen mehrt sich das Vieh nicht, sondern geht zu Grunde. Während man von ihren Nachbaren, den schwarzen Damra, sagen kann: daß, wenn sie auch nur eine einzige Kuh behalten hätten, sie bald wieder im Besitz großer Heerden sein würden, heißt es umgekehrt von den Hottentotten, daß, wenn sie auch Tausende von Rindern erbeutet hätten, sie in kurzer Zeit wieder eben so arm sein würden wie zuvor. Die Erfahrungen des letzten Krieges haben das bestätigt. Indeß muß man zur Entschuldigung des rothen Geschlechtes sagen, daß die Natur ihres Landes, des Namalandes, so wenig eine ordentliche Viehzucht wie regelrechten Ackerbau zuläßt.

Im ganzen Lande giebt es wenig permanente Quellen. Wenn man alle, die vorhanden sind, zusammenbringen könnte, würden sie noch nicht ausreichen, um ein mäßiges Bauerngut zu bewässern. Denn auf Regen ist nicht zu rechnen. Nur im Glücksfalle brechen bisweilen in den Monaten December bis Mai starke Gewitterregen über einige Landstriche herein. Da sprießt dann in wenigen Wochen eine herrliche Vegetation auf. Aber während der übrigen Monate fällt nirgends ein Tropfen vom Himmel. Das ganze Land ist dürr und fahl, glühend von einer fürchterlichen Bodenhitze, die unter dem alle Zeit klaren Himmel auch die Nächte unerträglich macht. Daß diese Verhältnisse sich bessern sollten, daran ist nicht zu denken. Vielmehr nimmt die geringe Regenmenge immer noch mehr ab, und der ganz regenlose, jeder Vegetation ermangelnde breite Küstenstrich wird immer breiter, die wenigen Quellen trocknen mehr und mehr aus, die sparsamen größeren Bäume im Lande, meist Akazien, sterben ab und haben keinen Nachwuchs. — Also wovon sollen die Eingeborenen leben? Es ist für einen Europäer unglaublich, mit wie wenig und mit was für Nahrung sie ihr Leben in diesen Ländern fristen müssen. Im Gehen, am Wege, wissen sie immer noch etwas Eßbares zu finden, ein Würzelchen, ein dürres Ränklein oder Knöllchen, eine kaum für einen Vogel genießbare trockene Beere, dann und wann eine Maus, Ratte oder Vogel. Das gilt als eine Tageskost. Der Europäer, wenn er auch so scharfe Augen hätte, um dergleichen kleine Dinge zu finden, würde doch bei solcher Kost verhungern. Leute, die noch Vieh besitzen, leben von der Milch, so lange sie vorhanden ist. Wenn aber die trockene heiße Zeit kommt und die Milch spärlich wird, dann wird sie mit Wasser verdünnt und der Hungerriemen um den Bauch wird täglich fester geschnürt. Wird aber ein Stück Vieh geschlachtet oder fällt es vor Hunger, dann dauert es kaum ein paar Tage, so ist Alles mit Stumpf und Stiel aufgezehrt.

Wie wir sehen, ist im Namalande keine Aussicht für die Eingeborenen, noch jemals wieder emporzukommen. Auch nicht, wenn Europäer ins Land kommen. Denn auch diese können ihnen keinerlei Erwerbszweige zuweisen, weil sie selbst keinen finden. Man hat zwar von ergiebigen Erzlagern geredet, aber auch diese finden sich im Groß-Namalande nicht.

Das Land ist eigentlich nur die nach dem Meere hin abfallende Fortsetzung der Kalihari-Wüste, bestehend aus Sand, Dünen und abgespültem Gerölle. Mit Ausnahme des vulkanartig gebildeten Grootbrodaros-Berges sieht man nichts als niedrige und kahle Tafelberge aus krystallinischem Sandsteine mit Quarzit und Gneis durchbrochen. Das sind keine Aussichten für Schatzgräber.

Ist es nun wohl zu verwundern, daß die Leute aus einem so armseligen Lande, wo sie mit ihren Angehörigen beständig am Hungertuche nagen müssen, sich hinwegsehnen nach einem reicheren Lande, wo es reichliche Nahrung, Milch und Fleisch giebt? Die echten Namahottentotten, das sogenannte rothe Volk, hätten es freilich nicht fertig gebracht; aber als die Orlamhottentotten, die bei den Europäern des Kaplandes Manches gelernt hatten und Pferde und Feuerwaffen mitbrachten, vor etwa einem halben Jahrhundert von den Grenzen der Kapkolonie hervorbrachen, die bereits ansässigen Hottentottenstämme zur Seite warfen, und durch sie hindurch bis nach der Nordgrenze des Landes zogen, gelang es dem klugen und unternehmenden Führer dieser Orlam, dem Jonker Africaner, das ganze Damraland mit seinem reichen Viehbesitze unter seine Herrschaft zu bringen. Etwa zwei Jahrzehnte residirte er auf Windhoek und war der unbestrittene Herrscher von Namaland und Damraland. Aber mit seinem Tode zerfiel sein Reich; die Hottentottenstämme wurden wieder auf das eigentliche Namaland beschränkt, und nur zwei kleinere Stämme finden sich jetzt noch im Norden, nämlich die Topenaar und die Zwartbooi.

Die Topenaar scheinen seit uralten Zeiten Bewohner des Flußgebietes Kuisib gewesen zu sein. Bei Flußgebiet ist hier natürlich nur an die trockenen Gräben oder Flußbetten zu denken, die sich bei starken Regengüssen im Osten bisweilen auf kurze Zeit mit Wasser füllen. Hier scheinen die Vorfahren der jetzigen Topenaar einst eine mächtige Bevölkerung gebildet zu haben, die bis ans Meer reichte

(an der Walfischbai) und die von Norden hervordrängenden schwarzen Stämme zu ihren Knechten machte. Später aber ist ihre Herrschaft in Verfall gerathen. Sie wurden dem vordringenden Jonker Africaner unterthan und ihre schwarzen Knechte wußten die Freiheit wieder zu gewinnen. Als im Jahre 1878 die Engländer sich der Walfischbai bemächtigten, wurden natürlich die Topenaar englische Unterthanen. Im Ganzen darf man wohl sagen, die englische Herrschaft war ihnen zum Segen. Sie wurden an Stetigkeit, Fleiß und Ordnung gewöhnt und etwas aus ihrer bettelhaften Armuth emporgehoben. Auch für ihre geistlichen Bedürfnisse wurde durch die Rheinischen Missionare gesorgt. Aber die Grenzen des englischen Walfischbai-Gebietes erstreckten sich nicht weit. Viele Topenaar blieben noch außerhalb. Die verbanden sich zum Theil mit den Zwartbooischen Orlamhottentotten und zogen mit ihnen nach dem Kaoko. Wir werden gleich weiter sehen, wer die Zwartbooi sind und fragen zuerst, was für eine Bewandtniß es hat mit dem Kaoko. Es ist das ein nordwärts von der Walfischbai bis fast an den Cunene sich hinziehendes Bergland, welches nur durch einen schmalen regenlosen Küstenstrich vom Meere getrennt ist. Flüsse und Bäche finden sich auch dort nicht, hingegen finden sich etwas mehr und stärkere Quellen. Wenn auch nicht für Bodenkultur, eignet sich das Land doch wohl für Viehzucht. Nach dem Cunene zu scheint etwas mehr Regen zu fallen; dort bleibt an manchen Stellen das Gras beständig grün. Aber wo in diesen Gegenden die Trockenheit aufhört und die Feuchtigkeit beginnt, da beginnen auch die Fieber. Früher wohnten schwarze Stämme im Kaoko. Als seit 1840 Jonker Africaner seine Herrschaft über diese entlegenen Gebiete ausdehnte, rottete er die schwarzen Bewohner fast vollständig aus. Der Rest floh nordwärts über den Cunene. So ist der Kaoko fast menschenleer geworden und die Topenaar mit den Zwartboois konnten sich in dem ausgemordeten Lande niederlassen.

Die Zwartbooi sind Orlamhottentotten, die unter ihrem Häuptlinge Zwartbooi zugleich mit den Leuten des Jonker Africaner von dem Süden des Namalandes nach dem Norden zogen und sich auf der Missionsstation Rehoboth (Anis) niederließen. Sie waren von jeher Rivalen und Neider des Jonker und hielten es beim Kampfe der schwarzen Bevölkerung gegen die Jonker'schen Unterthanen mit den Schwarzen, mußten deshalb ihren Wohnplatz Rehoboth in Namaland verlassen und ins Damraland an die Südgrenze des Kaokolandes ziehen. Dort ließen sie sich in Ameib am Erongogebirge nieder, fühlten sich aber in der Nachbarschaft der Schwarzen bald beengt und zogen weiter nordwärts in den Kaoko hinein. Dort trafen sie mit den Topenaar zusammen, machten mit ihnen Jagdausflüge und Beutezüge, und benutzten beim Wiederausbruche des Krieges zwischen den rothen und schwarzen Stämmen im Jahre 1880 die Gelegenheit, denn auch ihrerseits über die schwarzen Nachbaren herzufallen und sie ihrer Heerden zu berauben. Ihr Häuptling ist jetzt Petrus Zwartbooi, Häuptling der Topenaar Piet Heibib. Von diesen Häutlingen haben neuerdings die Agenten der Firma Lüderitz das ganze Kaokoland und die Küste bis Kap Frio für 150 Pfd. St. gekauft. Welches Recht sie dazu hatten, ist nach dem Gesagten leicht zu ermessen. Würde die deutsche Regierung solche Landkäufe wie diesen anerkennen, so würde sie damit auch die Art und Weise sanktioniren, wie die Topenaar in Zesfontein und die Zwartboois sich durch Raub und Mord in den Besitz des Landes gesetzt haben.

---

ten Kate's Reisen und Untersuchungen in Nordamerika[1]).

Kaum wird man unter allen Lesern des „Globus" einen einzigen finden, für den nicht die eingeborenen Bewohner Nordamerikas einmal von einem eigenthümlichen Nimbus umgeben gewesen sind; Rothhäute, Skalps und Waldläufer haben in der Phantasie der meisten von uns eine gewisse Rolle gespielt und ungern nur haben viele sich alte Erinnerungen durch die Resultate wissenschaftlicher Forschung trüben lassen. Und doch, indem wir diese Worte niederschreiben, fällt es uns wieder auf, wie unbedeutend, wie ungenügend erscheint uns doch gerade in Bezug auf die Eingeborenen Nordamerikas alle Menschenarbeit! Man sollte meinen, daß es für den, welcher die Gelegenheit dazu hat, leicht sein müsse, genaue, positive Nachrichten über ein fremdes Volk zu sammeln, aber gerade das Beispiel der Indianer Nordamerikas lehrt uns, daß dies seine eigenthümlichen Schwierigkeiten hat. Bald zum Himmel erhoben, bald unter das Thier hinuntergedrückt, treten dieselben in den neueren Beschreibungen auf und darum wagen wir es, einem der neuesten unter den wissenschaftlichen Reisenden das Wort zu ertheilen, dessen Ansicht wir zwar nicht als durchaus entscheidend hinstellen wollen, der wir aber eine hohe Bedeutung beimessen müssen. Dr. H. ten Kate hat sich für seine Thätigkeit ein ganz bestimmtes Feld ausgewählt, für welches er sich speciell vorbereitet hat, das der Anthropologie. Die Reise nach Nordamerika sollte gewissermaßen als Vorbereitung für spätere Untersuchungen gelten, die er theils schon unternommen (in Surinam), theils geplant hat (in Holländisch-Ostindien). Demnach ist auch das vorliegende Buch in gewissem Sinne eine Probearbeit und hat dadurch einen eigenthümlichen Charakter bekommen; während der Verfasser die Details für Fachzeitschriften bestimmt, beabsichtigt er in dem vorliegenden Werke eine Gesammtübersicht über die erhaltenen Resultate zu geben, die er in Verbindung mit der Beschreibung seiner Reisen dem Leser vorführt, ohne sich dabei viele Abschweifungen auf andere Gebiete zu erlauben.

Sein Besuch bei etwa 20 Stämmen in den Vereinigten Staaten und in Mexiko zeigte ihm, daß alle Indianer sich in einem gewissen Uebergangsstadium befinden und den ursprünglichen Charakter mehr und mehr verlieren. Die folgende Gruppirung, die er annimmt, ist ausschließlich auf die Uebereinstimmung der Lebensweise basirt: 1) Oestliche Indianer, die ganz oder zum größten Theil kultivirt sind; 2) Präriestämme, worunter er diejenigen versteht, welche an eine herumschweifende Lebensweise gewöhnt waren (Jagd auf Hochwild in den ausgedehnten Grasflächen), die sie zum Theil aufgegeben haben, um sich dem Ackerbaue und der

[1]) Reizen en onderzoekingen in Noord Amerika van Dr. H. F. C. ten Kate jr. (Met eene Kaart en twee uitslaande platen.) Leiden, E. J. Brill, 1885.

Viehzucht zu widmen. Es sind dies die Stämme, welche jetzt im südwestlichen Indianergebiete zusammengebracht sind; 3) die Papagos, Pimas und Yaquis in Arizona und West-Sonora; 4) die Stämme des Colorado-Thales und 5) die sogenannten Pueblo-Indianer in West-Mexiko und Arizona; die Zunis und Moquis in den einsamen Wüsten des nordwestlichen Arizona gehören zu den ursprünglichsten Indianerstämmen Nordamerikas.

Wir können dem Reisenden natürlich nicht auf seiner ganzen Reise folgen (er kam im November 1882 nach Amerika), sondern greifen nur verschiedene Stellen seiner Beschreibung heraus. Zu Weihnachten besuchte er die Indianerkolonie zu Isleta del Paso, deren Bewohner O. Löw zu den Tano rechnet; sie selbst nennen sich Tiwa. Diese Indianer, welche sich alle zur katholischen Religion bekennen, vermischten bei der Feier des Neujahrsfestes den Glauben der Väter und die neue Religion in eigenthümlicher Weise. Schon einige Tage vorher Mittags um 1 Uhr fing der Tanz unter großem Lärme an. Trommeln, Rasseln und Geschrei vereinigten sich zu einem ohrzerreißenden Getöse.

Etwa die Hälfte derselben scheinen von rein indianischem Blute zu sein; dieser Typus wird vorherrschend unter den bejahrten Leuten angetroffen; hohe schlanke Figur, scharfe Züge und eine gebogene Nase sind die Kennzeichen. Der andere Typus zeigt eine kleine gedrungene Gestalt, hat eine kleine gerade, manchmal etwas aufgestülpte Nase, deren Wurzel sehr tief liegt. Prognathismus des Unterkiefers wird häufig bemerkt. Bei beiden Typen findet man kleine braune Augen in verschiedenen Nüancen.

Der Ausdruck „Rothhaut" ist ganz unrichtig, die Indianer Nordamerikas sind ebenso wenig roth wie die Hindus, Malayen, Javanen oder Polynesier, sondern man kann alle Färbungen der genannten Rassen bei ihnen vertreten finden, ja viele Personen, unter anderem bei den Moqui- und Zuñi-Indianern, namentlich Frauen, sind heller als Süd-Europäer. ten Kate zufolge hat der Name Rothhaut sein Entstehen der Gewohnheit, das Gesicht mit rother Farbe zu bestreichen, zu verdanken.

Ihre Eigenthümlichkeiten haben diese Indianer größtentheils aufgegeben, nur tragen die Männer das Haar hinten in einem fest zusammengedrehten Zopfe. Von der genannten Niederlassung führte der Weg über die Sierra Madre; zu Deming, einem erst seit ein paar Jahren bestehenden, beinahe ausschließlich von Männern bewohnten Orte, brachte der Reisende einen einsamen Sylvesterabend zu und setzte am Neujahrstage 1883 seine Reise nach Tucson fort. Von da aus wurden die Papago-Indianer von San Xavier aufgesucht. Französische Missionare haben seit 1859 das Erbe der alten spanischen Mission, welche dort am Ende des 17. Jahrhunderts von den Jesuiten gestiftet wurde, angetreten. Die Indianer sind wenig von der mexikanischen Landbevölkerung zu unterscheiden; dagegen stechen sie sehr günstig von ihren wilden, in der Umgegend wohnenden Stammverwandten ab. In den Reservationen selbst trifft man gewöhnlich nur einige hundert Papagos an; etwa $^{19}/_{20}$ der Angehörigen des Stammes haben sich in der Umgegend niedergelassen. Die amerikanische Regierung bekümmert sich wenig um das Schicksal der Leute und sie empfangen weder Lebensmittel noch Geschenke. Ihren Unterhalt erwerben sie durch eigenen Ackerbau und durch das Verkaufen des Ueberflusses, sowie des Holzes aus den Reservationen an die Europäer. Das Dorf in der Nähe von San Xavier besteht aus etwa 90 Wohnungen, wovon etwa die Hälfte in der alten Form, nämlich der eines stumpfen Bienenkorbes, gebaut war; mit beinahe rundem Grundrisse, einem kleinen bogenförmigen Eingange von etwa 1 m Höhe, der durch eine kleine, aus Zweigen geflochtene Thür abgeschlossen wird. Eine der Hütten, welche gemessen wurde, war 2,30 m hoch, 4,70 breit und 4,80 lang. Die übrigen sind aus Baumzweigen in viereckiger Form erbaut. Das Hausgeräth ist sehr einfach. Körbe und Töpfe eigener Fabrikation, Steine zum Mahlen des Maises und Kornes sind das gewöhnlich vorkommende Hausgeräth, daneben trifft man hölzerne Koffer und leinene Säcke und auch leere Blechbüchsen und zerbrochene Flaschen. Einer der vornehmsten Häuptlinge besitzt sogar einen Tisch, aber bis zu einem Bette hat er sich noch nicht aufgeschwungen. Mit den angrenzenden Blutsverwandten stehen sie auf dem Kriegsfuße und bis vor Kurzem noch sind sie Feinde der Weißen gewesen. Nicht ohne Mühe glückte es, einige Papagos zu bestimmen, sich den anthropologischen Messungen zu unterwerfen. Sie sind nicht nur Freunde von Tabak, sondern auch von geistigen Getränken, die sie sich trotz der strengen Strafe, mit welcher der Verkauf derselben an Indianer bedroht ist, zu verschaffen wissen. Diese Papagos besitzen zwei Begräbnißplätze; der eine ist für diejenigen bestimmt, welche das Christenthum bekennen, der andere für die, welche dem alten Gottesdienste treu geblieben sind. Die letzteren finden ihre letzte Ruhestätte zwischen den Gräbern ihrer Voreltern. Die Leiche wird in sitzende oder hockende Stellung gebracht und mit einem Steinwalle umgeben, der etwas höher als der Kopf aufgethürmt wird; hierauf werden starke Hölzer quer über die Höhlung gelegt und darauf mit Baumästen eingedeckt, auf welche zum Schlusse schwere Steine kommen. So sieht das Ganze einem Steinhaufen von 1 bis $1^1/_2$ m Höhe gleich. Manchmal findet man auf den Steinen eingekratzte Figuren, häufig zwischen den Gräbern Opfergaben für die Todten.

Wir wollen den Reisenden auf seinem Zuge durch die Halbinsel Kalifornien und durch Sonora nicht weiter begleiten und nur die Beschreibung der Pascóla, eines Tanzes der Yaquis, folgen lassen. Sie wird von einem einzelnen Manne, der ganz nackt ist und nur die Hüften mit einem Tuche umwickelt hat, zu den Tönen einer Violine und einer Flöte getanzt. Das Gesicht ist mit einer hölzernen Maske bedeckt, auf welcher weiße Figuren, darunter ein Kreuz auf schwarzem Grunde, angebracht sind. In der rechten Hand hat der Tänzer ein Sonagé, eine Art länglichen Tamburins, mit welchem er sich von Zeit zu Zeit auf die linke Hand schlägt; um die Knöchel trägt er die Teneboi, die bei der Bewegung der Füße ein leises Geräusch, nicht unähnlich dem der Klapperschlange, ertönen läßt. Sie besteht aus einer Schnur von dicht an einander gereihten Hülsen einer Saturnia-Art, in deren jede man ein kleines Steinchen gelegt hat. Der Tanz besteht hauptsächlich in starken Drehungen und Bewegungen des Körpers, ohne daß der Tänzer die Stelle verläßt; die Melodie des Gesanges scheint spanischen Ursprungs.

Bei den Yaquis, welche sich schon seit sehr langer Zeit in Kalifornien befinden, kann man zwei Typen unterscheiden, deren eine — hohe Gestalt, scharfe Züge, vorspringende Nase — an manche Indianer der Prärie erinnert; die andere zeigt kleinere, gedrungene Gestalt, breitere, gröbere Züge und oft eine gerade, einigermaßen platte Nase. Alle Yaquis sprechen Spanisch, was nicht auffallen kann, da sie seit langer Zeit unter dem Einflusse der spanischen Priester stehen und alle zum Katholicismus bekehrt sind; daher haben sie auch alle christliche Taufnamen neben einem Familiennamen, der häufig von einem Thiere oder einer Pflanze hergenommen ist.

Interessante Mittheilungen verdanken wir dem Aufenthalte in der Mohave- und Chemehueve-Agency

(Postbureau Parker) in Colorado, welche wie ein verlorener Posten der Civilisation in einer unendlichen Wüste liegt. Ein niedriges Gebäude von Adobe mit flachem Dache und Verandas ist auf allen Seiten von Nebengebäuden umringt und die Einförmigkeit der Gegend wird nur durch einige Baumwollenbäume unterbrochen. Nach dem Berichte von 1882 waren 1026 Indianer, großentheils Mohaves, auf der Station anwesend. Die Hualapais, die vor einigen Jahren zur Niederlassung dort gezwungen wurden, haben nach Abzug der Truppen sofort ihre geliebten Berge wieder aufgesucht. Beide Stämme unterscheiden sich in ihrer Erscheinung, ihrem Charakter und ihrer Sprache von einander. 14 Chemehueve-Männer ließen sich, nachdem ihnen vorgeredet worden, daß die Regierung ihnen Hüte zu geben beabsichtige, messen; sie waren alle stark brachycephal. Viele von ihnen haben einen dünnen Schnurrbart, der nur in den Mundwinkeln stehen bleibt; die meisten haben das Haar abgeschnitten und tragen Hüte; von ihren Eigenthümlichkeiten haben sie in der Kleidung beinahe nichts mehr bewahrt. Schönes, beinahe wasserdichtes Flechtwerk und Töpferwaare, welche der der Yumas gleicht, gehören zu den Erzeugnissen ihrer Industrie.

Sie sind stark von der Kultur beleckt, die meisten sprechen etwas Spanisch und Englisch; zu den Dingen, die sie gewöhnlich zuerst von der europäischen Kultur annehmen, gehören auch die Spielarten; als ten Kate ihren Häuptling aufsuchte, fand er denselben in Gesellschaft einiger Freunde mit roth bemaltem Gesichte, aber einem schwarzen Hute auf dem Kopfe beim Kartenspiele im „Schwitzhaus" (siehe unten).

Der Häuptling der Mohaves, ein Prachtexemplar eines Indianers, war 1,86 m hoch und wog 220 Pfund; auch die anderen Mitglieder seines Stammes, namentlich die jüngeren Frauen, zeichneten sich durch gute Körperbildung aus. Beide Stämme leben in Polygamie; bis zur Heirath genießen die jungen Mädchen vollkommene Freiheit. Halbblütige werden unter den Mohaves nicht angetroffen, da dieselben solchen Verbindungen entstammende Kinder sofort tödten; anders bei den Chemehueves, wo man viele Mestizen findet, während auch viele Frauen ihren Stamm verlassen, um in einem europäischen Lager zu leben. Bei den Mohaves werden die Kinder sehr lange gesäugt, wohl um die Zahl der Geburten zu vermindern. Von den vielen Mittheilungen, die ten Kate über diese Stämme macht, können wir nur Einzelnes hier anführen. Die Mohaves und Yumas reinigen sich ihr Kopfhaar durch Schlamm aus dem Flusse; das Haar wird losgemacht und ganz mit einer grauen, nassen Schlammmasse bedeckt, dann so hoch wie nur möglich aufgebunden und so einige Tage getragen, bis es ganz trocken ist. Darauf wird das Haar losgemacht, sorgfältig ausgebürstet und ist jetzt glänzend, schwärzer als je, und befreit von allen unwillkommenen Gästen; während der Reinigung sieht es aus, als ob es gepudert wäre.

Die in der Agency eröffnete Schule wird jetzt ziemlich häufig besucht, obwohl die Indianer im Anfange wenig geneigt waren, ihre Kinder dorthin zu schicken; manche derselben, Knaben in höherem Maße als Mädchen, zeigen gute Anlagen; einzelne Kinder sind auch musikalisch, und ein Mädchen zeigte Befähigung für bildende Künste.

Ihr Hausgeräth ist sehr einfach: einige Steine zum Zerreiben von Mais oder Waizen, ein hölzerner Mörser zum Quetschen der Mezquite-Bohnen, einige bemalte Töpfe und verschiedene Körbe ist alles, was man bei ihnen findet. Aus den Blättern einer Weidenart bereiten sie ein süßes Getränk. Eine Delikatesse, die sie aber nur selten bekommen, ist Mauleselfleisch für sie. Wiewohl sie keine eigentlichen Jäger sind, ist doch kein Thier vor ihren Nachstellungen sicher, sie jagen Kaninchen, Ratten und Springmäuse und essen dieselben vermuthlich auch; wegen Futtermangel halten sie verhältnißmäßig wenig Pferde und einzelne Kühe, daneben auch Hühner.

Ebenso wie die Yumas verbrennen die Mohaves ihre Leichen. Nach der Beschreibung des Arztes der Agency, Dr. C. C. Webb, wird über die Feierlichkeit Folgendes berichtet: Nachdem er mit einiger Mühe die Erlaubniß erhalten hatte, derselben beizuwohnen, bemerkte er die von etwa 300 Indianern umringte Leiche, welche, ganz in Decken gehüllt, so daß man weder Kopf noch Gliedmaßen unterscheiden konnte, vor einer Hütte lag. Die Anwesenden traten etwa zum dritten Theile als Leidtragende im engeren Sinne auf, d. h. sie lagen platt ausgestreckt auf der Erde oder knieten und bewegten den Körper hin und her, oder erhoben in stehender Haltung die Arme über den Kopf, während sie anhaltend die Hände zusammenschlugen. Ein Mann hielt unter wilden Geberden eine Anrede an die versammelte Menge, die anderen umgaben die Scene in zwei Reihen geordnet; nach etwa einer Stunde nahmen sechs Mohaves die Leiche auf und trugen sie langsam nach dem Scheiterhaufen; die Leidtragenden folgten unter lauten Trauerklagen, die von heftigen Geberden begleitet waren. Am Scheiterhaufen wurde die Leiche dreimal emporgehoben und dann in eine Vertiefung flach auf den Rücken gelegt und mit Aesten bedeckt. Alle Anwesenden bildeten nun einen doppelten Kreis um den Holzstoß und bewegten sich dreimal um denselben; dann wurde er angezündet und, als das Feuer gut brannte, alles Eigenthum des Verstorbenen in die Flammen geworfen. Sein Reitpferd wurde dreimal um den brennenden Holzstoß geführt und darauf ihm die Halsadern geöffnet; man ließ es in der Nähe des Scheiterhaufens verbluten, um es dann gleichfalls auf demselben zu verbrennen. Während der ganzen Vorgänge wurden die Trauerklagen und die Bewegungen des Körpers fortgesetzt.

Die Needles, eine bekannte Berggruppe am linken Ufer des Colorado, werden von den Mohaves als der Aufenthaltsort der Geister betrachtet; sie genießen da ewige Jugend und erfreuen sich an saftreichen Wassermelonen. Ob auch die Asche der Verstorbenen dorthin gebracht wird, ist ungewiß, sicher aber ist es, daß die Lebenden sich von Zeit zu Zeit dorthin begeben, um Gaben für die Verstorbenen niederzulegen. Es war unmöglich, mehr über ihren Gottesdienst und ihre religiösen Vorstellungen zu erfahren, da sie durchaus nicht dazu zu bringen waren, derartige Fragen zu beantworten. Der Glaube an das „böse Auge" ist bei ihnen allgemein, viele Unschuldige sind demselben schon als Opfer gefallen.

Zur Heilung von Krankheiten bedienen sie sich hauptsächlich der Schwitzkuren und der Massage; die ersteren werden in einer besonderen Schwitzhütte vorgenommen, einem großen, halb unterirdischen Raume, der aus Aesten und Sand gebildet wird. In diesem Raume werden große Haufen Steine glühend gemacht und mit Wasser übergossen, so daß heißer Dampf den ganzen Raum erfüllt und bei dem Patienten sich ein ausgiebiger Schweiß einstellt; übrigens dient die „Schwitzhütte" nicht selten auch den Rathssitzungen des Stammes.

Beiläufig sei bemerkt, daß Fort Mohave, welches zu Dampfschiff erreicht wurde, wohl einer der heißesten Orte auf der Erde ist; die Durchschnittstemperatur des wärmsten Monats beträgt 34,2° C.; 50° C. wurden mehrfach beobachtet und in der Nacht sinkt die Temperatur nur selten unter 32° C.

Aus dem Folgenden entnehmen wir einige Beiträge zur

Beurtheilung des Verhältnisses der Weißen zu den Indianern. Nachmittags gegen 3 Uhr kamen wir nach San Carlos, heißt es. Das finstere, mürrische Gesicht des Regierungsagenten, Richter W., wurde noch mürrischer, als er den Empfehlungsbrief der Regierung empfing ...... Dieser Richter war der Typus des Indianeragenten im ungünstigsten Sinne: hartherzig, grob, hündisch gegen seine Untergebenen und gierig über alle Maßen. Er haßte und verachtete die Indianer mit allem Feuer seiner Yankeeseele und befand sich in dieser Hinsicht in schönster Uebereinstimmung mit dem Kolonel, der auch ein großer Gegner der Negeremancipation war. Der Richter war gleichzeitig Theilhaber an dem Trader's store, wo sein Schwiegersohn der Trader war. Was dies in einer Agency bedeutet, wo gleichzeitig Vorrathsmagazine von Waaren sich befinden, die für Rechnung der Regierung wöchentlich an die Indianer ausgetheilt werden, dürfte Jedem deutlich sein, der Professor Marsh's „A statement of Affairs at Red Cloud-Agency, made to the President of the U. S." gelesen hat.

In den San Carlos-Reservationen leben etwa 4000 Indianer, zu dreiviertel Apachen, Angehörige des Stammes, welcher den Weißen wohl am meisten bekannt ist, die sich stets durch ihre unzähmbare Art, durch Kampf und Raub bemerkbar gemacht haben. Vom eisigen Norden bis in die heiße Wüste von Mexiko haben sich diese paar Wilden immer kämpfend, immer wandernd, ausharrend im Glücke wie im Unglücke, einen Weg gebahnt und ihr Name wird fortleben, auch wenn der letzte derselben zu den glücklichen Jagdgebieten seiner Voreltern eingegangen ist.

Die Zeit der Romantik ist vorbei, die vormalige Wildniß des Westens ist auf ein Gebiet beschränkt, welches so klein ist, daß es den umherschweifenden Stämmen nicht einmal mehr genug Wild zur Nahrung liefern konnte, und diese buchstäblich gezwungen sind, das ihnen von der Regierung gebotene Gnadenbrot zu essen. Der stolze Sinn wurde nach und nach gebrochen und, wenn auch die Möglichkeit besteht, daß manche Zustände so gewesen sind, wie sie uns Cooper, Aimard, Ferry u. A. beschreiben, daß die Züge manches ihrer Helden der Wirklichkeit nachgebildet sind, man erwarte jetzt nichts mehr zu finden, was einen Hauch von Poesie trüge. ten Kate geht mit den Romanciers streng ins Gericht, soweit er seine eigenen Beobachtungen mit ihren Schilderungen vergleichen kann. Cooper bleibt also außer Betrachtung. Aimard ist seiner Ansicht nach, sowohl was die Beschreibung der Lokalitäten als die der Sitten betrifft, am unzuverlässigsten; am günstigsten urtheilt er über Mayne Reid.

Da nun, wie wir gesehen haben, unser Reisender gerade keine übertriebene Vorliebe für die „ritterlichen" Indianer zeigt und die Zustände überhaupt nüchtern genug auffaßt, so fällt das, was er über die Behandlung, die sie von Seiten der Amerikaner erfahren, mittheilt, um so schwerer ins Gewicht. Eine einzige Probe möge hier etwas verkürzt mitgetheilt werden [1]). Im Februar 1871 kam ein junger Apache-Häuptling mit einem Gefolge von 25 Indianern nach Camp Grant und gab seinen Entschluß zu erkennen, sich dort friedlich niederzulassen; der kommandirende Officier, Lieutenant Whitman, rieth dem Häuptlinge, sich nach den White Mountains zu begeben; dieser Vorschlag wurde jedoch zurückgewiesen; die Indianer wünschten im Lande ihrer Väter zu leben und zu sterben. Der Officier gab nun seine Zustimmung und bald befand sich in der Nähe von Camp Grant eine Indianerniederlassung, in welcher etwa 500 Apachen lebten. Der Lieutenant hatte sich an seine Vorgesetzten mit der Frage gewendet, was er mit den armen, nackten und hungerigen Indianern anfangen solle; nachdem er länger als sechs Wochen gewartet hatte, empfing er als einzige Antwort die Mittheilung, seine Frage sei nicht in der richtigen Form eingeschickt worden. Er hatte inzwischen den Indianern, soweit er es vermochte, geholfen und diese hatten sich durch kleine Dienstleistungen der Garnison nützlich zu machen gesucht. Am 30. April wurden sie durch eine Truppe Amerikaner und Mexikaner aus Tucson überfallen und, ehe Whitman dies verhindern konnte, größtentheils niedergemetzelt oder in die Gefangenschaft weggeführt. Vergebens klagten die wenigen übrig gebliebenen Indianer, vergebens trat der amerikanische Officier für sie ein; er mußte bald nachher seinen Posten verlassen, er hatte wohl den Indianern zuviel Sympathie bezeigt. Ein Jahr später kam General Howard an den Ort der Katastrophe, die Indianer zeigten ihm die Gräber der Ermordeten, die Ueberreste ihres Lagers. Sie erzählten von ihrer Anhänglichkeit an Whitman, der ihnen so viel Gutes bewiesen, und baten um die Zurückberufung desselben; es war umsonst, der Lieutenant hatte seinen Abscheu vor dem Gemetzel zu deutlich gezeigt, „obwohl dasselbe durch hochgestellte und einflußreiche Personen im Territorium gebilligt worden war".

Vorgänge, wie der eben beschriebene zu Camp Grant, sagt Herr Manypenny, stehen durchaus nicht vereinzelt da. Expeditionen ähnlicher Art sind oft unternommen und mit ebenso unbarmherzigem und barbarischem Ergebnisse zu Ende geführt worden und Leute, welche in ihrem Wohnorte den Ton angaben, haben daran theilgenommen. Selbst die Gouverneure von Territorien haben Corps gebildet, um die Eingeborenen zu verfolgen und zu tödten, wo man sie fand, um ihre Dörfer zu vernichten, ihr Hab und Gut zur Kriegsbeute zu machen und für jeden indianischen Skalp eine Belohnung zu empfangen.

Haben wir in dem Bisherigen versucht, einige Proben von dem zu geben, was ten Kate in verschiedener Richtung seinen Lesern bietet, so liegt es uns noch ob, die wissenschaftlichen Resultate, die er erlangt hat, hier kurz zusammenzustellen. Er spricht sich mit einer gewissen Zurückhaltung und in vollkommener Erkenntniß der schon von Waitz hervorgehobenen Schwierigkeiten, bestimmte Rasseneigenthümlichkeiten der eingeborenen Amerikaner anzugeben, dahin aus, daß man unter der indianischen Bevölkerung des südwestlichen Theiles der Union und des nordwestlichen Theiles von Mexiko wenigstens fünf, anthropologisch scharf getrennte Haupttypen unterscheiden kann, welche alle zu der gelben oder mongoloiden [1]) Rasse gehören. Die Frage über die Abstammung der Indianer wünscht er offen zu lassen, weil er glaubt, daß noch nicht Material genug vorliegt, um das Schlußwort zu sprechen. Sehr viel läßt sich für die Theorie sagen, daß Amerika von Asien, Oceanien oder von Europa aus bevölkert ist, aber ebenso sprechen verschiedene Thatsachen dafür, daß wir es mit einer Bevölkerung von Autochthonen zu thun haben.

Weiter bemerkt ten Kate, daß die von ihm aufgestellten fünf Grundtypen und die durch Vermischung entstandenen Zwischenformen in sehr ungleichem Verhältnisse auf die verschiedenen Stämme vertheilt sind; nirgendwo jedoch trifft man einen Stamm an, der ein und denselben

[1]) Vergl. George W. Manypenny: Our Indian wards. Cincinnati, 1880.

[1]) ten Kate versteht hierunter die ursprünglichen Bewohner Amerikas, die Bevölkerung von Südost- und Ostasien, die Nordasiaten und ihre Verwandten in Nord- und Osteuropa, die Malaien und die Polynesier.

Typus zeigte. Unter denselben ist der „klassische Typus der Rothhaut“ mit vorspringender, stark gebogener Nase und eckigem Gesichte am weitesten verbreitet, scheint jedoch häufiger bei den Stämmen im Osten des Felsengebirges als bei denen, welche westlich von demselben wohnen, vorzukommen. Unter den Frauen der verschiedenen Stämme herrscht im Allgemeinen mehr typische Einheit, als unter den Männern; in einzelnen Stämmen findet sich zwischen Männern und Frauen größere Aehnlichkeit als bei anderen; im Allgemeinen tragen Frauen und Kinder der verschiedenen Stämme mehr mongolische Züge als die Männer. Diese anthropologischen Kennzeichen stehen mit dem Unterschiede der Sprache in keinem Zusammenhange. Wie es scheint, hat einmal im Süden der Halbinsel Kalifornien eine Rasse gelebt, die an die Rasse von Lagoa Santa, andererseits an die Melanesier erinnert[1]). Die Pueblo-Indianer sind nicht als Nachkommen der Azteken zu betrachten; sie bilden vom anthropologischen Standpunkte aus zum Theil eine der vortoltekischen Rassen, deren Typus wir bei den alten Moundbuilders, den Cliffdwellers und ähnlichen wiederfinden. Der Farbensinn der Indianer ist gut entwickelt, wiewohl ihnen gewöhnlich die Namen für manche Farben fehlen; abweichend von der durch andere Reisende ausgesprochenen Ansicht behauptet ten Kate, daß wenigstens einige der amerikanischen Sprachen ein Wort für den Kollektivbegriff „Farbe“ besitzen.

Hinsichtlich des Verschwindens der Rasseneigenthümlichkeiten sowie der Ursachen des Aussterbens der Indianer (nämlich durch Absorption) schließt er sich den wohl jetzt allgemein herrschenden Ansichten an. Im Ganzen scheint ihm die Ausnahmestellung der Indianer in den Vereinigten Staaten ungünstiger als ihr Zustand in Kanada zu sein, doch glaubt er, daß das System, welches in der Union befolgt wird, gute Früchte tragen könnte, wenn die nothwendigen Verbesserungen vorgenommen würden, wozu vor Allem größere Vorsicht bei der Wahl der Indianeragenten gehört.

Ueber das Aussterben der Indianer sprechend, schließt ten Kate sein Buch mit den Worten, welche ihm ein weiblicher Sachem bei den Irokesen über dies Thema gesagt hat: „O werther Bruder, vergieb mir, daß ich mich über einen Gegenstand verbreite, der mich immer traurig stimmt; es macht mich traurig zu wissen, daß mein Volk verschwindet, wie der Sommer in den stürmischen Winter übergeht!“

[1]) Bull. Soc. d'Anthrop. de Paris 1885.

Kürzere Mittheilungen.

Ein Zusammentreffen mit Botocuden.

Hr. Dr. Ehrenreich trug am 6. Februar 1886 der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin über „Land und Leute am Rio Doce“ vor und schilderte dabei ein Zusammentreffen mit den Botocuden, die noch heute die unbestrittenen Herren eines großen Theiles des Rio Doce-Gebietes (zwischen 19° und 20° südl. Br.) sind, wie folgt (Verh. der Ges. f. Erdk. zu Berlin, Bd. 13, S. 105 ff.):

„Am 17. April vorigen Jahres befanden sich unsere Canoes an der Mündung des Rio das Pancas, als wir ein mit mächtigen Jacarandablöcken rechts und links beschwertes Boot gewahrten, in dem sich zwei völlig nackte Indianer befanden. Bei unserem Anblicke suchten sie sich zu entfernen, wurden jedoch zutraulicher, als unser Dolmetscher sie ansprach, ihnen etwas Tabak reichte und ihnen mittheilte, wir seien gekommen, um ihren Stammesbrüdern an den Stromschnellen des Flusses einen Besuch abzustatten. In Begleitung des bald gleichfalls anlangenden Holzsuchers, dem das Boot gehörte, fuhren wir das anmuthige, von prachtvoller Vegetation umsäumte Flüßchen hinauf zu den Ranchos, die an dem Wasserfalle des Flusses auf einer breiten Sandbank lagen. Hier erwartete uns der Häuptling dieser Tribus, der Njep-Njep, d. h. die Leute, die „hier“ sind, Namens Junuk. Bei einem Verkehre mit den Bugres bravos ertönt in solchem Falle in der Regel zuerst der Ruf: burung jakijam nuk, „wir sind heute nicht wild“. Doch hatten wir hier nichts zu fürchten, da einige unserer zahmen Indianer mit den Wilden verschwägert waren.

Der Chef begrüßte uns nach botocudischer Sitte, indem er Jeden umarmte, ihm dreimal mit der flachen Hand auf den Rücken klopfte und ihn leicht in die Höhe hob. Nun erschienen auch seine Leute, einige Zwanzig an der Zahl, Männer, Weiber und Kinder. Sie waren sämmtlich absolut nackt und zeigten nicht einmal das sonst wohl an Stelle des klassischen Feigenblattes übliche Helikonien-Blattfutteral. Die Männer waren mit Bogen und Pfeil bewaffnet, trugen den linken Unterarm mit Bast umwickelt und primitive Messer an einer Schnur um den Hals gebunden. Einige Männer, sowie mit einer Ausnahme die Frauen, hatten den Hinterkopf geschoren, alles Haar am übrigen Körper abrasirt, selbst die Augenwimpern abgeschnitten, was den Gesichtern einen eigenthümlich fremdartigen Ausdruck gab. Die Weiber trugen ihre Kinder in Bastschlingen auf dem Rücken, wobei die Hände jedes Kindes um den Hals der Mutter zusammengebunden waren. Uebrigens waren fast alle, namentlich die Männer, schöne elegante Gestalten von guten Körperformen, ohne jene übermäßige, fast thierische Entwickelung der Muskulatur, wie sie oft der Neger besitzt. Ihre Bewegungen zeigten jene natürliche Ungezwungenheit und Anmuth, wie sie der kleidertragende Kulturmensch längst verlernt hat. Glücklicher Weise trug keiner den barbarischen, entstellenden Nationalschmuck der großen Holzklötze in Lippe und Ohren. Dieser Gebrauch ist im Pancasgebiete im Verschwinden und nur noch bei wenigen Horden üblich, wogegen die feindlichen Wilden östlich von der Serra dos Aimorés diese Sitte noch allgemein haben. Ich sah diese Entstellung nur bei alten Leuten der Aldeamentos. Die Weiber zeigten an verschiedenen Stellen des Körpers spannenlange Narben von Schnittwunden, die ihnen von den Männern zur Strafe für mancherlei Vergehen gelegentlich beigebracht werden. Einen komischen Anblick gewährte es, als auf ein gegebenes Zeichen die Weiber mit ihren Kindern auf dem Rücken in unser Boot sprangen und sich um die von uns mitgebrachten Abobras (kürbisartige Frucht) balgten und dieselben in ihren stark geflochtenen Imbirasäcken fortschafften. Wir theilten Lebensmittel unter die Wilden aus, und diese tanzten nun mit unseren mitgebrachten Indianern die ganze Nacht an unseren Feuern ihre von eintönigem Gesange begleiteten Ringtänze.

Oberhalb der Kaskaden lag die Hütte der Wilden, ein einfaches schräges Dach von Palmblättern auf einem Stangenrost, vorn und an der Seite mit Palmblättern zugestellt. Vor der Hütte hing ein langer Cipo von einem Baume herab,

an dessen unterem Ende eine Embiraschlinge angebracht war, die so eine Art Schaukel darstellte, bestimmt zu gymnastischen Uebungen für die Kinder. Letztere ergriffen bei unserer Annäherung sogleich die Flucht und wurden erst mit Mühe zurückgebracht, nachdem wir ihnen versichert hatten, daß wir nicht gekommen seien, um sie ihren Eltern abzukaufen. Die Holzsucher tauschen nämlich gern gegen Kessel und Messer Kinder ein, um sie in einer Art Halbsklaverei im Hause zu halten. Dieser leider sehr häufige Handel muß über kurz oder lang zu Streitigkeiten führen, die uns diesen Leuten schließlich erbitterte Feinde der Weißen machen.

Die vier Familien der Horde lagerten neben einander, durch ihre Feuer getrennt. Zum Anzünden der letzteren bedienten sie sich des altehrwürdigen, aus zwei Holzstäben bestehenden Feuerquirls, den ich von ihnen gegen ein paar Schachteln schwedischer Streichhölzer eintauschte. Auch ihre hübsch geflochtenen Bastsäcke, sowie Bogen und Pfeile handelten wir ihnen gegen Tabak, Messer und Angelhaken ab. Am dritten Tage verabschiedeten wir uns unter Darreichung einer Quantität Cachaça von unseren braunen Freunden, um nach dem Aldeament von Mutum zurückzukehren. Ein Verkehr mit den weiter westlich wohnenden Stämmen der Poshesha und Takruk Krak ist bei ihrer absolut feindlichen Haltung augenblicklich unmöglich. Noch vor drei bis vier Jahren bestand ein leidliches Verhältniß mit ihnen, als sie noch in der Nähe des Aldeaments von Mutum von Zeit zu Zeit erschienen. Nachdem es dort zu blutiger Fehde mit den daselbst angesiedelten zahmen Indianern gekommen war, haben sie sich nach Zerstörung des Aldeaments weiter in die Wälder zurückgezogen, wohin ihnen Niemand zu folgen wagt.

Dies Wenige möge genügen, um den außerordentlich niedrigen Kulturzustand dieser Leute zu charakterisiren. Auch ihre Tage sind, wie die so mancher Naturvölker, gezählt. Ertönt erst der Pfiff der Lokomotive und der Axtschlag fleißiger Kolonisten durch die schweigsamen Wildnisse des Rio Doce, so werden auch die Aimorés dahingehen, wie jenes unbekannte Volk, dessen Reliquien wir in Gestalt von Steininstrumenten, Topfscherben, ja ganzer Todtenurnen an verschiedenen Punkten des mittleren und unteren Stromlaufes unter der Erde antreffen, nur mit dem Unterschiede, daß wir von ihnen nicht einmal die Spuren ihres früheren Daseins mehr erkennen werden. Es spricht Manches dafür, daß jenes prähistorische Volk der weit verbreiteten Nation der Tupi angehörte, die, von Südwesten kommend, das ganze Litoral und einen großen Theil des Amazonas-Tieflandes bevölkerten. Im ganzen Verbreitungsgebiete der Tupis finden wir die nämlichen Artefacte, riesige Urnen oder Igaçabas und Steinwerkzeuge mannigfacher Art und rohe Pfeifen aus gebranntem Thone, alles Dinge, die den rohen Botocuden ursprünglich fremd waren."

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Das Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz, einer der menschenärmsten unter den 26 Staaten Deutschlands, besteht nach der „Allg. Ztg." außer einigen kleinen Landstädten fast nur aus großen adeligen Rittergütern und ebenso großen Pachthöfen des großherzoglichen Domaniums und kennt einen freien, wohlhäbigen Bauernstand, außer im Fürstenthum Ratzeburg, kaum dem Namen nach. In Folge davon ist es trotz seines im Allgemeinen sehr fruchtbaren Bodens und der günstigen geographischen Lage in der Nähe von Berlin und Stettin der schwächstbevölkerte Staat in ganz Deutschland; er zählt nur 34 Einwohner auf den Quadratkilometer und zudem hat sich diese ohnehin geringe Bevölkerung noch durch Auswanderung verringert. Während dieselbe in den Jahren 1875 bis 1880 um 4596 Seelen auf 100269 angewachsen ist, nahm sie von 1880 bis 1885 wieder ab und beträgt jetzt nur noch 98400. Diese Erscheinung steht in Deutschland einzig da.

— Nach Forschungen von Kinkelin, zu welchen die Aufschlüsse beim Frankfurter Hafenbau und der Mainkanalisirung Anlaß gaben, muß das ganze Tertiärgebiet östlich des Taunus als ein Senkungsfeld betrachtet werden, das in der Mitteloligocänzeit um 160 bis 300 m niedersank. Die Senkung hat weiter westlich noch bis in die späteren Perioden fortgedauert, auch treten sehr bedeutende Verwerfungen auf, die noch in der postpliocänen Zeit fortgedauert haben und deren Linien ganz den Rheinspalten entsprechen. Nördlich vom Main sind auf eine Strecke weit noch ganz moderne Senkungen nachzuweisen, welche das ältere Diluvium in gleiche Linie mit dem jüngeren gebracht haben. Die Senkungen hängen offenbar mit den miocänen Basaltausbrüchen zusammen. Von Frankfurt bis Hanau ist das Mainthal nur durch Erosion gebildet, dann bis Aschaffenburg ein zweites Senkungsfeld, das offenbar mit den Basaltergüssen von Großsteinheim in Beziehung steht. (Bericht Senckenb. Ges. 1885.)

— Ueber den Kanal durch den Isthmus von Korinth verbreitet Lloyd's Agent in Athen folgende Angaben. Derselbe wird oben 22 m, an den beiden Einfahrten 50 bis 60 m breit und 8 m tief werden. Gegenwärtig sind etwa 1000 Menschen mit den Ausgrabungsarbeiten beschäftigt. Von den 12 Millionen Kubikfuß Erde, welche einer Berechnung zufolge ausgegraben werden müssen, sind bis jetzt $2^1/_2$ Millionen ausgegraben, und nach der Weise, wie die Arbeiten jetzt betrieben werden, wird die Vollendung des Werkes noch fünf Jahre in Anspruch nehmen.

— In Rußland scheint man einem der „Allg. Ztg." zugegangenen Berichte nach die Kolonisirung des Nordens, namentlich der bisher von Norwegern und Engländern ausgebeuteten Murman-Küste, ernstlich in Angriff nehmen zu wollen. Ein im Ministerium des Inneren ausgearbeitetes Projekt bezweckt, dort und auf der Halbinsel Kola überhaupt die Ansiedelung von russischen Unterthanen, aber auch nur von solchen, unter sehr günstigen Bedingungen zu fördern; auch in den Wäldern des Gouvernements Archangel und eines Theiles des Gouvernements Wologda werden den Ansiedlern nach freier Wahl und kostenfrei Plätze angewiesen, welche sie binnen 10 Jahren, während welcher sie keinerlei Abgaben zu zahlen haben, urbar machen müssen. Bau- und Brennholz erhalten sie frei und 40 Jahre lang brauchen sie von dem urbar gemachten Lande keine Grundsteuer zu entrichten.

Asien.

— Mr. J. D. Rees, persischer Uebersetzer bei der Regierung in Madras, hat seinen vorjährigen Urlaub benutzt, um das bisher unbekannte bergige Gebiet zwischen Kazwin und Hamadan in Persien, den Karaghan-Distrikt, zu durchwandern, und zwar ohne seine amtlichen Empfehlungen vorzuzeigen. Denn dadurch hätte er das Volk, mit welchem er in näheren Verkehr treten wollte, nur abgeschreckt, da es alsdann genöthigt gewesen wäre, ihm ohne Entgelt alle seine Bedürfnisse zu liefern; darum bezahlte er, was er brauchte, und fand fast überall freundliche Aufnahme. Der höchste Punkt seiner Route lag 9700 Fuß, fast 3000 m, hoch. Das

Land ist weit fruchtbarer und bevölkerter als z. B. das Gebiet längs der großen Straße von Teheran nach Ispahan aber an den Ufern des Persischen Meerbusens; Rees ist geneigt, die Gesammtbevölkerung Persiens auf etwa 10 Millionen zu schätzen, während man sonst nur fünf bis sechs annimmt. — Höchst eigenthümlich ist die volksthümliche Ansicht der Perser über englische Zustände; sie glauben z. B., daß dort zwei Parteien, „Vig" und „Toari", beständig sich einander bekriegen, während die „Uruß" (Russen) viel vernünftiger regiert werden, nämlich durch einen Schah, der keinen Bürgerkrieg gestattet. Andererseits scheinen die Perser trotz aber vielleicht auch in Folge ihrer Unwissenheit den Europäern gegenüber besser gesinnt zu sein als die meisten Asiaten. Das Wort „Farangi" (Franke) in Persien hat nichts Verächtliches an sich, wie Feringhi in Indien. Dagegen sollte sich nie ein Europäer selbst als „Kafir" (Ungläubiger) bezeichnen; als Rees einmal im Scherze die Engländer so nannte, wurde ihm dies mit den Worten verwiesen: „Die Anhänger von Seiner Hoheit Jesus — Friede sei mit ihm! — sind nicht Kafirs. Warum wollt ihr euch eine Bezeichnung zulegen, die selbst eure Feinde euch nicht geben würden?" — Von dem herrlich gelegenen Hamadan mit seinen Weingärten, Fruchtbäumen, Weizenfeldern, rauschenden Bächen und seinem köstlichen Klima ritt Rees durch Kurdistan über Kermanschah nach Baghdad.

— Einem Berichte der Ostsibirischen Abtheilung der k. russischen geographischen Gesellschaft in Irkutsk („Oestl. Rundschau" 1886, Nr. 6) entnehmen wir über die Expeditionen des Jahres 1884 Folgendes: J. P. Dubrow hat eine Exkursion gemacht, um die Buräten bei Irkutsk und in Transbaikalien in ethnographischer Hinsicht zu untersuchen. Im abgelaufenen Jahre hat er aber nur die Buräten studirt. W. K. Slatkowsky hat die bereits 1883 begonnenen geologischen Forschungen in der Umgebung der Stadt Krasnojansk fortgesetzt; er hat den größten Theil des Bezirkes Krasnojansk und denjenigen Theil der westlichen Hälfte des Bezirkes von Kansk untersucht, welcher an der Moskauer Heerstraße liegt. — J. T. Sawenkow bereiste im Juni die Ufer des Flusses Mana, einen rechtsseitigen Nebenfluß des Jenissei, bis zur Grenze der Bezirke von Kansk und Krasnojansk, um die daselbst an sieben Stellen befindlichen Inschriften zu kopiren. Außer den bereits im Jahre 1875 notirten Inschriften wurden noch zwei neue entdeckt. Weiter bereiste Sawenkow den Bezirk von Minussinsk und zwar besuchte er die Steppengegend an den Flüssen Askis, Kutenbulun und Uibat, welche in den Abakan, einen linksseitigen Zufluß des Jenissei, fallen. Hier besichtigte er viele Kurgane und Grabhügel, welche einst schon Gmelin beschrieben. Ein nicht allzu großer Kurgan wurde aufgegraben und ein Skelett mit verschiedenen kupfernen Gegenständen gefunden. Eine eingehendere, von Zeichnungen begleitete Beschreibung der Resultate wird folgen. Eine große Menge von Alterthümern, darunter 700 Steinwerkzeuge, sind gesammelt worden.

— Chinesische Strafe. Im Frühlinge 1885 wurden in Uliassutai (Mongolei) mehr als 30 Uriänchen, welche aus Kemtschik hingeführt waren, für Raub und Diebstahl hingerichtet: man schlug ihnen die Köpfe ab. Im August aber fand die Hinrichtung eines Urjänchen statt, der seine eigene Mutter ermordet hatte. Man verfuhr dabei folgendermaßen: Man entkleidete den Mörder, führte ihn zu einer Säule und band ihn mittels seines Zopfes und verschiedener Stricke fest an die Säule. Dann verstopfte man ihm den Mund durch Watte, welche mit Branntwein befeuchtet war, indem man die Watte mittels zweier dünner Stäbchen hineinschob. Ebenso wurden beide Ohren und Nasenlöcher durch Watte verstopft. Dann packte der Henker die Stirnhaut mit einem eisernen Haken, schnitt hinein und löste einen Lappen ab, welchen er über die Augen deckte. Der Gehilfe des Henkers bestreute die blutende Stelle mit einem weißen Pulver, so daß die Blutung sofort stand. Weiter schnitt der Henker dem Schlachtopfer die Weichtheile der rechten, dann der linken Brust ab, die Wunden wurden abermals bestreut. Jetzt begann der Henker die Brust des Unglücklichen mit einer kleinen Lanze, aber nicht sehr tief, zu durchbohren — es schien das furchtbare Schmerzen zu verursachen. Der Unglückliche stöhnte, machte trotzdem, daß er gebunden war, heftige Bewegungen, so daß er sich den Zopf abriß. Dann schnitt der Henker dem Verurtheilten den Leib auf, so daß die Eingeweide vorfielen. Jetzt löste man die Banden, der Körper fiel und wand sich in Zuckungen — nun schlug man dem am Boden Liegenden den Kopf ab und packte denselben in einen Kasten, um ihn in die Heimath des Mörders zu schicken.

(„Oestl. Rundschau 1886, Nr. 4.")

Afrika.

— Die „Kolonialpol. Korr." macht folgende Mittheilungen über die Vorbereitungen der ostafrikanischen Gesellschaft für die Verwerthung des von ihr erworbenen Gebietes: In Zanzibar ist eine Station der Gesellschaft gegründet und eine geordnete Geschäftsführung eingerichtet worden. In Usagara sind zwei Stationen angelegt (die Simastation und Kiora). Mit der ersten ist eine Versuchsgärtnerei verbunden, die unter der Leitung des Gartentechnikers Schmidt und dessen Assistenten Liebtke steht; auf der zweiten ist eine Faktorei angelegt und der Ingenieur Rahde betreibt von dort aus die Vermessung und Aufnahme von Usagara. Eine dritte Station wird zur Zeit in Usaramo angelegt, zwei weitere im Kilimandscharogebiete, und eine sechste für das Usambarogebiet ist ebenfalls bereits hinausgeschickt. Daneben ist die Erforschung des Landes nach verschiedenen Gesichtspunkten hin in Angriff genommen. Im Kilimandscharogebiete arbeitet der Geologe Dr. Schmidt im Auftrage der Gesellschaft. In Usagara unternimmt der Gartentechniker Schmidt die nothwendigen Voruntersuchungen. Aus Somaliland hat Herr v. Anderten statistische Materialien und Mustersendungen beschafft. Mit den letzten Expeditionen ist eine Reihe von wissenschaftlichen Instrumenten hinausgegangen, welche ebenfalls zur Zeit bereits für die genaue Aufnahme und Bestimmung des Landes verwendet werden dürften. In dieser Richtung sollen von nun an die weiteren Arbeiten der Gesellschaft zunächst ausschließlich fortgesetzt werden.

— Das Neueste hier am Stanley Pool — schreibt Dr. O. Lenz aus Leopoldville, 16. December 1885 — ist, daß das holländische Handelshaus in Banana, das bedeutendste überhaupt in Südwest-Afrika, bei Kinchassa (am Südostufer des Pool) ein Stück Land erworben hat, um eine Faktorei resp. ein Waarendepot zu errichten. Mr. Greshoff aus Mbama war selbst hier, und die erste Karawane mit Gütern ist bereits unterwegs. Das Haus wird auch einen großen Dampfer heraufbefördern, um damit am oberen Congo und besonders an den Zuflüssen Einkäufe zu machen und Zweigfaktoreien anzulegen. Es ist dies der erste derartige Versuch, und bald werden die anderen Häuser an der Küste diesem Beispiele folgen müssen. Auch die englische Baptistenmission in Leopoldville verlegt ihre Niederlassung nach Kinchassa und man spricht davon, daß überhaupt die ganze Station Leopoldville dorthin verlegt werden soll. Es ist dort ein besserer Boden zur Anlage von Gärten und Plantagen; auch sind die Wasserverhältnisse für die Dampfer günstiger. Dagegen sind die eingeborenen Häuptlinge mit der Anlage von Faktoreien am Pool wenig zufrieden. Bisher wurde fast alles Elfenbein von den Bajansi-Leuten zu Ngaliema, dem Chef von Kintamo, gebracht. Dieser verkaufte es an die großen Händler Makitu, Pedro Congo und andere, und von da kam es erst in die Faktoreien am unteren Congo. Kommen nun die europäischen Kaufleute selbst nach dem Poole, bringen Dampfer herauf und kaufen das Elfenbein direkt von den Stämmen des Inneren, so sind die eingeborenen

Händler natürlicher Weise mehr oder weniger ruinirt. Das ist diesen Leuten auch vollständig klar; aber Lenz glaubt nicht, daß sie die Macht haben, in gewaltsamer Weise den Handel der Weißen zu stören, etwa durch Verweigerung von Trägern oder durch Angriffe auf die Trägerkarawanen; dazu ist die Furcht vor Bula Matadi (Stanley's Beiname, jetzt für den Congostaat gebraucht) doch zu groß.

— Am 5. März hat das englische Unterhaus den Vertrag mit der Eastern- und der brasilianischen Submarine-Telegraph-Company wegen Herstellung einer unterseeischen Telegraphenverbindung zwischen St. Vincent und der Insel St. Jago, Bathurst an der Westküste von Afrika, Sierra Leone, Akkra, Lagos und der Nigermündung angenommen.

Australien.

— An den Ufern des in 15° 46′ südl. Br. und 136° 44′ östlich von Gr. in den Carpentaria-Golf einmündenden Mc Arthur R., welcher im Jahre 1883 durch Favenc, Crawford und Andere erforscht wurde, breitet sich schönes Weideland aus. Ein großer Theil desselben ist jetzt bereits von Squattern in Pacht genommen und mit Vieh besagt worden. Die Regierung der Kolonie Südaustralien, zu deren Territorium das Gebiet des Mc Arthur gehört, hat im December 1885 in der Nähe der Mündung dieses Flusses, welcher ungefähr 40 km weit schiffbar ist, eine Stadt unter dem Namen Borraloola angelegt. Die Stadtparcellen wurden zu guten Preisen rasch verkauft, und man glaubt, daß der Ort schnell aufblühen werde.

— Den Niedergang der Kolonie Südaustralien konstatirt auch die starke Auswanderung von dort. Am Schlusse des Jahres 1885 belief sich die gesammte Bevölkerung erst auf 320 241 Seelen. Es trafen während des Jahres 1885 von auswärts 12 185 Personen (8469 männliche und 3716 weibliche) ein und 18 876 (12 903 männliche und 5973 weibliche) verließen die Kolonie. Dies bedeutet einen Verlust von 6691 Personen. An die Kolonie Viktoria gingen davon allein 5410 verloren. Dennoch steht es jetzt fest, daß am 20. Juni 1887 eine in Adelaide, der Hauptstadt, abzuhaltende internationale Weltausstellung eröffnet werden soll.

— Baron Dr. Ferdinand von Müller in Melbourne glaubt, daß die Gebeine, welche kürzlich der Kameeltreiber Billoch Night, ein Afghane, im nördlichen Queensland am Cloncurry River aufgefunden hat, wirklich die der verschollenen Leichhardt-Expedition seien. Im Jahre 1865 wurde in 20° südl. Br. in der Nähe des Flinders ein Baum mit den Initialen L. L. (Ludwig Leichhardt) entdeckt, sowie zwei Pferde angetroffen, welche zu jener Expedition gehört hatten. Wahrscheinlich, meint Baron von Müller, war es in dieser Gegend, westlich vom Cloncurry, wo die Reisegesellschaft ihren Untergang fand. Weitere Nachforschungen sind im Gange.

— Der Naturforscher Dr. von Lendenfeld bestieg Anfang Januar 1886 mit zwei Gefährten auf bisher unbekannten Pfaden den Mount Bogong in 36° 44′ südl. Br. und 117° 6′ östlich von Gr. Es ist dies der höchste Berg in der Kolonie Viktoria mit, wie Dr. von Lendenfeld konstatirte, 6508 engl. Fuß oder 1984 m. Die Besteigung nahm drei Tage in Anspruch, und man verblieb auf der Höhe einen ganzen Tag. Es wurden interessante geologische Beobachtungen gemacht und auch Spuren von Gletschern aufgefunden.

Südamerika.

— Der „National-Zeitung“ wird aus Chile geschrieben, daß der bolivianische Kongreß am 26. Oktober 1885 die Summe von 256 162 Bolivianos (zu 4 Mark) für die Erbauung einer Fahrstraße von Sucre nach Puerto Pacheco, wo der Rio Pilcomayo schiffbar zu werden beginnt, angewiesen hat. Der Präsident Gregorio Pacheco hat sich an die Spitze der Truppen gestellt, welche seit einigen Monaten an dieser Straße arbeiten; nach Beendigung der Arbeit soll jeder Soldat oder Unterofficier 25 bis 40, jeder Lieutenant oder Hauptmann 60 bis 100, jeder höhere Officier 125 bis 300 ha des von der Straße durchschnittenen Landes angewiesen erhalten. Die Regierung der argentinischen Republik fördert das Unternehmen nach Kräften, da speciell Buenos Ayres durch diesen neuen Handelsweg sehr gewinnen würde.

— Mit Freuden ist die Thatsache zu begrüßen, daß sich in Santiago in Chile ein deutscher wissenschaftlicher Verein aufgethan hat, und daß derselbe die interessanteren Vorträge und Mittheilungen in seinen „Verhandlungen“, von denen uns das erste Heft vorliegt, veröffentlichen will. Hoffen wir, daß darin auch die Erd- und Völkerkunde die ihr gebührenden Plätze einnehmen werden, Fächer, in denen Chile unter allen südamerikanischen Staaten fast das meiste (wir erinnern an das Annario Hidrografica de la Marina de Chile) geleistet hat.

Der sechste deutsche Geographentag.

In den letzten Tagen der Osterwoche soll in Dresden der sechste deutsche Geographentag abgehalten und mit demselben eine Ausstellung der litterarischen Erzeugnisse auf dem Gebiete der Erdkunde verbunden werden. Zur Ausstellung sollen gelangen:

1) Bezüglich der allgemeinen Geographie nur die Litteratur des letzten Jahres (1885 und 1886);

2) Die gesammte Litteratur über die deutschen Kolonien;

3) Geographische Lehrmittel aus dem letzten Jahre,

bei denen sich jedoch die Ausstellungskommission vorbehält, mit Rücksicht auf den vorhandenen Raum, eventuell eine Auswahl zu treffen. — Die Ausstellung findet in den Räumen des Königl. Polytechnikums statt; für genügende Beaufsichtigung, Versicherung gegen Feuerschaden u. s. w. wird bestens gesorgt werden. Autoren bezw. Verleger, welche die Ausstellung beschicken wollen, werden gebeten, die auszustellenden Gegenstände unter der Aufschrift:

„Zur Ausstellung des sechsten deutschen Geographentages bestimmt“

in der Zeit vom 20. März bis 1. April an Karl Adler's Buchhandlung (A. Huhle) Dresden, portofrei gelangen zu lassen. Sorgfältige Verpackung und freie Rücksendung wird verbürgt.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIX. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

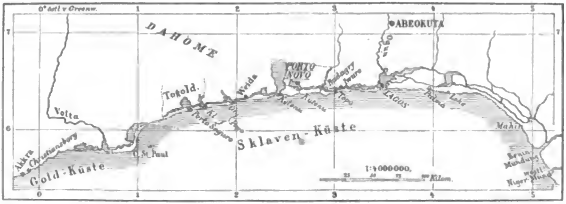
Porto Novo.

Von Dr. Pauli.

(Die Abbildungen nach Original-Photographien.)

Ueberall, wo wir in Afrika auf größere Negerstädte stoßen, ist ihr Entstehen entweder dem Einflusse der Europäer oder dem der Araber zuzuschreiben. Der Handelsgeist dieser beiden Völker und ihre Sucht nach Gewinn schuf jene Sammelpunkte, von denen heutzutage mehr und mehr afrikanische Produkte auf den Weltmarkt gebracht werden, während früher von dort ein lebhafter Export von schwarzem Menschenfleisch betrieben wurde.

So war seit alter Zeit für weiße und schwarze Händler Lagos ein sehr bekannter Sklavenmarkt; dieser Ort wird



in diesem Jahre als englische Kolonie sein 25 jähriges Bestehen feiern. Vergeblich haben sich die Engländer bemüht, das im Norden etwa 100 km davon am Ogunflusse gelegene Abeokuta mit nahezu 100000 Einwohnern unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Vorläufig hat sich Abeokuta energisch der Einwirkung der Briten widersetzt und nur probeweise einigen Sendboten der englischen Episcopalkirche und Baptistenmission gestattet, dauernd dort Wohnung zu nehmen, um sich zu überzeugen, ob Weiße existiren, die den „armen Schwarzen“ nicht durch Vergewaltigung zu knechten suchen würden. Denn der Küstenneger wittert in jedem Weißen mindestens einen Kaufmann,

der des Schwarzen Vortheile schmälern will, und der Neger des Inneren ist nur zu oft gewohnt, den Weißen für einen Sklavenhändler zu halten.

Ebenso wenig konnten die Engländer von Lagos aus ihre Macht auf das nach Westen in gleicher Entfernung liegende Porto Novo (2° 30′ östl. L. von Greenw.) ausdehnen, welches nach dem Eindringen des Islam unter einem Theile seiner Bewohner gleich Abeokuta große Fortschritte im Handel, stellenweise auch im Gewerbe zu verzeichnen hat. Das einzige, was sie im Januar 1852 zu Stande brachten, war ein Vertrag mit dem Könige und mit den Häuptlingen von Porto Novo betreffs der Sklavenausfuhr. Dadurch, daß in einem Artikel (§. 9) des Vertrages auch der Regierung Frankreichs ein gewisser Einfluß zugesichert war, ist es wohl gekommen, daß sich der jetzige König Tofah von Porto Novo entschloß, sich mit seinen Unterthanen 1884 der Oberhoheit der Franzosen zu unterstellen. Indessen ist, wie wir weiter unten sehen werden, dieser Umstand weder in Bezug auf Civilisation der Bewohner, noch für Frankreich selbst zur Zeit von großem Vortheile.

Porto Novo liegt nämlich nicht unmittelbar am Gestade des Atlantischen Oceans, sondern ist von demselben durch einen ca. eine halbe geographische Meile breiten Küstenstrich, sowie durch eine darauf folgende, dort etwa 1000 m breite Lagune getrennt. Den Küstensaum selbst mit dem Neger-



Fetische.

dorfe Ketenu beanspruchen die Engländer für sich — wie sie auch thatsächlich dort Zollbeamte mit dem nöthigen Schutze installirt haben, damit ein Einschmuggeln von Waaren in das Gebiet von Porto Novo verhindert werde.

Das gegenüber von Porto Novo am südlichen Ufer der Lagune befindliche Negerdorf Kutenu gehört den Franzosen; jedoch kann auch der Besitz dieses Ortes ihnen momentan wenig nützen, da derselbe mit dem Meere nur durch einen kaum passirbaren Creek in Verbindung steht, welcher englisches Gebiet durchzieht. Die englischen Steuerofficianten wachen aber mit Argusaugen.

Doch abgesehen davon droht den in Porto Novo wohnenden weißen Händlern beim direkten Löschen ihrer Waaren von See aus noch große Gefahr durch die eigenartige Brandung, die sogenannte Calema, da diese wegen einer schnellen Aufeinanderfolge und eines oft unberechenbaren Ueberstürzens der Wellenberge mit Recht gefürchtet ist.

Vom Volta-Flusse, der die Goldküste von der Sklavenküste trennt, bis weit über die Nigermündungen hinaus zum Croß-river, westlich vom Cameroonsgebirge, wird die ganze afrikanische Küste in Creeks, Aestuarien und Lagunen zerspalten. So zieht auch von Lagos nach Porto Novo parallel dem Meeresstrande in der Richtung von Osten nach Westen die oben erwähnte Lagune, welche im Süden durch den meist sumpfigen Landstrich mit oft undurchdringlichem Gestrüpp begrenzt wird.

Mir bot sich Gelegenheit, auf einem kleineren, sogenannten Brandsteamer, welcher nicht tiefer als acht Fuß ging, Mitte des Jahres 1885 die Fahrt von Lagos nach Porto Novo zu machen.

Auf beiden Lagunenufern finden sich Cocos- und Oelpalmen durch Wärme und Feuchtigkeit zu üppiger Vegetation gebracht, sowie feingefiederte, baumartige Farne, nur überragt von den Riesenleibern der Baumwollbäume, die in ihrer Vereinsamung Schildwachen gleichen. Auf dem nördlichen Ufer kommen noch zahlreiche Pisanghaine hinzu, welche, wie überall sonst, ein Produkt menschlicher Kultur sind. Größere und kleinere Negerdörfer heben sich malerisch von der immer grünen Landschaft ab. Vor allem wichtig ist der große Handelsplatz Iwuro, weil hier wöchentlich zweimal von den weiter im Inneren wohnenden Negern Palmkerne und Grundnüsse zum Verkaufe gebracht werden. Hier sind wir Mitte Weges nach Porto Novo hin. Nun zeigen sich auch Papyrusstengel am Strande. Doch erst zwischen Topo, einer unbedeutenden Missionsstation, und Badagry, dem englischen Grenzpunkte und der Douane gegen französisches Protektorat, säumen das Ufer neben Mangroven und vereinzelten Blattkeimern jene glatten, dreikantigen Stämme von fünf und mehr Meter Höhe ein. Heutzutage kann man den Papyrus nur noch ein Ueberbleibsel aus alter Zeit nennen. Traurig scheinen diese Cyperngräser mit ihren langfaserigen Wedeln, mit ihren ehrwürdigen Häuptern, welche Perrücken vergleichbar sind, die Unbrauchbarkeit, der sie in unserer Zeit anheim gefallen sind, zu beklagen, wenn eine sanfte Brise sie hin und her bewegt oder die von der Dampferschraube erzeugten Wasserwellen sie schwanken machen. Denn der Transport und die Verwerthung dieser „verlorenen Kinder“ würde sich von hier aus nach Versicherung europäischer Kaufleute eben so wenig lohnen, wie eine Ausnutzung der Baumwolle von den mächtigen und langlebigen Bombaxstämmen. Außerdem findet der Neger in dieser Zone der graziösen Palmen ein bequemes und leichtes Verdienst im Ansammeln von Palmöl und Palmkernen, während er die Mühe, das Mark der Cocosnüsse zu Copra zu verarbeiten, seinen Brüdern in Australien überläßt.



Fetischist.

Bevor wir nach 8 stündiger Fahrt Porto Novo erreichen, begegnen uns noch viele Canoes, deren primitive Segel nur wenig vom Winde geschwellt werden. Die größeren Fahrzeuge unter ihnen zeigen zwar die Form der kleineren, doch sind dieselben nicht wie diese aus einem Holzstamme angefertigt, sondern aus mehreren massigen Stücken zusammengesetzt, wodurch sie ein ungleich plumperes Aussehen erhalten. Am Ufer bei Porto Novo sieht man die Bevölkerung des Ortes vom Canoe aus angelnd oder, wie an anderen westafrikanischen Plätzen, durch Gatter den Fischfang betreiben.

Das Lagunenufer bei Porto Novo fällt nicht schroff zum Wasser ab, sondern nur allmählich wird ein Uebergang durch sumpfiges Terrain vermittelt. Das Festland besteht aus rothbraunem Thon- und Sandmergel von zelligem Gefüge und steigt weiter binnenlandes sanft an.

Abgesehen von den Gebäuden, die Europäern gehören, und zwei vom schwarzen Landeskönige Tofah bewohnten Häusern fallen die Hütten der Eingeborenen durch ihre Gleichmäßigkeit auf. Sie sind sämmtlich aus dichten, großen, rothbraunen Thonklumpen in Bogen- oder eckiger Form aufgeführt und von einem weit überstehenden, aus vielen Mattenlagen zusammengesetzten Dache geschützt. Fenster und Thüren sind äußerst einfache Holzklappen und finden sich in einem Hause nie zu mehreren.

Um sich gegen die zahlreichen Schaaren der mannigfaltigsten Ameisen und Termiten zu schützen, bestreichen die Schwarzen den unteren Theil der Außenwände und den Fußboden ihrer Behausung mit Kuhmist, so daß, falls sich einmal ein Sonnenstrahl in die Wohnung einzustehlen vermag, das verräucherte Dach doppelt düster und dunkel vom Grün des Bodens absticht. Man denke aber nicht, daß durch dies Verfahren, das öfteren wiederholt werden muß im Jahre, Unsauberheit oder auch nur übler Geruch entstehe. Vielmehr ist dasselbe so wirksam, daß jene Insekten nunmehr auf die Umgebung der Hütten beschränkt sind und nun eine Beute der buntgezeichneten kleineren Eidechsen werden, deren ich an keinem anderen Orte der Westküste so viele sah.

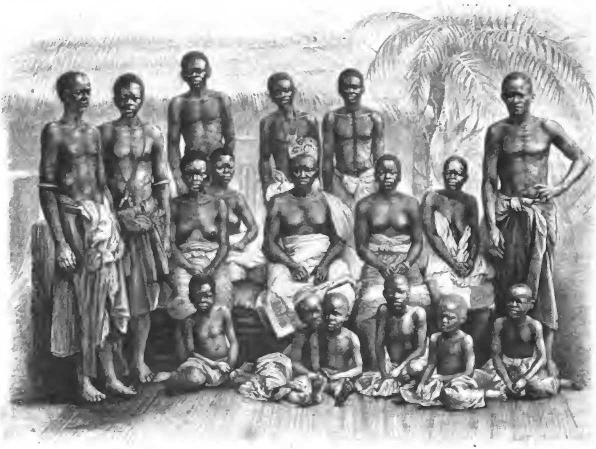
Da ein Theil der Bewohner von Porto Novo sich zum Islam bekennt, existiren hier auch Moscheen und zwar fünf an der Zahl, welche vortheilhaft durch ihre größere Bauart von den anderen Häusern der Eingeborenen abweichen, aber auch schon durch einen Koranspruch in arabischer Sprache über der Thür und durch den Namen des Alufa, des zugehörigen Priesters, kenntlich sind. Das Innere der Moscheen bietet im Vergleiche mit denen im Oriente nichts Bedeutendes und Auffallendes, um so weniger, weil wir keine Versinnbildlichung des mohammedanischen Glaubens vorfinden. Grün ist die Farbe des Propheten, weshalb grüne Gläser und Vorhänge, grüne Ketten und Schnüre zur Dekoration seines Heiligthums beliebt sind. Doch bleibt der Raum immer ein öder, und eine düstere Monotonie wirkt ertödtend auf den Fremden ein. Ebenso wenig erbaulich ist es, schon lange vor Sonnenaufgang aus dem kleinen Thürmchen das Lärmen der Wächter jeder Moschee zu hören, wenn er gegen Osten sein Gebet herausschreit und dann nach allen Windrichtungen hin die Gläubigen mit lauter Stimme zur Andacht mahnt.

Die Mohammedaner gehören zum größten Theile zum Stamme der Yoruba; die übrigen sind Heiden und Fetischverehrer, wie die Popo und Ewe, deren eine Menge in Porto Novo wohnt, und deren Gebiet sich nach dem Königreiche Dahome, den Orten Groß- und Klein-Popo erstreckt. Die Einwohnerzahl der Stadt Porto Novo wird von dort ansässigen weißen Kaufleuten, welche ein bedeutendes Palmöl- und Kerngeschäft betreiben, auf 35 000 geschätzt. Für das stets etwas größere Lagos, das 1881 nach einem Census 37 452 Einwohner hatte, wird man, ohne fehl zu gehen, als Bevölkerungszahl jetzt 40 000 annehmen dürfen. Denn von 1871 bis 1881 hatte es sich um 8934 Personen vermehrt.

Natürlich lassen wir bei dieser Aufstellung die Nachbarschaft und die umliegenden Distrikte beider Städte außer Augen, denn mit diesen wies Lagos damals schon eine Bevölkerung von mehr als 75000 Einwohnern auf.

Außer den etwa zwölf in Porto Novo aus Handelsinteressen wohnenden Weißen befinden sich hier noch die Mitglieder der englischen Baptisten- und einer französischen, katholischen Mission; die der letzteren rekrutiren sich aus mehreren romanischen Nationen. In ihren langen, weißen Gewändern — oft mit rothem Kreuze auf der Brust — den wenig kleidsamen Tropenhelm auf dem Haupte, einen wuchtigen Stock in der Hand, sind unter den Missionaren Gestalten, die, wie der Italiener Pater Carembo, als Gottesstreiter auf Weiße und Schwarze einen zweifelhaften Eindruck gemacht haben. Der Erfolg beider Missionen ist bislang nur ein geringer: Christenthum und Heidenthum, Mohammedanismus und Fetischismus stehen einander schroff gegenüber.

Der Fetisch wird von Einzelpersonen, oder von einer Familie, oder gar von einem ganzen Stamme, immer aber mit viel Singen und Lärmen angebetet. Durch Schläge glaubt der Einzelne seinen Fetisch zur Erfüllung eines Lieblingswunsches zu bringen. Pflanzen- oder Thierdienst, wie derselbe ja in dem benachbarten Königreiche Dahome in der Schlangenverehrung uns vielfach entgegentritt, habe ich in Porto Novo nicht beobachtet. Vielmehr besteht der Fetisch in einem Steine, Zahne oder Holzstücke, einer roh aus Metall geschmiedeten Figur oder ungeschickt aus Holz geschnitzten Puppe. So hatte eine Familie, welcher der eine von jüngst geborenen Zwillingen gestorben war, aus Holz eine dem Verstorbenen natürlich möglichst wenig ähnelnde Gestalt mit größeren Gliedmaßen gezimmert. Von der guten Conservirung dieser Puppe, die dann von der Familie als Heiligthum verehrt wurde, glaubte man das Wohlergehen des lebenden Kindes von nun an abhängig. Doch auch von Seiten des ganzen Stammes findet auf größeren ablegenen Plätzen, woselbst Fetische in kleinen überdachten Hütten oder im Schutze der Bäume aufbewahrt werden, zu Ehren dieser ihrer selbsterdachten Gottheiten ein gemeinschaftlicher Dienst statt, welcher bei der wüsten Sinnlichkeit und wilden Phantasie der Neger häufig in blutigen Menschenopfern zur Erscheinung tritt. Erokasa ist der Name eines solchen Fetischplatzes bei Porto Novo.

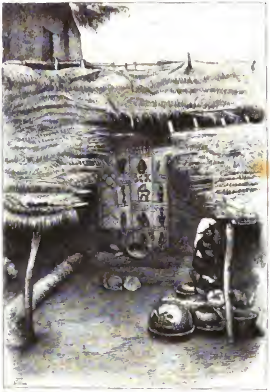


Der Caboshir (Distriktshäuptling) Mao mit seiner Familie.

Vom Könige selbst sollen oft ähnliche kannibalische Festlichkeiten noch bis vor Jahresfrist veranstaltet worden sein, wofür ein Beweis das zu solcher Zeit an die Weißen von ihm erlassene Verbot war, nicht aus ihrer Wohnung zu gehen. Der Europäer soll nämlich nicht über die bei jenen Festen verübten Grausamkeiten orientirt werden, obschon die im Graben vor der Stadt nach derartigen Orgien vorgefundenen, schrecklich entstellten Leichen beiderlei Geschlechtes deutlich genug nach Aussage der dortigen Europäer gesprochen haben. Unglücklichen Frauen, die durch das Verdikt von Fetischpriestern der Vehme anheim fielen, schnitt man bei solchen Gelegenheiten Nasen, Ohren und Brüste

ab und ließ sie dann erbarmungslos verbluten. Ein dem Hauptpalais des Königs gegenüber gelegenes Haus, dessen Seitenwände sehr defekt sind, zeigt uns viele Schädel von den auf diese Weise getödteten Personen oder Kriegsgefangenen. Männer spießt man auf zugespitzte Pfähle. So sah man noch zu meiner Zeit in gewissen Abständen am Ufer auf Pfählen, welche das Ufergebüsch weit überragten, sechs gebleichte Schädel im Winde wackeln, indessen die fehlenden Knochen herabgefallen und vom Lagunenschlamme verschwemmt waren.

Zur Zeit dieser Feste pflegte der König seinen mohammedanischen Unterthanen Geschenke von Rum zu machen, den dieselben trotz des Verbotes des Propheten recht gern genießen, in der Meinung, weit ab von seinem Grabe zu sein und ohne Sorge, etwa von den sieben Himmeln ausgeschlossen zu werden. Als ich einst einen mohammedanischen Neger aus dortiger Gegend auf sein Vergehen aufmerksam machte, antwortete derselbe wenigstens, Allah und Mohammed könnten nicht bis dorthin sehen.


Das Thor zum Königshause.

Bis zum Jahre 1877 unternahm der König von Dahome mit seinen Schaaren stets größere Raub-, Brand- und Plünderungszüge nach Abeokuta und Porto Novo. Für Abeokuta, das dadurch mit seiner starken Bevölkerung oft einer Hungersnoth nahe kam, sind die Engländer in der Weise eingetreten, daß sie auf Grund eines älteren Vertrages von 1852 dem Dahomekönige mit Blockade und Geldstrafen drohten, wenn er wieder Sklavenjagden und -Verkauf unternähme. Nun freilich nach der Küste zu und in der Richtung auf Abeokuta und englisches Gebiet hat sich der Herrscher der Amazonengarde nicht wieder sehen lassen, allein in den Razzias liegt für ihn ein zu großer Reiz, weshalb er mit König Tofah einen Compromiß geschlossen hat. Nach diesem veranstaltet das schwarz aussehende und schwarz planende Fürstenpaar gemeinschaftliche Ueberfälle nach Norden, indem sie unvermuthet über einen Stamm herfallen und neben der Erbeutung von Vieh und Plünderung des betreffenden Ortes sich möglichst vieler Gefangenen zu bemächtigen suchen. Bei diesen Razzias sichert sich natürlich der König des mächtigeren Reiches den Hauptantheil.

Es wird noch langer Zeit bedürfen, ehe Mächte von Kulturländern nach dieser Richtung hin Abhilfe schaffen können. Denn *Sklavenhandel* und, in engster Beziehung damit, die *Vielweiberei* sind zu tief in der Negernatur eingewurzelt, da das Weib für den Schwarzen hauptsächlich ein Sklave oder ein Lastthier ist, welche zu arbeiten haben, indessen der Mann den Müssiggänger spielt. Nach der Anzahl der Frauen und Sklaven wird der Reichthum und damit das Ansehen eines Schwarzen geschätzt. Eine Sitte oder ein Gebot in Porto Novo — wodurch natürlich der Polygamie Vorschub geleistet wird — besagt noch, daß ein Weib nach erfolgter Entbindung drei (Mond-) Jahre lang nicht von einem Manne berührt werden dürfe. Damit hängt es auch zusammen, daß die Kinder erst sehr spät, selten vor dem dritten Jahre entwöhnt werden.

Kauft sich ein Herr eine neue Frau, so wird dieselbe von den bisherigen Weibern gern aufgenommen, da diese ihnen bei ihrer Arbeit und bei ihren Diensten gegenüber dem gemeinsamen Manne Hilfe und Erleichterung bringt. Ebenso müssen wir bei dem Begriffe Sklaventhum von dem Begriffe abstrahiren, als ob zwischen Häuptling und Sklave ein sehr strenges Ceremoniell bestände und ständig der Sklaven Blut flösse. Beide Gebräuche der Porto Novo-Neger erscheinen uns stellenweise wohl mehr erschreckend, als sie in Wirklichkeit schrecklich sind.

Auch in anderen Sitten sollen sich die Herrscher von Dahome und Porto Novo gleichen. Viele ganz ähnliche Bestimmungen giebt es, die einem jeden von beiden durch Fetischpriester vorgeschrieben sind, und die von ihnen genau beobachtet werden müssen, da ihnen sonst die Gefahr der Verzauberung, respektive der Vergiftung droht. Denn durch diese Mittel wird von schlauen Zauberdoktoren der Aberglaube der Neger genährt, in Folge dessen Angst und Furcht vor übernatürlichen Mächten und Ursachen sich wie ein rother Faden durch das Thun und Treiben der Schwarzen zu Porto Novo zieht.

So lautet eine Vorschrift für den Amazonenfürsten, daß er das Meer nicht sehen dürfe, weil sonst seine Dynastie zusammenbrechen würde. Dem Könige Tofah, welcher ständig auf die Lagunen sehen muß, auch von einer seiner beiden Wohnungen auf das Atlantische Meer zu blicken vermag, ist es wenigstens verboten, in einem Schiffe oder Canoe zu fahren; er darf niemals festen Erdboden unter seinen Füßen verlieren, es sei denn, er besteige eine Hängematte, um mit großem Pompe und mit viel Gefolge in eines Weißen Faktorei als Besucher einzuziehen. Als seiner Zeit die Firma Gaiser aus Hamburg einen Dampfer „King Tofah“ taufte und derselbe vor Porto Novo landete, soll der König Tofah, trotz aller Verlockungen durch Speise und Trank an Bord des Schiffes, nicht zu bewegen gewesen sein, dasselbe zu betreten.

Wie schon erwähnt, besitzt der König Tofah in Porto Novo selbst zwei größere Gebäude, einen Sommer- und einen Winterpalast, wenn anders man für die Tropen die Regenzeit (Juli bis Oktober) mit unserem Winter identifizieren darf. Seine Hauptwohnung ist das mitten in der Stadt gelegene von mir Sommerpalast genannte Haus, welches man zum Theil aus europäischen Materialien hergerichtet und mit Wellenblech gedeckt hat. Keinem der königlichen Unterthanen, selbst nicht den Priestern oder den

fünf Distriktshäuptlingen, die ich Ministern vergleichen möchte, ist es gestattet, sein Haus anders als mit Matten zu decken.

Das zweistöckige Königshaus liegt in der Ecke eines großen von einer Lehmmauer umgebenen Hofes, in welchen nur eine Thür hineinführt. Dieselbe ist höchst originell und interessant wegen ihrer Schnitzereien, weil letztere Thiere, Fetischfiguren, Arabesken als Reliefs darstellen.

Hier hält der König seinen aus 300 Weibern bestehenden Harem, durch dessen verweichlichendes Wohlleben er ebenso herabsinkt wie durch das Laster des Trunkes, dem er sehr ergeben ist.

Die ganze Stadt wird von einer mehr als manneshohen, zwei Fuß dicken Lehmmauer und von einem tiefen Graben umschlossen. Augenblicklich ist jenes Bauwerk sehr dem Verfalle nahe, doch nicht so, daß die zur Stadt Ein- und Auswandelnden einen anderen Weg nehmen könnten als den durch die Thore. Dieselben sind von Thorhütern besetzt, welche kontrolliren, wie viel Produkte des Königs Unterthanen zur Stadt und dann zum Verkaufe an europäische Kaufleute bringen. Haben die von dem einzelnen Schwarzen importirten Produkte eine gewisse Summe erreicht, so hat derselbe einen bestimmten Zins zu zahlen. Auf diese Weise sichert sich der König einen Theil seiner Einnahmen von seinen Untergebenen. Dazu kommen noch Abgaben von den dort angesiedelten Weißen, die der König dafür erhebt, daß sie in seiner Stadt Handel treiben dürfen. Von einem mir glaubwürdig erscheinenden Deutschen wurden seine so erzwungenen Revenüen auf mehr als 100 000 Mark jährlich geschätzt, zumal der König häufig genug in einer der dortigen sieben Faktoreien (drei deutsche, vier französische) erscheint und um Geschenke bittet.

Als Zeichen ihrer Würde tragen die Thorhüter und die sonstigen königlichen Diener, welche vor den Faktoreien auch den Einkauf an europäischen Waaren seitens der Schwarzen überwachen — um auch davon dem Könige einen Zoll zu



Frau vom Markte kommend.



Tamtamschläger.

sichern — eine Peitsche, einen Henkelstock oder einen derben Knüttel, welche alle durch Messingbeschlag oder Schnitzereien verziert und gekennzeichnet sind.

Ich habe den König nur aus der Entfernung gesehen, als die Untergebenen bei seinem Herannahen sich vor ihm auf die Erde warfen; in dieser Lage, ohne zu ihm aufzublicken, verharrten sie, bis der ganze Zug vorüber war. Nach den einstimmigen Aussagen verschiedener vertrauenswerther Europäer, wie auch nach den Aeußerungen Dr. Nachtigal's, ist König Tofah ein düsterer, reizbarer und grausamer afrikanischer Tyrann.

Als seiner Zeit Dr. Nachtigal von Lagos aus Porto Novo besuchte, um die Lage der dortigen deutschen Handelshäuser kennen zu lernen, erwartete König Tofah, daß jener erst feierlich anfragen würde, ob ihm der schwarze Fürst eine Audienz bewilligen würde. Das geschah aber nicht, sondern der deutsche Generalkonsul ging, da es gar nicht in seiner Absicht lag, den König kennen zu lernen, auf eine dringende Aufforderung des französischen Residenten mit letzterem zum Könige, der jedoch eine sehr wenig gnädige Miene bei der Visite zur Schau trug.

Dem französischen Residenten — damals einem Marineoffizier — steht eine kleinere Macht von 15 schwarzen Soldaten aus Senegambien zur Verfügung, ohne daß König Tofah viel Rücksicht auf jene Macht nimmt oder dieselbe bei Ausübung seiner Willkürlichkeiten fürchtet. Muß doch die schwarze französische Soldateska außerhalb der ummauerten Stadt kaserniren!

Nur der kommandirende Weiße hat seinen Sitz in der Stadt selbst, oft ein Spielball der Launen des Königs, welcher sich wohl bewußt ist, daß die Franzosen ihn nicht allzu schnell maßregeln können. Denn über Lagos werden die Engländer niemals ein französisches Kriegsschiff nach Porto Novo kommen lassen, andererseits kann durch den schmalen bei Ketenu fließenden Creek keine erhebliche Macht durch französische Landungstruppen auf einmal entfaltet werden. Da nun Frankreich bisher nicht mit dem nöthigen Nachdrucke seinen Besitz zu regieren vermag, so ist es ihm

unmöglich, der Selbstüberhebung und Barbarei von Seiten des Königs Tofah zu steuern. Dieser Uebelstand ist für die anderen dort von Geschäfts wegen weilenden Weißen, ganz besonders aber für die Deutschen sehr empfindlich. So hat der König einmal mehrere Wochen lang eine deutsche Faktorei für geschlossen erklärt, so daß in derselben weder eingekauft noch verkauft werden durfte.

Allein durch kühle und ruhige Ueberlegung gelang es einst einem deutschen Kaufmanne, sich vor der Unbill und den drohenden Schlägen des angetrunkenen Königs zu schützen und ihn ohne übele Folgen von sich fern zu halten, als Tofah ganz unvermuthet ankam und europäische Waaren zu erpressen suchte. Als bei dem dadurch verursachten Lärm ein Theil des herbeigeeilten königlichen Harems sah, wie der Weiße entschlossen schien, nicht nur sein Leben, sondern auch die geringste körperliche Mißhandlung in böser Weise an ihrem gemeinschaftlichen Herrn zu rächen, suchten sie ihren tobenden Gatten zu beschwichtigen und abzuführen, was ihrem vielzüngigen beredten Einflusse auch für dieses Mal gelang. Zur Verantwortung und Rechtfertigung wegen dieses „Palavers“ wurde König Tofah von französischer Seite nicht gezogen, weil das Protektorat damals zwar schon bestand, aber in Wirklichkeit noch nicht officiell erklärt war.

Von einem anderen Herrscher in Porto Novo, dem etwa in der Nacht eine Art Straßenpolizei obläge, haben mir glaubenswerthe Deutsche keine Angaben gemacht; auch habe ich während eines zweimaligen längeren Rundganges in der Stadt zu nächtlicher Stunde nichts von einem „König der Nacht“ bemerkt[1]).

Die *Straßen* der Stadt sind eng und schmutzig, bieten aber ebenso wie größere Marktplätze (welche denen des mittleren Sudan wie Bornu auffallend gleichen müssen) mit den einheimische Produkte und europäische Artikel feilhaltenden Weibern, mit den strickenden und flechtenden Männern, mit den feierlichen Begrüßungen der Mohammedaner ein buntes und bewegtes Bild.


Frauen mit Schnüren um den Hüften.

Der König allein gestattet sich außerhalb seiner Wohnung den Luxus *europäischer Kleidung* und einheimischer Holzsandalen oder gestickter Lederschuhe. Seine Unterthanen haben kurze, bis zum Knie reichende Hosen, schlagen ein großes Tuch über die Schultern und tragen auf dem Haupte eine Art Kappe oder Zipfelmütze, die, wenn man sie aus weißem Zeuge fertigte, der Kopfbedeckung unserer inländischen Köche oder Konditoren gleichen würde. Die Frauen gehen mehr oder weniger in Tücher eingehüllt, mit den verschiedensten Abwechselungen im Faltenwurfe. Gemeinsam ist ihnen allen das Tragen ihrer Säuglinge — oft auch dreijähriger Kinder —, die durch ein Tuch auf dem Rücken der Frau festgehalten werden, so daß die Arme der letzteren ungehindert jegliche Arbeit verrichten können. Will das Kind trinken, so wird es etwas seitlich herumgeschoben.

Bei beiden Geschlechtern sind *Fingerringe* beliebt. Männer tragen mit besonderer Vorliebe um den Oberarm Ringe von Daumen-Dicke aus Glas, Thon oder Metall. Importirte Perlenketten sieht man seltener. Dagegen tragen Mann und Frau auf dem nackten Körper um die Hüften Perlenschnüre oder Schlangengerippe, auf Fäden gezogen, schmiegsame und elastische Ruthen, an denen allerlei Amulette, wie Leopardenzähne oder Krallen, Nüsse oder Holzstückchen verschiedener Form, als Schutzmittel gegen Krankheiten und Dämonen oder als Privatfetische hängen.

Männer *schminken* sich seltener als die Frauen unterhalb der unteren Augenlider in Centimeter-Breite mit einem Bleierze, das vom oberen Niger über Lagos gekommen ist und *Tripo* genannt wird. Von dem auch dort vorkommenden Moschusthiere nimmt man ein Stückchen Fell, um damit das pulverisirte Blei aufzutragen, wodurch man sich zugleich je nach Geschmack angenehm parfümirt. Alle diese Schmuckutensilien bewahrt man in Büchsen auf, die aus Ziegenfell hergestellt sind. Manchmal sieht diese Art der Färbung höchst interessant aus, da durch Anwendung derselben die dunkle Farbe der Regenbogenhaut (um die Pupille herum) sich von dem „Weißen des Auges“ noch mehr abhebt. Eine andere Art der Tatuirung wird wenig ausgeübt. Doch sieht man bei vielen Vertretern beider Geschlechter auf jeder Backe drei nach dem Mundwinkel hinziehende narbige Einschnitte. Die Träger dieser Zeichen gehören meist dem Stamme der Yoruba an, deren Idiom auch als das hauptsächlich gesprochene anzusehen ist. Als Umgangssprache mit den Weißen bedienen sich die bedeutenderen schwarzen Händler trotz der französischen Besitzergreifung des Englischen.

Bei einigen Bewohnern fanden sich auch längs des Rückgrats auf beiden Seiten quer und kreuzweise laufende Narben vor, welche durch Einreiben eines schwarzen Farbstoffes besonders hervortreten. Als Schmuck in den Ohren trägt das weibliche Geschlecht in den allmählich ausgeweiteten Ohrläppchen markstückgroße rothgefärbte Holzstückchen.

Die in Porto Novo gemischt wohnenden *Stämme* der *Yoruba*, *Popo* und *Ewe* sind von äußerst vortheilhaftem Wuchse: selten sind ihre Nasen hervorragend aufgestülpt oder haben sie platte Füße oder leiden an Wadenlosigkeit. Im Gegentheil, man findet eine Menge anziehender Gesichter, die auch von Intelligenz zeugen. Doch läßt bei ihnen die Reinlichkeit sehr viel zu wünschen übrig.

Die männlichen *Bekenner des Islam* kleiden sich abweichend von der eben beschriebenen Tracht. Aeltere Mohammedaner pflegen sich das Haupt mit langen schmalen Tüchern turbanartig zu umwickeln, von denen eine Tour unter dem Kinne hindurchgeht. Am Oberkörper tragen sie faltenreiche Hemden mit weiten Aermeln. Das zu oberst getragene Gewand ist meist aus heimischem Zeuge angefertigt und auf der linken Brustseite mit zahlreichen Stickereien versehen, ebenso wie ihre Pluderhosen. Verschlungene Linien, Sterne und Arabesken werden meist als Muster gewählt und vorwiegend in Grün ausgestickt. An den Füßen tragen sie Lederschuhe oder Holzsandalen, welche beim Betreten einer Moschee abgelegt werden. Der Preis eines solchen mohammedanischen bestickten Anzuges beläuft sich auf mehr als 100 Mark.

Oft begegnet uns einzeln der schwarze Muselmann, nach Weise der Katholiken eine Art Rosenkranz an bunter Schnur

[1]) Von einem solchen berichtet H. Zöller in seinen „Forschungsreisen in der deutschen Kolonie Camerun“ I, S. 66. Red.

durch die Finger ziehend, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß derselbe Suren aus dem Koran herleiert. Treffen geringere auf mächtigere Glaubensgenossen, so fallen sie in die Knie, beugen den Kopf bis zur Erde und eine endlos lange Unterhaltung beginnt mit einem untergebenen Gruße, der gnädigst erwidert wird. Bei bedeutend höher Stehenden ist die Ceremonie nur eine kurze. Sonst aber macht die Frage: „wie gehts deinen Kindern?“ den Anfang; es folgt die Erkundigung nach dem „ältesten Sohne“, im Speciellen nach den „Frauen“ und den „Viehheerden“. Hat der Fragende geendigt, so beginnt seitens des Gefragten das gleiche Spiel. In Bezug auf den Gruß der Weiber gegen ihre Glaubensbrüder glaube ich das Gleiche bemerkt zu haben; jedenfalls habe ich sie gegen höher gestellte Mohammedanerinnen, die ebenso wenig wie die Anderen verschleiert gehen, den Fußfall machen sehen.

Die Weißen betreiben hier nur Engros-Geschäfte, indem sie die üblichen und bekannten Waaren einführen, welche auf dem afrikanischen Markte für Landesprodukte gefordert werden. Unter sich sieht man die Schwarzen neben Streichhölzern, Thonwaaren (wie Teller, Pfeifen, Töpfen), Messer, Bindfaden, Tabak, Zeugen auch einheimische Sachen verkaufen: Erdnüsse, Mais, Yams, Erbsen, Bohnen, Zuckerrohr, geräucherte Fische; ferner selbst geflochtene Strohmützen und Basthüte mit einem kolossalen Rande, so daß sie sowohl als Regen-, als auch als Sonnenschirm sehr praktisch sind. Außerdem verfertigen sie aus dem Baste der Pisong oder Savannengräser sehr dauerhafte größere und kleinere Körbe, Matten und Decken, aus Palmrippen Stühle, aus Ziegenfellen große Fächer und Schuhe, welche geschmackvolle Stickereien aufweisen. Der in Porto Novo ansässige Weiße sucht wohl dann und wann derartig ethnographisch wichtige Dinge zu sammeln, aber als ein Handelszweig kann ein derartiger Kauf nicht bezeichnet werden.

Der Schwarze arbeitet auch aus Kupfer Fächer und Messer, welche mit subtilen Eingravirungen versehen sind oder auch eiselirt werden. Schmiedeten sie früher Ringe aus Silber, das aus dem nördlichen Inneren kam, so schmelzen sie heutzutage das vom Weißen in ziemlicher Menge importirte englische Silbergeld in selbst gebrannten thönernen Gefäßen ein, schneiden in Holzstücke Rinnen, aus denen sie dann das ausgeflossene, kaum erstarrte Metall nehmen und zu Finger- oder Armringen verarbeiten. Aeußerst geschmackvoll sind die Ringe gerifft und verziert. Dabei bedienen sie sich der Säure zerschnittener Limonenscheiben, um durch Reiben eine Politur des Ganzen zu erzielen. In gleicher Weise stellen sie aus Kupfer, Bleierz oder einer Metallmischung ihre Fetischfiguren her.

Kann man in den Straßen von Porto Novo die Neger bei ihren einzelnen Beschäftigungen beobachten, die ihnen im kleinen Maße ein gewisses Verdienst sichern, so trifft man auf freieren Plätzen auch ihre Doktoren mit den vor ihnen auf Matten ausgebreiteten Instrumenten. Kleinere Messer, eiserne Spitzen, zum Schröpfen bestimmte kleine Hörnchen von Ziegen, Antilopen oder Gazellen, Schnüre, Kräuter und Tränkchen machen ihren medicinischen Apparat aus. Derselbe wird von der großen Menge und den Patienten, die sich an Ort und Stelle von ihnen behandeln lassen, mit Ehrfurcht angestaunt.

Weil an baarem Gelde das Silber dem Golde bei Weitem vorgezogen wird, so ist im Kleinhandel neben Silber große Nachfrage nach Kauri-Muscheln. Es werden diese kleinen, 2 cm langen, gelblichweißen Porzellanmuscheln der Kaurischnecke (Cypraea moneta) aus dem Indischen Oceane in Säcken von der Ostküste Afrikas auf dem Seewege um das Kap der guten Hoffnung herumgebracht. Solch ein importirter Sack Kauri, der 24 000 Stück enthalten soll, kostet den Weißen in Porto Novo etwa 9 Mark. An diesem Orte werden aber 2000 Stück einer Mark gleich gerechnet, so daß der Kaufmann einen Reingewinn von 25 Proc. erzielt. 20 000 Kauri machen einen kleineren Sack aus, welchen man in der Yorubasprache okekan nennt (oke, Sack, okian, einer).

2000 Kauri heißen egbah = 1 head
40 „ „ ogaji = 1 string
200 „ „ igbawo = 5 „

40 Kauri würden also einen Werth von zwei Pfennigen repräsentiren. Und doch sieht man oft um ein paar Kauri die Marktweiber feilschen! Ein anderes heiteres Bild kann man oft beobachten, wenn die Händlerinnen Abends bei einer Oellampe, deren Inhalt, dickflüssiges Palmöl, einen Docht von Baumwolle speist, ihren Tagesverdienst zusammenrechnen und mit Neid bei Anderen einen reichhaltigeren Erfolg wahrnehmen. Daß es dabei auch nicht an Weibergeschrei und Gekeife, Gezänk und Geschimpf fehlt, braucht kaum bemerkt zu werden.

Hat Schachern und Handeln sein Ende erreicht, so suchen sich die Neger in Porto Novo durch Spiel und Tanz zu ergötzen. Klappernde Schellen, die um ausgehöhlte Colabassen gehängt sind, der einförmige Ton des Tamtam oder der laute Lärm einer größeren Trommel ermüden das Ohr des Europäers. Weiber habe ich nicht tanzen sehen; doch wird es in gleicher Weise der Fall sein, wie bei anderen Negerstämmen. Sehr beliebt ist ein Brettspiel, das von selten mehr als zwei Personen mit Nüssen, Kernen, Muscheln oder Steinchen gespielt wird. Aus weichem Holze schneidet man ein ca. 25 cm breites und $^3/_4$ m langes Brett, welches dann zu zwei Reihen mit je sechs faustgroßen Aushöhlungen versehen ist. Die Spieler setzen dann mehrere Steine in die ersten Löcher und scheinen sich dann analog unserem Damenbrettspiele zu schlagen zu suchen: doch vermag ich nicht genauer die Pointe des Spieles anzugeben.

Als Arbeiter für die Weißen werden in den Faktoreien auch in Porto Novo Kruneger von der liberianischen oder Pfefferküste verwendet, welche aber nach Jahresfrist ihrer Heimath wieder zueilen. Dahingegen haben sich aus Akra und von der Goldküste einige Fanti angesiedelt, um sich durch Ausübung eines Handwerkes einen Verdienst zu erwerben. Einige sind mit Porto-Novo-Frauen verheirathet, andere haben sich aus ihrer Heimath ihre Weiber nachkommen lassen. Oft genug sind noch Mina, welche auch von der Goldküste stammen, beim Verladen der Schiffe thätig: ein Stamm, der ebenso schmutzig als träge ist, so daß bei eiliger Arbeit gar häufig noch Porto-Novo-Neger herangezogen werden müssen. Da es sich hierbei um Löschen von Waaren aus Europa und Laden von einheimischen Produkten handelt, die vom Lagunenufer zur Faktorei oder umgekehrt transportirt werden müssen, so haben der besseren Kontrolle wegen einige Faktoreien Münzen oder Marken mit ihrer Firma prägen lassen, deren einzelner Werth einer einzelnen Arbeitsleistung entspricht. Halbwüchsige Jungen und Frauen mit ihren Kindern drängen sich dann, um zuletzt die erworbenen Geldstücke entweder gegen Waaren und Kaurimuscheln einzutauschen, oder sie, da dieselben durchlöchert sind, auf Fäden zu ziehen und als Halsschmuck zu tragen.

Wie schon bemerkt, sind die Monate Juli bis Anfang Oktober die regnerischen, daher auch die kühlsten. Damit hängt auch die in diesen Monaten beobachtete größere Sterblichkeit der Schwarzen und die leichtere Disposition der Weißen zu Erkrankungen zusammen. Unerträglich

trocken und heiß soll es im December, Januar und Februar sein, wo Nachts ein heißer, Sand mit sich führender Wüstenwind, der Harmattan, und tagsüber nur eine unbedeutende Seebrise weht. Während meiner Anwesenheit in Porto Novo im Juli schwankte das Thermometer zwischen 26° und 31° C. Die dort ansässigen Weißen hatten meines Erachtens zumeist ein ungesundes, geldliches Kolorit.

Außerhalb der Stadt Porto Novo sehen wir auf dem fetten körnigen Lehmboden Kulturgewächse üppig gedeihen. In großen Zügen sind die Vegetationsformen hier vor uns ausgebreitet. Zunächst bemerken wir Wiesen, auf denen verhältnißmäßig großes Rindvieh, viele Schafe und Ziegen weiden; weiter dem Inneren zu steigt der Boden allmählich an und weist schöne Palmenhaine auf, während im Hintergrunde der tropische Hochwald das Bild abschließt. Wie der Jäger in dem Schilfe der Lagunen auf reiche Beute an Wildenten rechnen kann, ganz abgesehen davon, daß er zum Schusse auf Krokodile kommen kann, die hier wegen des Fischreichthums der Lagune den Menschen weniger gefährlich sein sollen, so ist dem sicheren und vorsichtigen Schützen stets gute Jagd an Rebhühnern im Felde, an Wildtauben und Affen in den Palmenkronen, an scheuen Antilopen und flüchtigen Gazellen, listigen Buschkatzen und behenden Leoparden im Urwalde zu garantiren. Tagsüber sieht man auch an den Baumzweigen vereinzelt stehender Baumwoll- und Affenbrotbäume eine Unzahl fliegender Hunde hängen, die Nachts mit viel katzenähnlichem Geschrei in den Anpflanzungen der Pisangbestände oft großen Schaden thun.

Will man jedoch ein gutes Pelzwerk oder einen vollständigen Balg oder ein möglichst wenig lädirtes Skelett jener Thiere erlangen, so muß man immer selbst zum Gewehre greifen, da die Eingeborenen die Klauen, Hufe oder Krallen gern als Amulette und Fetische für sich selbst behalten und in roher Weise vom übrigen Körper trennen.

Während meiner Anwesenheit ereignete sich bei solch einem Jagdzuge leider ein unangenehmer Zwischenfall: Ein eifriger und ausgezeichneter Schütze deutscher Nationalität, der niemals ohne erhebliche Jagdtrophäen heimzukehren pflegte, war bei einem Ausfluge auf der Lagune seines Gewehres und Geldes, seiner Uhr und Beute (15 Enten) beraubt. Im schwankenden Canoe zwischen Schilf und Moor sah er sich plötzlich vielen Schwarzen gegenüber; er mußte, weil er allein war, der Uebermacht weichen und sich in sein Schicksal ergeben. Der französische Resident hat auf energisches Drängen der Deutschen die Hauptattentäter ausfindig zu machen gewußt und sie mit Schlägen angeblich bestraft, ohne daß König Tofah remonstrirt hätte. Auch wurde der Weiße wieder in den Besitz seines geraubten Eigenthumes gesetzt.

Aus all dem bisher von Porto Novo Bekannten können wir erkennen, daß nicht nur über den düsteren Wäldern und über dem geheimnißvollen Inneren Afrikas ein schwer durchdringlicher Schleier ruht, der Diebstahl, Raub und Mord verhüllt, sondern daß auch nahe der Küste gelegentlich alte Sitten der Eingeborenen zum Durchbruche kommen, welche abzuschaffen das Ziel aller civilisirten Nationen sein muß.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

VII.[1])

Ko. Die Reisenden verließen Kairuan wieder in Begleitung der topographischen Brigade und unter der Eskorte einer Kompagnie, welche der unsichere Zustand im südlichen Tunesien noch nöthig machte. In einer guten Stunde erreichte die Kolonne das vollständig ausgetrocknete Bett des Uëd Zerud, welches die Kameele ohne große Schwierigkeit überschreiten, nur einige Tamarindenstämme und einige verkümmerte Oleanderbüsche deuten an, daß hier sonst Wasser fließt. Auf der anderen Seite geht es weiter durch den Buschwald, einer kaum erkennbaren Pfadspur folgend, durch völlig unbewohntes Land. Dann und wann erkennt man in der Ferne Mauerreste, aber wenn die Archäologen im Galopp hineilen, sind es die Trümmer irgend eines Gurdis oder eines Oekonomiegebäudes aus neuer Zeit. Gegen 2 Uhr wird der erste Lagerplatz erreicht, der Henschir Hadscheb el-Aiun, aber auch hier sind die Ruinen sehr unbedeutend, ein halbzerstörtes Mausoleum, halb ausgefüllte Wasserbehälter, weiterhin ein paar Mauerreste ohne erkennbare Form. Ein paar Quellen von geringer Wasserfülle und mit schwach salzigem Wasser haben der Stelle den Namen gegeben, der sich übrigens auch an einer nicht weit entfernten Lokalität an der Straße nach Gafsa findet.

Am anderen Morgen geht es wieder durch die Einöde weiter, aber bald belohnt die Entdeckung einer wohlerhaltenen Römerstraße den Eifer der Reisenden. Es ist die alte Straße von Thysdrus (el-Dschem) nach Sicca Veneria (Kef) durch das Thal des Merdsch el-Lil, deren genauere Richtung bis heute noch unbekannt war. Man konnte ihr leider nicht folgen, sondern mußte sie gerade kreuzen. In geringer Entfernung davon war ein Brunnen ganz mit den Trümmern antiker Werkstücke gebaut, aber woher sie stammen mögen, blieb unklar, denn auf viele Stunden im Umkreise kennt man keine antike Trümmerstätte. Wenig weiter traf man ein ausgedehntes Kaktusdickicht, dessen reife Früchte den arabischen Theil der Karawane so sehr anzogen, daß man sie kaum weiter bringen konnte. Die Franzosen konnten sich mit der faden, körnerreichen Frucht nicht befreunden; man lernt sie, wie so manche andere südliche Speise, erst bei längerem Aufenthalte am Mittelmeere schätzen. Bei der Kubbah der Sidi bu-Ahmer Hadschela wurde auf einem mit Ruinen bedeckten, kleinen Plateau übernachtet; auch hier findet sich nichts Interessantes.

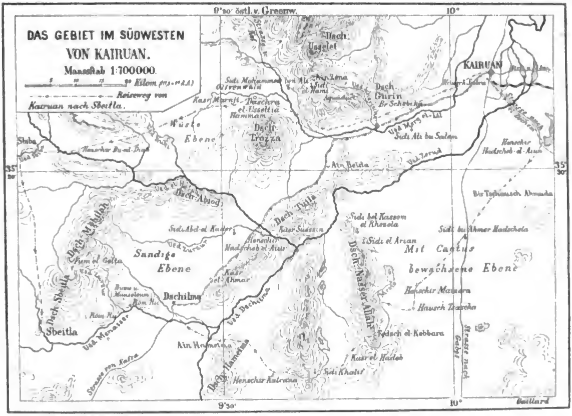
Der dritte Tag bringt nur eine ganz kurze Etappe zu einigen Oglets (Wasserlöchern), die man nicht eigentlich als Brunnen bezeichnen kann; es ist Nachts erheblich kalt und die Soldaten zünden gewaltige Feuer an, um sich zu erwärmen. Die Reisenden besuchen mit Ali und zwei Soldaten die nahegelegenen Trümmer der Sauya des Sidi Mohammed el-Gedini und erkennen sie als die Reste einer christlichen Basilika aus der späteren Kaiserzeit mit einer dreifachen Apsis in Blockmauerwerk. Am anderen Morgen wird schon früh aufgebrochen und gegen 11 Uhr

[1]) Vergl. „Globus", Bd. 48, S. 353.

das Reiseziel, der Henschir Maizera (Marsra) erreicht, die Reste einer kleinen Festung, wahrscheinlich aus der Zeit der Vandalen oder Justinian's, mit einem noch wohlerhaltenen, 40 m tiefen Brunnen. Kaum ist das Zelt aufgeschlagen, so brechen die Reisenden schon wieder zu einem Ausfluge nach Süden auf, wo die Nekropole von Hausch-Tsascha zu einem Besuche lockt. Bald erkennen sie auch im Buschwalde die viereckigen Grabthürme, ganz ähnlich denen von Sidi el-Hani und Kasr Talga. Die meisten Mausoleen sind indeß Halbsäulen aus Blockwerk, welche der Länge nach auf einem Unterbaue von zwei oder drei Stufen liegen; sie sind längst ausgeplündert, aber genauere Nachgrabungen könnten unter Umständen doch noch gute Resultate ergeben. Dazwischen stehen aber auch viereckige, zweistöckige Denkmäler, ebenfalls aus Blockwerk, aber mit einem dicken Stucke überzogen, aus welchem Pilaster, Nischen und andere Ornamente gebildet sind. Das untere Stockwerk enthält die Grabkammern, das obere eine Nische, in welcher früher die Bildsäule des Verstorbenen stand. 200 m entfernt liegen die Reste einer ausgedehnten Ansiedelung, eine rechteckige Umfassungsmauer, ein Wasserbassin und ein paar Brunnen; es ließ sich aber auch nicht die geringste Andeutung über die antiken Namen des Ortes entdecken.

Die folgende Etappe war Aïn Mrota am Fuße des gleichnamigen Berges, umgeben von ausgedehnten Kaktuspflanzungen, in denen ein paar Reiserhütten der Eingeborenen standen. Rechts vom Lager öffnet sich eine enge, schmale Schlucht, in welcher ein schwacher Faden salzigen Wassers floß; die Quelle liegt 2 km weiter oben im Gebirge, giebt aber augenblicklich so wenig Wasser, daß die Soldaten einen Damm aufwerfen müssen, um wenigstens die Thiere tränken zu können.

Hier wird Neujahr gefeiert und die fette Gans geschlachtet, welche die Reisenden schon seit Monastir mit sich



herumführen; die Soldaten erhalten eine Extralöhnung und wer Geld hat, kann von dem italienischen Händler, welcher der Kolonne seit Kairuan folgt, sogar alle möglichen Weine erhalten, die freilich sämmtlich aus einem Fasse stammen und von den der Chemie kundigen Mitgliedern der Expedition mit gelindem Schauder betrachtet werden. Auch die Araber, obschon ihr Jahr zu einer anderen Zeit beginnt, sind klug und civilisirt genug, um die Bedeutung des Festes zu begreifen, und verlangen mit solcher Ausdauer ihr „Etrennes“, daß die Reisenden nicht umhin können, ihnen ein kleines Bakschisch zu bewilligen.

Die Lagerstätte bei Aïn Mrota lieferte einen prächtigen Beweis, mit welcher Sorgfalt die Römer selbst die kleinsten Wasserfäden nutzbar zu machen verstanden, und erklärt, warum diese heute wüstenartigen Steppen einmal ein blühendes Kulturleben ernähren konnten, ohne daß die klimatischen Bedingungen damals andere waren als jetzt. Die Quelle, die freilich im Winter stärker sprudeln mag, wurde durch einen in den Felsen gehauenen Kanal zu einem Staudamme geführt, dessen aus Bruchsteinen aufgeführte und mit Blockwerk ausgekleidete Mauern noch aufrecht standen, und von hier aus führte eine Wasserleitung das gesammelte Wasser am Berghange hin bis zum Henschir el-Hamel und vielleicht sogar bis Hausch Tsascha. Alle Ravins auf dem Wege waren sorgsam überbrückt. Aehnliche Sammelbassins und kleine Leitungen findet man überall und man könnte nichts Besseres thun, als sie wieder in Stand setzen. Sie haben fungirt bis zum Einfalle der Vandalen oder wahrscheinlicher bis nach dem Untergange des Vandalenreiches, denn diese Eroberer hielten das Land im Stande. Erst als nach Belisar's Sieg die wilden Bergberber Herren wurden, brachen sie vom Dschebel Usselet herunter über diese

Ebenen herein und zerstörten alle Spuren der Kultur; dem Araber aber war die Steppenebene, die sich im Winter mit üppigem Grün bedeckte und seinen Heerden eine prächtige Weide bot, willkommener als Gärten und Fruchtgefilde, und so blieb das Land als Einöde liegen bis auf unsere Tage. Aber der Boden hat seine alte Fruchtbarkeit bewahrt und unter einer vernünftigen Regierung wird er wieder reiche Ernten bringen.



Sauya Sidi-Mohammed-el-Gebiui. (Nach einer Photographie.)

Am 3. Januar zog die Kolonne durch sich immer gleich bleibendes Land nach Fedsch el-Kebbara, wo sich eine Art natürlicher Cisterne befindet, und von da am folgenden Tage nach der Kubbah des Sidi Khalif. Hier beginnt ein wichtiges Defilé, zu dessen Vertheidigung schon die Byzantiner ein Schutzwerk errichtet hatten, dessen Trümmer noch erhalten sind. Die enge, steilwandige Schlucht wird von einem Bache durchrieselt, den dichtes Gebüsch verhüllte; ein paar hohe Palmen erinnerten an bessere Zeiten und dienten Schwärmen von kleinen Vögeln zum Aufenthalte. Aber auch dieser Bach führte magnesiahaltiges Wasser, und Suppe wie Kaffee wollten bei aller Geschicklichkeit des Kochs nicht sonderlich schmecken.

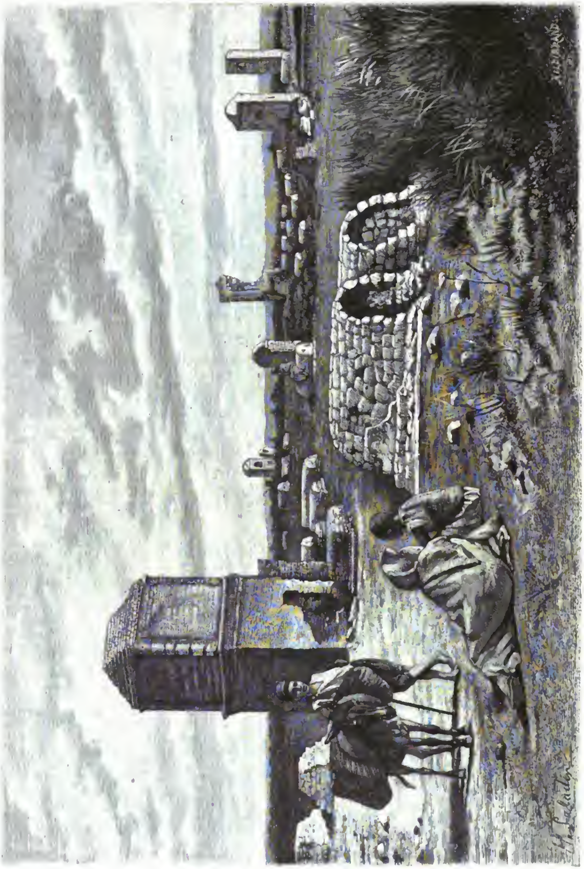
Am anderen Morgen wurde das Defilé durchzogen; der einzige Ausgang schlängelte sich in steilen Serpentinen am Abhange empor, so daß ihn kaum zwei Personen auf einmal passiren konnten. Doch gelang es, die gefährliche Stelle ohne jeden Unglücksfall zu überschreiten, und nach einer Stunde etwa befand sich die ganze Karawane auf dem Plateau, das sich langsam gegen eine ungeheure Ebene hin senkte. Aus dem Dickichte der dornigen Brustbeerbüsche blickten ein paar Mauertrümmer hervor und die beiden Archäologen ließen ihre Eskorte allein weiter ziehen und eilten einem hausartigen Gebäude zu, das sich bei genauerer Betrachtung als der Ueberrest eines Mausoleums erwies, an dessen Fuße noch die Trümmer einer schlecht gearbeiteten Statue lagen. Die übrigen Reste, welche von den Eingeborenen Henschir Katrana genannt werden, erwiesen sich als die Ruinen eines unbedeutenden Oekonomiehofes, und ziemlich enttäuscht kehrten die Reisenden zu ihrer Eskorte zurück, welche am Fuße des Dschebel Suder (oder Hameïma) über die völlig kahle Ebene dahinzog. Nur einmal brachten ein paar Gazellen etwas Leben in die Scene, aber sie waren verschwunden, ehe nur Jemand sein Gewehr schußfertig machen konnte.

Erst ziemlich spät wurde Aïn Hameïma, die einzige Quelle weit und breit, erreicht, deren Wasser zwar spärlich, aber doch endlich wieder einmal klar und süß war und an dem man sich zum ersten Male einmal wieder seit Wochen satt trinken konnte. Hier trennte sich die topographische Brigade von den beiden Archäologen und wandte sich südwärts, während Cagnat und Saladin dem französischen Lager zuritten, das in geringer Entfernung bei Dschilma aufgeschlagen war. Nur von ihren drei arabischen Dienern begleitet, passirten sie mit einiger Schwierigkeit den Schlammboden, welchen der ausgetrocknete Fluß hinterlassen hat, und streben einem Gebäude zu, das Ali für das Karavanserai von Dschilma erklärt, während es den Reisenden als die Ruine eines noch ziemlich wohl erhaltenen Tempels erscheint. Ein französischer Officier, der den Bau leitete, hat die originelle Idee gehabt, ihm eine antike Fronte zu geben, deren einzelne Architekturstücke von den Trümmerhaufen der Umgegend zusammengeholt sind; er hat aber den Schnitzer begangen, eine Säule in die Mitte des Fronton zu setzen, worüber dem Architekten natürlich die Haare zu Berge stehen.



Mausoleum in Hausch Tsascha. (Nach einer Photographie.)

Dschilma liegt nicht besonders interessant inmitten einer Ebene, welche nach Nordost vom Tuila und vom Trozza, nach Nordwest vom M'gilah begrenzt wird; Brustbeerbüsche erfüllen mit Ausnahme des von den Franzosen angelegten Gartens die ganze Umgegend, aber in allen Richtungen finden sich Mauerreste, die auf eine andere Beschaffenheit im Alterthume hindeuten. Eine ganze Woche durchstreifen die beiden Forscher, welche in dem noch unbenutzten Lazarethe ein gutes Quartier gefunden haben, die Umgebung, aber sie finden auch hier nur die Trümmer landwirthschaftlicher Gebäude, von denen aus vielleicht einst die ganze Domäne durch Sklaven bewirthschaftet wurde, nicht eine Spur von Ueberresten, die künstlerischen oder wissenschaftlichen Werth gehabt hätte. Sie wären darum gern nach dem nur einige zwanzig Kilometer entfernten Sbeitla aufgebrochen, dessen Erforschung auch auf ihrem Reiseprogramme stand, aber es war ihnen vorgeschrieben,



Die Nekropole von Hausch-Tlascha. (Nach einer Zeichnung von Saladin.)

möglichst das ganze Terrain zu erforschen, und sie mußten darum auf einem anderen Wege nach Kairuan zurück und von da durch rauhes und unkultivirtes Land nach Sbiba, wo die zu den Ausgrabungen nöthigen Vorrichtungen sie erwarteten. So brachen sie schon ganz früh am Morgen auf, um das 46 km entfernte Aïn Beïda zeitig zu erreichen; vier Spahis sicherten den nöthigen Respekt bei den Araberstämmen. Sie passiren die Trümmer einer kleinen byzantinischen Kirche, von den Arabern Kasr el-Ahmar, das rothe Schloß, genannt, dann einen förmlichen Wald wilder Oelbäume, die ersten Bäume wieder, seit sie Kairuan verlassen, und frühstücken an einer Quelle, die auch wieder Hadscheb el-Aïun heißt. Diese ist aber wasserreicher als ihre gleichnamige Schwester an der Straße nach el-Dschem und giebt einem nie versiegenden Bache den Ursprung; Trümmer einer römischen Befestigung beweisen, daß sie schon im Alterthume von Bedeutung war. Auch hier standen wilde Oelbäume und das Land war weniger öde als in der Küstenebene; mehrfach traf man friedlich weidende Heerden mit ihren Hirten. Der Uëd Zurzur wird erreicht und bald nachher der Uëd Zerud, mit dem sich der erstere wenig unterhalb vereinigt; beide sind noch ganz wasserleer. Dann geht es weiter, immer dem Abhange des Truila entlang, von dem unzählige Ravins herabziehen und den Pfad kreuzen, nur einmal sieht man die Reste eines unbedeutenden Römerforts, Kasr Suëssin, aber es bleibt keine Zeit zum Untersuchen, wenn man noch vor Nacht das Reiseziel erreichen will. Endlich erscheint das Gehölz von Kaktus und Oliven, hinter welchem das ersehnte Aïn Beïda liegt, und die Zelte werden am Rande eines Sumpfes aufgeschlagen, in welchem zahlreiche Frösche für Nachtmusik sorgen. Die Araber zünden ihr Feuer in einer antiken Cisterne an, die ihnen Schutz vor der kalten Nachtluft bietet.

Manche Autoren setzen Aïn Beïda an die Stelle von Aquae Regiae, aber die Ruinen scheinen den Reisenden denn doch nicht ausgedehnt genug für diese immerhin ziemlich bedeutende Stadt. Die Karawane bricht darum ziemlich früh auf, um bei guter Zeit das nur 24 km entfernte Kairuan zu erreichen. Bald bemerkt man, daß man sich bewohnteren Orten nähert; ein Arm des Merdsch el-Lil ist abgeleitet und bewässert einige Gerstenfelder, man begegnet einzelnen Arabern, ein todter Esel liegt am Wege, alles Sachen, die in der Wüste so leicht nicht vorkommen. Am Brunnen von Schebika wird ein kurzer Halt gemacht und gefrühstückt, eine Stunde später ist Kairuan erreicht. Indeß die Reisenden denken nicht daran, ihr altes Quartier diesmal auf längere Zeit zu beziehen; in aller Eile werden die nöthigsten Geschäfte besorgt und schon der andere Morgen sieht sie wieder bereit zum Aufbruche nach Sbiba.

Die Bewohner des Nama- und Damralandes.

Auszüge aus einem Aufsatze des Missionars H. Brincker.

II. Die Buschmänner.

Die Buschmänner finden sich im Groß-Namalande nur vereinzelt und auch im Damralande nur in wenigen Familien, außer im Nordosten des Landes. Ihr Hauptwohnsitz ist die Kalihari-Wüste und der ganze wasserlose Distrikt, der sich zwischen Damraland und Ngami-See bis hoch hinauf nach Norden hinzieht. Hier fühlt sich der Buschmann in seinem Elemente. Wo es ein Europäer keine fünf Tage aushalten könnte, kann der Buschmann recht ungestört seines Lebens sich freuen. Wasser scheint er gar nicht zu bedürfen. Wenige feuchte Wurzeln, Ranken und Knollen genügen ihm; Vögel, Mäuse und sonstiges Gethier weiß er geschickt zu fangen und zur Nahrung zu bereiten, selbst Honig und allerlei Süßigkeit weiß er in der Wüste aufzuspüren. Ein Obdach hat er nicht und mag er nicht; frei schwärmt er in der Wüste umher, kaum daß er dann und wann in Erdhöhlen sich aufhält. Der Wüstenreisende gewahrt nirgend eine menschliche Wohnung, nirgend eine Spur menschlichen Daseins, und siehe, plötzlich sieht er sich umgeben von einer Anzahl Buschmänner, als wären sie unmittelbar aus der Erde hervorgekrochen. Klein, untersetzt mit vollen Formen, schmutzig, fast nackt, mit Bogen und vergifteten Pfeilen im Köcher erscheinen die Männer; die Frauen ausgezeichnet durch Häßlichkeit und wulstige Hinterbacken, ihre Kinder in Karossen (Fellen) auf dem Rücken tragend. Dem Fremden nähern sie sich vorsichtig und mißtrauisch. Auf seine Fragen geben sie nur ungenügende oder gar keine Antwort. Auch für die verlockendsten Geschenke verrathen sie nichts vom Zustande ihres Landes und ihrer Lebensweise, am wenigsten vom Wasser, wenn irgendwo in einer Felsspalte oder Schlucht etwas vorhanden sein sollte.

Die echten Buschmänner sprechen eine eigenthümliche gurgelnde und näselnde Sprache mit Schnalzlauten, die in der Kehle gebildet werden. Von der Namasprache ist sie sehr verschieden, denn ohne Dolmetscher versteht sie kein Namahottentotte. Doch soll in einigen Dialekten der Buschmannsprache sich manche Aehnlichkeit mit der Namasprache finden. Ein Europäer wird sie schwerlich lernen, eben um des Mißtrauens willen, welches ihm der Buschmann entgegen bringt. Gelingt es auch einmal einem Europäer, sich die Freundschaft eines Buschmannes zu erwerben, so wird er ihm zwar nach Kräften beistehen und ihm von seiner spärlichen Kost mittheilen, aber schwerlich wird er ihn in die Geheimnisse seiner Sprache einführen.

Es sind neuerdings im mittleren Afrika zwergartige, in Wäldern wohnende Menschen bekannt geworden, die sogenannten Batua, deren Anzahl noch nicht bestimmt werden kann. Diese Batua sind nach unserer Ansicht nichts anderes als Buschmänner. Wir halten die Buschmänner-Batua für die Ureinwohner des mittleren und südlichen Afrika. Nach ihnen kamen andere rothe Völker, die Hottentotten, und danach erst kamen die schwarzen Bantu-Völker. Alle diese Nationen sind vom Norden her nach dem Süden vorgerückt und haben alle ihre Zeit des Wachsthums, der Größe und des Verfalles gehabt. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um sich vorzustellen, wie die schwarze als die stärkere Rasse nach und nach alle rothen Völker unterdrückt hat und noch ferner unterdrücken wird, bis sie selbst

durch das noch stärkere europäische Element zu Grunde gehen wird.

Unsere Länder haben nachweisbar die Eigenthümlichkeit, daß sie Gestalt und Form der Hausthiere und Küchenpflanzen in zunehmendem Maße verkleinern. Rinder, Esel, Ziegen, Schafe, wenn sie nicht immer wieder durch neu eingeführte fremde Gattungen aufgebessert (verbasterd) werden, verlieren von ihrer Größe und Triebkraft und werden zwergartig; dabei bleiben sie jedoch zähe und ausdauernd. Sämereien von Gartengewächsen müssen alle drei bis vier Jahre neu aus der Kapkolonie bezogen werden, sonst werden sie zu klein und die Pflanzen zu schwach und zwergartig. Mit den Menschen verhält es sich ebenso. Die Buschmänner sind im Laufe der Zeit zu halben Zwergen, aber zähe und ausdauernd geworden. Die Hottentotten sind auf dem Wege, dasselbe Schicksal der Verkleinerung zu erleiden; sie würden auch an Zähigkeit und Ausdauer zunehmen, wenn nicht die europäische Kultur ihnen Genüsse verschafft hätte, die das gerade Gegentheil bewirken. Auch die Bantuvölker werden diesem Schicksale nicht entgehen.

Der Gedanke liegt nahe und ist vielfach ausgesprochen, daß die Buschmänner oder Batua überhaupt gar kein selbstständiges Geschlecht, sondern nichts als herabgekommene Hottentottenstämme seien. Es ist in der That nicht zu leugnen, daß einzelne arme Hottentotten mit ihren Familien ganz in die Art und Lebensweise der Buschmänner eingegangen und zu Buschmännern geworden sind. Auch das ist richtig, daß bei Kreuzungen zwischen Hottentotte und Buschmann die Kinder durchgängig die Buschmannsnatur an sich tragen. Im Uebrigen aber muß man sagen, daß die echten Buschmänner sich gänzlich von allem Verkehre mit anderen Völkerstämmen fern zu halten pflegen, was keineswegs auf eine nahe Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit schließen läßt. Wenn sich in der Buschmannsprache hier und da Aehnlichkeiten mit der Namasprache finden sollten, so ist das kein Beweis für die ursprüngliche Einheit beider Sprachen. Beide Sprachen haben gewiß lange Zeit unmittelbar neben einander bestanden und manches von einander herübergenommen. Uebrigens ist die Buschmannsprache noch zu wenig bekannt und wird auch wohl fürs erste nicht viel bekannter werden, um Bestimmtes darüber sagen zu können. Interessant wäre es zu wissen, ob zwischen der Sprache der Buschmänner in der Kalihari und ihren nördlichen Ausläufern und der Sprache der Batua im mittleren Afrika irgend welche Aehnlichkeit besteht, oder ob die Batua sich die Sprache der umwohnenden Bantuvölker angeeignet haben, ebenso wie die Bergdamra die Sprache der Hottentotten.

III. Die Bergdamra.

Die Bergdamra (auch wohl Schmutzdamra, und von den Nama Hau-Khoin! genannt) sind ein räthselhaftes Negervolk, jetzt nur noch höchstens 60 000 Seelen zählend, und von allen übrigen Bewohnern des Landes höchlich verachtet. Sie leben wie eine Art Paria mitten unter den Herero und den Hottentotten, sprechen die Hottentottensprache, wiewohl mit einem etwas fremden Accent, haben zum Theil auch die Sitten und Gebräuche der Hottentotten angenommen, dabei aber doch allerlei Eigenthümlichkeiten behalten. So z. B. ist bei ihnen das Abschneiden des halben kleinen Fingers der linken Hand allgemein; sie befassen sich mit allerlei Zauberkram, wovon die Hottentotten nichts wissen, geben kleine Mädchen von 8 bis 10 Jahren in die Ehe, haben äußerst lockere und unsittliche Familienverhältnisse und sind ungemein tief in Fleischlichkeit versunken. Das Laster des Hanfrauchens haben sie mit den Hottentotten gemein; ebenso auch die Unlust, sich mit Viehzucht zu beschäftigen; dagegen haben sie Neigung und Geschick zu Ackerbau und Bodenkultur. Nur können sie als ein verachtetes und gejagtes Geschlecht nirgend sich in Ruhe dem Landbau widmen.

Die Bergdamra scheinen zu den ursprünglichen Negerstämmen zu gehören, welche vor Alters diesen Theil von Südwest-Afrika bewohnten. Als dann später von Norden her und aus dem Inneren Afrikas heraus andere Negerstämme, die sogenannten Bantuvölker, nach dem Süden drängten, wurden die Bergdamra genöthigt, nach Westen und nach Süden auszuweichen. Dadurch geriethen sie in das Land und unter die Gewalt der Topenaar, die damals stark und mächtig gewesen zu sein scheinen. Die Topenaar, ein Hottentottenstamm, machten die Bergdamra zu ihren Knechten und gaben auch ihren Verwandten, den weiter südwärts wohnenden rothen Stämmen, Antheil an dem neugewonnenen Besitze. So kamen die Bergdamra truppweise und familienweise unter die Namahottentotten zu wohnen und waren für sie ein sehr willkommenes Dienstpersonal. Auf diese Weise zwischen lauter Hottentotten wohnend und ihnen unterthan, verloren die Bergdamra gänzlich ihre Negersprache und lernten dafür die Sprache ihrer Herren. Als dann später die Bantustämme immer weiter vorrückten und die Herrschaft der Topenaar und anderer rothen Stämme schwächten oder ganz überwältigten, benutzten auch die Bergdamra diese Gelegenheit, machten sich frei (doch nicht alle) und flohen in die unzugänglichen Berge an der Grenze des Nama- und Damralandes, und besonders zahlreich in die Berge und Schluchten des Kaolo-landes, wo sie sich mit den Resten der Topenaar in den Besitz theilten. Von ihren Bergverstecken aus haben die Bergdamra fleißig die Gelegenheit benutzt zum Viehdiebstahle bei ihren rinderreichen schwarzen Nachbarn, den Herero. Dabei sind dann manche in deren Gefangenschaft und Knechtschaft gekommen, andere haben sich freiwillig als Knechte eingestellt, um den Genuß der Milch und der Abfälle von den Heerden zu haben, haben sich auch wohl mit armen Hererofrauen verbunden, wodurch ein verachtetes armseliges Geschlecht, die Ovatyimba, enstanden ist.

In der Zeit der Kämpfe zwischen den rothen und den schwarzen Völkern wußten die Bergdamra die Gelegenheit wohl auszunutzen. Wo ein Ueberfall gemacht, wo ein Beutezug angestellt wurde, waren sie bei der Hand, um hinter den Siegern her zu rauben und zu plündern. Besonders an den zahlreichen Viehheerden der Herero haben sie sich gütlich gethan. Zu Tausenden haben sie sie geschlachtet und ihren immer hungrigen Magen einmal gründlich füllen können, was sonst selten der Fall ist. — Gleichwohl haben die bereits christianisirten Herero ihnen hier und da ein ruhiges Wohnen auf ihren Stationen gestattet, und die Rheinischen Missionare haben nicht gesäumt, den Versuch zu machen, sie in kleinen Gemeinden zu sammeln. Auf der Station Otyimbingue ist dies bereits gelungen, und auf Okombahe hofft man eine noch größere Anzahl zusammenzubringen. Bei einer Neugestaltung des Landes durch die deutsche Schutzherrschaft werden die Bergdamra als Ureinwohner im Lande immerhin mit zu berücksichtigen sein.

IV. Ovaherero und Ovambandieru.

Daß die hier genannten Völker zu den schwarzen Bantustämmen gehören, erkennt man sogleich aus ihrem Namen. Die Vorsetzsilben Ova (bei anderen Völkern Ba, Wa, Ma ꝛc.)

bezeichnen den Plural. Man schreibt jetzt oft Herero, mit Weglassung des Ova, aber Mbandieru ebenfalls mit Weglassung des Ova zu schreiben, daran hat man sich noch nicht gewöhnt. Es ist schon gesagt worden, daß diese Bantustämme vor mehreren Jahrhunderten aus dem Inneren Afrikas hervorbrachen und dies Damraland in Besitz nahmen, indem sie die Bergdamra und die hinter ihnen sitzenden rothen Völker vertrieben. So ganz schnell ging es mit dieser Besitznahme nicht. Vom Kunene her rückten, wie es scheint, zuerst Ovambo (die hier nicht weiter in Betracht kommen), neben ihnen, weiter westlich, Ovambandieru, und hinter diesen Ovaherero in das Kaokoland. Aber dies gebirgige Land wurde ihnen bei ihrem Heerdenreichthum bald zu eng, deshalb zogen zuerst die Ovambandieru weiter nach Südosten und kamen in die Gegend des Nosob. Hier erging es ihnen übel. Hottentotten und Buschmänner fielen über sie her und rieben den größeren Theil des Stammes auf. Den Rest der Ovambandieru nahm der Orlamhäuptling Amraal bei sich auf, der auf Gobabis saß am Flußbette des Nosob. Amraal war ein verständiger Mann und ein getaufter Christ, und schaffte den schwarzen Fremdlingen Ruhe und Sicherheit unter seinem Volke. Als aber eine böse Seuche ihn und die Aeltesten seines Stammes schnell hinter einander weggerafft hatte, fielen die jüngeren Leute wiederum mit Mord und Raub über ihre Schützlinge her, so daß der Rest der Ovambandieru zu seinen früheren Genossen, den Ovaherero, zurückfloh.

Auch die Ovaherero hatten es im Kaokolande sauer gehabt, sich gegen die beständigen Angriffe und Räubereien der Bergdamra und der rothen Stämme zu wehren. Der größere Theil von ihnen war deshalb weiter südwärts in offeneres Land gezogen, wo sie für ihren Heerdenreichthum besseres Gras und bessere Quellen fanden. Die Bergdamra, um die Gelegenheit zum Viehdiebstahl nicht aus den Händen zu lassen, verfehlten nicht, ihnen auch dahin zu folgen und sich nach ihrer Gewohnheit in den schwer zugänglichen Bergschluchten festzusetzen, um von da aus bald diesen, bald jenen Viehposten der Herero zu überfallen und in die Berge zu treiben, wo man sie nicht leicht verfolgen konnte. Indeß die Herero kümmerten sich nicht viel um diese Viehdiebe. Sie schlugen sie todt, wo sie mit ihnen zusammentrafen, mochten sie gestohlen haben oder nicht. Es schien ihnen ebenso selbstverständlich, die Bergdamra todtzuschlagen, wie die Tiger und Wölfe, die in ihre Heerden einbrachen. Nun ist schon erzählt worden, wie die Herero, da sie weiter und weiter mit ihren Heerden nach dem Süden zogen, vor etwa 50 Jahren mit dem Orlamkapitän Jonker Afrikaner auf Windhoek zusammentrafen und von diesem vollständig besiegt, unterjocht und zu Knechten der Hottentotten gemacht wurden.

Von jetzt an pflegten und züchteten die Herero ihr Vieh nur für ihre rothen Unterdrücker, die sichs auf Kosten ihrer Untergebenen wohl sein ließen. Jonker ließ sich an dem gewonnenen Reichthume noch keineswegs genügen, sondern durchzog das Damraland nach allen Richtungen, schlachtete Menschen und Vieh aus bloßer Mordlust, drang auch in den Kaoko und vernichtete alle dort zurückgebliebenen Schwarzen. Dieser ganze Landestheil wurde förmlich ausgemordet. Ein Theil der Herero hatte sich bei diesen Raub- und Mordzügen ganz auf Seiten des Eroberers gestellt und sich vom Jonker als Spür- oder Bluthunde gegen die eigenen Stammesgenossen brauchen lassen. Es waren dies die Tyamuaha unter ihrem Häuptlinge, dem sogenannten Kopperfoot. Als Jonker gestorben war, waren es gerade diese Tyamuaha, welche sich zuerst gegen die Hottentottenherrschaft erhoben und unter Maharero, dem Sohne des Kopperfoot, ihre Freiheit wieder zu gewinnen suchten. An ihre Spitze trat damals ein Europäer, der Schwede Anderson, der schon viele Jahre im Lande weilte, als Forschungsreisender, als Handelsmann, als Industrieller und auf der Station Otjimbingue einige Gebäulichkeiten besaß für Waarenmagazine und zum Betriebe einer Wagenmacherei. Hierhin hatten sich die tyamuahaschen Herero mit ihrem Vieh geflüchtet, und hierhin verfolgten sie ihre bisherigen Herren, die Hottentotten. Dank der Hilfe Anderson's und einiger anderer Europäer wurden die Hottentotten geschlagen (Juni 1864). Sie zogen sich dann aus dem Damralande zurück, südwärts nach Windhoek und nach weiteren Niederlagen noch mehr südwärts nach Hatsamas und der alten Grenze des Namalandes. Der Kampf zwischen den rothen und schwarzen Stämmen dauerte dann noch fort bis zum Jahre 1870. Dann wurde unter Vermittelung des Missionars H. Hahn Friede geschlossen. Auffallender Weise und zum Aerger der Herero wurde damals Windhoek dem Sohne des Jonker als Wohnsitz eingeräumt. Er selbst und seine hottentottischen Bundesgenossen im Namalande hatten freilich ein noch viel größeres Stück des Damralandes begehrt, bis an den Flußlauf des Tsoaaub (Schwachaub), und auch jetzt erhebt Jan Jonker noch immer die gleiche Forderung. Die Herero dagegen kümmerten sich gar nicht um den Friedensschluß, sondern trieben ihre Viehheerden wie vor Zeiten weit über Windhoek hinaus bis nach Hatsamas. So blieb der Anlaß zum Streite bestehen und ebenso der tiefe Haß zwischen Nama und Damra, zwischen den rothen und den schwarzen Völkern. Ein friedliches Beieinanderwohnen der beiden Rassen erscheint fast als Unmöglichkeit. Vom Jahre 1880 bis 1885 war der Krieg zwischen ihnen wieder im vollen Gange. An 1000 Menschen mögen auf beiden Seiten in diesem Kriege gefallen sein. Besonders an den schlecht bewehrten Ovambandieru wurden von den Hottentotten schändliche Greuel verübt. Aber auch die Herero haben den Orlam mit gleicher Münze heimgezahlt. Diesen Dingen nun abzuhelfen und die nöthige Ruhe und Sicherheit im Lande zu schaffen, wird die nächste Aufgabe der deutschen Regierung sein. Vielleicht würde sie am besten thun, den streitigen, südlichen Theil des Damralandes, der seit fünf Jahren ganz unbewohnt ist, für neutrales Gebiet zu erklären, die beiden zunächst in Betracht kommenden Häuptlinge Maharero und Jan Jonker mit einer kleinen jährlichen Rente abzufinden und eine kleine Polizeimacht in das neutrale Gebiet, vielleicht in Windhoek, zu postiren. Die Bastards, von denen jetzt weiter geredet werden soll, würden sich vortrefflich zu Grenzpolizisten eignen, wenn sie unter deutsches Kommando gestellt würden.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Am 13. Februar sind die Russen feierlich in das ihnen zugesprochene Pendschdeh eingerückt und haben dort ihre Behörden eingesetzt. Gleichzeitig wird gemeldet, daß eine Abtheilung von Saryk-Türkmenen, deren Gebiet an Afghanistan gefallen ist, nach russischem Gebiete ausgewandert ist.

— Bastian, A., Indonesien oder die Inseln des malayischen Archipels. II. Timor und umliegende Inseln. Mit zwei Tafeln. Berlin 1885. LXXIV und 116 Seiten. Die zweite Lieferung von Bastian's Indonesien enthält außer einem 70 Seiten starken, rein philosophischen Vorworte (Metaphysische Prolegomena für die Psychologie als Naturwissenschaft) das auf Timor und Umgebung (Tanah-Papua, Rotti, Tenimber, Aaru und Key) bezügliche, theils selbst an Ort und Stelle erkundete, theils aus der Litteratur gesammelte Material. Ein unendlicher Reichthum verbürgter Thatsachen macht das Buch zu einer Fundgrube für den Arbeiter auf dem Gebiete der Völkerpsychologie, aber viele Leser wird es kaum finden. Freilich ist das auch nicht sein Zweck; „ne perlegant, sed ut quisque desiderabit aliquid, id tantum quaerat," mit diesem Citate aus Plinius verzichtet der Autor selbst darauf und bezeichnet scharf, was er mit seinem Buche will; etwas finden wird in den einzelnen Kapiteln und in den damit nur locker im Zusammenhange stehenden Anmerkungen wohl Jeder.

Afrika.

— Der Bericht über die Senckenbergische Gesellschaft für 1885 enthält die von Dr. H. Schmidt gehaltene Gedächtnißrede auf den verstorbenen Senior der Afrikareisenden Dr. E. Rüppell. Dieselbe bringt vieles seither unbekannte Material aus ungedruckten Quellen; die von Rüppell entworfenen Routenkarten sind in photolithographischer Nachbildung beigegeben.

— Houdas, O., Ethnographie de l'Algérie. (In „Bibliothèque ethnographique publiée sous la direction de M. Léon de Rosny." Vol. 5.) Ein kleines Büchlein in 12°, das, ohne wesentlich Neues zu bringen, das über die algerische Ethnographie Bekannte in übersichtlicher Form zusammenstellt. Wir machen auf es besonders deshalb aufmerksam, weil die darin enthaltenen Abbildungen eines Bergkabylen, eines Rifbewohners und eines Arabers mit die besten Typen dieser Rassen sind, die wir noch gesehen haben. Der Verfasser glaubt, unter den Berbern einen blonden und einen braunen Typus unterscheiden zu können, die nicht bloß in der Farbe der Haare verschieden sind; der blonde herrscht in Marokko vor. Ko.

— Die politischen Zeitungen enthalten ein Telegramm aus Kairo vom 15. März, wonach in „Gebetzey", einer „Ortschaft" an der Küste des Rothen Meeres, eine mächtige Petroleumquelle entdeckt worden ist. Gemeint ist der Gebel Zeit (z als weiches s zu sprechen), d. h. eben „Oelberg", welcher der Südspitze der Sinai-Halbinsel gegenüberliegt und durch seine Erdölquellen schon lange bekannt ist.

— Ein englisches Kanonenboot unter Major Hunter, dem politischen Agenten in Aden, hat in Las Gori, einer Stadt an der Nordküste der Somali-Halbinsel in 48° 10' östl. L. Gr., die englische Flagge gehißt. Las Gori liegt bereits an derjenigen Küste, welche die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft (vergl. oben S. 207) von den Sultanen der Somali erworben zu haben behauptet.

— Dr. Fischer berichtet vom 8. Januar vom Victoria Nyanza über Zanzibar, daß nach einem Briefe Dr. Schnitzler's (Emin-Bey) an den englischen Missionar Mackay — das Datum dieses Briefes wird leider nicht angegeben — die drei so lange vermißten Europäer, Dr. Junker, Dr. Schnitzler und der Italiener Casati sich wohlauf in der Nähe von Unjoro befänden, daß ihnen aber der Durchzug durch Unjoro verwehrt werde. — „In der Nähe von Unjoro", soll wohl bedeuten „an der Nordgrenze des Landes"; es ist das ein Reich im Norden und Nordwesten von Uganda (in welch letzterem sich englische Missionare und Jesuiten befinden). Im Norden wird es vom See Albert Nyanza und dem Somerset-Nil begrenzt.

— Lieutenant Wißmann hat nun leider doch seine neuen Reisen im südlichen Congobecken (vergl. oben S. 127) aufgeben müssen. Auf dem Wege von Vivi nach dem Stanley-Pool ist er ernstlich erkrankt und wird in Folge dessen nach Europa zurückkehren müssen.

— Die Lieutenants Kund und Tappenbeck, die am 9. August 1885 von Leopoldville am Stanley-Pool nach dem Inneren aufbrachen, sind nach der „N. Preuß. Ztg." am 29. Januar dieses Jahres daselbst wieder eingetroffen, Lieutenant Kund unfähig zu gehen, im Canoe liegend, in Folge einer Pfeilwunde. Sie haben den Kuango, Kassai, Sankura überschritten und sich dann an einem Flusse, der unterhalb des Sankura in den Kassai geht, Canoes gebaut. Den größten Theil ihres Weges hatten sie fortwährend Kämpfe mit den Eingeborenen zu bestehen. Bei einem Ueberfalle durch Eingeborene hatten sie ihre Munition und Provisionen verloren. Diese Verluste und die Verwundung des Herrn Kund hatten sie zur Umkehr gezwungen.

Nordamerika.

— Die britische Regierung hat gegenwärtig eine Frage von großem Interesse in Erwägung, welche mit dem vorgeschlagenen Pacific-Postdienste und der Eröffnung einer neuen Route nach Ostasien in Verbindung steht. Falls die von der kanadischen Pacific-Eisenbahngesellschaft jetzt unterbreiteten Vorschläge angenommen werden, wird der Postdienst, welcher gegenwärtig über Suez zwischen England und Hongkong 34 bis 37 Tage, nach Schanghai 39 bis 42 Tage und nach Jokohama 43 bis 46 Tage in Anspruch nimmt, nur beziehungsweise $29\frac{1}{2}$ bis $31\frac{1}{2}$, 28 bis 30 und 24 bis 26 Tage erfordern. Ueberdies kann England im Falle eines Krieges und bei der Möglichkeit der Schließung des Suezkanals mit Sicherheit und schleunig Truppen nach Indien senden. In Verbindung mit obigem Plane besteht die Absicht, Halifax zu der größten britischen Flottenstation in Amerika zu machen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIX. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

VIII.

Ko. Zur Römerzeit führte eine vielbegangene Heerstraße von Susa am Meere nach Sufes, dem heutigen Sbiba, und sie muß in der Nähe von Kairuan vorbeigekommen sein; sie wieder aufzufinden, war der Hauptgrund, welcher die Reisenden wieder in die heilige Stadt zurückgeführt hatte. Sie schlugen die Richtung an dem früher erwähnten Lusthause Dar Farik und seinen prächtigen Gärten vorüber nach den Bergen zu ein und erreichten gegen 11 Uhr den Fuß des Dschebel Gurin, des äußersten Ausläufers der gewaltigen Bergmasse des Dschebel Usselet. Hier bogen sie in ein seinem Fuße entlang laufendes Thälchen ein, welches von dem Wed Scherischera durchrieselt wird. Unter den Resten einer Wasserleitung wird der Frühstückshalt gemacht; vier mächtige Bogen überspannen das Bachbett und die Fortsetzung läßt sich etwa 3 km weit verfolgen. Es ist das ein Römerwerk, das, wenn auch nicht Kairuan, so doch die Ebene einst mit frischem Gebirgswasser versorgte und so gut erhalten ist, daß man ernstlich daran denkt, es wieder in Stand zu setzen und so der chronischen sommerlichen Wassersnoth der heiligen Stadt ein Ende zu machen. Die Quelle, welche damals das Wasser lieferte und es heute wieder liefern soll, heißt, wie der Bach, Aïn Scherischera; sie liegt einige Kilometer weiter oben und auf der ganzen Strecke sieht man die Spuren der alten Leitung, streckenweise sogar in den Felsen gehauen.

Den ganzen Tag hindurch geht es durch ein verwickeltes System von kleinen Thälern, und es wird Abend, ohne daß man Menschenspuren bemerkt. Indeß die Reisenden sind guten Muthes, denn der alte Tschausch (Polizeisoldat), den man ihnen in Kairuan als Führer mitgegeben, kennt das Land wie seine Tasche und scheint durchaus nicht geneigt, auf die abendliche Dissa (Mahlzeit) zu verzichten. Von Ruinen sieht man nur hier und da die Trümmer römischer Meiereien, die beweisen, daß auch dieses Bergland einst in seiner ganzen Ausdehnung besiedelt war. Heute begegnet man keinem Menschen, erst gegen Abend lenkt der Tschausch vom geraden Wege ab und bringt die Expedition zu einem ziemlich bedeutenden Araberduar. Sie wird freundlich aufgenommen, ein Zelt wird für die Leute errichtet, die Pferde können sich an Stroh und Gerste gütlich thun und die Eskorte nicht minder an dem Kuskussu, welcher in einer riesigen Holzschüssel aufgetragen wird.

Den Reisenden ist aber klar geworden, daß in diesem bebuschten Gewirre von Bergen und Thälern die Römerstraße ganz gewiß nicht zu suchen ist; sie stellen das dem Führer vor und er scheint sie auch zu begreifen. Am folgenden Morgen ändert er darum die Richtung und wendet sich dem Dschebel Trozza zu, dessen mächtiger Rücken schon längst zur Linken sichtbar ist. Der Pfad zieht sich durch ein endloses, langweiliges Dickicht von Lentisken und Thuja hin, in dem man stellenweise kaum weiter kann; aber nach und nach wird das Land flacher, man nähert sich wieder der Ebene. Der Wed Merg el-Lil, der hier das ganze Jahr hindurch Wasser führt, wird ohne alle Schwierigkeit überschritten, dann folgt man dem Fuße des Trozza. In halber Höhe wird eine große Felsspalte sichtbar; nach Angabe des Führers führt sie in eine geräumige Höhle, welche das ganze Jahr hindurch mit Wasserdampf erfüllt ist und die man darum Hammam (Bad) nennt.

Der Dschebel Trozza erhebt sich ziemlich isolirt in der Ebene und kann darum nördlich wie südlich umgangen werden. Die Karawane schlägt die erstere Richtung ein und zieht zwei Stunden lang auf einem Araberpfade am steilen Berghange längs einer tiefen Schlucht dahin; dann steigt sie in bequemer Senkung hinunter und auf der anderen Seite wieder hinauf zum kleinen Berberdorfe Daschra el-Usseltia. Dasselbe liegt äußerst romantisch, fast auf einer Insel, denn eine tiefe Schlucht umzieht es auch auf der anderen Seite und, wenn in der Regenzeit beide Wildbäche Wasser führen, sind die Einwohner ganz von der Außenwelt abgeschlossen. Daß die Einwohner Berber sind, beweist nicht nur der Name ihres Dorfes (Daschra bedeutet ein Dorf aus festen Steinhäusern im Gegensatze zum Duar, dem Zeltdorfe), sondern auch eine ebenso einfache wie sinnreiche Oelpresse, deren Konstruktion sicher vorrömisch ist. Unsere Abbildung giebt eine gute Vorstellung davon. Ein Baumstamm ist mit seinem einen Ende an einem zwischen zwei Bäumen befestigten Querbalken festgemacht, das andere Ende ist frei und kann durch Steine oder durch Menschenkraft beschwert werden. Unter seinem ersten Drittel ist eine kreisförmige Vertiefung mit Steinen ausgelegt; auf ihr werden die Oliven in den bekannten linsenförmigen Körben aufgeschichtet und durch Herabziehen des freien Endes ausgepreßt. Das Oel sammelt sich in der Vertiefung und kann von da durch eine Rinne in ein tieferes Loch fließen, aus dem man es ausschöpft. Diese primitive Vorrichtung ist ganz ähnlich derjenigen, welche man in Deutschland vielfach bis in dieses Jahrhundert hinein beim Keltern benutzte; sie hat sich aber nur hier und da in abgelegeneren Gegenden erhalten; in der französischen Kabylie sieht man überall die Kelterpresse mit Schraubenspindel.

Bei Tagesanbruch wird der Weitermarsch nach Sbiba angetreten. Zur angenehmen Ueberraschung der Reisenden



Wasserleitung im Wed Scherischera. (Nach einer Photographie.)

bildet der Nordabhang des Dschebel Trozza einen schroffen Gegensatz zu der bisher durchzogenen Einöde, ein förmlicher Olivenwald bedeckt ihn bis zum Merg el-Lil herab. Felder mit Gerste und Bohnen sind überall angelegt, nach der Wegseite geschützt durch Kaktushecken, kurz, man ist im Kabylengebiete. Stellenweise könnte man sich im Sahel bei Hammamet oder Susa glauben. So wird binnen Kurzem das ganze Bergland wieder aussehen, wenn die französische Regierung seinen Bewohnern nur Schutz gegen die Blutsauger in Tunis gewährt. Auf der Straße herrscht ziemlicher Verkehr; es existiren sogar zwei Funduks, in denen man eine Tasse Kaffee und nöthigenfalls sogar Unterkommen finden kann.

Leider dauert aber die Fruchtbarkeit nicht lange; schon das vom Wed Gattar durchströmte Seitenthal ist weniger gut bebaut und durch wild zerrissenes Land gelangt man bald wieder in die vollständige Wüste. Am Kasr Marnji wird gefrühstückt; es sind die Trümmer einer unbedeutenden Befestigung, nur 10 m im Geviert, offenbar in den letzten Tagen der Römerherrschaft in aller Eile zur Abwehr eines feindlichen Ueberfalles errichtet. Zwei Stunden weiter erreicht man den Wed Kuki, in dessen breitem Sandbette ein Araberstamm sein Zeltdorf aufgeschlagen hat. Die Reisenden nehmen hier Nachtquartier, nicht ohne einiges Bedenken, denn ein Wolkenbruch oben in den Bergen hätte sie und ihre Gastfreunde in eine sehr bedenkliche Lage bringen können. Eine benachbarte Ruine stellt sich auch als der Ueberrest einer kleinen Befestigung, eines Bordsch, wie man das jetzt nennen würde, heraus; das Thürgesims trägt den Löwen von Juda und den Pfau; der Bau stammt also aus christlicher Zeit.

Vom Wed Kuki führt der Weg in südwestlicher Richtung zum Wed el-Hatob und eine Strecke weit in dessen sandigem Bette entlang; eine eigenthümlich auf einem Hügel

hängende Ruine, der Henschir Bu ed-Diab, bleibt zur Rechten, und nach weiterem zweistündigem Marsche über eine wüste Ebene ist das vorläufige Reiseziel, der große Henschir von Sbiba, erreicht.

Es ist wenig genug, was wir über das antike Sufes wissen; ein paar Inschriften und Statuenbasen beweisen, daß es schon zur Zeit des Augustus existirte; sonst erfahren wir von ihm eigentlich nur, daß es in christlicher Zeit ein Bischofssitz war. Nur als 399 n. Chr. der Kaiser Honorius die Christen ermächtigte, den Heiden ihre Tempel wegzunehmen und die Götterbilder zu zerstören, machte die Stadt für einen Moment von sich reden. Sie besaß ein hochverehrtes Heiligthum des Herkules, wohl also des Melkarth, was sie als eine phönizische Gründung erscheinen läßt, die vielleicht bis in die Zeit der Auswanderung der Kanaaniter zurückreicht. Im Tempel stand eine Bildsäule des Gottes und, als die Christen sie zu zerstören versuchten, setzten sich die Heiden zur Wehre und erschlugen 60 Christen. Der heilige Augustinus schrieb deshalb einen salbungsvollen erbitterten Brief an die Bewohner von Sufes, der uns erhalten geblieben und so ziemlich das einzige Dokument ist, welches uns von der alten Stadt Nachricht giebt; die erschlagenen Fanatiker wurden natürlich heilig gesprochen und die Kirche feiert noch das Angedenken der Märtyrer von Sufes am 30. August. — Später wird die Stadt nur noch einmal genannt; in ihrer Nähe bei Mems fand die große Entscheidungsschlacht statt, wo Kuschile ben Behram, der mit den Griechen verbündete Berberkönig, durch die Araber unter Zobeïr ibn Kaïs eine schwere Niederlage erlitt.

In der Umgebung der Stadt fällt zunächst eine Anzahl kleinerer Befestigungen auf, offenbar aus der Zeit stammend, wo die Berber nach dem Untergange des Vandalenreiches sich die Gelegenheit zu Nutze machten und die Ansiede-



Oelpresse in Daschra el-Usseltia. (Nach einer Zeichnung Saladin's.)

lungen bis unter die Mauern der großen Städte plünderten. Aber es sind auch noch wichtigere Gebäudereste erhalten. Ausgedehnte Mauern in Blockwerk deuten auf eine Thermenanlage, in welcher noch die für die Aufstellung von Statuen bestimmten Nischen erkennbar sind. Dann fallen die Ueberreste eines hufeisenförmigen Nymphäums in die Augen, ebenfalls aus Blockwerk, aber mit schönen Quadern bekleidet; Bruchstücke von korinthischen Säulen und von Statuen sind noch vorhanden, und man sieht deutlich den viereckigen Wasserbehälter und die Oeffnungen, durch welche das Wasser in den Brunnen abfloß; auch von der zuführenden Wasserleitung sind noch einige Reste erhalten.

Die wichtigste Ruine ist indeß die von den Arabern als Dschama Sidi Olba, die Moschee Sidi Olbäs, bezeichnete. Innerhalb einer hohen Umfassungsmauer stehen sechs Reihen antiker Säulen, deren sorgsam ausgearbeitete korinthische Kapitäle in schroffem Gegensatze stehen zu dem elenden Mauerwerke, das sie umgiebt. Sie sind offenbar einem viel älteren Bauwerke entnommen und haben ihre jetzige Anordnung von mohammedanischer Hand erhalten, denn in der Mauer ist als gewöhnlicher Mauerstein eine Konsole eingesetzt, welche Weintrauben und Reben, also ein häufig wiederkehrendes christliches Emblem, trägt. Der arabische Name könnte also ganz gut berechtigt sein und es ist dies wahrscheinlich die Moschee von Sbiba, die El-Bekri in seinem Reiseberichte erwähnt.

Es lag nicht im Plane der Reisenden, in Sbiba genauere Nachforschungen anzustellen; Sbeitla bot dafür ein viel lohnenderes Feld und schon nach zweitägigem Aufenthalte brachen sie dorthin auf. Ihre Marschrichtung folgte jedenfalls der einer alten Römerstraße, aber es ließ sich keine Spur mehr von derselben entdecken; auch sonst bot die ziemlich kurze Strecke keinerlei Interesse und ohne jeden Zwischenfall wurde die Stätte des alten Sufetulae er-



Dschama Sidi Okba in Sbiba. (Nach einer Photographie.)

reicht. Ehe die Reisenden hier aber einen längeren Aufenthalt nahmen, machten sie noch einen Vorstoß, um die Römerstraße von Sufetulae nach Aquae Regiae aufzusuchen. Durch den wohlerhaltenen Triumphbogen, den unsere Abbildung zeigt, zogen sie nach einem Plateau, das sich den Bergen entlang erstreckt, und fanden hier auch die unzweifelhaften Spuren der gesuchten Straße, welche sie auf eine geraume Strecke hin verfolgen konnten. Dann wandten sie sich links, um die berühmte Quelle von Fum el-Gelta zu erreichen.

Mitten in dem hügeligen Lande erscheint plötzlich eine Felsenmasse, durch eine gewaltige Kluft gespalten, und an ihrem Fuße liegen zwei große Wasserbecken, durch eine Felsenmauer, welche das Thal durchzieht, aufgestaut. In die Felsenmauer ist von Menschenhand eine Kerbe gehauen, durch welche das Wasser in eine Leitung tritt, welche es in

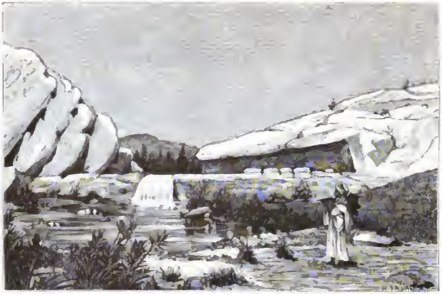


Triumphbogen von Sbeitla. (Nach einer Photographie.)

ein Sammelbecken von 30 m Breite bei 38 m Länge führt. Dieses Sammelbecken, dessen Mauern durch Widerlager gestützt werden, ist vollkommen wohl erhalten und hat ungeachtet des angesammelten Schlammes und des seit Jahrhunderten hineingewehten Sandes und Staubes immer noch eine Tiefe von 2 m. Ein Aquädukt scheint von hier aus ein paar Dörfer in der Ebene, deren Trümmer man noch sieht, versorgt zu haben; er ist zerfallen und heute stürzt das Bergwasser in einer Kaskade über den Rand des Beckens und verschwindet nach kurzem Laufe in einer dicken Sandschicht. Die Umgebung der Becken ist mit Oleandern und allen möglichen Bäumen bewachsen; aber auch der Bergabhang jenseits der Felsen trägt ein dichtes Grün von Wachholderbäumen, über welche sich einzelne Strandkiefern erheben.

Im Schutze der Bäume wird die Nacht verbracht; am anderen Morgen steigt die Karawane durch eine enge Schlucht hinab, in deren Grunde der dem Wed Menasser

tributäre Wed Sbeitla fließt. Oleanderbüsche erfüllen das Thälchen so dicht, daß die Pferde Mühe haben, sich durchzuarbeiten. Am Ausgange biegt der Weg um eine Felsenecke und nun erhebt sich vor den Reisenden auf ein-



Fum el-Gelta. (Nach einer Zeichnung Saladin's.)



Wasserleitung in Sbeitla. (Nach einer Photographie.)

mal das Plateau von Sbeitla, und an seinem Rande, gerade über ihnen, der Triumphbogen des Konstantin. Daneben liegen die Trümmer der drei Tempel und ihr Peribolus, und etwas weiter hin die Mauern des Theaters. So weit

das Auge reicht, trifft es Ruinen aller Art; nur hier und da sprossen ein paar dürftige Kräuter oder ein dorniger Busch des wilden Oelbaumes oder eine verkümmerte Strandkiefer. Der Gesammteindruck ist ein gewaltiger, besonders wenn man die Ruinen in der Abendbeleuchtung, vom Strahle der sinkenden Sonne vergoldet, zum ersten Male erblickt.

In Sbeitla gedachten die beiden Archäologen sich längere Zeit aufzuhalten und wenigstens einige Nachgrabungen vorzunehmen; sie mußten sich darum nach einem etwas besseren Nachtquartiere umsehen, als ihre engen Zelte boten, besonders da die Witterung nicht übermäßig viel Gutes versprach. Ein paar neuere Gebäude, welche die Araber auf der Ruinenstätte errichtet hatten, konnten nothdürftigen Schutz gewähren. Zuerst quartierten sich die Reisenden in einem Gebäude ein, das der Marabut Sidi Ibrahim einstmals neben der Ruine eines Tempels erbaut hatte. Dann siedelten sie aber definitiv in ein neueres Gebäude über, das ein reicher Eingeborener aus der Oasis von Nefta, südlich von Gafsa, Sidi Mustapha ben Azuz, vor etwa 20 Jahren errichten ließ. Derselbe hatte den für einen Tuniser wirklich auffallenden und kühnen Gedanken, Sbeitla wieder zu kolonisiren, und hatte dazu eine Anzahl seiner Leute abgesandt, welche sich zunächst daran machten, ein Wohnhaus, freilich auf Kosten einer ganzen Anzahl antiker Reste, zu erbauen. Das Bauwerk blieb aber unvollendet, denn die benachbarten Nomadenstämme bezeugten gar keine Lust, innerhalb ihres Gebietes eine feste Ansiedelung entstehen zu lassen und plagten die Kolonisten so lange, bis diese sich entschlossen, ihre Pläne aufzugeben.

In den Trümmern richtete die Expedition sich häuslich ein, so gut es eben ging. Der große Hof war als Stallung für die Lastthiere sehr willkommen, denn wenn auch Raubthiere hier nicht zu befürchten waren, den arabischen Nachbarn war nicht allzusehr zu trauen. Die eigentliche Wohnung bestand aus zwei noch nothdürftig erhaltenen Zimmern, zwischen denen ein drittes mit eingestürzter Decke lag. Die beiden Reisenden nahmen das eine für sich und verstopften die Löcher in den Mauern, so gut es ging; das Zelt wurde als Thür verwandt, und so hatten sie schließlich ein Obdach, das ziemlich genügenden Schutz gegen die Tageshitze wie gegen die Nachtkälte bot. In dem anderen Hause wurden die acht Soldaten untergebracht, welche sowohl als Eskorte, wie als Arbeiter bei den Ausgrabungen fungiren sollten. Durch ihre Unterstützung wurde es den beiden Archäologen möglich, etwas genauere Forschungen anzustellen als ihre Vorgänger.

Die antike Stadt liegt auf einem Plateau, welches der Wed Sbeitla in einer tief eingerissenen Schlucht umfließt. Dieser Bach entspringt nordwestlich der Stadt in einer gewaltigen Felsspalte, deren Ränder sich gegen 60 m hoch erheben; sie läuft gegen einen Kilometer weit nördlich und endet an einer Felsenmauer, über welche in der Regenzeit die vom Hochplateau herabkommenden Gewässer in einem prächtigen Wasserfalle herabstürzen. Eine ganze Anzahl Quellen führen ihm ihr Wasser zu, so daß er auch im Hochsommer nicht ganz versiecht. Eine der reichsten hatten die Eingeborenen bei dem Kolonisationsversuche Sidi Mustapha's gefaßt und durch eine Mauer aufgestaut, um sie der neuen Stadt zuzuführen; sie ist etwas wärmer als gewöhnlich, und man konnte selbst im Januar recht gut in ihr baden; das felsige Bett ihres Abflusses bot prächtige natürliche Badewannen.

Die Quellschlucht bietet einen wunderbar großartigen Anblick. Ihre beiden Felsenwände verlaufen völlig gerade, aber sie sind von Zeit zu Zeit durch tiefe senkrechte Spalten zerrissen. Nur hier und da sprossen im Bette des Baches ein paar Oleander, am Abhange einzelne Wachholder- und Halfabüsche. An einigen Punkten wird die Wand von kleinen Seitenthälchen geschnitten, die besser bewachsen und von zahlreichen Rebhühnern bevölkert sind, und in den steilen Felsen findet die blaue Felsentaube ein sicheres Versteck. Näher an der Stadt treten auch auf dem Grunde des Thales Felsen hervor und hier, ganz nahe der Wohnung der Reisenden, überschreitet es die Wasserleitung, welche dem alten Sufetulae die frischen Quellwasser vom Dschebel Sbeitla zuführte. Noch ungefähr einen Kilometer weit windet sich der Bach bald zwischen steileren, bald zwischen flacheren Ufern, dann erreicht ihn das Schicksal aller seiner Genossen in dieser Gegend: er verschwindet im Sande und vermehrt das unnütze Grundwasser, das irgendwo tiefer unten, mit den löslichen Substanzen des Bodens geschwängert, wieder zu Tage tritt.

Die Houbirg.

Eine keramische Studie.

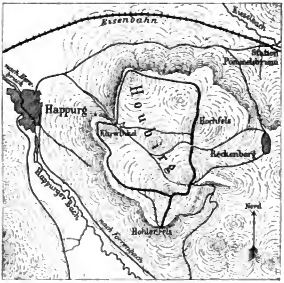
Vortrag, gehalten am 30. December 1885 in der naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg von deren korrespondirenden Mitgliede Dr. C. Mehlis.

Bei Nürnberg, eine Stunde östlich vom reizenden Gebirgsstädtchen Hersbruck entfernt, erhebt sich das über 600 m hohe Plateau der Houbirg oder in hochdeutschem Sinne des Hohberges. Sein Plateau, welches vom Happurger Bache und dem zur Pegnitz mündenden Kieselbache in tiefgeschnittenen Thalungen umzogen wird, umgiebt eine der großartigsten Wallungen der Vorzeit. Dieselbe umzieht einen Flächenraum von ca. 90 000 qm und erhebt sich, aus Kalksteinen und Erde gethürmt, an den höchsten Stellen fast 14 m hoch über den die Befestigung umschließenden Wallgraben. Räthselhaft ist nicht der Zweck der weitgedehnten Bauernburg der Vorzeit, wohl aber die Zeit, in welcher sie von Menschenhänden gebaut ward. Die Ausgrabungen, welche ich selbst vor mehreren Jahren ausführte, lieferten kein entscheidendes Resultat [1]). Wohl fanden sich Scherben verschiedener Art, sonst die Leitmuscheln der Archäologie, wohl ein Bronzering und ein Eisenbeil, wohl Eberzähne und Rehknochen. Aber von wem rühren diese Altsachen her?

[1]) Vergl. „Archiv für Anthropologie“, XI. Band, 1879, „die Houbirg im Pegnitzthale“ von Dr. C. Mehlis, mit Plan, S. 189 bis 213.

So mußte der Epigone, der auf dem Werke der Vorzeit sinnend stand, ohne Antwort fragen.

Vor wenigen Stunden zeigte mir nun Herr Zippelius Gefäßreste verschiedener Art, die an der Westseite des Walles, am sogenannten Karwinkel (= Spitzwinkel, ein Name, welcher die Oertlichkeit genau schildert), von Steinhauern aufgelesen wurden. Man kann zweierlei Art unter ihnen scheiden. Die einen bestehen aus fein geschlämmter Erde, zeigen inwendig rothe Farbe, außen Graphitschwärzung, sowie regelmäßige Bildung des Randwulstes. Abgewaschen von dem Niederschlage der Jahrhunderte ähneln sie rohen Stücken der römischen terra sigillata, den römischen Porzellanwaaren. Die Technik hat bei ihrer Herstellung eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Die zweite Art zeigt dickes grobes Material, welches mit zahlreichen Glimmerplättchen versetzt ist. Der Rand zeigt unförmliche Figuren, der Hals ist von großer Plumpheit. Der Töpfer hat die Drehscheibe nur ungeschickt gehandhabt. Den Gefäßbauch umzieht eine primitiv hergestellte Leiste mit Nägeleindrücken als Ornament. Andere Stücke zeigen in Reihen um den Gefäßbauch geordnete Kerben als Verzierung auf.



Die Houbirg in 1:15000.

Wo nun der Wall in der Richtung nach Osten, auf Reckenberg zu, einen alten Durchbruch besitzt (vgl. Plan), fanden sich im Walle selbst bei meinen Ausgrabungen neben Kohlen und Knochen Gefäßreste, welche im Materiale, der rothen Farbe innen und außen, sowie dem Gebrauche des Färbemittels, des Graphits, genau der besseren und älteren Sorte von Karwinkel, der Westseite der Houbirg, entsprechen. Kein Zweifel, diese Scherben von der Nähe des Hochfels am Reckenberger Wege und die rothschwarze Sorte vom Karwinkel gehören derselben Zeit und denselben Fabrikanten an; sie zeigen in Form und Technik denselben Stempel ihres archäologischen Charakters auf. In der Tiefe des „Hohlen Fels" (vgl. Plan) am Südtheile der Houbirg haben nun vor zwei Jahren die Gymnasiasten Krell und Genossen neben Knochen vom Höhlenbären und geschlagenen Flintsteinmessern, neben Resten vom Riesenhirsche und Feuersteinknollen an einer seitlichen Stelle rothe, festgebrannte Gefäßreste aufgegraben, welche neben der rothen Farbe als Schmuck in den Thon eingegrabene Kreise und Parallellinien aufweisen. Auch sie ähneln den älteren keramischen Altsachen vom Karwinkel und Hochfels, nur deutet ihr Ornament auf eine archäologisch noch weiter zurückliegende Periode hin. Mit den Flintmessern und den Bärenzähnen jedoch haben sie nichts mehr zu thun. Gleichzeitig sind alle drei Gefäßarten, die vom Karwinkel, vom Hochfels, vom „Hohlen Fels" einer vierten Art gleich, welche der Eifer der Nürnberger anthropologischen Sektion erst jüngst aus dem zähen Sandboden der Nürnberger Keuperebene gewonnen hat.

Grabhügel bei Altdorf südwestlich der Houbirg und bei Alfalter nördlich der Houbirg lieferten neben einfachen Bronzeringen und Zängchen, eisernem Pferdegeschirr und einer Bernsteinperle eine Reihe von Schalen, Bechern, Urnen. Dieselben zeigen zum Theil denselben rothen äußeren und inneren Anstrich, wie die Houbirger Gefäße, und daneben eine geometrische Ornamentik, welche aus eingedrückten Kreisen, ausgefüllten Dreiecken, verzierten Leisten, zu Figuren verbundenen Strichen besteht. Eine Schale von Alfalter, die mit Graphit geschwärzt ist, weist um den Gefäßbauch eine aus Dreiecken und Quadraten hergestellte künstliche Guirlande auf. Bei einer anderen rothen Schale von Altdorf besteht die herumlaufende Verzierung aus mit Strichen ausgefüllten Dreiecken, welche längs den beiden Katheten eingedrückte Kreise begleiten. Die nämlichen Gefäße mit ganz denselben Elementen der Ornamentik hat man nun vor ca. 20 Jahren an einem fernen Alpensee hoch oben auf einem Friedhofe aus grauer Vorzeit aufgedeckt. Dem firnbedeckten Dachsteine zu Füßen liegt oberhalb des Hallstatter Sees am Osthange des Siegkogels ein Hochthal. In der Nähe der dortigen Saline legte man zwischen 1847 und 1864 die Reste eines merkwürdigen Grabfeldes frei, dessen Todten theilweise verbrannt, theilweise bestattet waren. Umgeben war Asche und Gebeine vom Schmucke der Bronzegehänge, der schneidigen Schwerter und Dolche, und daneben lagen ganze Tafelservice von Gefäßen aller Art. Die Schalen von Hallstatt nun [1]) besitzen z. B. eine Ornamentik, bestehend in Punkten, Strichen, Kreisen, Dreiecken, welche, zu förmlichen Festons geordnet, den Gefäßbauch umziehen, sowie die Auszeichnung der rothen Farbe, welche sie der Keramik von Alfalter und Altdorf zum Verwechseln ähnlich macht. Einzelne ornamentirte Schalenstücke kann man ebenso gut nach Hallstatt wie nach Alfalter oder nach Altdorf versetzen. Gefäße ähnlicher Art hat Dr. Eidam in der Umgegend von Gunzenhausen in Mittelfranken in Grabhügeln massenhaft vorgefunden; östlich davon kommen solche in Tumulis bei Lay in der Nähe von Thalmässing vor [2]). Im südlichen Oberbayern hat Maler Naue bei Pullach und Pähl zahlreiche Grabhügel aufgedeckt, welche dasselbe rothschwarze Farbenspiel und die gleichen Ornamente wie jene schmücken.

Kein Zweifel, in der Periode der Urzeit, welche die modernen Archäologen mit dem Namen der Hallstatter Periode bezeichnen, haben die Urbewohner der nordalpinen Region, welche sich vom Kamme der Centralkette nördlich bis zum Südhange des hercynischen Waldsystemes erstreckt und im Westen über Württemberg und Baden bis zur Rheingrenze, im Osten über Böhmen und Posen bis in die Sarmatische Ebene hinein reicht, ihre Gefäße nach derselben Methode roth und schwarz bemalt und sie mit Ornamenten geschmückt, welche auf denselben Anschauungskreis zurück-

[1]) Vergl. Sacken: „Das Grabfeld von Hallstatt", Taf. 26 und S. 106 bis 109.

[2]) Vergl. des Verfassers Aufsatz im XV. Bande des Archivs für Anthropologie 1884, „Grabhügel und Verschanzungen bei Thalmässing".

gehen [1]). Das Centrum dieser Bevölkerung aber lag aller Wahrscheinlichkeit nach am Nordrande der Alpen oder in den Nordalpen. — Welcher Schluß aber ergiebt sich hieraus für unsere Houbirg? Auch hier finden sich im „Hohlen Fels", am Hochfels und am Karwinkel die bezeichnenden rothen und ornamentirten Hallstatter Scherben. Aus vorstehenden Thatsachen ist zu schließen, daß die Houbirg nicht älter ist als die Scherben, welche sich im Walle selbst vorfanden. Diese Gefäße aber gehören der Hallstatter Periode an (manche davon, vergl. „Archiv für Anthropologie", XI. Band S. 196, mögen allerdings der älteren la-Tène-Zeit angehören), folglich muß der Wall zur selben Zeit, in der Hallstatter Periode gethürmt worden sein. Die ersten arischen Stämme, waren es nun Rhätier oder Gallier (dem Verfasser ist das erstere wahrscheinlich!), welche aus dem Osten nach Mitteleuropa kamen, bauten im ersten Jahrtausende v. Chr., erste Hälfte, sich, ihren Familien, ihren Heerden zum Schutze solche riesige Bauernburgen, wie sie längs der Donau und des Rheines sich vorfinden. Schon Tacitus kennt diese Lagerräume in seiner „Germania" cap. 37, castra ac spatia. Er schreibt sie den gewaltigen Recken zu, welche sieben Römerheere vernichteten — den Cimbern und Teutonen.

Aber die Scherben der zweiten rohen Art mit den primitiven Wulsten, den Glimmerplättchen und der reducirten Ornamentik! Welcher Periode gehören sie an? — Lange, ich muß es gestehen, war der Forscher bei ihrem Anblicke unentschlossen. Endlich ließ ihm die vergleichende Ornamentik ein Licht aufgehen. Es war vor mehr als einem Decennium, als Direktor Hammer zu Nürnberg mit den Archäologen Lisch und Worsaae auf dem Slavenlande der Insel Rügen [2]) nach Schätzen der Vorzeit eine Entdeckungsreise gemacht hat. Er hat es uns soeben mitgetheilt, daß sie damals im Lande der Ranen, auf der Insel Rana, wie Rügen slavisch heißt [3]), dem Hauptsitze der Nordslaven bis ins 11. Jahrhundert, Gefäße desselben Aussehens mit Glimmerplättchen und mit den nämlichen Formen und Verzierungen angetroffen haben. Zu Schweigen, einem Oertchen am linken Pegnitzstrande zwischen Lauf und Nürnberg, hat 1884 die anthropologische Sektion einen Hügel aufgedeckt [4]). War es nun ein Grabhügel oder der Rest einer Pechsiederei, in ihm traf man dickwandige, mit rohen Wellenlinien verzierte Scherben an, deren Form und Material abermals genau mit der zweiten Art vom Karwinkel übereinstimmt. Aus der Vergleichung der Scherben von Rügen und Schweigen mit denen der zweiten jüngeren Art vom Karwinkel ist der archäologische Schluß zu ziehen, daß alle drei Produkte zurückgehen auf den letzten von Osten einrückenden Zweig der Arier, das Volk der Slaven. Pegnitz und Rednitz selbst sind slavisirte Flußnamen; von den Ratanzwinidi hat der ganze Gau den Namen Ratanzgau erhalten. Sigliczhof bei Erlangen giebt ihren westlichsten Vorposten am Regnitzufer an. — Im fünften bis siebenten Jahrhunderte n. Chr. nach und in den Stürmen der Völkerwanderung drangen diese Wenden von Nordosten her in den Nordgau ein. Die alte Volksburg, welche vor ihnen Rhätier, Gallier oder Germanen besetzt hatten, die Houbirg, bot ihren Schaaren in Zeiten der Kriegsgefahr, wenn deutsche Kriegsvölker vom Westen herzogen, gleichfalls Schutz und Sicherheit, und so ward zum zweiten Male die Bauernburg auf der Houbirg als Refugium benutzt und zwar von den Rednitzwenden. Das verkünden uns diese Scherben mit klarer Stimme.

Virchow und Voß haben bekanntlich für die meisten Ringwälle der oberen Lausitz, für die an der Schwarzen Elster gelegenen und für manche andere in den Landen östlich der Elbe bis zur Weichsel aus den gefundenen Scherben den Beweis geführt, daß diese Wälle zweimal bewohnt waren, zur germanischen oder gallischen Zeit in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends v. Chr. und in der slavischen Periode ein Jahrtausend später. Die Funde auf der Houbirg beweisen, daß diese These auch für unseren, südlich des hercynischen Waldgebirges gelegenen Ringwall Geltung hat. Auch er ward mit Sicherheit zweimal von Völkern arischer Abkunft bezogen und vertheidigt in zwei Perioden, die circa ein Jahrtausend von einander getrennt liegen. Auf älterer Grundlage ruht auch dieser Riesenwall, und Slaven benutzten nach dem Abzuge der Markomannen und Narisker die verlassene Schutzstelle zum zweiten Male.

So beweist sich die verachtete, aber dauerhafte Scherbe nicht nur als Leitmuschel der Archäologie, sondern bei vergleichender Behandlung der keramischen Produkte erhebt sich die Scherbe zum Chronometer für der Vorzeit dunkle Perioden. Sie wird zum sicheren Prüfsteine für die Vergleichung der verschiedenen Kulturperioden und deren Höhegrad, und aus der Identität der Gefäße an verschiedenen Stellen, wie z. B. Altdorf, Houbirg, Pullach, Hallstatt und andererseits Rügen, Houbirg, Schweigen folgt der Schluß auf Identität von Volk, Kultur, ja Periode und Zeit. In meo signo vinces! — so ruft die Scherbe dem Forscher der Urzeit zu.

[1]) v. Tröltsch: „Fundstatistik der vorrömischen Metallzeit in den Rheinlanden" S. 94 bis 95.

[2]) Vergl. „Baltische Studien", 24. Jahrg. 1872, S. 234 bis 290, mit Tafeln.

[3]) Vergl. Schafarik: „Slavische Alterthümer", II. Band, S. 573 bis 576.

[4]) Vergl. „Archiv für Anthropologie", XI. Band, S. 205.

Die Bewohner des Nama- und Damralandes.

Auszüge aus einem Aufsatze des Missionars H. Brincker.

III. (Schluß.)

V. Die Bastards.

Dieses Mischlingsgeschlecht, welches im 17. und 18. Jahrhundert durch Vermischung von Europäern mit Hottentotten und anderen Bewohnern Südafrikas entstanden ist, könnte bei richtiger Behandlung sehr wichtig für die deutsche Kolonie werden. Diese Bastards haben zwar nicht die Energie und Zähigkeit ihrer holländischen Väter und haben vieles von

den afrikanischen Müttern geerbt, was nicht gerade lobenswerth ist, jedoch stehen sie im Allgemeinen den Europäern näher als den Rothen und Schwarzen dieser Länder. Sie sind leider nicht im Stande, sich selber recht zu regieren und vorwärts zu kommen wegen der Uneinigkeit, Unschlüssigkeit, Langsamkeit und Haltlosigkeit, die ihnen von ihren Müttern her noch immer anklebt; aber unter europäischer Leitung würden sie Tüchtiges leisten.

Aus der Kapkolonie verdrängt und ausgestoßen, mußten sie über den Oranjefluß ziehen und ihre Existenz im Namalande suchen. Anstatt aber in möglichst geschlossenen Reihen zu gehen, an einander zu halten und für das gemeinsame Interesse Sorge zu tragen, zerstreuten sie sich und der eine Trupp zog hier hin, der andere dort hin im Nama- und Damralande. Ein größerer Theil nahm von der Station Rehoboth Besitz, die von den Zwartboois verlassen war. Ein anderer Theil ließ sich auf Grootfontein im Namalande nieder, mußte es aber bald wieder aufgeben wegen der Räubereien der Hottentotten. Ein dritter Theil hat sich in die Wüste verloren und scheint ganz aus einander gesprengt zu sein. Die Bastards auf Rehoboth an der Grenze zwischen Nama- und Damraland wurden sehr gegen ihren Wunsch und Willen mit in den Krieg verwickelt, der im Jahre 1880 aufs Neue zwischen Herero und Namahottentotten losbrach. Anfangs hielten sie es mit den letzteren, aber die Freundschaft dieses hungerleiderischen Geschlechtes wurde ihnen lästiger als ihre Feindschaft, und so stellten sie sich unter den Schutz der Herero und zogen mit ihnen gemeinsam gegen den Jan Jonker und seine Räuberbande. Aber auch das brachte ihnen keinen Vortheil. Jan Jonker, der schlaue Fuchs, hatte seine unzugänglichen Verstecke in den Gausbergen! Von dort aus machte er seine Beutezüge, überfiel die Heerden der Bastards wie der Herero, verzehrte den Raub ruhig in seinen Bergfesten und brachte den Rest nach der Walfischbai zu den weißen Handelsleuten, um sich aufs Neue mit Schießgewehr und Munition zu versehen. So wird ers auch zunächst wohl weiter treiben.

Gelänge es nun der deutschen Regierung, Jan Jonker zur Ruhe zu bringen, dagegen die zerstreuten Haufen der Bastards zu sammeln und als eine geschlossene Nation unter ihren direkten Einfluß zu bringen, so würde sie die neutrale Zone zwischen Herero und Nama-Hottentotten mit diesen Bastards besetzen können. Von Rehoboth bis Gobabis müßten alle Plätze ihnen übergeben werden. Dann wären die Besten unter ihnen als Grenzwächter zu bestellen mit der Aufgabe, jeden Zusammenstoß der Schwarzen und der Rothen zu verhindern. Auf diese Weise könnte der Friede im Lande als gesichert gelten.

VI. Aussichten für Europäer.

Daß im Namalande die Aussichten für europäische Kolonisten gleich Null seien, sahen wir schon. Etwas besser steht es im Damralande. Es giebt da etwas mehr Quellen, auch etwas mehr Niederschlag. Die Regenflüsse Zwachaub und Omaruru enthalten ziemlich viele Quellen, die den Grund, der meist aus feinem Sande besteht, feucht erhalten. Dieser feuchte Grund kann, wenn er etwas gedüngt wird, mit Weizen, Roggen, Gerste, Hafer und anderen Feldfrüchten besäet werden. Von Mai bis December pflegen diese Flüsse nicht zu laufen; in dieser Zwischenzeit müssen Saat und Ernte beendigt sein. Das gesammte Säeland in den genannten Flußbetten kann im günstigsten Falle 1700 Mud aufbringen (Mud zu 200 Pfund). Dann muß aber auch jede feuchte Stelle sorgfältig gedüngt und bearbeitet werden, und es dürfen keine Unfälle eintreten, wie zu frühes Laufen des Flusses, Nachtfrost in der Blüthezeit u. dgl. Bei der jetzigen Art der Bearbeitung, wie sie durch die Missionare eingeführt ist, werden jährlich durch Bastards, Bergdamra und Herero ca. 1000 Mud erzielt, dazu auch allerlei Gartenfrüchte wie Mais, Kürbisse, Wassermelonen, sogar Bohnen, Erbsen und allerlei Kohlarten, mit welchen die Missionare günstige Versuche angestellt haben. Jedoch ist dabei ein Uebelstand. Man kann die Gärten und Felder nicht anders gegen das überall einbrechende Rindvieh schützen, als durch starke Gehege von Dornbüschen. Diesem Zwecke fallen alle Dornbüsche zum Opfer. Daher ist der größte Theil des Landes schon fast ganz entholzt, und namentlich alle Stationsplätze sehen ganz kahl und öde aus. Außer diesen feuchten Stellen giebt es wohl nur noch zwei Plätze, wo man Bodenkultur treiben könnte, Windhoek und Waterberg. Vielleicht ließen sich hier und da im südlichen gebirgigen Theile des Damralandes Fangdämme anlegen, bei denen man kleine Gärten und Felder anlegen könnte. Sogar an ein paar Stellen des Groß-Namalandes wäre solches möglich, aber immer nur mit viel Mühe und großen Kosten. Jedenfalls, wenn es gelänge, mehr Wasser ins Land zu schaffen, so wäre es gar so übel nicht. Auch die Viehzucht würde alsdann mit noch größerem Erfolge zu betreiben sein.

Allein der Europäer, der im Lande Gewinn sucht, denkt nicht sowohl an Viehzucht und Bodenkultur, als vielmehr an Kupfer und Minenbetrieb. In der That scheinen im Damralande unter gewissen Breitengraden mächtige Erzlager zu liegen; hauptsächlich im Gebiete des Regenflusses Kuisib, der in die Walfischbai mündet. Ein zweites Erzlager findet sich auf der Breite von Kap Croß östlich bis nach Otavi. Hier sollen dem Kupfererz sogar einige Procent Silber beigemischt sein. Diese Mine ist schon seit 100 Jahren und darüber von den nordwärts wohnenden Ovambo ausgebeutet worden. Die Buschmänner waren von ihnen abgerichtet, ihnen das Erz ins Land zu bringen. Jetzt hat ein englischer Handelsmann sich die Mine von den Herero schenken lassen. Um das reiche Erzlager im Kuisib bewerben sich schon seit längerer Zeit mehrere deutsche Gesellschaften. Die Ausbeutung dieser Lager wird aber große Summen erfordern. Das Gestein, welches durchbrochen werden muß, ist harter, grobkörniger Granit. Die Bergzüge sind von beträchtlicher Höhe und durch Querrippen mit einander verbunden. Fangdämme ließen sich hier mit großem Vortheile anlegen; für Viehzucht wäre die Gegend ausgezeichnet; wie weit der Minenbetrieb lohnen wird, muß sich erst noch zeigen. An anderen Stellen des Landes soll auch Graphit, Blei und Eisen gefunden werden. Es giebt auch noch andere Kupferlager. Aber wahrscheinlich werden das bloß sogenannte Nester sein.

Auf großen und sicheren Gewinn dürfen also die Minenunternehmer im Damralande schwerlich rechnen. Desto mehr rechnen sie auf den Handelsgewinn, und es ist traurig zu sagen, den Hauptgewinn erwarten sie vom Branntweinverkaufe. Kaum haben sich einige Deutsche in der Walfischbai niedergelassen, und schon stehen bei ihnen 2 m hohe und weite Fässer mit Träber-Branntwein gefüllt, aus denen täglich die Flaschen der Topenaar und anderer Eingeborenen gefüllt werden. Einige dieser formidabeln Fässer sind sogleich mit großer Mühe auf Ochsenwagen ins Innere transportirt und im Hofe eines Europäers in Omaruru aufgestellt worden. In Folge dessen hört man bereits von einer Generalsauferei nicht bloß der Weißen, sondern leider auch der Bastards und der Schwarzen. Früher führten englische und schwedische Händler ihren „Gin" in Kistchen und Flaschen mit sich; die jetzt eintretende deutsche Aera

scheint es gleich mit großen Fässern betreiben zu wollen. Ein böses Omen für die Zukunft! Wo jetzt ein Weißer hinter den Branntweinhändlern her durchs Land reist, da wird er bereits angebettelt: „Gieb uns bitteres Wasser.“ Selbst die geizigen Herero geben ihre geliebten Rinder für Branntwein. Hottentotten und Bastards fehlen nie, wo Gelegenheit zum Trinken ist, die Topenaar an der Walfischbai vertrinken ihren Verdienst beim Schiffsladen, und die Prostitution wird durch etliche Flaschen aus jenen großen Fässern eingeleitet. Das ist das Vorspiel. Der weitere Erfolg wird sein, ein wildes Durcheinander und beständige Lebensgefahr der Weißen. Denn die trunksüchtigen Eingeborenen sind unberechenbar und viel gefährlicher als Europäer. Sollen kulturelle Unternehmungen in diesem Lande gedeihen, dann wird als erste Regel gelten müssen: kein Branntwein an die Eingeborenen. Dadurch wird man sich viel Herzeleid und Unruhe ersparen und den Segen einer solchen Einrichtung bald erkennen. Wo aber das Gegentheil geschieht, da wird man bald genug erfahren, daß die dadurch herbeigeführten Verwickelungen und Nothstände allen Gewinn verschlingen und nur desto größere Unkosten herbeiführen.

Dr. Stoll's Buch über Guatemala.

In diesen Blättern ist schon zweimal (Bd. 46, S. 270 und Bd. 47, S. 176) auf die Guatemala betreffenden linguistischen Arbeiten des Dr. med. Otto Stoll, jetzt Docenten an der Universität Zürich, aufmerksam gemacht worden; wir freuen uns jetzt, sein weniger geographisch als ethnographisch und kulturhistorisch bedeutsames Reisewerk über diese wenig bekannte mittelamerikanische Republik anzeigen zu können, das in seiner Art ebenso treffliche Belehrung bietet, wie die frühere Arbeit des fleißigen und vielseitig unterrichteten Mediciners. Es führt den Titel: „Guatemala. Reisen und Schilderungen aus den Jahren 1878 bis 1883.“ (Mit 12 Abbildungen und zwei Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1886.) Stoll hat Jahre lang im Lande gelebt und ist als praktischer Arzt mit allen Schichten der Bevölkerung in Berührung gekommen; besser als er sind also gewiß nicht viele berufen, ein fremdes Volk zu schildern. Doppelt dankbar aber muß man es anerkennen, daß er es in einem so lesbaren und interessanten Bande gethan hat, und einzig zu bedauern bleibt nur, daß er nicht mehr und weitere Streifzüge durch das Land hat unternehmen können.

Ueber Fauna und Flora, über die Krankheiten und die Sprachen, die Sitten und Gebräuche der Bevölkerung spricht er mit gleicher Sachkenntniß, wie über die gräuliche neuere Geschichte des unglücklichen Landes. Man kann nicht leicht etwas Widerwärtigeres, Empörenderes und dabei Lehrreicheres und Interessanteres lesen, als die betreffenden Abschnitte in Kapitel 16, 23 und 25. Welche Fülle von Brutalität und Gemeinheit, Schurkerei und Spitzbüberei haben der Präsident Barrios und seine Spießgesellen dort 14 Jahre lang verübt! Man athmet ordentlich erleichtert auf, wenn man S. 429 liest, wie seine eigenen Kreaturen ihn verrathen, und auf S. 487, wie er schließlich meuchlings über den Haufen geschossen wird. Die Indianer werden noch heutigen Tages von der Regierung nicht viel anders behandelt als wie von den Conquistadoren. Heute noch giebt es indianische Ortschaften, wo die Weiber und Kinder beim Anblicke eines Weißen eilig die Flucht ergreifen und letztere rufen: „Da kommen die, welche uns fressen wollen.“ Die Greuel der Conquista — sagt Stoll — hallen noch in dieser kindischen Rede nach. Und wie hinterließ Barrios das Land? Sämmtliche Kassen waren vollkommen leer und fast alle Einkünfte für das laufende und das nächste Jahr im Voraus verpfändet worden; aber sein eigenes Vermögen zählte nach Millionen und soll die gesammte äußere und innere Schuld des Landes (8,7 Millionen Pesos) noch übertroffen haben. Und wie haben seine Unterthanen ihn gefeiert als „Vater des Vaterlandes“, als den „Unsterblichen und ums Vaterland Wohlverdienten“, als den „privilegirten Genius von Mittelamerika“ u. s. w., ihn mit Jesus Christus verglichen, wie oft haben seine Minister, die Deputirtenkammer, die Officiere der Armee, die Beamten aller Grade in den Departements, die Aerzte, Advokaten und Geistlichen der Hauptstadt, die Schulmeister auf dem Lande, die Handwerker und selbst die Gefangenen der Cuarteles in den kriechendsten Ausdrücken ihn ihrer unbedingten Ergebenheit versichert. Alles aus Furcht vor der Reitpeitsche des Präsidenten, vor plötzlicher nächtlicher Verhaftung, vor Geißelung und einem qualvollen Tode im Gefängnisse. Mehrere Hunderte mißliebiger Bürger hat das Scheusal dort während seiner 14 jährigen Tyrannei zu Tode martern lassen.

Guatemala (der Name ist spanische Verstümmelung des mexikanischen Quauhtemallan, d. h. „Ort der Holzhaufen“) ist kein sonderlich reiches Land; an Metallen ist es geradezu arm (S. 456) und ebenso an Menschen: 1880 zählte es auf 121 000 qkm annähernd 1 224 602 Einwohner, also nicht viel über 10 auf den Quadratkilometer. Ganz besonders menschenleer aber ist die atlantische Seite der Republik, was Stoll durch die Raubzüge erklärt, welche die Spanier, besonders von der Insel Cuba aus, im 16. Jahrhundert zur Gewinnung von Sklaven für ihre Pflanzungen an jenen Küsten betrieben. Jene $^5/_4$ Millionen zerfallen, abgesehen von 1466 aus Europa und Nordamerika eingewanderten Weißen, einigen Chinesen und Negern, in zwei Haupttheile, die herrschende Rasse der Ladinos (oder Mischlinge zwischen Weißen und Indianern), 379 828 Köpfe stark, und die beherrschte der Indianer mit 844 774 Köpfen. Ueber erstere urtheilt Stoll (S. 311) folgendermaßen: „Vom Präsidenten bis zum Stallburschen treffen wir die Ladinos in allen Lebensstellungen, als Handwerker, Landwirthe, Geistliche, Aerzte und Juristen, und es ist sicher, daß in der Mischlingsbevölkerung ein äußerst fruchtbares, lebenskräftiges und lebensfähiges Element gegeben ist, dem nur noch der eiserne Zwang äußerer Verhältnisse, ein schwierigerer Erwerb der ersten Lebensbedürfnisse fehlt, um auf den verschiedensten Gebieten erfolgreich mit anderen Völkern zu concurriren. Die von der Natur gegebene Verstandesanlage ist schon im jungen Ladino-Kinde eine erstaunlich gute, aber die Schule des Lebens ist in jenem dünn bevölkerten Lande noch nicht hart genug, um die gute Anlage zur vollen Reife zu bringen.“

Mit offenbarer Vorliebe aber verweilt Stoll an den verschiedensten Stellen seines Buches bei den Indianern und schildert uns ihr Aeußeres, ihren Charakter, ihren

Glauben, ihre Sitten u. s. w. eingehend und mit Verständniß. Der noch nicht durch Branntwein und Knechtung verdorbene Indianer ist gegen Leute, die er in sein Herz geschlossen hat, auch aufrichtig ergeben, zuverlässig und dem einmal gegebenen Worte treu, Eigenschaften, welche dem phrasenreichen, verbindlichen Ladino gänzlich fremd sind. „Der Indianer liebt den Menschen, der ihn gut behandelt, auch wenn er ein Weißer ist, aufrichtig; der Ladino dagegen kommt nie über den Fremdenhaß hinaus, der ihm tief im Herzen wohnt, und Unaufrichtigkeit gegenüber dem Fremden liegt in seinem ganzen Wesen. Den Grundzug und das tiefe Bedürfniß der indianischen Natur bildet die willige Anerkennung der berechtigten Autorität der Aelteren, der Obrigkeit, des Landesherrn. Sie kennt kein „servil“ und kein „liberal“ (Namen der beiden, sich feindlich gegenüberstehenden Parteien Guatemalas), und wie sie sich seiner Zeit mit abgöttischer Verehrung an den Servilen Carrera hängte, so hat sie auch für den Liberalen Barrios im Jahre 1869 die Kastanien aus dem Feuer geholt. Die Bürgerkriege der Ladinos aber lehren uns hinlänglich, daß für sie im Affekte des Parteihasses kein Gesetz und keine Autorität und keine Bande der Natur heilig sind, denn wie oft haben sich Glieder derselben Familie mit den Waffen in der Hand gegenübergestanden, wie oft haben Ladinos um selbstsüchtiger Rache willen ein einmal bestehendes Regiment gestürzt und sich selbst an dessen Stelle gesetzt! Nach meiner auf persönliche Erfahrung gestützten Ansicht ist als Charakter der Indianer von Guatemala bei Weitem der bessere Menschenschlag als der Ladino, obwohl dies nicht so zu verstehen ist, als ob jeder Indianer besser sein müßte als jeder Ladino. Es giebt leider genug versoffene, lüderliche Subjekte unter den Indianern, aber sie sind direkt oder indirekt durch den Einfluß der Weißen und Ladinos so geworden und haben keinen Grund, mit Liebe und Anhänglichkeit an diese besonders verschwenderisch umzugehen.“

Als Dr. Stoll von Quetzaltenango, das auf dem Hochlande liegt, nach Retaluleu auf einem der schlechtesten in der an schlechten Wegen reichen Republik hinabstieg, hatte er so recht Gelegenheit, die Quälerei der Indianer kennen zu lernen, welche auf ihren Rücken Frauen, Kranke und große Gegenstände, die nicht von Maulthieren transportirt werden können, hinauf- und hinuntertragen müssen. Er habe, schreibt er S. 69, niemals einem auf diese Weise beladenen Indianer begegnen können, wie er keuchend und mit prall gefüllten Hals- und Kopfvenen, jeden Muskel seines schweißtriefenden Körpers aufs Aeußerste angespannt, sich mit seiner Last diesen Weg hinaufarbeitete, ohne von tiefem Mitleide mit dieser zum Lastthiere herabgewürdigten Rasse ergriffen zu werden. „Die Indianer des niederen Volkes waren an den harten Dienst des Tragens von Lasten schon in der vorspanischen Zeit gewöhnt gewesen, unter der spanischen Herrschaft aber hatten sie reichste Gelegenheit, sich darin zu vervollkommnen. Tausende sind in Folge von Ueberbürdung unterwegs zu Grunde gegangen, und selbst die menschlicheren Bestimmungen der Nuevas Leyes sind bei der Unbestimmtheit und Dehnbarkeit ihrer Begriffe den Indianern niemals ernstlich zu Gute gekommen. Ihr hartes Loos blieb noch Jahrhunderte lang dasselbe. Worüber ich mich aber wunderte, war, daß selbst fremde Pflanzer es gegenüber diesem unglücklichen Volke zu einem hinlänglichen Grade von Fühllosigkeit gebracht haben, um ihre Indianer gelegentlich bis an die äußerste Grenze der menschlichen Kraft zu beladen und um den ärmlichen Lohn von drei Realen (1½ Mark) per Tag auf diesen Wegen bergauf und -ab zu jagen. Man klagt über die Verkommenheit dieses Volkes, welches Jahrhunderte lang seinen Kopf zu nichts Anderem als zum Lasttragen gebrauchen durfte; die Presse der Ladinos sieht in den Indianern das größte Hemmniß für den geträumten „Progreso“ und „Desarrollo“ des Landes, und spricht es offen aus, daß ihr Untergang ein Glück wäre; man wundert sich über die Gleichgültigkeit des Indianers gegenüber den „Segnungen der Civilisation“, und doch, was ist seit der Eroberung ernstlich für die Indianer gethan worden? Wenn diejenigen Pueblos, welche von der Berührung mit Fremden und Ladinos noch relativ frei geblieben sind, dem Andringen der „Civilisation“ alle in ihren Kräften stehenden Hindernisse in den Weg legen, wenn die Indianer bei der Volkszählung von 1880 zu Hunderten die Dörfer verließen und in den unzugänglichen Monte flohen, wenn ganze Departemente sich der Durchführung des Census drohend widersetzten und ihn vereitelten, so ist dieser Widerstand im Interesse der Sache zu bedauern, aber er ist begreiflich.

Die Indianer wissen aus der Erfahrung von Jahrhunderten, daß alles Interesse an ihrer Nationalität schließlich immer auf irgend eine Bedrückung und Quälerei hinauslief. Wenn die Indianer der Pflanzungen und der Dörfer, welche dem zersetzenden Einflusse der Ladinos mehr ausgesetzt sind, jeden Anlaß, Hochzeiten, Todesfälle und religiöse Feste benutzen, um sich bis zur vollständigen Sinnlosigkeit vollzusaufen, wer kann es ihnen im Ernste verargen, daß sie im Rausche Vergessenheit suchen für das instinktiv empfundene Elend, dem sie ihr Leben lang anheimgefallen sind? Wenn die Indianer nicht die moralische Kraft besitzen, dem verderblichen Einflusse des Trunkes zu widerstehen, wer ist dafür anzuklagen als eine gewissenlose Regierung, welche um schnöden Gewinnes willen auf jede Weise versucht, die Moral der Indianer zu untergraben und den indianischen Pueblos die Schnapsbuden und Chicherias mit allen Mitteln zu oktroyiren? Die Regierung zog aus dem Monopol der alkoholischen Getränke im Jahre 1882 die Summe von 1 266 042 Pesos, was kann sie dafür, wenn die Indios brutos, diese „animales sin razon“, sich daran zu Tode trinken? Ohne Aguardiente und Chicha kann einmal der Indianer nicht leben; schon die Mütter tauchen, selber halb betrunken, den Finger in die Aguardienteflasche und stecken ihn den Säuglingen in den Mund, damit sie sich bei Zeiten an diesen Genuß gewöhnen.“

Die Indianer sind zwar zumeist dem Namen nach Christen[1]), in Wahrheit jedoch glauben sie an zwei Götter, nämlich den „Dios de la iglesia“ (Gott der Kirche), den Gott der Weißen und Ladinos, der mit brennenden Kerzen, dem Zeichen des Kreuzes, der Genuflexion und verschiedenen Gebeten verehrt wird, der sich aber um die Indianer wenig kümmert. Diese haben ihren „Dios de la montaña“ (Gott des Waldes), den „Dueño del palo“ (Herr des Baumes, d. h. der Ceiba), der nur für die Indianer sorgt, verhütet, daß sie auf giftige Schlangen treten, ihren gesäeten Mais aufgehen läßt, ihre Jagd segnet und ihre Weiber fruchtbar macht. Dafür bringen sie ihm unter den heiligen Ceibas Brandopfer vom Ertrage der Jagd und des Feldes dar und verbrennen ihm auf dem Opferfeuer Copal, wobei sie zu ihm beten. Außerdem giebt es noch andere Wesen, die

[1]) Der Census von 1880 unterscheidet folgende Religionen in der Republik: Katholiken, Protestanten, Israeliten, Freidenker, Rationalisten, Bekenner der Sinto-Religion, Anhänger des Confucius, Angehörige der Anglikanischen Kirche, Bekenner der Natur-Religion, Leute ohne Religion, Atheisten, Anhänger des Brahmanismus, Deisten, Griechen, Lutheraner, Mohamedaner, Indifferente. Man muß gestehen, daß sich unsere deutsche Volkszählung in dieser Hinsicht viel weniger Mühe macht.

man fürchten und verehren muß, nicht eigentliche Gottheiten, sondern böse Geister, welche Felsen und Höhlen, Berge, Wälder und Flüsse bewohnen. Sie sind Unterthanen des „Dueño del palo" und führen dessen Befehle aus; wenn man sie jedoch nicht respektirt, so schädigen sie auf eigene Faust Leib und Leben, verderben die Maisernte, tödten die Kinder durch Krankheiten und dergleichen mehr, weshalb es gut ist, ihnen dann und wann an ihren Wohnorten zu opfern. Bei solchen Gelegenheiten sollen die Indianer die sonst sorgfältig geheim gehaltenen Götzenbilder in den Wald hinaustragen und verehren. Einige dieser alten Statuetten sind aus feinem Thon gemacht und hohl; die Höhlung soll dazu dienen, um darin das aus Copal bestehende Räucheropfer zu verbrennen.

Im engen Zusammenhange mit dem alten Götzendienste steht das hohe Ansehen, dessen sich die Amtsnachfolger der alten heidnischen Priester bei den Indianern zu erfreuen haben. Dieselben zerfallen in zwei Klassen, die Ahitz oder Zauberer, welche Anderen Böses zufügen, namentlich ihnen unappetitliche oder gefährliche Reptile in den Leib zaubern, und die Ahkih oder Wahrsager, welche zu ermitteln haben, wer den Betreffenden verzaubert hat. Leider war es Dr. Stoll trotz aller Anstrengungen nicht vergönnt, näher in diesen Glauben oder — wenn man will — Aberglauben einzudringen. Nur so viel hat er ermittelt, daß diejenige Art des Christenthums, welche die Spanier den Indianern Mittelamerikas brachten, um nichts besser war, als ihr ursprünglicher Götzendienst. Der Indianer sollte seine angestammten, guten alten Götter, denen er vertraute, die er kannte, und die, wie er meinte, ihn kannten, gegen fremde, ungewohnte vertauschen, deren Bekenner ihn und seine Familie aufs Schändlichste behandelten. „Wer es nicht glauben will, daß es sich für den Indianer bloß um einen Tausch der eigenen gegen fremde Götzenbilder handelte, der besuche die Kirchen und Kapellen vieler indianischen Pueblos und sehe sich die scheußlichen Holzfiguren an, welche Christus am Kreuze und die Heiligen darstellen und an den Festen herumgetragen werden. Er vergleiche damit die indianischen Götzenbilder aus polirtem Stein oder feinem, bemaltem Thon, welche die mitleidige Erde der Zerstörung entzogen, und er wird mir recht geben und begreifen, daß die Indianer ihre eigenen Götter für besser hielten" (S. 232 f.).

Vielleicht der lebhafteste Anklang an die altheidnische Zeit hat sich in den „Bailes" oder Maskentänzen erhalten, welche in allen Indianerdörfern Guatemalas bei gewissen religiösen Festen im Centrum der Republik (Departement Quiché) in der ersten Hälfte des Mai ununterbrochen Tag und Nacht abgehalten und viele Wochen lang vorher eingeübt werden. Es sind theils Pantomimen, theils wirkliche Dramen, in welchen die handelnden Personen in langer Wechselrede auftreten, welche von Musik und Tanz unterbrochen wird. Die Zahl dieser Bailes ist ziemlich groß und beträgt über ein Dutzend, z. B. der Hennen-, Neger-, Reh-, Mauren-, Truthahn-, Affen-Tanz, der Tanz der Eroberung, der Tanz der Stummen u. s. w. Stoll sah im Dorfe Uspantan nur den Reh- und den Maurentanz (baile del venado und baile de los moros).

Der baile del venado (S. 372 f.) bestand in einem Contretanz, den acht verkleidete Männer nach dem Takte einer Marimba aufführten. Ihr Kostüm war folgendes: Auf dem Kopfe ein runder, mit rothem und weißem Tuche garnirter Strohhut mit einem hohen Busche von rothen, blauen, gelben und weißen Vogelfedern; vor dem Gesichte eine unserer gewöhnlichen Fastnachtsmasken, deren lange Haarlocken bis auf die Schultern herabfielen; auf den Schultern ein kurzer, gelber, goldgestickter Mantel, dessen Rand mit langen Goldfransen besetzt war. Die Beine staken in rothen Beinkleidern europäischen Schnittes, welchen vier weiße oder gelbe Querbänder in der Mitte des Oberschenkels und am Knöchel als Besatz aufgenäht waren. Schwarze Mocasines bekleideten die sonst nackten Füße der Tänzer, die in der einen Hand eine kleine blecherne Schelle und um das Handgelenk ein niederhängendes Tuch geknüpft trugen. An dem Tanze der so kostümirten Männer nahmen auch vier Knaben theil, die, in lange, goldgestickte Mäntel und rothe Röcke eingehüllt, auf dem Kopfe eine hölzerne Maske in Gestalt eines braunbemalten Rehkopfes trugen. Sie tanzten, sich vor jedem der übrigen Tänzer verneigend, zwischen denselben herum. In derselben Gruppe befand sich ein Knabe, dessen Kopf in der Maske eines Affen stak und der die Rolle der „lustigen Person" zu spielen schien. Es wurde bei diesem Tanze nichts gesprochen, doch soll es eine „Relacion" dazu in spanischer Sprache geben.

Zu gleicher Zeit wurde vor einem anderen Hause von acht Männern der baile de los moros, ein Tanz spanischen Ursprunges, aufgeführt, der einen sagenhaften Krieg Karl's des Großen gegen Tamerlan vorstellt. Das Orchester bestand aus einem Indianer, der das K'ohon schlug, und einem zweiten, der die Chirimia blies. Diese Instrumente bilden den Kern des altindianischen Orchesters, während die Marimba fremden (afrikanischen) Ursprunges ist. Der K'ohon ist eine große Trommel, bestehend aus einem ausgehöhlten Stücke Baumstamm von ca. 3 Fuß Höhe und $2^1/_2$ Fuß Durchmesser, die mit zwei Schlägeln geschlagen wird. Ueber die Höhlung ist oben und unten ein Stück Fell gezogen und die Bänder beider Felle sind an den Seiten des Cylinders durch Zickzackschnüre verbunden. Die Chirimia ist eine Rohrflöte von ca. 30 cm Länge, die sich in sehr hohen Tonlagen bewegt und auf welcher wilde, anscheinend regellose Melodien geblasen werden.

„Etwa um 8 Uhr Morgens, auf ein Zeichen der Kirchenglocken, trat eine Pause in den Bailes ein. Das Volk von Uspantan sammelte sich auf dem Platze vor der Kirche, aus welcher einige wunderlich ausstaffirte Heiligenbilder in Procession herausgetragen wurden. Die hervorragendste Rolle unter denselben schien ein gekreuzigter Christus zu spielen, wenigstens schloß sich das Personal der beiden Bailes demselben an; ebenso trat die Marimba, der K'ohon und die Chirimia als Orchester in den Zug ein, der sich langsam durch das Dorf bewegte und bald wieder auf die Plaza zurückkehrte. Nun begann ein toller Spektakel. Raketen sausten empor und platzten krachend am reinen blauen Morgenhimmel, die buntgekleideten Tänzer der Bailes begannen im grellen Sonnenscheine, unter dem lauten Schalle ihrer Orchester, einen frenetischen Rundtanz, und ein Heiliger nach dem anderen wurde in die Kirche zurückgebracht. Zuletzt blieb nur die Christusfigur übrig, deren Träger sich mit derselben von links nach rechts im Kreise zu drehen begannen. Um das also rotirende Christusbild aber tanzten in umgekehrter Richtung, von rechts nach links, die bunten Masken, Moros und Españoles, Venados und Jäger, schnell und immer schneller, begleitet vom dumpfen Dröhnen der großen Trommel und dem schrillen Jodeln der Chirimia; die Marimba schwieg. So mochten vor Jahrhunderten die Bewohner von Uspantan das Bild ihres Gottes Exbalanque, bevor sie ihm Thiere und Menschen opferten, wild trunken umtanzt haben.

Nachdem auch das Christusbild in der Kirche verschwunden war, trat Stille ein, der Geistliche hielt die Messe ab inmitten dieser fremdartigen Schaar bizarr geschmückter Heiligen und Masken. Nach Beendigung der Messe begannen die Bailes aufs Neue vor der Kirche, die Moros

und Españoles entfernten sich jedoch bald, die Tänzer des Baile del venado führten indessen eine Pantomime auf, welche eine Jagd vorstellte.

Uspantan ist ein kleines armes Dorf, weshalb die Bailes sich in dem beschriebenen, bescheidenen Umfange halten; in größeren und reicheren Ortschaften hingegen werden sie mit weit mehr Pomp gefeiert. Thierfelle vom Jaguar, Puma und von Rehen hängen da den Tänzern über den Rücken, Processionen und Tänze haben ein zahlreicheres Personal."

Wir brechen hier mit unseren Auszügen aus Stoll's inhaltsreichem und hochinteressantem Buche ab, obwohl noch vielerlei der Beachtung werth wäre, wie z. B. seine eigenartige Auffassung und Erklärung der Tolteken (S. 408 ff.), die er als mexikanische, die Civilisation verbreitende Händler erklärt, während Charnay in ihnen ein ganzes nach Süden vorrückendes Volk erblickt; ferner die Schilderung der fisch- und vogelreichen Lagunen von Ocos (S. 179 ff.) oder der wandernden, Heuschrecken vertilgenden Bussarde (S. 190 ff.), die Rückreise über Izobol nach Livingston durch eine der schönsten Landschaften, welche ein sterbliches Auge schauen kann, und vieles andere mehr. Wir müssen uns damit begnügen, das eingehende Studium dieses Reisewerkes von seltenem Verdienste unseren Lesern warm zu empfehlen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Mecklenburg Strelitz ist leider nicht der einzige deutsche Staat, wie auf S. 238 berichtet wurde, dessen **Bevölkerung** in den letzten fünf Jahren **abgenommen** hat; vielmehr wird ein Gleiches jetzt von **Mecklenburg-Schwerin**, das von 577055 auf 575140 Seelen zurückgegangen ist, und von **Elsaß-Lothringen** gemeldet. Auch hier hat sich die Bevölkerung um 3525 Personen verringert und beträgt nur noch 1563145 Seelen. Die Abnahme hat hauptsächlich bei der ländlichen Bevölkerung und da besonders in den Weinbau treibenden Gegenden in Folge schlechter Ernten stattgefunden. Auch politische Gründe haben viele zum Auswandern bewogen.

— Der Direktor des Dresdener zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums, Dr. A. B. **Meyer**, hat im August 1884 das berühmte Gräberfeld zu **Hallstatt** besucht und sich dabei überzeugt, daß die dortigen Ausgrabungen noch keineswegs als abgeschlossen anzusehen seien. Dies führt er des Weiteren aus in seiner Schrift „**Das Gräberfeld von Hallstatt**" (Dresden 1885), welche mit einer Ansicht des Gräberfeldes, der ersten überhaupt veröffentlichten, und den Abbildungen einer prächtigen Fibel und eines Dolches, beide im Linzer Museum, geschmückt ist. Meyer berichtet kurz über die vorhandene Literatur und giebt eine Statistik der Grabungen und der Fundstücke. Die Zahl der dort bestatteten Leichen schätzt er auf höchstens 3000, die Zeit, während welcher dieselben dort begraben wurden, auf ein paar hundert Jahre, während Andere weit längere Perioden annehmen. Wahrscheinlich sind die Gräber vor dem vierten bis dritten vorchristlichen Jahrhundert angelegt worden. Dann macht er auf eine Reihe von Desideraten aufmerksam, so besonders darauf, daß noch niemals nach den **Wohnstätten** der Begrabenen geforscht worden ist, während doch ein Volk, das solche Schätze, wie wir sie von Hallstatt kennen, in seine Gräber legte, ganz zweifellos auch an seinen Wohnstätten viele Ueberreste von Bronzen u. dergl. hinterlassen haben muß. Auch das Grabfeld selbst und speciell der mit Wald bestandene Theil desselben verdient weitere Untersuchung, ebenso der Hallberg, d. h. der steile Abhang vom Gräberfelde bis nach Hallstatt hinunter, wo schon v. Hochstetter eine erfolgreiche Grabung ausführte. „Das ganze zu erforschende Gebiet umfaßt viele Tausende von Quadratmetern und wird zweifelsohne noch wichtige und nothwendige Aufschlüsse in Bezug auf die Beurtheilung der Niederlassung gewähren. Denn im Großen und Ganzen ist man eigentlich noch ziemlich im Unklaren über dieselbe. Man hat wohl den größten Theil des Gräberfeldes aufgedeckt, allein von den Wohnstätten noch so gut wie Nichts gefunden; man kann daher auch keine gegründete Vorstellung über die Dauer der Niederlassung gewinnen, welcher Faktor aber außerordentlich wichtig ist zur Ermessung der auswärtigen Beziehungen von Hallstatt." Als geeigneter Leiter neu vorzunehmender Ausgrabungen würde sich der dortige Oberbergverwalter Hutter, der vorzüglichste Kenner der Lokalität, empfehlen. — Auch in der Nähe von Hallstatt, in der Lahn und bei St. Agatha am Nordende des Sees, dürften sich Grabungen lohnen. Zum Schlusse macht Meyer darauf aufmerksam, daß die Frage nach der Herkunft des in Hallstatt gefundenen, zu Schmuck verarbeiteten **Bernsteins** gleichfalls noch ihrer Lösung harrt.

Asien.

— Die **Kokos-Inseln**, südwestlich von Sumatra, sind im abgelaufenen Jahre der Regierung der **Straits Settlements** unterstellt worden (vergl. „Globus" Bd. 48, S. 223), nachdem sie bisher unter der Verwaltung von Ceylon gestanden hatten. Bei dieser Gelegenheit erinnert der „London and China Telegraph" daran, daß der **Name Keeling-Insel sich nur (?) auf eine einzelne 15 Meilen nördlich gelegene, von Kapitän Keeling 1689 entdeckte Insel bezieht**, und die Anwendung desselben auf die ganze **Gruppe der Kokos-Inseln** nur irrthümlicher Weise stattgefunden hat. Bekanntlich weht die englische Flagge dort seit 1857.

— Gegen „**Europäische Kolonisation in Holländisch-Indien**" sprach sich unser Mitarbeiter, Herr **Emil Metzger**, in einem unter diesem Titel in der „Revue Coloniale Internationale" erschienenen Aufsatze aus. Wenn derselbe nur ein begrenztes Gebiet im Auge hat, so enthält er doch auch einiges, was sich auch auf Kolonisation in den Tropen im Allgemeinen anwenden läßt, weshalb wir hier den Gedankengang kurz wiedergeben. Er wirft zunächst die Frage auf, ob die weiße Rasse überhaupt in den Tropen lebensfähig ist, und erinnert daran, daß selbst bei den so häufig als Beispiel einer geglückten Akklimatisation angeführten „Petits Blancs" von Réunion, wie Bordier (La Colonisation scientifique 1884) mittheilt, sich von Anfang an eine Vermischung mit der eingeborenen Bevölkerung nachweisen läßt (wie denn auch Mischlinge in Indien eine bedeutend niedrigere Sterblichkeitsziffer aufweisen); zweitens fragt er, wie sich das Leben etwaiger Kolonisten gestalten würde, und kommt zu dem Resultate, daß sie kein beneidenswerthes Loos zu erwarten hätten. Auf beide Punkte, über die sich ja streiten läßt, legt er aus diesem Grunde keinen besonderen Nachdruck, wiewohl sie ihm persönlich schwer

wiegen, um dann die wirthschaftliche Seite der Frage zu betrachten, und daraus den Schluß zu ziehen, daß schon mit Rücksicht hierauf der Versuch einer Kolonisation mit holländischen Bauern keine Aussicht auf Erfolg haben dürfte. Beiläufig erwähnt wird, daß solche Projekte doch manchmal ohne alle Sachkenntniß gemacht werden, wenn z. B. in einigen Aufsätzen, welche die Ansiedelung von holländischen Bauern in Indien befürworteten, davon gesprochen wurde, durch eine solche ganz nebenbei dem Atjehkriege ein Ende zu machen, oder wenn geographisch noch unerforschte Gegenden, wie z. B. die Hochflächen (?) von Neu-Guinea als ein Paradies geschildert, diese Insel selbst als ein Australien der Zukunft hingestellt wird.

Afrika.

— Das Petroleumlager am Gebel Zeit (vergl. oben S. 256) ist nicht zufällig entdeckt, sondern von einem belgischen Bergmanne, Debay, auf Kosten der ägyptischen Regierung nach sechswöchentlicher Arbeit erbohrt worden. Die Stelle liegt nur 30 Yards vom Meere entfernt und dicht bei einem guten Ankerplatze. Eine englische Kommission von Fachleuten hat sich über den Fund in hoffnungsvollem Sinne ausgesprochen.

— Wie der „Natal Mercury" berichtet, geht es der neuen Buren-Republik im Zululande, Vrijheid genannt, wenigstens in materieller Beziehung sehr gut. Die Grenzen sind festgesetzt und 800 Hofstellen, jede von 3600 Acres, den Buren für ihre dem Könige Dinizulu erwiesenen Dienste zur Verfügung gestellt worden. Man hofft, daß sich bald 1000 Familien in diesem höchst fruchtbaren und schönen Theile Afrikas niedergelassen haben werden; das Land ist zum Theil schon bearbeitet und besäet; die Hofstellen liegen bis beinahe an die Luciabai hin und erreichen auch in anderer Richtung den Ocean. Hoffentlich wird das nördliche Zululand durch die Unternehmung der Buren der Segnungen der Civilisation theilhaftig.

— Bekanntlich hat die niederländische Südafrikanische Gesellschaft an Ort und Stelle untersuchen lassen, durch welche Mittel es möglich sein würde, die zwischen den Niederlanden und dem Transvaal bestehenden Beziehungen enger zu knüpfen. Der Bericht des Delegirten Dr. H. F. Jonkman, der vor Kurzem veröffentlicht ist, macht in dieser Hinsicht folgende Vorschläge: 1) Veränderung des Gesetzes betreffend den höheren Unterricht, um die Studenten von England ab- und nach Holland hinzuziehen (hat bereits stattgefunden); 2) Schaffung eines Fonds, um Studenten aus Transvaal Unterstützung zukommen zu lassen; 3) Herausgabe einer Zeitung, in welcher unter Mitwirkung von Südafrikanern die Interessen beider Länder besprochen und vertreten werden; 4) das Veröffentlichen guter Schulbücher, die in holländischer Sprache geschrieben sind und in Holland erscheinen, aber den Bedürfnissen der Afrikaner Rechnung tragen, und 5) Sammlung einer guten, für Südafrika bestimmten Volkslitteratur.

— Die Arbeiten der französisch-portugiesischen Grenzkommission in Westafrika sind beendigt: Frankreich hat den Bezirk von Massabe, welcher nördlich von der Mündung des Tschiloango-Flusses liegt, an Portugal überlassen und dieses tritt dafür seine Enclave Ziguinhor in Senegambien an Frankreich ab. Ziguinhor liegt im Binnenlande am Flusse Casamance und zwar östlich von Carabane, welches sich bereits im französischen Besitze befindet.

— Ausführlichere Nachrichten über die Reise der Lieutenants Kund und Tappenbeck in das Innere des Congo-Staates enthält auffallender Weise (wohl durch eine Indiscretion) das Brüsseler „Mouvement Geographique" vom 21. März. Danach stellt sich dieselbe als ein tiefer Vorstoß so recht in den unbekanntesten Theil des Congo-Beckens dar, so daß diese anfangs so unglückliche Expedition zuletzt doch noch einen schönen Erfolg davongetragen hat. Voraussichtlich wird sie nun nach Europa zurückkehren. — Die beiden Reisenden verließen am 9. August 1885 mit 88 Negern von der Loango-Küste Leopoldville am Stanley-Pool und zogen in südsüdöstlicher Richtung durch bisher unbekanntes Gebiet zum Kuango, den sie am 6. September etwa unter 6° südl. Br. überschritten. Dann wandten sie sich ostnordöstlich, wiederum durch nie betretenes Gebiet zum Kassai, kreuzten drei ansehnliche, nach Nordnordwesten fließende Ströme, Wambo, Saie und Kuilu mit Namen, erreichten den Kassaï am 19. Oktober unterhalb der Mündung des Luebo, zogen einige Tage an seinem linken Ufer abwärts und überschritten ihn dann. Dann ging es nach Nordosten zu dem Lukata, dem sie ziemlich weit aufwärts nach Osten (etwa bis 21° östl. L. Gr.) folgten und dann vom 14. Januar an hinunter fuhren. Derselbe fließt anfangs dem Sankurn, dann dem unteren Kassaï parallel und stellte sich zuletzt als der Oberlauf des Mfini (welchen Stanley aus dem Leopold-See kommen läßt) heraus. Am 28. Januar trafen die Reisenden, welchen die Eingeborenen wiederholt feindlich entgegengetreten waren, wieder in Leopoldville ein.

Inseln des Stillen Oceans.

— In Kaiser-Wilhelms-Land auf Neu-Guinea sind bis jetzt drei Stationen von der Neu-Guinea-Kompagnie errichtet worden: in Finschhafen, in Friedrich-Wilhelms-Hafen und Dalmannshafen. Die Berichte über die Fruchtbarkeit des Landes und das Verhältniß zu den Eingeborenen lauten sehr günstig, aber bedenklich ist, daß die von Java mitgenommenen Malayen sehr unter dem Wechsel des Klimas leiden, mehr als vorläufig die Europäer.

— Die Nachrichten für und über Kaiser-Wilhelms-Land bringen einige sehr interessante Beobachtungen von J. Weißer, welcher mit der „Hyäne" die Küsten befuhr. Wenn man die Küstenstrecke von Port Konstantin an befährt, übersieht man die ganze Finisterre-Kette mit ihren 11000 Fuß hohen Gipfeln; eine scharfe Scharte trennt sie von dem isolirt aufragenden Bismarck-Gebirge und scheint einen Paß zu den dahinter liegenden Hochebenen zu bieten. Die Küste ist auf der ganzen Strecke ein parkartiges, flach ansteigendes Grasland von ca. 30 Seemeilen Breite. Weiter ostwärts kommen zahlreiche Gewässer von den Bergen herab, das Land steigt in Terrassen an, die bei Fortification Point ganz wie Festungswerke aussehen. Das ganze Gebiet von Port Konstantin bis an den Friedrich-Wilhelms-Hafen ist neugehobenes Land und fällt an der Küste einige Meter hoch steil ab, so daß hier Mangroven und Sümpfe nicht existiren und das Land wahrscheinlich gesund ist. Die Hebung hängt wahrscheinlich mit den nun erloschenen Vulkanen von Rook Island bis Volcano zusammen; früher tauchte die aus Urgebirge bestehende Finisterrekette direkt ins Meer und war mit Korallenriffen umgeben; jetzt sind keine Riffe mehr da und das Wasser ist dicht an der Küste 200 m tief. Der Boden ist längs der Küste fruchtbarer Humus, an den Flußmündungen sogar sehr üppig, im Inneren ist der Korallenboden noch fast unverwittert und trägt nur scharfkantiges, hellgrünes, mannshohes Gras.

— Kapitän John Strachan, als Leiter einer Expedition, welche die Inhaber der in Melbourne erscheinenden Zeitung „the Age" 1884 nach Neu-Guinea schickten, bereits bekannt, unternahm im November 1885 auf eigene Faust eine zweite Expedition dahin, von welcher er Anfangs Januar zurückkehrte. Er hatte sich zuvor mit dem am 3. December 1885 verstorbenen Ober-Kommissar Sir Peter Henry Scratchley verständigt, um nicht mit den in Bezug auf Neu-Guinea erlassenen sehr strengen Regulativen in Konflikt zu gerathen. Es wurde ihm durch Revers das

Vorrecht auf zwischen der holländischen Grenze in 141° östlich von Gr. und der westlichen Küste des Papua-Golfes gelegenes Land, welches er von den Eingeborenen an sich bringen würde, zugestanden, ferner die Berechtigung, dort werthvolles Holz zu fällen und zu exportiren, und sich und seine Gefährten nach Belieben auszurüsten und zu bewaffnen. Kapitän Strachan begab sich dann in Begleitung von Mr. Kerry, Mr. Poett, einem alten ostindischen Pflanzer, dem Photographen Gerstenkorn u. s. w. auf dem Schoner „Herald", mit einem kleinen Flußdampfer im Schlepptau, nach der Mündung des Mai-kassa oder Baxter. Man fuhr denselben über 100 Miles oder 161 km hinauf und lief auch in einige der vielen Nebenflüsse, wie in den Prince Leopold River, ein. Snags, d. i. im Flusse lagernde Baumstämme, verhinderten die Weiterfahrt. Der Dampfer blieb hier nun einige Zeit liegen, und kleine Parteien der Gesellschaft unternahmen Ausflüge ins Innere in der Dauer von drei bis vier Tagen und bis zur Entfernung von 40 Miles oder 64 km. Der Pflanzer Poett versichert, daß er dabei über das schönste Land kam, wie er es je in seinem Leben sah, und daß auf solchem Boden alle tropischen Gewächse in Fülle gedeihen würden. Das vorzüglichste Land lag nach dem südlichen Ufer des Flu zu. Man verließ dann den Baxter, fuhr an der Meeresküste bis zur westlichen Küste des Papua-Golfes entlang und entdeckte fünf kleine Flüsse, die man aber doch immer noch 10 bis 30 Miles (16 bis 48 km) weit mit dem kleinen Dampfer befahren konnte. Auch unternahm man Exkursionen über Land in der Länge von 50 km. Man brachte von der Reise Proben von werthvollen Hölzern und Bodenerzeugnissen mit, sowie auch eine umfangreiche Sammlung von Geräthschaften und Kuriositäten der Eingeborenen. Unter letzteren erregt ein seltsamer großer Götze, welcher den von den Goua-Eingeborenen verehrten Gott Leeger darstellen soll, ein besonderes Interesse. Es war mit vieler Schwierigkeit verknüpft, sich in den Besitz desselben zu setzen und hätte leicht verhängnißvoll werden können. Der Götze wird nunmehr einen Platz im Museum in Sydney einnehmen. Kapitän Strachan ist mit dem Erfolge seiner Reise sehr zufrieden.

H. Greffrath.

— Unter dem Titel „Neu-Guinea. Reisen und Missionsthätigkeit während der Jahre 1877 bis 1885 von James Chalmers und W. Wyatt Gill" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1886) ist jetzt die von uns bereits (Bd. 48, S. 128) angekündigte Uebersetzung des englischen „Work and Adventure in New-Guinea" erschienen. Wir verweisen unsere Leser auf die ausführliche und empfehlende Besprechung des Buches von Emil Metzger, welche sich auf S. 60 und 74 des vorigen Bandes des „Globus" findet („Aus dem südöstlichen Theile von Neu-Guinea" I, II).

Nordamerika.

— Im vierten „Annual Report of the United States Geological Survey" (Washington 1884), der vor Kurzem erschienen, findet sich ein sehr interessanter Aufsatz von J. C. Russell über die abflußlose Region des Great Basin und seine Seereste. Das ganze Gebiet ist ein ungeheures Tafelland, das durch kolossale Verwerfungen in ein wild zerrissenes Bergland verwandelt wurde; fast alle Erhöhungen, wenn sie nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt als Mesa zwischen zwei abgesunkenen Tafeln als Horste stehen blieben, zeigen nach der einen Seite hin einen steilen, oft unersteiglichen Absturz, der z. B. bei den Stein Mountains einige tausend Fuß beträgt, nach der anderen Seite dachen sie sich ganz allmählich in eine Senkung ab, deren tiefsten Punkt ein See oder die Spur eines ehemaligen Sees einnimmt. Die abflußlose Binnenregion erstreckte sich früher anscheinend über das ganze Gebiet zwischen der Sierra Nevada und der Cascade Range; aber in der letzten feuchten, wahrscheinlich quaternären Periode haben die Gewässer vom Lake Klamath Zeit gefunden, die trennenden Riegel so tief einzuschneiden, daß ihr Gebiet auch jetzt noch dem Ocean tributär ist. Verschiedene Unterabtheilungen, die jetzt abflußlos sind, würden schon bei einem ziemlich geringen Steigen Verbindung mit benachbarten Flüssen bekommen, so Lake Malheur mit dem Shoshone, Goose Lake, wie er sie noch bis vor Kurzem hatte, durch Pitts River mit dem Sacramento. Wie die ungeheuren Bänke von Lava, Rhyolith und vulkanischen Tuffen, welche früher den ganzen nördlichen Theil des großen Beckens (200 000 bis 300 000 square miles) in einer geschlossenen Masse bedeckten, entstanden sind, vermag auch Russell nicht zu erklären; er nimmt Spaltenausbrüche (fissural eruptions) an, sagt aber selbst, daß er außer Stande sei, Beweise dafür beizubringen. Die Verwerfungen sind theilweise offenbar ganz neuen Datums; an den Warner Lakes sind die Bruchflächen so frisch, als seien sie erst gestern gebildet. Sie sind aber auch durchaus noch nicht abgeschlossen; auf der großen Bruchlinie längs der Wahsatsch-Berge wie längs der Sierra Nevada sowohl, wie auch auf vielen kleineren Bruchlinien haben noch in den letzten Jahren merkbare Verschiebungen stattgefunden und heiße Quellen springen überall längs dieser Linien. — Eine interessante Beobachtung wurde am Summer Lake und Albert Lake gemacht. Das mit Alkalien gesättigte Wasser dieser Seen verwandelt sich, wenn vom Sturme gepeitscht, rasch in eine Schaummasse, die mitunter mehrere Fuß stark wird; der Wind trägt diese weit übers Land, und die Büsche in der benachbarten Wüste sehen dann aus, als seien sie mit Blüthen bedeckt. Die Seen sind übrigens nichts weniger als konstant, manche sind in der letzten Zeit zu Playas eingetrocknet, dagegen sind Harney Lake und Malheur Lake gestiegen und haben sich zu einem Becken vereinigt, Goose Lake hat seine Ufer überschwemmt und Thorn Lake und Silver Lake haben sich vereinigt und sind, obschon früher hochgradig alkalinisch, jetzt süß geworden. Letztere Erscheinung ist sehr wichtig. Schon in dem Berichte für 1881 machte Gilbert bei der Erforschung des quaternären Lake Bronneville auf die Erscheinung aufmerksam, welche er „the freshening of inclosed lakes by desiccation" nannte, scheint aber wenig Beachtung gefunden zu haben. Trocknet ein mit Alkalien beladener See ganz aus, so können die ausgefallenen Salze durch den zuletzt sich bildenden Playa-Schlamm so ganz abgeschlossen werden, daß später wieder zuströmendes Wasser süß bleibt, und dieser Vorgang kann sich, wenn trockene Perioden mit feuchteren abwechseln, beliebig oft wiederholen. — Von großem Interesse ist, daß Russell trotz sorgsamstem Nachforschen keine Spur einer allgemeinen Vergletscherung im großen Becken finden konnte. Auch Spuren lokaler Gletscherbildung fehlen, ausgenommen in der East Humboldt Range; und Russell spricht sich mit aller Bestimmtheit dahin aus, daß, seit die Gegend ihre gegenwärtige Gestalt erhalten hat, also seit dem Beginne der Quaternärzeit, Gletscher hier nicht bestanden haben.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIX. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

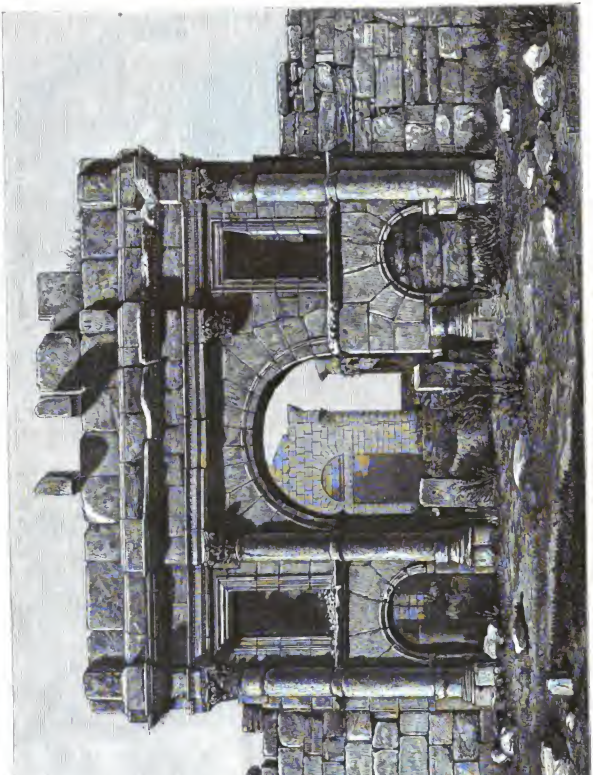
Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

IX.

Ko. Sufetulae wird trotz seiner Bedeutung von den alten Autoren nie erwähnt; nur in den Itinerarien und in den Bischofsverzeichnissen tritt der Name auf und aus in Lambessa gefundenen Inschriften wissen wir, daß die dritte Legion dort Rekruten aushob, die Einwohner also das römische Bürgerrecht genossen. Genaueres weiß nur der arabische Geograph Edrisi zu berichten. „Sbeitla, sagt er, war vor dem Islam die Residenz des Gerges, des römischen Königs in Afrika; sie zeichnete sich aus durch ihre Ausdehnung und ihre Schönheit, ihren Ueberfluß an Wasser, ihr mildes Klima und ihre Reichthümer; sie war umgeben von Gärten und Baumpflanzungen. Die Muselmänner eroberten sie in den ersten Jahren der Hedschra und erschlugen den großen König Gerges. Der König Gerges oder, wie ihn andere arabische Schriftsteller nennen, Dschirdschir, ist der byzantinische Patricius Gregorius, welcher sich von Byzanz losgerissen hatte und seine Provinz, auf die Afarek, die Mauren, gestützt, ganz unabhängig beherrschte, sogar Münzen mit seinem Bilde schlagen ließ. Er sammelte, als er 647 [1]) den Anmarsch der Araber unter Abdallah erfuhr, ein großes Heer und trat den Eindringlingen entgegen, nach den Einen kurz vor Sbeitla, nach Anderen bei Jacubé. Seine schöne Tochter focht an seiner Seite und er versprach ihre Hand und 100 000 Goldstücke Dem, der ihm den Kopf Abdallah's brächte. Auf den Rath des jungen Zobeïr ibn Kais setzte Abdallah aber genau denselben Preis auf den Kopf des Gregorius. Der Kampf dauerte mehrere Tage und wurde jedesmal beim Beginne der eigentlichen Mittagshitze abgebrochen. Am dritten Tage aber führte Abdallah nur einen Theil seiner Leute ins Gefecht und ließ die anderen in ihren Zelten zurückbleiben; als dann die Byzantiner zur Mittagsruhe in ihr Lager zurückgekehrt waren, überfiel er sie ganz unerwartet und brachte ihnen eine schwere Niederlage bei. Gregorius wurde von Zobeïr erschlagen und seine Tochter, nachdem sie mehrere Araber über der Leiche ihres Vaters getödtet, gefangen und Zobeïr als Sklavin überliefert.

Die Sieger stürmten Sbeitla unmittelbar nach der Schlacht und machten dort so reiche Beute, daß nach Abzug des dem Schatze zukommenden Fünftels jeder Fußgänger 1000, jeder Reiter 3000 Goldstücke erhielt. Doch führte dieser Sieg noch nicht zur definitiven Eroberung des Landes; die Sieger fanden es gerathen, vor der drohenden Haltung der ihnen anfangs freundlichen Bergberber mit ihrer Beute abzuziehen. Sufetulae blieb in Ruinen. Allem Anscheine nach versuchten die überlebenden Einwohner nach dem Abzuge der Feinde die Stadt wieder zu begründen und in vertheidigungsfähigen Stand zu setzen, aber die Einfälle wiederholten sich bald, der Berberkönig Kuschile so wenig wie seine Nachfolgerin in der Führung gegen den Islam, die Kahina, waren den Städten der Mauren freundlich gesinnt. Die Bergstämme vollendeten schließlich das Werk der Araber und ein paar Erdbeben ließen nichts mehr aufrecht als den Triumphbogen, die Tempel und ein paar Mauerreste. Die Lage am Kreuzungspunkte mehrerer Straßen, der fruchtbare Boden und der Wasserreichthum versprechen übrigens einer etwaigen Kolonie ein rasches Gedeihen.

[1]) Richtiger wohl 662, im Jahre 40 der Hedschra.



Triumphbogen vor den Tempeln von Sbeitla. (Nach einer Photographie.)

Der Boden der Römerstadt liegt nach den Ausgrabungen der Reisenden etwa anderthalb Meter unter dem heutigen, die Araberspuren aus der Zeit der Zerstörung einen Meter. Die Stadt lag wesentlich auf dem rechten Flußufer; auf dem linken sieht man nur unbedeutende Reste, anscheinend von Villen und Sommerwohnungen, von denen eine, die man vor einiger Zeit ausgrub, recht hübsche Mosaikböden ergeben hat. Die oben erwähnte Wasserleitung durchschnitt diese Vorstadt und verband sie gleichzeitig als Brücke mit der eigentlichen Stadt.

Kommt man von Süden her, wo sich heute noch wie zur Römerzeit die Wege von der Syrtenküste und den Saharaoasen her vereinigen, so trifft man zuerst auf den noch gut erhaltenen Triumphbogen, welcher nach einer Inschrift dem Kaiser Constantin und seinen Mitkaisern gewidmet wurde. Er war 11 bis 12 m lang, die Pforte 6 m breit und 8 m hoch. Wie die meisten afrikanischen Triumphbögen hat er auf jeder Langseite vier Säulen und zwischen diesen je zwei Nischen, die aber kaum so tief sind, daß sie zur Aufstellung von Bildsäulen gedient haben können.

Eine wohlerhaltene Straße, stellenweise noch mit großen Platten gepflastert, führt in die Stadt, zunächst zu den Trümmern einer Befestigung, deren zerfallene Mauern offenbar in der größten Eile und zum Theil unter Benutzung von Leichen- und Votivsteinen aufgeführt wurden. Ein paar ähnliche Umfassungsmauern liegen in der Nähe; sie wurden vermuthlich nach dem ersten Arabereinfalle errichtet, um die Stadt gegen Süden zu decken, während im Nordwesten die Tempel in eine Citadelle umgeschaffen wurden.



Seitenansicht der Tempel von Sbeitla. (Nach einer Photographie.)

Weiterhin finden sich lange, unkenntliche Trümmerhaufen, deren Bedeutung man nur durch völlige Ausräumung feststellen können würde. Dann sieht man vor sich das wichtigste Monument Sbeitlas, die drei Tempel. Dank den aus dem benachbarten Lager von Tschilma gesandten Soldaten konnten hier Ausgrabungen vorgenommen und die Baupläne in allen Details festgestellt werden. Man gelangt zu den Tempeln durch den Triumphbogen, den unsere Abbildung zeigt; er ist nicht so massig, wie der des Constantin, aber sein Stiel beweist, daß er einer besseren Zeit entstammt. In der That lehrt eine Inschrift, daß er dem Kaiser Antoninus Pius zur Zeit seines zweiten Consulates gewidmet wurde. An beiden Seiten stehen Inschriften zu Ehren des Marcus Aurelius und des Lucius Verus, der Adoptivsöhne des Kaisers Antoninus Pius. Der Bogen ist dreitheilig; die große Mittelpforte führt auf den Haupttempel, ohne indeß genau in seiner Achse zu liegen. Der Boden war fast 2 m hoch mit Schutt bedeckt; nach dem Wegräumen desselben erkannte man eine Treppe von mehreren Stufen, welche zur Fläche des Innenhofes hinaufführte. Die Façade ist mit vier korinthischen Säulen geschmückt, deren Kapitäle eine sehr gute Arbeit zeigen; an beiden Seiten sind über den kleinen Thorbögen Nischen angebracht. Man nimmt gewöhnlich an, daß auf dem Triumphbogen in der Mitte eine Quadriga gestanden

habe, doch ist die Tiefe des Bauwerkes dazu viel zu gering; dagegen sieht man an beiden Seiten noch die Basen von Statuen.

An den Triumphbogen schließen sich an beiden Seiten Seitenmauern, welche wahrscheinlich zu einem nun zerstörten Portikus gehörten, von dem nur noch ein paar zerbrochene Säulenschäfte, die im Hofe liegen, übrig sind. Der Hof hat 160 m Länge und 70 m Breite; mit seiner durchschnittlich 4 m hohen Umfassungsmauer bildete er einen letzten Zufluchtsort für die Bewohner der Stadt, der vermuthlich auch bei der Eroberung durch die Araber seine wichtige Rolle gespielt hat. Die Mauer ist offenbar mehrmals zerstört und in größter Eile wieder aufgebaut worden; es sind Steine mit Inschriften hinein vermauert worden, welche nach der Art der Buchstaben und ihrer schlechten Ausführung wahrscheinlich der Vandalenzeit angehören. Auch im Inneren sieht man die Spuren eilig errichteter Bauwerke, welche wahrscheinlich den Vertheidigern zur Wohnung dienten; unter den Trümmern ist noch das schöne alte Plattenpflaster erhalten. In einer Ecke steht die Ruine einer Kirche und ein Bau mit Gewölben, vermuthlich aus der Zeit stammend, wo Gregorius den Tempelhof in eine Citadelle umschuf[1]).

Die Tempel von Sufetulae waren alle drei tetrastyle Pseudo-Peripteren, d. h. sie hatten vier Säulen in der Fronte, aber die Seiten waren bei den beiden äußeren Tempeln nur mit Pilastern, bei dem mittleren mit eingebauten Säulen verziert. Die Frontsäulen und die Vorder-



Rückansicht der Tempel von Sbeitla. (Nach einer Photographie.)

mauern der Cella sind aber längst gestürzt und Gestrüpp sproßt zwischen ihren Trümmern. Die Hinterfronten dagegen stehen noch aufrecht und machen einen ganz imponirenden Eindruck; man sieht, daß sie durch Zwischenräume von 4 m Breite getrennt, aber durch Bögen verbunden waren. Der mittlere Tempel gehörte einer zusammengesetzten Ordnung an, die beiden äußeren sind korinthisch; die Verzierungen erinnern einigermaßen an die Tempel von Baalbek.

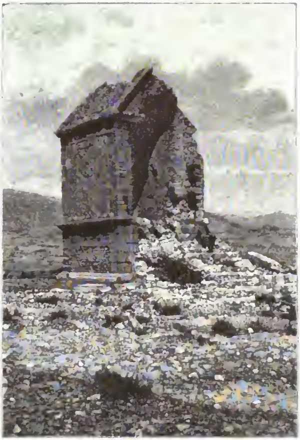
Die beiden Archäologen begnügten sich, den Raum zwischen dem linken und dem mittleren Tempel, der offenbar bei der Befestigung absichtlich verrammelt war, aufzuräumen; eine völlige Säuberung des Bodens würde eine kolossale Arbeit erfordern, da es sich um Blöcke von beträchtlicher Größe handelt; die Arbeiter des Sidi Mustapha ben Azus haben es versucht, aber bald wieder aufgegeben, nachdem sie eine Anzahl Blöcke zersprengt. Wem die Tempel angehört haben, läßt sich ohne völlige Ausgrabung nicht feststellen; in Rom wie in Lambessa, wo sich drei Tempel in ganz ähnlicher Weise vereinigt finden, ist der Mitteltempel dem Jupiter geweiht, die seitlichen Juno und Minerva; möglicher Weise dienten sie aber hier der Verehrung der auf dem Bogen genannten drei Kaiser.

[1]) Die Citadellen in den wichtigeren tunesischen Städten sind sonst fast sämmtlich von Patricius Salomon errichtet; sollte die von Sufetulae eine Ausnahme machen? Die jetzige Mauer könnte freilich jünger sein, als die arabische Zerstörung. Ko.

200 m weiter ragten am Rande des Baches ein paar Säulen aus der Erde. Mit Hilfe einer gelegentlichen Verstärkung des Arbeiterpersonals wurde das ganz verschüttete Gebäude ausgegraben und erwies sich als das Theater von Sufetulae; seine Erbauung oder vielleicht auch nur Restaurirung fällt nach einer aufgefundenen Inschrift in die Regierungszeit des Kaisers Diocletian. Das Amphitheater, das wie gewöhnlich außerhalb der Stadtmauer lag, ist bis auf den Boden abgerissen; seine Arena maß ungefähr 60 zu 50 m. Die Ruinen zweier Kirchen boten nichts Besonderes und dort vorgenommene Ausgrabungen ergaben keine sonderlichen Resultate. Ebensowenig die an den beiden Friedhöfen, von denen der an der Straße nach Tebessa gelegene ausschließlich für die Kinder bestimmt gewesen zu sein scheint.

Sbeitla ist sonst gewöhnlich völlig öde und verlassen; jetzt aber lagerten auf Befehl des Kommandanten von Dschilma ein paar Araberfamilien mit ihren Heerden da, welche die Reisenden mit Eiern und Milch versorgten. Sie fürchteten sich vor Räubern noch viel mehr als die Reisenden, und nicht ganz ohne Ursache, denn wenn ihnen eine Bande Marodeure ihre Hühner und Ziegen wegholte, krähte kein Hahn danach, während das Geringste, was den Reisenden widerfahren wäre, sofort die Truppen in Dschilma auf die Beine gebracht und sehr ernstliche Repressalien veranlaßt haben würde. Demgemäß hatten sie auch ihren Duar so sorgsam in einer Bodenvertiefung verborgen, daß die Eskorte ihn erst am Abend auffand. Außerdem bot die Umgebung, wenigstens im Anfange, Rebhühner und Tauben in Menge, auch die Igel erwiesen sich in der Zubereitung, welche Mohammed ihnen angedeihen ließ, als ein durchaus nicht zu verachtendes Wildpret; was sonst nöthig war, insbesondere Brot, Wein und frisches Fleisch, lieferte das Lager von Dschilma. So vergingen die Wochen ganz angenehm, bis die Aufnahme der Ruinen vollendet war und die Zeit zum Aufbruche nach Gafsa heranrückte.

Der allzeit gefällige Oberst Billot hatte fünf Spahis und vier Kameele geschickt, nicht zu viel für einen fünftägigen Marsch durch eine Wüste, in welcher man nicht einmal auf Wasser rechnen konnte. Der Weg nach Gafsa konnte nicht gerade interessant genannt werden. Schon in geringer Entfernung von Sbeitla begann die endlose sandige Ebene, deren Eintönigkeit nur hier und da durch einen Halfabusch oder einen verkümmerten Dornstrauch unterbrochen wird. Die Vegetation wird um so spärlicher, je weiter man nach Süden vordringt, und trotzdem fand man wenigstens in der ersten Hälfte des Marsches einige Heerden und sogar Römerspuren. Das erste Nachtlager wurde am Wed Fekka genommen. Hier findet man für gewöhnlich Wasser, aber diesmal war das Bachbett völlig trocken, die Stämme weiter oben hatten das Wasser auf ihre Gerstenfelder geleitet und man konnte sich von der Weisheit der alten arabischen Karawanenregel überzeugen: Gieße das Wasser nie weg, bis du die Quelle gefunden. Die Spahis hatten natürlich keinerlei Provisionen mitgenommen; zum Glück waren ein paar Zelte in der Nähe, in denen sie sich versorgen konnten.

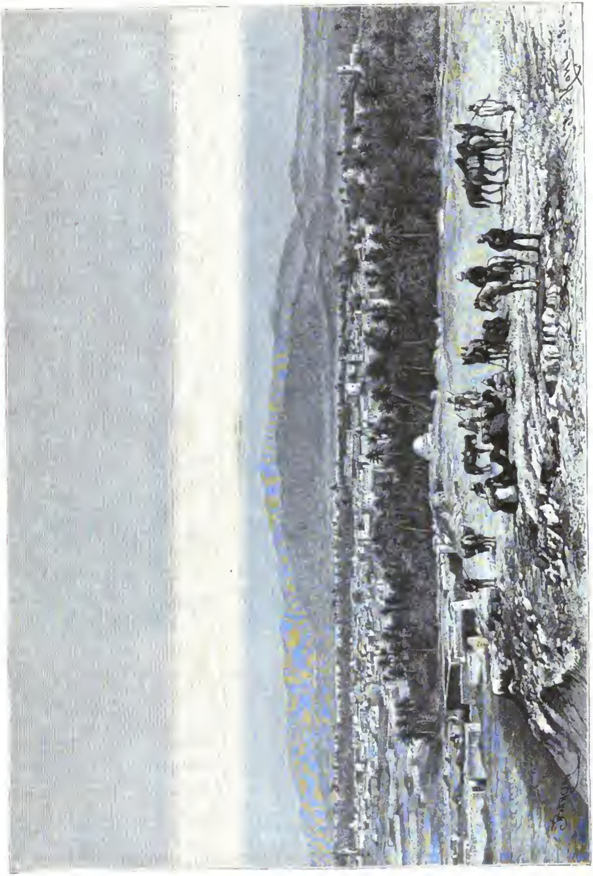


Mausoleum bei Bir el-Hafei. (Nach einer Photographie.)

Der Wed Fekka ist das einzige Wasser weit und breit und auch die Vögel kommen weit her zum Trinken. Es gelang den Reisenden, ein paar Wüstenhühner (Kangas oder Gangas, Pterocles arenarius, von den Franzosen Perdrix jaune genannt) zu erlegen, ein Wild, das ihnen hier zum ersten Male begegnete. Am anderen Tage sollten sie eine neue Jagdart sehen. Ein armer Hase wurde von einem großen Raubvogel verfolgt; die Spahis warteten ruhig den Moment ab, wo dieser auf ihn stieß und sprengten dann mit lautem Geschrei hinzu; der Adler ließ natürlich erschreckt seine Beute los und der tödtlich verwundete Hase wanderte in den Kochtopf seiner Retter.

Gegen Mittag erreichte man die Brunnen von Bir el-Hafei, wo die Pferde wieder getränkt werden konnten. Nahe dabei erheben sich die Trümmer eines römischen Postens, welcher die Wüstenstraße von Sufetulae nach Capsa schützte. Nur von der Nekropole sind noch ein paar Mausoleen besser erhalten, eines sogar mit einer halb verwischten Inschrift. Eines derselben, welches unsere Abbildung zeigt, besteht aus einer rechteckigen Cella mit einer zerfallenen Treppe davor; die Nischen für die Aschenurnen sind noch erkennbar. Die Ausdehnung der Todtenstadt steht in einem auffallenden Mißverhältnisse zu den Trümmern der Ansiedelung; vielleicht begruben hier auch die Nomadenstämme der Umgegend ihre Todten, eine Einrichtung, welche man mehrfach und auch noch heute beobachtet. Das Wasser der Quelle bildet den Wed Sila, welcher nach kurzem Fließen am Fuße eines völlig isolirten, wie polirt aussehenden Felsens im Sande verschwindet.

Das Nachtlager wird bei der Kubbah des Sidi Ali ben Aun genommen; sie liegt in einem förmlichen Dickicht von Kaktuspflanzungen und zwei Araberzelte sind dabei aufgeschlagen, für den Wächter der Kubbah und für die



Gesammtansicht von Gafsa. (Nach einer Photographie.)

Vorübereisenden. In der Nähe erhebt sich eine Art Thurm auf römischer Basis roh aufgemauert, ein Minareh, wie es die Reisenden schon einmal in Beled Dschedeida gesehen. Hier beginnt nun wirklich die Wüste, die unendliche, wasserlose Ebene ohne Vegetation und ohne Leben. Von hier ab muß man seinen Wasservorrath mit sich führen. Trotzdem findet man noch einen Trümmerhaufen aus der Römerzeit, den Henschir Merkab, den Arabern heilig durch die Grabkuppeln einiger Heiligen, die noch in hoher Verehrung zu stehen scheinen, denn sie sind frisch angestrichen und aufgehängte Lappen und Blechstückchen beweisen, daß sie neuerdings von Andächtigen besucht worden sind.

Noch einmal passirte man eine Stelle, wo man wenigstens im Winter Wasser finden kann, das Bett des Wed Merethba. Man mußte freilich ein tiefes Loch graben, um die Thiere tränken zu können, und schließlich weigerten sich diese, in das Loch zu treten und man mußte das Wasser in einem Eimer heraufziehen. Noch blieben zwei Stunden Tag und sie wurden benutzt, um sich Gafsa noch so weit zu nähern, daß man am anderen Morgen zum Frühstück dort eintreffen konnte. Unter freiem Himmel wurde gelagert und gut Wache gehalten gegen diebische Eingeborene, denen die Pferde eine willkommene Beute gewesen wären. Frühzeitig wurde aufgebrochen und der mühsame Weg durch die Sanddünen angetreten, in welchen die Hunde mit verbrannten Pfoten kaum mitkommen konnten. Die Reisenden lernten jetzt die bekannte Stelle in Sallust's Jugurtha verstehen: „Capsa liegt in der Mitte einer weiten Einöde; ihre Einwohner sind geschützt durch ihre Befestigungen, ihre Anzahl und ihre Waffen, aber noch mehr durch die entsetzliche Wüste, welche sie umgiebt, und deren wasserleerer Boden von Schlangen und Raubthieren wimmelt, deren natürliche Wildheit durch den Mangel an Nahrung noch gesteigert wird." Die wilden Thiere sind nun freilich verschwunden und von Schlangen trafen sie nur eine einzige an, freilich von beträchtlicher Größe, vor der sich die Eingeborenen zwar sehr fürchteten, die sich aber als eine ganz harmlose Natter erwies.

Gegen 8 Uhr wurde eine zerfallene Festung erreicht, welche in byzantinischer Zeit die Straße nach Theveste deckte. Nun erschien am Horizont eine dunkle Masse, der Palmenwald von Gafsa, und um 11 Uhr wurde der Rand der Oase bei der prächtigen Quelle Aïn Bidua erreicht. Wenige hundert Schritte weiter erhoben sich die zerfallenen Hütten der Vorstadt und einige elende Kubbahs, dann erschien die Stadt selbst mit den Zinnenmauern und den imposanten Thürmen ihrer Kasbah. Wie ein dichter Gürtel umgeben die Baummassen der Gärten die Stadt, über welche sich einige elegante Minarehs erheben. Zur Rechten ragt der steile Dschebel Gettar, zur Linken erstreckt sich die lange, kahle Kette des Dschebel Arbata, und über dem Ganzen wölbt sich der wunderbare, tiefblaue Himmel der Sahara. Ein wundervolles Schauspiel, dessen Eindruck leider nur zu bald gestört wurde durch den Eintritt in die Stadt und ihren tausendjährigen Schmutz.

(Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.)

Unser Verhältniß zu den Völkern niederer Kultur.

Von Prof. Dr. Eduard Petri (Bern).

I.

Der Anthropologe und Kulturhistoriker, der von einem Fortschritte der Menschheit in moralischer Beziehung redet, hat vor Allem das Verhältniß des Menschen zu seinem Mitmenschen einer Untersuchung zu unterwerfen.

Dem Wilden ist der Fremde, der zu seiner Horde Nichtgehörige, falls er nicht gerade das Gastrecht beansprucht, ein Feind. Dem klassischen Alterthume war der Fremde ein „Barbar"; der Philosoph räumte ihm keinen Platz in seinem idealen Staate ein (Platon); die von Natur aus grundverschiedene Beanlagung des Menschen rechtfertigte das Bestehen der Sklaverei (Aristoteles). Schon das Christenthum verkündete den staunenden Athenern in der Person seines rührigen Vorkämpfers, des Apostels Paulus, die großartigen Worte: „Und hat gemacht, daß von einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen." Die zur Macht gekommene christliche Kirche entfremdete sich aber bald ihrem ursprünglichen Wesen. Bei Theophrastus Paracelsus finden wir eine dem Geiste seiner Zeit zusagende Eintheilung der Menschheit in Adamiten und Präadamiten. Die Adamiten (Kulturvölker) waren die rechten Menschen; die Präadamiten (wilde Völker) erschienen als die ersten schüchternen und mißlungenen Versuche des Schöpfers zur Erschaffung des Menschen, gerade wie die Fossilien zur Zeit als lusus naturae oder als mißlungene Versuche in der Erschaffung der Thierwelt galten.

Das Verhältniß des Kulturträgers zu den kulturlosen Völkern als zu einer Klasse von niederen Wesen ist, weil tief in der menschlichen Natur begründet, von einer ungemeinen vitalen Kraft und Anpassungsfähigkeit. Jahrhunderte lang dominirt diese folgenschwere blutige Auffassung. Sie begünstigt die Versklavung, die Ausbeutung und Ausrottung der Wilden; sie besteht einen siegreichen Kampf mit der aus einem Ekel vor den Schwächen der Kultur hervorgehenden Verherrlichung der Naturvölker; sie leistet noch gegenwärtig ihre Dienste der brutalen Gewalt und dem Eigennutze; sie schmeichelt der Selbstüberhebung des civilisirten Europäers; sie unterstützt die extremen Vorkämpfer der Wissenschaft auf ihrer Suche nach den Vermittlern zwischen der Menschen- und Thierwelt (Ultra-Darwinisten). Selbst heutzutage, wo die Arteneinheit des menschlichen Geschlechtes die zahlreichsten Verfechter unter den Männern der Wissenschaft besitzt, sind die schönen und für den damaligen Stand der Wissenschaft so großartigen Worte eines Alexander von Humboldt: „es giebt keine edleren Volksstämme, alle sind gleichmäßig zur Freiheit bestimmt", den schärfsten Angriffen ausgesetzt.

Und dennoch ist der Fortschritt des Kulturmenschen in den Beziehungen desselben zu seinem Mitmenschen im Allgemeinen ein unleugbarer.

Wie zähe sich die erwähnte feindselige und altererbte Auffassung hält, wie mannigfach die Modifikationen sein

mögen, in welchen diese Auffassung auftritt, sie weicht zurück vor einer richtigeren und tieferen Erkenntniß des wahren Sachverhaltes. Die selbst für Europa vor kaum einem Jahrhundert undenkbare Gleichberechtigung der Klassen im Schoße des einzelnen Volkes ist im Princip allgemein anerkannt und wird in manchen Beziehungen auch praktisch durchgeführt; die Sklaverei, noch vor Decennien in blutiger Weise vertheidigt (Secessionskrieg), ist heutzutage endgültig gefallen und wird nach Möglichkeit nicht einmal bei kulturlosen Völkern geduldet (in Afrika, in Russisch-Centralasien); das Bestreben, den Wilden zu kultiviren, tritt nicht mehr vereinzelt auf und ist nicht mehr das Alleingut der Missionare, es ist zur Devise der modernen Kolonialarbeit geworden (Congostaat).

Daß die Praxis mitunter ganz bedeutende Spuren eines Atavismus in den Beziehungen des Europäers zu seinen kulturlosen Mitbrüdern aufzuweisen hat, ist nicht zu leugnen und darf auch keineswegs vertuscht werden. Derartige Rückfälle sind nicht als ein den Fortschritt beeinträchtigendes Symptom aufzufassen. Es spricht vielmehr die Art und Weise, in welcher sich diese Rückfälle äußern, für einen Fortschritt, denn das, was jetzt als abscheuerregendes Verbrechen erscheint und allgemein bekämpft wird, das galt noch vor Kurzem als eine allgemein anerkannte und wohlberechtigte, wo nicht gerade verdienstvolle Handlung [1]). Aber noch immer fällt es ungemein schwer, sich über das Verhältniß völlig klar zu werden, welches der Kulturmensch den Völkern niederer Kultur gegenüber einzuhalten hat; schwierig ist es, die zahlreichen Widersprüche, die sich in dieser Beziehung bieten, zu entwirren und die Lücken der Forschung auszufüllen, schwierig ist es schließlich, gleich fern zu bleiben von den Extremen der üblichen Selbstüberschätzung des Kulturmenschen, sowie der schwächlichen Kritiklosigkeit des Philanthropen.

Ziehen wir im Allgemeinen einen Vergleich zwischen den Kulturvölkern und den sogenannten Naturvölkern, oder um ein weiteres Gebiet zu umspannen, den Völkern niederer Kultur, so müssen wir uns allerdings sagen, daß die Völker niederer Kultur den Kulturträgern in Bezug auf intellektuelle Kraft bei Weitem nachstehen. Die Kulturvölker haben sich gewissermaßen von der Natur emancipirt; sie bemeistern sie sogar bis zu einem gewissen Grade. Die Völker niederer Kultur stehen der Natur noch nahe; sie leben in der Natur und mit der Natur; sie befinden sich in einem entschiedenen Abhängigkeitsverhältnisse von der Natur und führen in der Regel ein von den jeweiligen Naturverhältnissen vorgeschriebenes Leben. Der Naturmensch hat ein relativ kümmerliches und unstetes Leben dort geführt, wo späterhin die Kultur, die Naturverhältnisse bemeisternd, ein machtvolles und großartiges Leben entfaltete (die Vereinigten Staaten Nordamerikas).

Wenn nun das Leben der Völker niederer Kultur ein Zusammenleben mit der Natur ist, so ist es leicht begreiflich, daß bei diesen Völkern vor Allem diejenigen Eigenschaften zur Entwickelung kommen müssen, welche sich auf die Naturvorgänge beziehen, die ihr Leben ausfüllen; die höheren und geistigen Eigenschaften kommen weniger zur Uebung, sie werden von den dominirenden Bedürfnissen des Naturlebens zurückgedrängt. Der Wilde besitzt seine Fähigkeiten, aber diese Fähigkeiten sind vor Allem auf das körperliche und nicht auf das geistige Leben gerichtet, sie gehen mehr auf das Physische und nicht auf das Psychische des menschlichen Wesens aus. Die vollendete Entwickelung der physischen Fähigkeiten, wie sie dem Wilden eigen ist, führt zu einer Einseitigkeit in der Erscheinung des Menschen, die wir nur mit der einseitigen Entwickelung der Gedankenarbeit und der Abtödtung der physischen Fähigkeiten des Kulturmenschen vergleichen können. Die Entwickelung der physischen Fähigkeiten des Wilden und namentlich die Schärfe seiner Gefühlsorgane ist eine mitunter geradezu unglaubliche. „Die Tungusen erkennen nach der Spur, wie sie im Erdreiche oder im Schnee von den Fußknöcheln des Bären eingedrückt ist, ob der Bär gereizt war oder nicht, ob er gefährlich sei für ihre Renthiere, ob er schlau sei. Sie erkennen die ihrigen an verschiedenen Merkzeichen, welche die Schneeschuhe hinterlassen, nach dem Ausschreiten der Beine, nach den Kreisen im Schnee, nach den geknickten Zweigen an den Bäumen oder nach Aesten, welche auf den Weg gestreut sind, und nach den im Schnee eingestampften Spuren. Ein jedes Weib kennt die Spuren des Schneeschuhes ihres Mannes [1]).“ Die Beobachtungsgabe des Wilden ist so ungemein geschärft, daß er, der direkt vielleicht nicht weiter als bis fünf zählen kann, mit einem Blicke auf seine über 100 Stück zählende Heerde das Fehlen eines einzelnen Stückes bemerkt. Die Beispiele für die physische Geschicktichkeit, die Spannkraft, das scharfe Gesicht und Gehör und den fabelhaften Ortssinn des Wilden lassen sich mit Leichtigkeit und in Menge der geographischen Litteratur entnehmen. Gleichzeitig aber entwickeln die Wilden bei ihren Jagden auch eine wunderbare Findigkeit, eine Kombinationsgabe [2]), welche für das Vorhandensein von nicht zu unterschätzenden, geistigen Anlagen spricht.

Wenn nun aber die Wilden durch eine überraschende Entwickelung ihrer physischen Fähigkeiten in unseren Augen geradezu wie Wesen anderer Natur erscheinen, so gewinnen wir einen interessanten Ausblick für einige weitere Folgerungen in der Erwägung, daß unsere, der Kulturträger Vorfahren, ein ähnliches Vorwiegen und eine ähnliche überraschende Entwickelung der physischen Fähigkeiten aufzuweisen hatten, sowie daß ähnliche Verhältnisse auch heutzutage bei einzelnen der Lebensweise der Wilden folgenden Europäern zu finden sind. (Trappers, Russen in Sibirien.)

Schon das vorgebrachte Material fordert uns zu der Vermuthung auf, daß die Völker niederer Kultur bei einer eventuellen, etwa durch die Kulturvölker begünstigten Emancipation von den Naturverhältnissen im Stande wären, sich von der Einseitigkeit der physischen Entwickelung zu erheben und ihre geistigen Fähigkeiten zu kultiviren. Eine derartige Vermuthung erscheint aber um so berechtigter, als wir, ganz abgesehen von der erwähnten Kombinationsgabe der Wilden, über eine geradezu großartige Menge von Beweisen für die Bildungsfähigkeit der Wilden und für das Vorhandensein eines gewissen geistigen Schatzes bei diesen Völkern verfügen.

Die Neger, welche ihrer außerordentlichen Abweichung vom Typus des Europäers und ihrer Affenähnlichkeit wegen zu den verächtlichsten Auslassungen der großen Menge und nicht minder auch der Gelehrten (Burmeister, Carus, Gobineau, Tschudi, Agassiz u. s. w.) herhalten mußten, liefern uns ein vortreffliches Material in dieser Beziehung. Ungeachtet des kurzen Zeitraumes, welcher seit ihrer Befreiung in den Vereinigten Staaten Nordamerikas verflossen ist, der Befreiung von einer durch Jahrhunderte währenden

[1]) Petri: „Ursachen des Aussterbens der Völker niederer Kultur“. „Globus“, Bd. 44, S. 264.

[1]) Jadrinzew-Petri: „Sibirien“. Jena, Costenoble. 1886, S. 33 (im Druck).

[2]) Charakteristisch ist hierfür ein Studium der Jagdgeräthe: so der Wurfgeschosse, Fallen u. s. w. Ueber die Kombinationsgabe der indianischen Jäger siehe Schaffhausen: „Anthropologische Studien.“ Bonn 1885, S. 366 bis 367 (nach Domenech).

Sklaverei, ungeachtet dessen, daß die Weißen sich in diesem Zeitraume noch keineswegs daran gewöhnt haben, in den Farbigen faktisch gleichberechtigte Bürger zu sehen, ungeachtet schließlich des selbst für den Europäer so ungemein schwierigen Kampfes um das Dasein in den Vereinigten Staaten, haben die Neger (bei Verlust von ca. 1/4 ihrer Menge in den ersten Jahren nach ihrer Befreiung, währenddem sie gegenwärtig eine Vermehrung zeigen) einen tüchtigen Kern gebildet, der der Kultur theilhaftig geworden ist und die Konkurrenz mit den Europäern wohl zu bestehen vermag. Im Jahre 1882 bestanden folgende Schulen für Neger:

Bezeichnung der Schulen	Zahl der Schulen	Zahl der Schüler
Oeffentliche Schulen	15 932	802 982
Normalschulen	56	8 509
Schulen für den Sekundarunterricht	43	6 632
Hochschulen und Colleges	18	2 298
Theologische Schulen	24	665
Juridische Schulen	4	53
Medicinische Schulen	3	125
Schulen für Taubstumme und Blinde	6	116
Summa	16 086	821 380

Selbst der negerfeindliche Fr. v. Hellwald giebt zu, daß es „freilich (!) nicht an einzelnen Beispielen geistiger Begabung unter den Negern fehlt“ und verweist darauf, daß mehrere Neger im Repräsentantenhause der Vereinigten Staaten, einer sogar im Senat saß &c., lenkt aber doch wieder auf Beispiele von moralischer Verkommenheit der Neger ein[1]). Die Namen von hervorragenden und allgemeiner Achtung sich erfreuenden Negern in den Vereinigten Staaten sind übrigens nichts weniger als spärlich vertreten[2]). Wir verweisen schließlich noch auf die von Soyaux[3]) citirten Namen berühmter Neger, denen sich noch manche andere, nicht minder bekannte Namen, beifügen lassen würden. Treffend ist die Bemerkung Soyaux's: „Wäre die ganze Rasse“, sagte er, „geringer beanlagt, dann könnten auch nicht hochbegabte Individuen aus ihr hervorgehen ...“ „Ja, sagen die Gegner, das sind Ausnahmen! Ich aber meine, solche „Ausnahmen“ liefern eben den besten Beweis für die Regel, den Beweis, daß es nur günstiger Umstände bedarf, um mehr und mehr Einzelne sich auf eine hohe Stufe der Bildung erheben und allmählich auch die Menge in der Kulturentwickelung fortschreiten zu sehen[4]).“

Die Negrophoben halten jedoch stets einen wuchtigen Schlag in Bereitschaft für den Negrophilen: sie verweisen ihn auf den elenden Zustand der Neger in den freien Negerrepubliken (Liberia, Hayti, San Domingo) oder in Ländern, wo ihnen der größte freie Spielraum gewährt worden ist (Sierra Leone). Man pflegt jedoch in diesem Falle die Vorgeschichte der genannten Staaten zu übersehen und die nichts weniger als würdige Rolle, welche den Europäern in dieser Vorgeschichte zukommt. Geradezu seltsam erscheint dem Kenner der Geschichte dieser Staaten die Anforderung an die Neger, die vor Kurzem erst den Fesseln der ihnen in Fleisch und Blut übergegangenen Sklaverei entronnen waren und von den Europäern die denkbar nachtheiligste Anleitung erhalten hatten (wir verweisen auf die schwächliche philantropische Verhätschelung der Neger, auf die Schwäche der Amerikaner den verfrühten autonomistischen Gelüsten der Neger gegenüber, auf die bekannte liberianische Anleihe u. s. w.), daß sie sich selbst überlassen nicht auf den ihnen vorgezeichneten Irrwegen weitergehen und halt- und ziellos, wie sie waren, nicht in die häßlichsten Extreme verfallen sollten! Und dennoch fehlt es diesen unglücklichen Ländern nicht an einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten[1]).

Wenn wir die Geschichte und die gegenwärtigen Zustände der erwähnten Staaten überblicken, so möchten wir die Behauptung wagen, die wir nöthigenfalls durch weitere Ausführungen zu bekräftigen im Stande sind, daß bis auf den heutigen Tag noch nirgends auf der Welt auch nur annähernd ein vernünftiges und andauerndes Massenexperiment ausgeführt worden ist, um die Neger der Kultur zuzuführen. Die Vereinigten Staaten machen in dieser Beziehung keine Ausnahme. Der Ausspruch Ratzel's, des bewährten Kenners der Vereinigten Staaten: „zum ersten Male werden Millionen der für am niedrigsten gehaltenen Rasse, der schwarzen, alle Vortheile, alle Rechte und alle Pflichten der höchsten Kultur zugänglich gemacht und nichts (!) hindert sie, alle Mittel der Bildung zu gebrauchen, welche — hier liegt das anthropologisch Interessante dieses Vorganges — nothwendig eine Umbildung sein wird“[2]), ist insofern inkorrekt, als die Stellung der Neger in den Ver-

[1]) Fr. v. Hellwald: „Naturgeschichte des Menschen.“ Stuttgart, Spemann. 1882 bis 1885, Bd. I, S. 498.

[2]) In Washington z. B. wären unter anderen einflußreichen und gebildeten Negern zu nennen: Mr. Blanche K. Bruce, ehemaliger Senator, gegenwärtig Registrator des Staatsschatzes. Die Aerzte: Professor der Chirurgie B. Purvis und Dr. A. F. Augusta; ferner der gelehrte Rev. Dr. A. Crummel; der Bibliothekar der Washingtoner Congreßbibliothek Henry Smith u. s. w.

[3]) H. Soyaux: „Aus West-Afrika.“ Leipzig, Brockhaus, 1879, Bd. I, S. 153.

[4]) A. a. O.

[1]) Interessante Notizen über die Liberianer bringt Zöller: „Das Togoland und die Sklavenküste“, Berlin und Stuttgart, Spemann 1885. S. 39, 40, 45 und 46. Die vier Bändchen von Zöller's „Deutsche Besitzungen an der westafrikanischen Küste“ bringen überhaupt manche interessante und werthvolle Angaben über die geistige Befähigung der Neger. Dessen ungeachtet vermag sich der Verfasser nicht von der traditionellen Anschauung loszumachen, indem er sich fragt: „Warum sollte nicht der schwarze Mann der Diener des weißen Mannes sein?“ (Zöller: „Camerun“, Berlin und Stuttgart, Spemann 1885, Bd. I, S. 254.) Ueberraschend sind die Motive, durch welche sich Zöller zu dieser Anschauung verleiten läßt: „Ich hatte an der Ueberzeugung fest“, sagt er a. a. O., „daß sich an der Dienerstellung des Negers, welche schon in Aegypter-, Griechen- und Römerzeiten ebenso wie heute vorhanden war, auch in weiteren zwei (!) Jahrtausenden nichts ändern wird.“ Aehnliche historische Gründe waren es, die seinerzeit die Sklavenbesitzer in der Union und die Herren der Leibeigenen in Rußland für das Bestehen der guten alten Ordnung vorgebracht haben. Immerhin ist Zöller zu gewissen Koncessionen bereit: „Damit soll dem einzelnen Neger“, fährt er fort, „falls er höhere Begabung zeigt, der Weg zu einer höheren Laufbahn nicht abgeschnitten sein“ (a. a. O. S. 254).

Wir erwähnen ferner noch, daß es unter den Sierra-Leonern manchen hochgebildeten Mann gegeben hat: so hat z. B. ein Sierra-Leoner die Geschichte seines Vaterlandes verfaßt; der gegenwärtige englische Archidiakonus am Nigir Ven., Henry Johnson, M. A., ist ein geborener Sierra-Leoner, der seine Bildung an der Grammar-School in Freetown begonnen und an der Universität Cambridge vollendet hat, ein Mann, der sich durch seine Kenntnisse im Englischen, Hebräischen, Arabischen, Griechischen und Latein ausgezeichnet hat, dem Deutschen und Französischen nicht fremd ist und schließlich das Neue Testament in mehrere westafrikanische Dialekte übertragen hat.

[2]) Friedrich Ratzel: „Die Stellung der Naturvölker in der Menschheit.“ „Ausland“ 1882, Nr. 1, S. 5.

einigten Staaten in der Praxis noch immer nur eine ungünstige Ausnahmestellung ist.

Ein vorurtheilsfreies und genügend eingehendes Studium des über die sonstigen kulturlosen Völker veröffentlichten Materials lehrt uns, daß die geistigen Anlagen derselben ebenfalls nicht zu verachten sind. Das Urtheil der Missionare und Herrnhuter über die Kulturfähigkeit der Hottentotten lautet unvergleichlich günstiger, als dasjenige der Krämer und der Regierungsbeamten. Bemerkenswerth ist die entwickelte Sprache der Hottentotten, welche man fruchtlos herabzusetzen versucht hat; unleugbar ist ihr Talent für Erlernung der Sprachen: ein Dolmetscher unter den Eingeborenen, welcher über vier Sprachen verfügt und den Herren Kulturträgern mit diesen seinen Kenntnissen aushilft, ist keine allzu seltene Erscheinung; ein solcher sprachgewandter Hottentotte war Andreas Stoffles aus dem Gonaguastamme, der in England vor einer Parlamentskommission eine denkwürdige Rede über die trostlose Lage seiner Landsleute hielt und seinen Kenntnissen sowie seinem Benehmen nach einem gebildeten Europäer glich[1]). Die Indianer Amerikas liefern, abgesehen von den Ueberresten ihrer bedeutenden Kultur, mancherlei Angaben, welche für ihre Kulturfähigkeit, für ihre Beredsamkeit und ihren politischen Takt sprechen. Bemerkenswerth sind die Aussprüche einiger Europäer, nach welchen die Indianer im Durchschnitte einen intelligenteren Eindruck machen, als unsere Bauern (P. Le-Jeune erwähnt der französischen Bauern). Ueber die Fortschritte der Indianer in der Union urtheilt Price: „Alles in Allem berechtigt ein unparteiischer Ueberblick über die Lage der Indianer zu der Hoffnung, daß diese Indianer mit Hilfe der Industrie-, Ackerbau- und Handwerkerschulen, so wie dieselben jetzt geleitet werden, in nicht allzu ferner Zukunft sich befähigt zeigen werden, für sich selbst zu sorgen, und daß sie nicht länger mehr eine Last, sondern eine Stütze für die Regierung sein werden" [2]). Schon jetzt kostet der Unterhalt der Indianer 7 Doll. per Kopf, jeder der Wachtsoldaten an der Indianergrenze aber 1000 Doll.[3]). „Die Indianer sind also bildungsfähig, bildungswerth, zum Theil schon weiter fortgeschritten auf der Bahn der Civilisation", sagt Prof. Gerland in seiner umfangreichen und bedeutungsvollen Studie über die Zukunft der Indianer[4]). „Die Indianer werden nicht aussterben", fährt er fort, „sie werden in langsamer Entwickelung allmählich erstarken und zeigen, daß auch sie befähigt und berufen sind, des höchsten Gutes der menschlichen Entwickelung, der Civilisation, theilhaftig zu werden und dieselbe aus und mit eigener Kraft zu fördern" [5]).

Aehnlich lautet das Urtheil zahlreicher Europäer (Mittchell, Baker, Mac Gillivrey) über die einst so verachteten Australier. Mac Gillivrey schildert Eingeborene, welche weit über den gewöhnlichen Schlag der Europäer hinausragten[6]). In den vierziger Jahren gewann ein Eingeborener vor allen Europäern den ersten Preis im College zu Sydney. Eine Reihe bemerkenswerther Aussagen über die geistige Befähigung der Australier finden wir bei Gerland[1]). Ueber den Papua lesen wir bei Hellwald[2]): „Der Papua, den Georg Forster so idyllisch schilderte, ist nichts anderes, als eine Bestie, und, was wir mit Entsetzen erkennen, eine äußerst begabte, intelligente, selbst künstlerischer Leistungen fähige Bestie." Wir begnügen uns mit diesem Citat, ohne daß wir es vor der Hand versuchen, das Entsetzen des Verfassers abzuschwächen.

Ueber die Befähigung der asiatischen Mongolen sprechen sich die Forscher in der Regel in begeisterter Weise aus: in Uebereinstimmung mit dem kühnen und gelehrten Pseudo-Derwisch Vámbéry, der in Bezug auf seinen Tataren ausruft[3]): „Was kann man nicht alles aus einem Orientalen machen!" bemerkt auch der solide A. v. Haxthausen seiner religiösen Richtung gemäß[4]): „Ich bin überzeugt, würde dieses geistreiche, liebenswürdige Tatarenvolk zum Christenthum übergeführt, es könnte nicht nur selbst eines der ersten Kulturvölker werden, sondern auch Christenthum und Kultur durch ganz Asien verbreiten." Wir haben bereits an einem anderen Orte eine Reihe von Belegen für die Kulturbefähigung der Altajer, der Teleuten und schwarzen Tataren, der Tungusen, Jakuten und Kirgisen gesammelt. Unter den Kirgisen nennen wir Gelehrte, wie Bansarow und Walichanow[5]). Wir erwähnen ferner noch die Aussprüche Middendorff's über die Jakuten und Tungusen[6]). Uebrigens dürfen uns diese Urtheilssprüche nicht überraschen, wenn wir uns der bedeutenden Kulturen Chinas und Japans erinnern, sowie der Kulturzustände der Finnländer und der Ungarn in Europa.

Wir haben aber noch einem gewichtigen Einwande zu begegnen, wenn wir von der Bildungsfähigkeit der Eingeborenen reden. Wir werden nämlich darauf verwiesen, daß die sogenannten Naturvölker (mit vereinzelten glänzenden Ausnahmen) es lediglich nur bis zur elementaren Stufe der Bildung bringen. Bei gemeinsamem Unterricht mit europäischen Kindern überflügeln die Kinder der Eingeborenen mitunter sogar die ersteren, kommen aber, wie gesagt, in der Regel nicht über die Anfänge der Schulbildung hinaus.

Der älteren spekulativen Psychologie mag eine derartige Angabe genügt haben, um über die Befähigung der Naturvölker stutzig zu werden. Die wissenschaftliche, auf physiologischer Grundlage ausgebaute Psychologie hat aber vor Allem den Ursachen dieser Erscheinung nachzugehen.

Es wäre einer Mißachtung der Grundsätze der Entwickelungslehre gleich, wenn man in diesem Falle die Macht der Vererbung übersehen wollte. Die durch Jahrhunderte gezüchteten physischen Vollkommenheiten können nicht mit einem Schlage zurückgedrängt werden: sie fordern eine Befriedigung; lassen sich doch diese physischen Bedürfnisse selbst bei uns Europäern in der Schulzeit nicht ohne Zwang und Schwierigkeit abtödten. Wenn man aber in der Einzwängung der Europäer in die Kultur bereits eine Routine erlangt hat, so gilt das keineswegs für die Erziehung der Naturvölker. Wissen wir doch, daß unsere Wissenschaft so manche Angaben ungeschickter Kulturträger über Stumpf-

---

[1]) Perty, „Grundzüge der Ethnographie", 1859, S. 35.

[2]) „Annual Report of the Commissioner of Indian Affairs." Washington 1884, S. III.

[3]) A. a. O., S. IV. Die Indianer zeigen sich für den Schulunterricht durchaus befähigt, indessen ist die Zahl der Schulen noch immer eine ungenügende. Ch. S. XIX.

[4]) Gerland, „Die Zukunft der Indianer", „Globus", Bd. 35 und 36. Ch. Bd. 36, S. 375.

[5]) A. a. O., S. 380.

[6]) Gerland-Waitz: „Anthropologie der Naturvölker." Leipzig, Fleischer, 1872, Bd. 6, S. 716.

[1]) Gerland-Waitz: a. a. O., S. 765 bis 767.

[2]) Fr. v. Hellwald: „Naturgeschichte des Menschen." Bd. I, S. 73.

[3]) Vámbéry: „Skizzen aus Mittelasien." Leipzig, Brockhaus, 1868, S. 127.

[4]) A. v. Haxthausen: „Studien über die inneren Zustände, das Volksleben u. s. w. Rußlands." Bd. I, S. 481.

[5]) Jadrinzew-Petri: „Sibirien ꝛc." Jena 1886, S. 150 ff.

[6]) Middendorff: „Sibirische Reise." St. Petersburg. Bd. IV, 2, 1875. S. 1615 und ferner die Abschnitte über die einzelnen sibirischen Völker.

heit und Verstocktheit gewisser wilder Stämme angenommen hat, die heutzutage glänzend widerlegt worden sind, und dürften wir denn nicht etwa die Vermuthung aufstellen, daß bei der Schulbildung der Wilden nicht gerade immer die richtigen Wege eingeschlagen werden, und daß die Lehrer nicht immer den specifischen Schwierigkeiten ihrer Aufgabe gewachsen sind? Diese Schwierigkeiten aber sind nicht zu unterschätzen: Der Lehrer hat, wie erwähnt, mit den durch Generationen vererbten Instinkten der Wilden zu rechnen; er findet ferner bei seinen Erziehungsbestrebungen keinerlei Unterstützung von Seiten der Familie seiner Zöglinge, wohl aber Hemmnisse und Ablenkungen, wenn diese Zöglinge nicht genügend von den heimathlichen Verhältnissen isolirt sind; zu alledem hegt der Wilde nur allzu häufig einen tiefen Widerwillen, ja sogar einen Haß gegen den Europäer, von dem er mit Verachtung behandelt wird und in dem er den Vernichter seines Volkes sieht: in sehr natürlicher Auffassung identificirt er das ihm feindliche Wesen des Europäers mit europäischer Kultur, Religion, Schule ꝛc.

Gehen wir aber noch einen Schritt weiter: vergessen wir nicht, daß in sämmtlichen Kulturstaaten dem obligatorischen Unterricht und der vielhundertjährigen Kulturarbeit zum Trotz die große Masse der Bevölkerung noch immer fern genug von dem Ideal einer tüchtigen Durchbildung steht; gedenken wir der Angaben der Statistiker über die geradezu deprimirenden Prozentsätze der Schulunfähigen in unseren Staaten. Sollte man etwa von den Farbigen fordern dürfen, daß sie sich in kürzester Zeit und ausnahmslos für die Kultur gewinnen lassen müßten, sollten sie in den verschwindend geringen Gruppen, welche von ihnen zur Schule zugezogen werden, durchweg die glänzendste Begabung und den schönsten Schuleifer bekunden? Hieße das nicht etwa, daß die Farbigen, um für kulturfähig zu gelten, sich begabter zu zeigen haben, als ihre Lehrer und Herrscher?

Es werden aber noch andere Einwürfe gegen die Kulturbefähigung der Wilden ins Feld geführt: dem Wilden ist die Kultur durchaus fremd und zuwider, pflegt man zu sagen: manche Wilde, welche der Kultur theilhaftig geworden sind, entsagen derselben schließlich doch und kehren zu ihrem ursprünglichen niederen Zustande in ihre heimathlichen Wälder und Steppen zurück (die Zahl derselben ist übrigens keineswegs beträchtlich). Erinnern wir uns indessen der verächtlichen Behandlung, welcher der Farbige von Seiten des Weißen ausgesetzt ist. Es wäre ein ungemein seltener Ausnahmefall, wenn ein Farbiger unter Weißen nicht das Erniedrigende seiner Abstammung zu empfinden hätte [1]). Zu berücksichtigen haben wir schließlich noch den inneren Zwiespalt, der unserer Kultur eigen ist. Dieser Zwiespalt, der so manchen Europäer zur Flucht vor den Kulturzuständen getrieben hat, muß sich um so furchtbarer dem empfänglichen Gemüthe einprägen. Aber nicht nur, daß der Europäer die Kultur, die er mit seinem ganzen Wesen fördert, gleichzeitig zu hassen pflegt und von einer Rückkehr zum Naturzustande träumt, es sind der Beispiele nur gar zu viele, daß Angehörige der Kulturvölker, getrennt vom Mutterlande, dem Einflusse der sie umgebenden „Naturvölker“ unterlagen und ihre Kultur und ihre Sprache, ja sogar die Religion im eigentlichen Sinne des Wortes aufgaben (Jadrinzew-Petri: Russen in Sibirien. Zöller: Portugiesen in Afrika u. s. w.).

[1]) Grey bemerkt bei Gelegenheit der Flucht eines Wilden, der europäische Bildung genossen hatte: „Ich hätte ebenso gehandelt.“

Die Sandwichsinseln und ihre Vulkane.

I.

Ko. Unsere Litteratur über die Sandwichsinseln und ihre riesigen Feuerberge ist ausgedehnt genug und der „Globus“ hat sich schon manchmal mit ihnen beschäftigt; dennoch halten wir es für im Interesse unserer Leser gelegen, wenn wir ihnen eine ausführliche Analyse des Berichtes geben, welchen der Kapitän C. E. Dutton im vierten Bande des „Report of the U. S. Geological Survey“ über seine Forschungen erstattet hat. Dutton war von der Regierung beauftragt, die erloschenen Vulkane im nördlichen Theile des amerikanischen Great Basin genauer zu studiren und ging vorher nach den Sandwichsinseln, um dort Vergleichsmaterial zu gewinnen. Sein Bericht zeigt wieder einmal deutlich, wie ein Naturforscher alle Erscheinungen mit ganz anderen Augen ansieht wie ein Tourist oder globe-trotter, und bringt selbst dem, der sich eingehender mit jenen interessanten Inseln beschäftigt hat, gar manches Neue.

Die Gruppe der Sandwichsinseln besteht aus 12 Inseln, davon sind vier kahle Felsen, vier andere zwar bewohnt, aber ganz klein, nur Hawaii, Maui, Oahu und Kauai sind von Bedeutung. Alle zeigen rein vulkanische Bildung, nur hier und da findet man gehobene Korallenriffe, nirgends Spuren älterer Formationen. Die Abhänge der Bergmassen setzen sich ungefähr in derselben Neigung unter den Meeresspiegel fort und so erscheinen die Inseln als die höchsten Bergspitzen einer ungeheuren Gebirgsmasse, welche aus einem 14 000 bis 19 000 Fuß tiefen Meere aufragt; dieselbe erstreckt sich vielleicht in der Hauptrichtung der Inselkette westnordwestlich von Kauai noch mehrere hundert Meilen weit und bildet auch die kleinen Inseln und Felsengruppen, welche in dieser Richtung in 50 bis 100 Miles Abständen auf einander folgen. Doch fehlen hier noch genaue Sondirungen; der „Challenger“ hat bei seiner Fahrt von Japan nach Honolulu eine der wahrscheinlichen Bergkette parallele Richtung etwa 300 bis 500 Miles südlich davon verfolgt und dort eine merkwürdig gleichmäßige Meerestiefe von 15 000 bis 20 000 Fuß gefunden. Genauere Tiefenmessungen wären gerade hier sehr zu wünschen.

Auf Hawaii allein ist die vulkanische Kraft jetzt noch thätig; Kilauea und Mauna Loa gehören zu den thätigsten Vulkanen der Erde, der Hualalai ruht seit 1811, Mauna Kea vielleicht schon seit Jahrtausenden. Der Haleakala auf Maui ist wahrscheinlich erheblich später erloschen, doch wissen die Ueberlieferungen der Eingeborenen nichts von seinen Ausbrüchen. Kauai und Oahu, sowie Kolokai und das vom Haleakala ganz unabhängige west-

liche Maui ruhen jedenfalls schon unendlich viel länger, denn die Verwitterung hat auf diesen Inseln schon ungeheure Verheerungen angerichtet und gewaltige Bergmassen zu kleinen Hügelketten abgefressen. Ob aber diese Inseln älter sind als Hawaii, d. h. ob die vulkanische Thätigkeit auf ihnen früher begonnen hat, läßt sich nicht bestimmen.

Der Mauna Loa, der „große Berg", ist zweifellos der König aller Vulkane, wenn auch manche andere höher über den Meeresspiegel aufragen. Einzelne isländische Vulkane haben vielleicht Ausbrüche mit ähnlichen Lavaergüssen aufzuweisen, aber jeder nur einmal oder in Zwischenräumen von vielen Jahrhunderten; die Ausbrüche des Mauna Loa folgen sich aber in Pausen von durchschnittlich nur acht Jahren. Aus der Lava von 1855 hätte man den Vesuv mit der Somma und allen Lavaströmen errichten können, und die Ausbrüche von 1859 und 1881 waren kaum schwächer. Dabei sind Mauna Loa wie Kilauea merkwürdig durch den gewissermaßen gemüthlichen Charakter ihrer Ausbrüche. Kein Erdbeben, kein unterirdisches Gebrüll, keine Dampfsäule, kein Aschenauswurf; an einem schönen Abend glüht der Himmel von Feuer und dann wissen die Eingeborenen, daß ihre alte Göttin Pele wieder einmal mächtig geworden ist, und eilen zum Ausbruche wie zu einem Feste. An irgend einer Stelle, oft tief unten am Abhange, springt eine Feuerquelle aus dem Boden und läuft die feurige Fluth, sich langsam ausbreitend, dem Meere zu, so ruhig und friedlich, daß man unbesorgt ganz nahe an ihrem Rande lagern kann. Nur ein- oder zweimal in historischer Zeit haben Explosionserscheinungen, Auswürfe und Erdbeben stattgefunden. Mauna Kea und Hualalai sind weniger friedlich gewesen und mit Bimsstein und Asche bedeckt, aber auch sie entbehren des charakteristischen Aschenkegels; dafür stehen zahlreiche kleine Kegel an ihrem ganzen Abhange zerstreut.

Unabhängig von den Ausbrüchen sind übrigens Erdstöße auf den Sandwichsinseln nichts weniger als selten, aber nur ganz ausnahmsweise erfolgt eine so furchtbare Katastrophe, wie z. B. 1868 im südlichen Hawaii.

Die Laven auf allen Sandwichsinseln sind ausnahmslos basaltisch, nur hier und da kommen andesitartige vor, trachytische nirgends; sie sind meist auffallend stark basisch und sehr reich an Olivin und Augit. Die Verwitterung hat in ihnen die wunderbarsten Gestalten erzeugt und es ist interessant, in diesem extrem feuchten Klima fast genau dieselben Erscheinungen zu beobachten, wie in dem extrem trockenen des Great Basin. Besonders die Windseiten der schon länger erloschenen Inseln Oahu und Molokai zeigen Klippen von 2000 Fuß Höhe, deren wunderbare Skulptur kaum von irgend einer Stelle im Colorado-Cañon übertroffen wird. West-Maui und Kauai besitzen Amphitheater, welche dem Yosemitethal kaum nachstehen und die Wetterseiten von Hawaii und Ost-Maui bergen oberhalb des mehrere hundert Fuß hohen Klippenabfalles Schluchtenthälchen von wahrhaft wunderbarer Schönheit. Worin aber die Schluchten Nordamerikas sich in keiner Weise mit den Inseln messen können, das ist die wunderbare Pracht der Vegetation, von der keine Beschreibung einen auch nur annähernden Begriff geben kann. Es liegt eine beherzigenswerthe Warnung vor allzu raschem Generalisiren darin, daß man hier bei einem jährlichen Regenfalle von 150 bis 240 Zoll Erscheinungen findet, für deren Entstehung man seither ein trockenes Klima mit höchstens 8 bis 16 Zoll Regenhöhe für wesentliche Bedingung hielt.

Das Klima der Sandwichsinseln ist ein merkwürdig konstantes ohne erhebliche Schwankungen und auch ohne Störungen durch Stürme. Aber ziemlich jede Quadratmeile hat ihr eigenes Klima und darin kommen die merkwürdigsten Unterschiede auf ganz geringen Distanzen vor. Im Allgemeinen zeichnet sich natürlich die Windseite durch starken Regenfall aus, während es im Windschatten trocken ist; aber gerade an der Leeseite des Mauna Loa finden sich einige Stellen mit ebenso starkem Regenfalle, wie irgendwo auf der Windseite. Dutton erklärt diese Abnormität sehr hübsch. Der Passatwind reicht auf den Sandwichsinseln nicht über 10000 Fuß in die Höhe, häufig nur bis 8000 Fuß, darüber trifft man auf die Antipassatströmung, mit welcher auch stets die Cirrhuswolken ziehen. Wo nun dem Passate eine Bergwand entgegensteht, die er nicht überschreiten kann, tritt an der Leeseite der gewöhnliche Wechsel von Landwind und Seewind ein, und der Seewind kühlt sich in den höheren Regionen ab und spendet Regen. Das Klima ist für die Menschen äußerst angenehm, niemals drückend heiß, und der Europäer kann hier ohne Schaden für seine Gesundheit das ganze Jahr hindurch den Acker bauen.

Fruchtbar sind allerdings nur wenige Küstentheile und nur diese können eine dichtere Bevölkerung ernähren; das Binnenland ist meistens nur zu Weideland verwendbar. Zur Zuckerrohrkultur eignet sich höchstens $^1/_{40}$ der Oberfläche. Größer ist das Gebiet, auf welchem die Lieblingsnahrung der Eingeborenen, der Taro, Arum esculentum, gedeiht; er liefert auf etwa zwei Quadratmetern Nährstoff genug, um einen Menschen das ganze Jahr hindurch zu ernähren. Auch Bataten gedeihen in der dünnen Verwitterungsschicht der Lavaströme ausgezeichnet, die Kartoffel leidet arg von Würmern. Weizen wurde früher stark kultivirt, aber jetzt hat Kalifornien die Versorgung der Inseln übernommen. Dafür gedeiht der Kaffee ausgezeichnet; der Kona-Kaffee steht dem besten Mokka gleich; die Baumwolle wird so gut wie die langfaserige Sea-island, und nur der hohe Tagelohn macht ihre Kultur unrentabel. — Hauptprodukt ist aber gegenwärtig das Zuckerrohr, das 5000 bis 10000 Pfund pro Acre ergiebt; es wird besonders von amerikanischen Gesellschaften gepflanzt, aber es ist jetzt wenig Boden mehr übrig, welcher dafür verwandt werden könnte, da es Bewässerung verlangt.

Die Sandwichsinseln haben etwas, was man auf einem von Eingeborenen regierten, erst vor 100 Jahren entdeckten Archipel kaum erwarten sollte, ausgezeichnete Landkarten, welche die einheimische Survey unter Leitung des Professors Alexander angefertigt hat. Sie waren eine unbedingte Nothwendigkeit, weil es galt, den Grundbesitz, welchen bei der Entdeckung die Eigenthümer bis zum obersten Chef hin auch nur als Lehen besaßen, in modernen Besitz mit richtigen Besitztiteln anstatt der bloßen Tradition überzuführen. Oahu und Lanay sind schon fertig aufgenommen, Maui ist beinahe fertig, auf Hawaii sind die Vermessungen auch schon weit fortgeschritten und nur Kauai, das besondere Schwierigkeiten bietet, ist kaum angefangen. Es wurde Dutton gern gestattet, Kopien von den fertigen Karten zu nehmen, und verschiedene davon schmücken seine Arbeit.

Die Reise von Kund und Tappenbeck im südlichen Congobecken[1]).

Bericht von Lieutenant Tappenbeck[2]).

Leopoldville am Stanley Pool, 30. Januar 1886.

Am 9. August 1885 sind wir, Premierlieutenant Kund und ich, mit 90 Loango-Leuten von hier abmarschirt und vorgestern, am 28. Januar 1886, mit 88 Leuten wieder hier eingetroffen. Ich schreibe diesen Bericht an Stelle des Lieutenant Kund, da derselbe in Folge mehrerer im Inneren erhaltener Wunden noch nicht im Stande ist, das Bett zu verlassen. Beigegebene Kartenskizze[3]) soll nur dazu dienen, den Bericht zu vervollständigen und macht durchaus keinen Anspruch auf Genauigkeit.

Von Stanley Pool nach SSO marschirend, suchten wir zum Muene Puto Kassongo zu gelangen, um uns mit Herrn Dr. Büttner zu vereinigen. Wir durchzogen das Sombo-Plateau, hatten am 18. August ein Gefecht mit Eingeborenen und gelangten am 6. September [etwa unter $5\frac{1}{2}°$ südl. Br.][4]) zum Quango, zwei Tagereisen südlich von Camalambo.

Wir hatten bereits unterwegs den Abmarsch des Dr. Büttner vom Muene Puto Kassongo erfahren und hofften ihn zu treffen, wenn wir uns mehr nach N wandten. In Kindinga am Quango erfuhren wir jedoch, daß Dr. Büttner bereits vor 10 Tagen, nach N marschirend, vorbeigezogen war. Wir mußten eine Vereinigung aufgeben, da wir schwerlich den Dr. Büttner vor Stanley Pool erreicht hätten, und dort angekommen, Gefahr gelaufen wären, unsere Träger durch Desertion zu verlieren. Am 7. September überschritten wir nach einigen Palavern den Quango, hatten am 20. September ein heftiges Gefecht mit den Eingeborenen und erreichten am 28. September den Wambo [18° östl. v. Gr., 4° 45′ südl. Br.], einen bislang noch unbekannten Fluß, dessen Wassermassen die des Quango bedeutend übertreffen. Am 6. Oktober erreichten wir den Saie oder Tschia [18° 55′ östl. v. Gr., 4° 30′ südl. Br.], der ebenso groß, wie der Wambo, und wie letzterer für Schiffahrt sehr geeignet ist. Alle diese Flüsse vereinigen sich wahrscheinlich mit dem Quilu, einem breiten, sehr wasserreichen Strome, den wir am 10. Oktober passirten [19° 22′ östl. v. Gr., 4° 5′ südl. Br.]. Am 19. Oktober sahen wir zum ersten Male die gelben Wassermassen des mächtigen Sankurru [19° 45′ östl. v. Gr., 3° 45′ südl. Br.], von dessen Größe schon die Eingeborenen am Quango fabelhafte Vorstellungen hatten.

Hier endigen die Elfenbein-Karawanenstraßen. Jeder Verkehr über den Fluß hinüber hört auf, und von dem, was drüben existirt, haben die Eingeborenen des linken Ufers keine Ahnung. Wir besaßen von Anfang an weder Führer noch Dolmetscher, da solche nirgends zu finden waren, denn über diese Gegenden des Kannibalismus werden von allen westlich davon wohnenden Stämmen die ungeheuerlichsten Geschichten erzählt, deren Verbreitung absichtlich von den Elfenbeinhändlern betrieben wird. Hier wird allerdings der Mensch als Nahrungsmittel, gewissermaßen als Schlachtvieh, betrachtet und die vielen in den Dörfern aufgehäuften Schädel, sowie die sehr freimüthigen Aussagen der Eingeborenen zeugen am besten für das Blühen des Kannibalismus.

Hier am Sankurru (den Namen Kassai kennt kein Eingeborener, sondern letzterer heißt Sadi munene oder vielleicht Bolumbo) saßen wir fest; kein Eingeborener wollte uns übersetzen, vorgebend, daß drüben kein Weg vorhanden sei. Nach fünftägigem Aufenthalte zogen wir stromaufwärts weiter, um an einer Stelle unfern des Zusammenflusses von Sankurru und Bolumbo oder Kassai uns niederzulassen und ein großes Canoe zu bauen zum Passiren des Stromes. Zwei kleinere Gefechte hielten uns nicht ab, unser Werk zu vollenden. In fünf Tagen war das Canoe fertig, und unter bedeutenden Schwierigkeiten von Insel zu Insel übersetzend, erreichten wir sechs Tage später das rechte Ufer.

Jetzt kamen wir in Gegenden, die noch nie von schwarzen fremden Händlern, geschweige denn von Weißen betreten waren. Die Dörfer waren leer, die Eingeborenen zogen sich zurück, verweigerten den Verkauf jeglicher Nahrungsmittel und kein Weg, der weiter ins Innere führte, war zu finden. Abermals mußten wir uns niederlassen. Maniok mußte von den Feldern geholt und Chiquanga gebacken werden. Mit einem mehrtägigen Vorrathe beladen, brachen wir auf, einen nach NO führenden Weg einschlagend, den wir inzwischen nach mehrfachem Fehlgehen gefunden hatten. Von nun an durchzogen wir ununterbrochenen Urwald, der schließlich verhängnißvoll für uns werden sollte.

Am 19. November erreichten wir einen breiten Fluß mit schwarzem Wasser [20° 10′ östl. v. Gr., 3° 25′ südl. Br.], die Eingeborenen nennen ihn Ikata oder auch Lokenje und Lukāta. Er fließt in den Sankurru und soll derselben Gegend entspringen wie letzterer.

Das Verhältniß mit den Eingeborenen gestaltete sich von Tag zu Tag feindlicher. Man brachte uns keine Lebensmittel. Das andere Ufer des Lokenje soll nicht bewohnt sein, was spätere Rekognoscirungen auch bestätigten. Am 25. November hatten wir ein sehr hartnäckiges Gefecht, welches uns zwei Todte und eine beträchtliche Zahl Verwundeter, sowie fünf Lasten kostete. Es waren die ersten Todten, welche wir verloren, und der Muth unserer Leute schlug von nun an in die erbärmlichste Feigheit um. Die Bavumbo, so heißen wahrscheinlich die Eingeborenen, sind Jäger und vortreffliche Schützen, welche mit Speeren, Bogen und Pfeilen bewaffnet, unsere 16 Zündnadelgewehre und 60 Musketen durchaus nicht fürchteten und mit bewunderungswürdiger Sicherheit treffen, so daß sie unseren Leuten, die nie vor dieser Reise ein Gewehr in der Hand gehabt hatten, bedeutend überlegen waren. Man kann ohnehin im Walde höchstens 20 Schritt weit schießen und ist hier zweifellos nur ein Repetirgewehr dem Bogen gewachsen, der Pfeil auf Pfeil schnell entsendet. Da wir den Aussagen der Eingeborenen betreffs der Beschaffenheit des anderen Lokenje-Ufers nicht glaubten, setzten wir am 6. De-

[1]) Nach einem uns zur Verfügung gestellten, vorläufigen Abdrucke aus den Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft. Band V, Heft 2. 1886.

[2]) In Berlin eingegangen am 18. März 1886.

[3]) Dieselbe ist noch nicht publicirt worden.

[4]) Die in eckigen Klammern dem Texte hinzugefügten Positionen sind der Kartenskizze entnommen.

cember über und machten mehrfache Versuche, einen Weg zu finden, doch nur Wald und Morast zieht sich stundenweit, soweit ich gehen konnte, nach O und N hin. Bei der Rückfahrt mußten wir uns erst das andere Ufer mit den Waffen wiedergewinnen, da die Eingeborenen uns nicht landen lassen wollten.

Wir zogen ostwärts weiter in ununterbrochenem Urwalde und hatten am 15. December das unglückliche Gefecht, dessen Folgen uns zum Rückzuge nöthigten. Die Eingeborenen überfielen uns in großer Zahl aus einem Hinterhalte im Walde. Kund erhielt drei Pfeile, die ihn unfähig zu jeder Bewegung machten. Ein Pfeil war Kund in die Schläfe gedrungen, ein zweiter in den linken Oberarm, der dritte hatte den linken Oberschenkel durchbohrt und saß tief im rechten Gesäße, wo ich ihn herausschneiden mußte; er hatte den Unterleib sehr glücklich ohne besondere Verletzung innerer Organe passirt. Mich selbst bewahrte nur der Zufall vor dem Tode, denn der Pfeil, den mir ein Eingeborener, mit dem ich handgemein wurde, in den Leib stoßen wollte, traf den Riemen der Patronentasche und drang nicht durch. Noch versuchten wir weiter vorzugehen, denn in 20 Tagen sollten wir nach Aussage der Eingeborenen den Impiku, einen sehr großen Fluß, erreichen, dessen Wasser höchst wahrscheinlich am Aequator den Congo erreichen, doch war der Transport von Kund in der Hängematte durch den Wald kaum möglich und von großen Schmerzen für ihn begleitet. Wir machten in der Stunde höchstens 2 km und es war keine Aussicht vorhanden, in der nächsten Zeit aus dem Walde heraus zu kommen. Die Munition für die Zündnadelgewehre war bis auf 120 Patronen verschossen, wir liefen also Gefahr, unsere einzigen brauchbaren Gewehre außer Thätigkeit gesetzt zu sehen. Die Munition für die beiden Repetirkarabiner von Kund und mir war ebenfalls bis auf 80 Patronen zusammengeschmolzen; die Eingeborenen hatten die letzte Kiste mit 500 Patronen geraubt. Die Loango verweigerten weiter zu gehen. An dem Verhalten der Eingeborenen konnten wir merken, daß sie sehr wohl erkannt hatten, sie müßten uns beide, Kund und mich, zunächst beseitigen, um dann der Karawane Herr zu werden. Es konnte deshalb bei einem mit Sicherheit zu erwartenden nächsten Zusammenstoße mein Tod oder selbst meine Verwundung die totale Vernichtung der Expedition zur Folge haben, da Kund nur noch den rechten Arm bewegen konnte und hilflos in der Hängematte lag. Am 20. December traten wir den Rückweg an [21° 30′ östl. v. Gr., 3° 20′ südl. Br.]. Wir passirten nach kurzem Gefechte glücklich das Dorf, dessen Bewohner uns am 15. December überfallen hatten und erreichten am 22. December eine günstig gelegene Stelle am Lokenje, wo wir uns niederließen und Canoes bauten. Wir besaßen nur zwei europäische Beile und neun kleine Aexte, wie sie die Eingeborenen verfertigen. Durch ununterbrochene zwölfstündige tägliche Arbeit waren wir bereits am 13. Januar 1886 im Besitze von fünf großen Canoes, die im Vereine mit vier gekauften kleinen Canoes hinreichten, uns zu tragen. Die Eingeborenen des nahen Dorfes, von denen wir die Canoes gekauft hatten, brachten uns jedoch keine Lebensmittel, zogen sich ganz zurück, und wir waren angewiesen, von den Feldern den Maniok zu holen. Konserven besaßen wir nicht mehr, sie waren sämmtlich im Besitze der Eingeborenen. Es waren schwere Tage für uns, besonders für Kund, dessen Zustand sich durchaus nicht bessern wollte.

Wir ruderten vom Morgen bis zum Abend und erreichten, nur zweimal von Eingeborenen angegriffen, am zehnten Tage, am 23. Januar, den Sankurru bei der ehemaligen Station der Association Internationale Muschie, höchst erstaunt darüber, den sogenannten Abfluß des Lac Leopold II. hinabgeschwommen zu sein. Als wir am 21. Januar die ersten Feuergewehre gesehen hatten, konnten wir wieder in freundschaftliche Beziehungen zu den Eingeborenen treten, die doch bereits von weißen Leuten gehört hatten.

Am 24. Januar erreichten wir die Station Quamouth, drei Tage später Kinsassa am Stanley Pool und am Morgen des 28. Januar Leopoldville, wo wir Aufnahme und vor Allem ärztliche Behandlung fanden. Herr Dr. Mense, ein Deutscher, ist unermüdlich beschäftigt, die große Anzahl unserer Kranken (wir haben deren 31) zu heilen und uns dadurch fähig für den Marsch zur Küste zu machen.

Freilich muß Kund noch längere Zeit hier bleiben, denn er kann noch nicht den Transport zur Küste vertragen, doch macht seine Besserung erfreuliche Fortschritte. Auch ich muß mich vorläufig noch tragen lassen, da eine Wunde am Fuße, die ich mir bei einem nächtlichen Alarme zuzog, das Gehen erschwert.

Ich erwähne noch zur Beurtheilung der Entfernungen, daß unsere Flußfahrt doppelt so schnell ging, als die der Wißmann'schen Expedition. Letztere brauchte von Quamouth nach Kinsassa sechs Tage, wir hingegen nur drei.

Die Richtung auf Mukenge haben wir nicht eingeschlagen, weil sämmtliche Herren der Wißmann'schen Expedition einig darin waren, daß ein Vordringen nach N, welches uns das wichtigste schien, von dort aus nicht möglich für uns sein würde. Unsere Absicht war, nachdem wir den Quango passirt hatten, ostwärts in Höhe des 4. Grades südl. Br. vorzudringen und, wenn möglich, den oberen Congo zu erreichen, was wir bis Ende Januar zu vollführen hofften; dann aber wollten wir zum Impiku zurückkehren und denselben hinabfahren.

In vier bis fünf Tagen breche ich mit den Leuten, deren Engagement beendet ist, nach der Küste auf. Andere Loangos zu engagiren, erlauben die Mittel nicht, auch ist es sehr fraglich, ob wir welche bekommen würden. Ohne Mitnahme einiger im Gebrauche des Gewehres geübter Leute anderen Stammes ist aber der Erfolg einer Expedition in derartigen Gegenden, wie wir sie durchzogen haben, sehr zweifelhaft. Einer etwaigen Nachschubexpedition kann unsererseits nur der Rath ertheilt werden, sämmtliche Träger mit guten Hinterladerkarabinern zu versehen. Zündnadelgewehre sind wegen ihrer Schwere und der Papierpatronen unzweckmäßig. Jedenfalls wäre der Erfolg unserer Expedition durch bessere Bewaffnung sicherer gestellt worden.

Betreffend die vielen Feindseligkeiten, in die wir mit den Eingeborenen verwickelt wurden, will ich noch bemerken, daß von unserer Seite nichts unterlassen worden ist, um wieder und immer wieder uns mit den Eingeborenen auf freundschaftlichen Fuß zu stellen. Wir haben versucht, durch Geschenke und gute Bezahlung das Mißtrauen der Leute zu beseitigen, haben aber nur zu häufig böse Erfahrungen machen müssen, da die Eingeborenen, gänzlich unbekannt mit dem Feuergewehre, dieses durchaus nicht fürchteten und sehr bald erkannten, daß es in der That in den Händen unserer Leute ungefährlich war.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Allbekannt ist schon seit allen Zeiten der Reichthum der spaltenreichen Kalkformationen der illyrischen, griechischen, kleinasiatischen Berglandschaften an unterbrochenen, mitunter auf lange Strecken unterirdisch sich fortsetzenden Flußläufen. Eines der auffallendsten Beispiele dieser Art ist in einer von europäischen Beobachtern noch wenig betretenen wilden Felslandschaft des kilikischen Taurus kürzlich gefunden worden: was menschliche Kunst zu Schiffahrtszwecken schon seit einem Jahrhunderte zuerst in England ermöglicht hatte, Kanäle strömenden Wassers hoch über kreuzende natürliche Wasserläufe hinwegzuführen, das hat hier — allerdings in nur entfernt ähnlicher Gestalt — die Natur selbst hervorgebracht. Der Hauptfluß des westlichen, von den Alten sogenannten rauhen Kilikiens (des heutigen Itsch-iti), der unter seinem antiken Namen Kalykadnos wohl bekannter ist, als unter dem sich vielfach wiederholenden türkischen der heutigen Anwohner, Gök-su (d. i. blaues Wasser), versinkt an einer Stelle seines oberen Laufes bei dem Dorfe Dulgeler (Durgeler auf H. Kiepert's neuer Karte des „Prov. Asiatiques de l'Empire Ottoman") in den Felsboden, um etwa eine Viertelstunde weiter in viel tieferer Lage wieder hervorzubrechen. Die natürliche Decke aber, unter welcher er so in der Tiefe dahinströmt, passend als Jerköprü („Erdbrücke") von den Anwohnern bezeichnet, dient selbst wieder mit ihrer mittleren Einsenkung als Bett einem an dieser Stelle aus der Felswand des Hauptthales hervorbrechenden starken Wasserlaufe, dem Karasu („Schwarzwasser"), welcher nun quer über dem tief unten strömenden Gök-su hinwegbraust, um sich nach ganz kurzem Laufe in einer Reihe prachtvoller Kaskaden in denselben zu ergießen. Wir verdanken diese Entdeckung dem jungen amerikanischen Gelehrten Mr. J. R. S. Sterrett (gegenwärtig Vorsteher des amerikanischen archäologischen Institutes zu Athen), der in den beiden letzten Jahren große, bisher sehr unvollständig bekannte, zum Theil absolut unbekannte Strecken des südlichen und östlichen Kleinasiens und Kurdistans bis nach Babylonien hin durchforscht, und seine überaus reichhaltigen (u. A. mehr als 12000 genaue Kompaßvisuren enthaltenden) Tagebücher uns zur kartographischen Verarbeitung anvertraut hat: einer überaus mühsamen und zeitraubenden, aber in hohem Grade lohnenden Arbeit, auf deren Grund in demnächstigen Karten die betreffenden Landstriche eine wesentlich berichtigte und vervollständigte Gestalt gewinnen werden. H. Kiepert.

Afrika.

— Die Tuareg haben schon wieder einen französischen Reisenden erschlagen: ein Telegramm meldet die bei Insalah geschehene Ermordung des Husarenlieutenants Palat, welcher von Géryville die gefährliche Reise nach Timbuktu angetreten hatte (vergl. „Globus", Bd. 48, S. 383).

— Die bedeutendste Veränderung, welche die Reisen von Böhm und Reichard in der Karte Afrikas hervorbringen werden, ist die Aufnahme des hohen Viano- oder Mitumba-Gebirges, welches sich in der Richtung von Südwesten nach Nordosten wahrscheinlich vom Quellgebiete des Luálaba bis zum Tanganika-See hinzieht und dort vielleicht im Kap Tembwe sein Ende erreicht. Bisher war von diesem Gebirge nicht das Geringste bekannt; an seiner Stelle dachte man sich innerafrikanische Plateaulandschaft, etwa wie am oberen Kassai und in Muata Jamwo's Reich. Zwei große Flüsse durchbrechen das Gebirge senkrecht zu seiner Hauptrichtung, der Lufira, welcher sich im Kikondia-See mit dem Luálaba vereinigt, und der mächtige Luapula, dessen paradiesische Landschaft jeder Beschreibung spottet. „Hunderte von Inseln ragen mit üppiger Tropenflora bestanden aus dem dunklen, klaren Wasser des mit hehrem Rauschen dahingleitenden Stromes hervor, der umrahmt ist von geheimnißvollem Uferurwalde mit Palmen, Rotang, Pandanus und Riesenstämmen, von Lianen zu oft undurchdringlichem Dickicht verflochten. Die schon 20 bis 30 m landeinwärts beginnende Pori-Landschaft trägt nur dazu bei, die Schönheit des Flusses durch den Kontrast zu erhöhen." Der Luapula ist dort, wo ihn die Reisenden überschritten, im Durchschnitte an den inselfreien Stellen 150 m breit und als Wasserstraße ohne alle Bedeutung, da er von seinem Ausflusse aus dem Meru-See bis zu seiner Einmündung in den Luálaba eine ununterbrochene Reihe von Stromschnellen und Katarakten bildet. — Auf ihrem Marsche nach dem Upámba-See (vergl. die Karte, „Globus", Bd. 48, S. 24) überschritten die Reisenden das Viano-Gebirge, welches nach Nordwesten ziemlich steil abfällt, und dann eine Strecke weit sanft ansteigt, um sich fast unmerkbar mit einer Stufenunterbrechung nach Südosten abzuflachen. Reichard schildert es folgendermaßen (Verh. der Ges. f. Erdk. zu Berlin, 1886, S. 116): „Der Fuß ist mit lichtem Walde überzogen, während der sehr breite Rücken eine ganz eigene Formation zeigt. Vollständig baumlos, steppenartigen Aussehens, ist das Terrain mit zahlreichen kleinen Bächen und Thälern durchzogen, deren Rinnsale mit Urwald bestanden sind, und da sie sich bald thalwärts hinabsenken, so bieten sich dem Auge auf der anscheinend ziemlich ebenen, mit kurzem, spärlichem Graswuchse bestandenen Fläche hier und da fast schwarze Baumgruppen dar, welche sich meist nach einer Seite gegen den Boden hin abschrägen. Wo diese Baumgruppen ganz zu Tage treten, bilden sie kleine Urwaldparcellen, deren sumpfigem Schooße jene Wasserläufe ihren Ursprung verdanken. Zuweilen schließen sie kleine melancholische Teiche ein mit dunklem Wasser und tiefes Schweigen liegt darüber, welches nur selten von dem lärmenden „Kullu Kullu Kullu" einer Pisangfresserart unterbrochen wird. Während der trockenen, heißen Zeit bergen sich im kühlen Schatten jener sumpfigen Haine zahlreiche Büffel, jetzt (die Reisenden überstiegen das Gebirge im Januar) sind nur die tief eingedrückten Fährten der riesigen Thiere zurückgeblieben. Ein kalter, feuchter Wind fegt brausend über die Fläche und macht die spärlich bekleideten Menschen zusammenschauern. Zuweilen sind wir ganz in Nebel eingehüllt. Unwillkürlich hat man oft das Gefühl, als ob es hier oben gesund sein müßte, und angenehm berührt läßt man sich von der Kälte durchschauern, welche die an die Heimath erinnernde Gebirgsluft erzeugt. Die tiefer liegenden Thäler sind außerordentlich fruchtbar und mit üppigen Bambuswäldern bestanden, und war das ganze Gebirge stark bevölkert. Msiri hat durch seine Kriege alles in eine menschenleere Wildniß umgewandelt." (Msiri, aus Unjamwesi stammend, hat sich im Quellgebiete des Lufira-Flusses ein ausgedehntes Reich geschaffen, welches den früher bestehenden Zusammenhang zwischen den beiden Lundareichen des Muata Jamwo und des Kazembe vollständig unterbrochen hat.)

— Nur allzu rasch ist der Nachricht von dem Anlegen einer Station in Bakundi (vergl. oben S. 160) die Hiobspost von dem Scheitern der Flegel'schen Unternehmung am oberen Benuë auf dem Fuße gefolgt. Schon im November (vergl. „Globus", Bd. 48, S. 368) berichteten wir nach Privatnachrichten aus England über das Vorgehen der

Liverpooler „African Company“ in den Fulbe-Staaten, hofften aber damals, daß die Niger-Schiffahrtsakte die deutschen Interessen sicherstellen werde. Dieselbe (Artikel 26 ff der Generalakte der Berliner Konferenz) bestimmt, daß die Schiffahrt auf dem Niger für die Kauffahrteischiffe aller Nationen vollkommen frei sein und bleiben, und daß die Angehörigen aller Nationen in jeder Hinsicht auf dem Fuße vollkommener Gleichheit behandelt werden sollen; das hat aber die englischen Agenten nicht gehindert, Flegel's kleinem Dampfer überall das Landen zu verwehren und ihn sogar mit Gewalt zurückzutreiben. Als dann England die beiden Nigerufer und die des Benuë bis Ibi aufwärts unter seinen Schutz stellte (vergl. „Globus“, Bd. 48, S. 32), glaubte und hoffte man im deutschen Publikum, daß Flegel's eigentliches Arbeitsfeld, Adamaua, von den Engländern respektirt werden würde; das ist leider nicht geschehen. Aber England hat sich in den Abmachungen vom April 1885 (s. „Globus“, Bd. 48, S. 63) dazu auch gar nicht verpflichtet; diese Abmachungen erwähnen des Benuë mit keinem Worte und betreffen lediglich die Gebiete an der Küste von Guinea und landeinwärts bis zum Alt-Kalabar- oder Croß-Flusse, während das zwei bis drei Breitengrade nördlicher gelegene Adamaua darin mit Stillschweigen übergangen ist. Darum schreibt auch der „Hannov. Kour.“ mit Recht: „Wenn irgend welche Beschwerde am Platz, könnte sie sich höchstens gegen die Unklarheit des jüngsten englisch-deutschen Abkommens richten.“

— Dr. Konrad Keller, Privatdocent an der Züricher Universität, tritt im April eine Forschungsreise nach Madagaskar an, die wissenschaftlichen und commerciellen Zwecken dienen soll. Sowohl das eidgenössische Departement des Inneren als das Handels- und Landwirthschafts-Departement haben sich bereit erklärt, das Unternehmen zu subventioniren; ein Gleiches geschieht von der „Kaufmännischen Gesellschaft Zürich“ und der ostschweizerischen geographisch-commerciellen Gesellschaft.

Nordamerika.

— Die in Uspantan, wie in den Quiché-Dörfern Cunea, Sacapulas (im Centrum von Guatemala) und bei den Ixiles der Sierra übliche Brautwerbung — erzählt Dr. Stoll in seinem „Guatemala“ (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1886) — ist ziemlich eigenthümlicher Natur und weicht von derjenigen anderer Gegenden ab. Wenn ein Indianer heirathen will, so geht er in Begleitung seiner Eltern in das Haus des Gegenstandes seiner Wahl, indem er vier Flaschen Aguardiente und 10 Pesos mitbringt. Ohne ein Wort zu sagen, außer dem gewöhnlichen Gruße, „Ave Maria“, stellt er die vier Flaschen in eine Reihe auf den Tisch und legt das Geld daneben, worauf er sich mit seiner Partei aus dem Hause wegbegiebt, um den Erfolg abzuwarten. Wenn nun die Eltern des zur Ehe begehrten Mädchens die 10 Pesos nehmen, so ist dies ein günstiges Vorzeichen. Die Thaler werden gezählt und geprüft und wenn sie richtig befunden werden, so schenkt der Hausherr und Vater aus einer der zu äußerst stehenden Flaschen ein Gläschen Aguardiente ein, nimmt einen Schluck und giebt den Rest seiner Frau. Ist diese mit ihm hinsichtlich der Annahme der Werbung einverstanden, so schenkt sie aus der am anderen Ende der Reihe stehenden Flasche Aguardiente ein, nimmt davon und reicht hierauf das Glas ihrem Manne. Die draußen harrende Partei des Bewerbers, welche verstohlen Zeuge des ganzen Vorganges war, geht nun wieder hinein. Die Hausfrau und Mutter der Braut schenkt dann aus einer der beiden mittleren Flaschen Aguardiente ein und reicht das Glas der Mutter des Bewerbers. Ebenso schenkt der Vater der Braut demjenigen des Bewerbers aus der zweiten mittleren Flasche ein. Damit ist die Ceremonie für einmal beendigt. Nachdem einige Tage vorüber sind, kehren die Eltern des Bewerbers wieder mit demselben in das Haus der Braut zurück. Der Heirathskandidat trägt dabei eine schwere Last Brennholz, so schwer er sie irgend zu tragen vermag, legt dasselbe vor dem Hause nieder und geht weg. Wiederum nach einigen Tagen kehrt er mit seinen Eltern zurück, um nachzusehen, ob die Leute der Braut von dem Holze gebraucht haben oder nicht. Wenn ersteres der Fall ist, ladet er alle Angehörigen seiner Familie ein und alle ziehen mit Feuerwerk und Marimba-Musik ins Haus der Braut, wo getanzt und der Inhalt der vier Aguardienteflaschen geleert wird. Die Verlobten tanzen nur unter sich und sonst mit Niemandem. Am folgenden Tage läßt das junge Paar die Ehe noch kirchlich einsegnen. — Es kommt auch häufig vor, daß die Eltern eines Mädchens für ihre Tochter einen Bräutigam suchen. In diesem Falle erleidet das oben beschriebene Ceremoniell einige Modifikationen, indem beim zweiten Besuche das Mädchen kein Holz ins Haus des gewünschten Bräutigams bringt, sondern einfach leer hingeht, um sofort zurückzukehren. Daraus ergiebt sich von selbst, daß nach Verfluß einiger Tage ihre Eltern bei denjenigen des jungen Mannes anfragen müssen, ob dieselben entschlossen sind, die Erlaubniß zur projektirten Ehe zu geben. Wird von vornherein auf die Bewerbung verzichtet, so bleiben die vier Flaschen Aguardiente und die 10 Pesos unberührt liegen und werden dem entsprechend beim zweiten Besuche von den Eltern des Bewerbers weggenommen.

Südamerika.

— Von Thouar (s. oben S. 176) liegt im Compte rendu der Pariser Geographischen Gesellschaft (1886, Nr. 4) jetzt ein Originalbericht über seine Erforschung des unteren Pilcomayo vor; nur mit diesem hatte es seine letzte Reise zu thun, und er ist diesmal keineswegs bis an die bolivianische Grenze vorgedrungen, sondern noch nicht halb so weit, etwa 225 km von seiner Mündung an aufwärts. Die Hinreise erfolgte zu Lande, die Rückreise in Booten auf dem Asuncion gegenüber mündenden Arme des Pilcomayo, welchen Thouar nach Beseitigung einzelner Hemmnisse für durchaus schiffbar erklärt. Wenigstens macht er sich anheischig, zu jeder Jahreszeit den Strom von seiner Mündung bis zur Mission San Francisco de Solano (am Fuße der bolivianischen Gebirge) mit einem Dampfer von 220 Tonnen und 2½ Fuß Tiefgang zu befahren. Der bolivianische Senat hat dem Reisenden eine goldene Medaille und fünf Quadratmeilen Land zuerkannt; ferner wurde eine Kolonie im Gran Chaco nach ihm benannt und 30000 Francs zur Veröffentlichung seiner Aufnahmen ꝛc. angewiesen. Auch hat sich ein aus Argentiniern, Bolivianern und Paraguayern bestehendes Comité gebildet, um den Handelsweg auf dem Pilcomayo zu eröffnen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIX. №. 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXX. [1]

Von Baghdad aus unternahm das Dieulafoy'sche Ehepaar den Besuch der Ruinen Babylons und trat am 15. December den Ritt nach Süden an, der sie durch die noch im 12. nachchristlichen Jahrhundert so reich angebaute und bewässerte mesopotamische Ebene nach Hillah bringen sollte. Heute aber erblickt das Auge nichts als wüstliegendes Land, versandete Kanäle und Ziegeltrümmer; diese Kornkammer ist unter türkischer Regierung gründlich verwüstet worden.

Bei Anbruch der Nacht erreichten sie das prächtige, aus Ziegeln erbaute Karawanserai Birunus, so genannt nach einem halbwegs zwischen Baghdad und Hillah befindlichen Brunnen. Es ist von Persern erbaut, steht hinsichtlich seiner Größe ganz im Einklange mit der Anzahl der dort übernachtenden Schiiten und gleicht ganz den iranischen Karawanserais, die es nur an Größe bedeutend überragt. Bei schönem Wetter schlafen die Reisenden in offenen Nischen, zur Winterszeit in den dahinterliegenden Gallerien; letztere suchten auch unsere Reisenden auf. In den anstoßenden Bogen lagen in regellosen Haufen längs der Wände Gepäckstücke von etwa 2 m Länge, welche früher angekommenen schiitischen Pilgern zu gehören schienen und einen scheußlichen Gestank verbreiteten. Es waren persische Leichname, theils in Teppiche gewickelt und mit Stricken umschnürt, theils in schlecht gefugte Kasten gepackt, wie sie bekannter Maßen aus ganz Persien und selbst aus Indien von den Schiiten nach Kerbela, der Grabstätte Hussein's, des Sohnes Ali's, geschafft werden. Zu je vieren werden die Leichen, eingeschnürt wie die Krokodilleichen von Siut, auf Maulthiere gepackt, um ihre letzte Reise anzutreten, deren Ziel sie freilich nicht immer erreichen. Denn manches Maulthier geht unterwegs zu Grunde und seine stinkende Last bleibt den Geiern und Schakalen zur Beute liegen.

Diese Nacht brachten die Reisenden also unter freiem Himmel auf dem Hofe zu; aber auch dorthin drang der Pestgestank der Leichen, und als sie am nächsten Morgen versuchten, vor den Maulthiertreibern aufzubrechen, war das vergebliche Mühe; denn der ganze Weg war mit ähnlichen Transporten bedeckt. Um Mittag erreichten sie das Karawanserai Iskanderijeh, das weniger schön, aber ganz ebenso besucht ist, wie Birunus, denn es ist an der Stelle erbaut, wo sich die Wege nach Kerbela und nach Hillah gabeln. Am folgenden Tage (16. December) betraten sie den Umkreis des einstigen Babylon, ohne es indessen zu merken; denn ein gewaltiges Unwetter, das erste, welches sie seit dem Monate März erlebten, hatte den Himmel verdunkelt, brachte sie vom Wege ab und durchnäßte sie bald bis auf die Knochen. Ohne näher hinzusehen, ritten sie an einer riesigen Erdmasse entlang, welche sie schon seit dem Morgen erblickt hatten, und stießen zuletzt auf tiefe Gräben, welche einen aus Scherben gebildeten Hügel in allen Richtungen durchschnitten; bald darauf befanden sie sich vor einem Hause, welches der Aufseher der englischen Ausgrabungen in Babylon bewohnt. Dieselben finden schon seit mehreren Jahren in den Palästen Nabuchodonosor's statt; alljährlich kommt ein Conservator vom British Museum herüber, um, wenn nöthig, den Arbeiten neuen Schwung zu verleihen, die tägliche Aufsicht aber führt ein Armenier,

[1] Fortsetzung von „Globus", Bd. 48, Nr. 11, S. 166.

derselbe, bei welchem Dieulafoy's Unterkommen fanden. In dem letzten Halbjahre hatte man Backsteintafeln mit Keilinschriften, Reste von Thierfiguren, die wahrscheinlich als Kinderspielzeug gedient haben, Vasen aus gebändertem Achat und Terracottafiguren im reinsten griechischen Stile ausgegraben. Während die Reisenden diese Sachen musterten, hatte sich das Unwetter verzogen, so daß sie ihren Ritt nach Hillah fortsetzen konnten. Drei Stunden dauerte es noch, ehe die weißen Minarets der Stadt sich zeigten; dann gelangte man in die Vorstädte von Hillah, erblickte den Euphrat, überschritt eine Schiffbrücke, welche besser im Stande ist, als diejenige von Baghdad, und befand sich schließlich in der Stadt selbst, wo die zwei Zapties, welche den Reisenden mitgegeben und vorangeritten waren, ihnen die verlassene Wohnung eines reichen, nach Mekka gepilgerten Mannes zur Unterkunft anwiesen.

Hillah, ein Mutessariflik des Wilajet Baghdad, wurde im Jahre 1831 von der Pest verheert und zählt heutigen Tages kaum 15 000 Einwohner, die sich aus Arabern, Chaldäern, industriellen und einflußreichen Juden, schiitischen Persern und türkischen Beamten, diesem Krebsschaden des ganzen Reiches, zusammensetzen; dazu kommen noch die Fremden und die Nomaden, welche in allen Städten des Orients und besonders in denen, welche berühmten Wallfahrtsorten nahe liegen, so zahlreich vertreten sind.

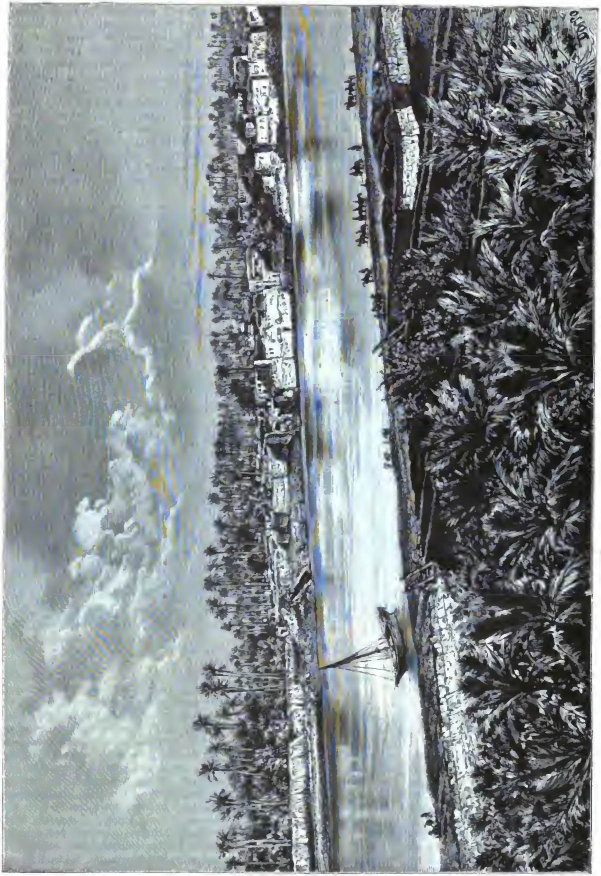
Die Häuser der Stadt sind aus Material erbaut, welches von den altbabylonischen Monumenten herstammt, wie Ziegel, die mit dem Namen des Nabuchodonosor gestempelt



Transport schiitischer Leichen nach Kerbela.

sind, und Erdpechschichten an Stelle des Mörtels darthun; sie sind ebenso hoch, wie diejenigen Baghdads, zeigen aber trotzdem einen vollständig orientalischen Charakter, da ihre Mauern nach außen hin keine Fenster haben und sie oben von Terrassen bedeckt werden. Palmen ragen darüber empor und Bananen umgeben sie, und glücklich wird die Strenge und Monotonie dieser Bauweise durch die Ueppigkeit der Vegetation gemildert. Besonders von der Terrasse des von Dieulafoy bewohnten Hauses aus bietet sich eine lachende Aussicht dar; das Auge überschaut beide Ufer des Flusses, die mit prächtigen Dattelpalmen bepflanzt sind; Boote bewegen sich auf- und abwärts, Reiter baden ihre Pferde im Strome und zahlreiche Landleute, welche zu faul sind, sich nach der Schiffbrücke zu bemühen, ziehen es vor, sich zu entkleiden, einen ledernen Schlauch aufzublasen, denselben in ihre Arme zu schließen und, von ihm getragen, den Strom zu durchschwimmen in derselben Weise, wie es schon vor Jahrtausenden ihre babylonischen Vorfahren gethan haben.

In Hillah giebt es keine interessanten Bauwerke aus mohammedanischer Zeit; nur am Wege nach Kerbela steht eine kleine Moschee, Meschhed-esch-Schems oder Sonnenmoschee genannt, welche nach dem Glauben des Volkes auf einem Schlachtfelde stehen soll, wo Ali in der Furcht, durch das Anbrechen der Nacht den Vortheil eines bereits sicheren Sieges zu verlieren, nach dem Vorbilde Josua's mit Blick und Geberde den Gang der Sonne aufgehalten haben soll. Vielleicht aber erhebt sich die Moschee auf der Stelle eines alten Sonnentempels, welchen Nabuchodonosor einer erhaltenen Inschrift zufolge in Babylon erbauen ließ.



Die Ufer des Euphrat bei Hillah. (Nach einer Photographie der Mme. Dieulafoy.)

Hillah, die mohammedanische Stadt, datirt aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, als jene Gegend sich noch eines Abglanzes altbabylonischen Wohlergehens erfreute. Seitdem ist es zu einer türkischen Provinzialstadt zweiten Ranges herabgesunken. Wenn man die Umgegend der Stadt mustert und den zerfallenen Mauern, welche die beiden riesigen Schutthügel an den äußersten Enden des einstigen Babylon, Babil und Birs Nimrud, zu verbinden scheinen, mit den Augen folgt, so gelangt man zu dem Schlusse, daß Hillah ungefähr den Mittelpunkt des 513 Quadratkilometer großen Raumes einnimmt, welchen einst die Mauern mit ihren 100 ehernen Thoren umschlossen. Von diesem gewaltigen Raume darf man nicht auf eine unzählbare Häusermasse schließen; vielmehr wissen wir, daß ein sehr großer Theil des Raumes von Gärten und Feldern eingenommen wurde, deren Ertrag während einer Belagerung oder Hungersnoth hinreichte, die Einwohner zu ernähren. Andererseits enthielt der bebaute Theil, der von lauter geradlinigen Straßen durchschnitten wurde, lauter drei- oder vierstöckige Häuser — entgegen dem heutigen orientalischen Gebrauche —, so daß die Bevölkerungszahl immerhin eine sehr ansehnliche gewesen sein muß.

Am 17. December statteten die Reisenden dem 13 km südwestlich von Hillah gelegenen Birs Nimrud einen Besuch ab. Wenn man die Stadt durch das nach Meschhed Ali führende Thor verläßt, so erblickt man alsbald aus der flachen Ebene einen offenbar von Menschenhand errichteten Berg emporragen. Je näher man demselben kommt, um



Birs Nimrud. (Nach einer Photographie der Mme. Dieulafoy.)

so riesiger erscheint er dem Auge, das bald davon abläßt, das Ganze zu umfassen und sich damit begnügt, die einzelnen Theile desselben nach einander zu mustern. Zuerst erklommen die etwas ermüdeten Pferde einen Schutthügel, den ein arabisches Gebäude krönt. Es ist der Tell Ibrahim el-Chalil, der Hügel Abraham's des Freundes, nämlich Allah's, dessen Asche angeblich unter der weißen Kuppel des Gebäudes ruht; sein Grab genießt in Chaldäa dieselbe Verehrung, wie dasjenige Esra's oder Ezechiel's in Mesopotamien. Bauern wohnen darin, welche in der Nähe ihre Felder haben. Eine flache Senkung scheidet den Tell Ibrahim vom Birs Nimrud (d. h. Thurm Nimrod's; Birs ist wahrscheinlich aus Borsippa verdorben, wie dieser südöstlichste Theil des alten Babylon einst hieß). 60 m hoch erhebt sich der Ruinenhaufen und trägt auf seinem Gipfel einen noch 11 m höher aufragenden Thurm aus Ziegeln, den oben eine tiefe Spalte durchsetzt. Rings herum liegen mächtige Ziegelsteinblöcke zerstreut, welche steinhart und von einem merkwürdigen grünen Glasflusse umgeben sind. Von dieser Stelle aus reicht der Blick ins Unermeßliche; in Folge der reinen Luft sieht man im Süden die Minarets von Meschhed-Ali, im Nordwesten die Mauern von Hillah, im Norden die Palmen von Kerbela und zu seinen Füßen die Sumpfseen Harkeh und Hindijeh, in welchen sich, um den Griffen der türkischen Beamten zu entgehen, einige Araberstämme auf Pfahlbauten niedergelassen haben.

Deutlich kann man noch heutigen Tages am Birs Nimrud terrassenförmige Abstufungen unterscheiden, namentlich an der südlichen und der östlichen Seite, während die westliche und nördliche schroffer abstürzt. Dieser Umstand

beweist, daß man es hier mit dem von Herodot beschriebenen Bel-Tempel zu thun hat, welcher aus sieben über einander gesetzten Etagen oder Thürmen bestand und auf einer außen herumlaufenden Treppe zu ersteigen war. Das ganze Gebäude war, wie eine dort von Rawlinson aufgefundene Inschrift Nabuchodonosor's meldet, dem Gotte Nebo geweiht und führte den Namen „Haus der rechten Hand“ oder „des Glücks“. Die einzelnen Stockwerke enthielten besondere Heiligthümer und waren den sieben planetarischen Gottheiten geweiht, nämlich von unten angefangen dem Adar (Saturn), der Istar (Venus), dem Merodach (Jupiter), dem Nebo (Merkur), dem Nergal (Mars), dem Mond- und dem Sonnengotte. Dem Charakter der verschiedenen Götter entsprechend waren die einzelnen Etagen durch glasirte Ziegel von verschiedener Farbe (schwarz, weiß, orange, blau, scharlach, silbern und golden) geschmückt. Nach J. Oppert's Berechnung betrug die ursprüngliche Höhe des Bauwerkes 250 Fuß, wovon auf die Basis 75 Fuß und auf jedes der sieben Stockwerke 25 entfielen. Ob wir in dem Birs Nimrud, wie die jüdische Tradition und besonders der Talmud will, den babylonischen Thurm der Bibel zu erblicken haben oder ob darunter die Ruine Babil (s. unten) am Nordende Alt-Babylons zu verstehen ist, läßt sich mit Sicherheit nicht entscheiden. Für ersteres spricht die größere Höhe (60 m) des Birs Nimrud und die Tradition, für letzteres der Name Babil und der Umstand, daß Babil nach Angabe sämmtlicher Reisenden trotz seiner geringeren Höhe (40 m) weitaus der imposanteste von allen Ruinenhügeln Babylons ist.

Am 18. December wurde ein Ausflug nach Norden, auf dem linken Euphrat-Ufer, unternommen; zuerst besuchten sie den Schutthügel Amran-ibn-Ali, welchen sie schon drei Tage vorher, als sie Zuflucht vor dem Gewitter suchten, betreten hatten. Hügel zerbrochener Ziegelsteine, ausgehobene und andere zum Theil wieder verschüttete Gräben bilden hier ein wirres Durcheinander, in welchem man herumirrt, ohne daß die Aufmerksamkeit durch irgend etwas gefesselt würde. Und doch befindet man sich nach Oppert's



Löwe aus Basalt auf dem Hügel el-Kasr. (Nach einer Photographie von Mme. Dieulafoy.)

Ansicht auf der Stätte eines der sieben Weltwunder, nämlich der „hängenden Gärten der Semiramis“, richtiger des Nabuchodonosor's, der sie für seine medische Gattin Amytis, des Astyages' Tochter, erbaute. Dafür spricht, daß dort gefundene Ziegel mit dem Namen Nabuchodonosor's gestempelt sind. Oppert hat dort Gräber aufgedeckt, deren Inhalt sie der parthischen Epoche zuweist.

Nicht weit nördlich von Amran-ibn-Ali liegt die Ruine el-Kasr (d. i. die Burg); „Burg“ heißt dieses Bauwerk auch bei den klassischen Schriftstellern, bei Herodot, Diodor und Curtius, und nach den Inschriften der hier gefundenen Backsteine war es einst ein „Palast Nebukadnezar's, Königs von Babylon, Erhalter des Tempels der Höhe und des Tempels des Glücks, welcher in der Verehrung Nebo's und Merodach's, seiner Herren, wandelt, Sohnes Nabopolassar's, des Königs von Babylon“. Einige plumpe Mauerreste, durch eisenharten Mörtel mit einander zusammenhängend, und ein halb im Schutt begrabener basaltener Löwe von sehr barbarischer Arbeit, den die Eingeborenen el-pil, d. h. den Elephanten, nennen, sind alles, was von der einstigen Pracht übriggeblieben ist. Dagegen sind die in dieser Gegend angestellten Nachgrabungen stets von Erfolg begleitet gewesen. Auch zur Zeit von Dieulafoy's Besuch waren 300 bis 400 Arbeiter beschäftigt, die zwischen riesig dicken, aus ungebrannten Ziegeln bestehenden Mauern aufgehäufte Erde zu entfernen und hohe, lange, aber schmale Säle freizulegen, wobei sie auf Gegenstände von geringem künstlerischem, aber gewiß großem wissenschaftlichem Werthe stießen; namentlich waren es Täfelchen aus gebranntem Thone, die mit überaus eng an einander gerückten Keilinschriften bedeckt waren.

Etwa $2^1/_2$ km nördlich von der Königsburg erhebt sich in Gestalt einer abgestumpften Pyramide jener riesige Tumulus, welchen die Reisenden schon vom Chan Iskenderijeh aus erblickt hatten, und der nebst dem Bis Nimrud heute die äußersten Grenzen des alten Babylon bezeichnet. Dieser Schutthaufen, Babil mit Namen, die letzten Reste des einstigen Merodach-Tempels darstellend, die imposanteste Ruine im ganzen Bezirke von Babylon, ist heute noch 40 m hoch, 180 m lang und bildet oben eine Plattform von

70 m Breite. Schon zu Strabon's Zeiten lag dieses „Grabmal des Belus“ in Trümmern; demselben Autor zufolge hatte Xerxes es zerstört. Daß Strabon, offenbar älteren Berichten folgend, das Bauwerk als ein Heiligthum des Bel bezeichnet, stimmt ganz mit den Inschriften überein, welche den Ehrennamen Bil, d. h. „Herr“, besonders dem Gott Merodach beilegen. In der Ruine selbst sind lediglich Backsteine mit dem Namen Nabuchodonosor's gefunden worden, der aber nur von einer Wiederherstellung des Tempels erzählt. Aber schon ein Jahrhundert früher erwähnen die Könige Tiglath-Pilesar IV. und Asarhaddon denselben, und schon letzterer sagt, daß er ihn nur restaurirt habe; derselbe bestand also schon lange vorher und war ohne Zweifel ein uraltes Heiligthum, welches von den Königen Babylons von Zeit zu Zeit wieder hergestellt und umgebaut wurde. Wie anscheinend alle großen Gebäude Babylons war auch der Tempel Merodach's mit einer viereckigen Mauer umgeben, von welcher an der Nord- und Ostseite noch deutliche Spuren vorhanden sind.

Ohne Mühe kann man die obere Plattform des Schutt-



Babil, Ruinen des Tempels des Merodach. (Nach einer Photographie der Mme. Dieulafoy.)

hügels erklimmen; aber an Stelle der goldenen Bildsäulen, die Xerxes geraubt hat, findet man oben nur zerbrochene Ziegelsteine und einen verschütteten Brunnen, dessen Zweck nicht ganz klar ist. Hier und da sieht man Bruchstücke von Inschriften zerstreut. Am südlichen Ende des Hügels stößt man auf gemauerte Wände und Ausgrabungen; letztere haben aber anscheinend keine interessanten Resultate geliefert und sind darum aufgegeben worden. Vom Gipfel Babils aus gesehen erscheinen die Reste Babylons trauriger und öder als von jeder anderen Stelle aus; während im Kasr die weißen Mäntel und rothen Tarbusche der bei den Ausgrabungen beschäftigten Araber und Türken etwas Leben und Bewegung in die Landschaft bringen, wird der Hügel Babil, auf welchem nur Gestrüpp und hartes Kraut wachsen, nur von Ziegen und ihren halbwilden Hirten besucht. Die Worte des Propheten Jeremias sind zur Wahrheit geworden: „Und Babel soll zum Steinhaufen und zur Drachenwohnung werden, zum Wunder und zum Anpfeifen, daß Niemand drinnen wohnt“ und „Ihre Städte sind zur Wüste und zu einem dürren öden Lande worden, zum Lande, da Niemand innen wohnt und da kein Mensch innen wandelt.“

Die Michaelbucht am Kaspischen Meere.

Vom K. Russ. Staatsrathe Dr. O. Heyfelder.

Ein klimatisch-geographisches Unicum hat in diesem Winter am Ostufer des Kaspischen Meeres stattgefunden, welches auf die Verkehrsmittel und die Anlage der Verkehrsstraßen zwischen dem russischen Mutterlande und Transkaspien Einfluß zu üben bestimmt ist. Der Meerbusen von Krasnowodsk und die Michaelbucht war im Monat Januar bei 22° Kälte und Nordostwind gänzlich zugefroren, so daß der Kriegsdampfer „Tschikischljar“ und der Schooner

„Karamsin", welche am 3. bis 16. Februar von Krasnowodsk ausgelaufen waren, wieder umkehren mußten. Einige Dampfbarkassen waren geradezu vom Eise eingeschlossen worden. Der Schiffsverkehr von Transkaspien nach dem westlichen Ufer, d. h. von Krasnowodsk nach Baku, war während einer Woche, der von Krasnowodsk nach Michailowsk während zweier Wochen gänzlich unterbrochen, indem sich zwischen dem Endpunkte der Transkaspischen Eisenbahn bei Michailowsk und dem offenen Meere das Eis im ganzen Meerbusen eingeschoben hatte. Wenn nun auch anzunehmen ist, daß sich ein solches abnormes Sinken der Temperatur und ein Zufrieren des Meeres südlich des 40. Breitengrades, wie es seit 30 Jahren nicht beobachtet wurde, nicht oft wiederholen wird, so muß die Möglichkeit eines Zufrierens des Meerbusens bei der Einrichtung des Verkehrs zwischen Transkaspien und dem Reiche jedenfalls berücksichtigt werden. Ist durch dieses Vorkommen die allgemeine Aufmerksamkeit auf jene Gegend gerichtet worden, so stand doch schon vorher fest, daß Michailowsk als Endpunkt der Schiffahrt und Anfangspunkt des Schienenweges zu verlassen sei. Bisher war nämlich der Verkehr in folgender Weise vor sich gegangen. Von Baku, Petrowsk und Astrachan fuhren große Meerdampfer nach Krasnowodsk, von Krasnowodsk (mit Umladung) kleine Dampfschiffe durch die Bucht und ihren Archipelagus nach Michailowsk, wo die Eisenbahn beginnt, welche 1880 zunächst als stretegische Bahn für die Expedition nach Achal-Teke erbaut wurde. Holzbarken kommen auf der Kama und der Wolga herabgeschwommen und gehen direkt von Astrachan nach Krasnowodsk, von von sie durch Schleppdampfer bis Michailowsk gebracht werden.

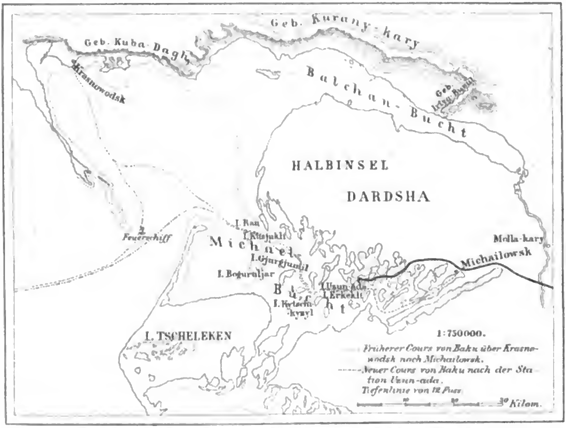
Krasnowodsk, der „Ort mit den schönen oder guten Wassern", wahrscheinlich nach seinem herrlichen, natürlichen Hafen und seinem geschützten Wasser so genannt, liegt unter dem 40° nördl. Br. (genau 40° 0′ 3″ nördl. Br., 3° 8′ 52,6″ östl. L. von Baku) in einer Bucht, von amphitheatralisch aufsteigenden Felsen umgeben und durch einen natürlichen Molo gegen das offene Meer geschützt. Diesem langen, schmalen Landvorsprunge, Krasnowodskaja Kasa oder „der Zopf, die Flechte von Krasnowodsk" genannt, der sich von Norden nach Süden und Südosten erstreckt, kommt von Süden eine ähnliche schmale Landzunge entgegen, eine Fortsetzung der großen Insel Tscheleken. Zwischen ihnen hindurch, gleichsam wie durch ein Thor, ist die Einfahrt der Schiffe in den Meerbusen; sie wenden sich dann um die Krasnowodskaja Kasa mit dem davor befindlichen Leuchtschiffe nach Norden und gelangen so nach Krasnowodsk. Dessen Hafen ist so tief, daß die größten Schiffe bis zum Ufer fahren und gerade gegenüber dem Gouvernementsgebäude anlegen können. Krasnowodsk hat noch keine Stadtrechte, aber ein städtisches Aussehen, große steinerne Kreuzgebäude, Wohnungen, Kasernen, Werkstätten, einen Militärklub, große Plätze, regelmäßige Straßen, einen von Persern, Armeniern und Russen gehaltenen Bazar, aber kein Trinkwasser, keine Quelle, kein Acker- oder Wiesenland und nur einen Garten, den sogenannten Stadtgarten. Derselbe ist von General Lomakin, als er die Provinz administrirte, mit großer Mühe angelegt worden, indem er die Gartenerde aus Lenkoran, diesem Eden des Kaspischen Meeres, herbeischaffen ließ. Dabei ist aber der Garten doch nur ein armseliger Nothbehelf geworden. Besser gelang dieselbe Procedur in Baku, das auch auf Felsen, Sand und Salz gegründet ist. Die Gartenerde, aus Lenkoran angefahren, hat daselbst einen stattlichen, schattigen Garten mit Bäumen und Buschwerk halb südlicher, halb nordischer Flora zu Stande gebracht.

Das Wasser zum Trinken und Kochen, überhaupt alles erforderliche Süßwasser, wird zu Krasnowodsk durch zwei große Dampfmaschinen aus Meerwasser gewonnen. Im Sommer strahlt der Felsengrund und das Steinamphitheater hinter dem Orte die Sonnenwärme in unerträglicher Weise zurück. Nur die relative Feuchtigkeit der Luft vom Meere her und häufige Seebäder machen den Aufenthalt alsdann erträglich. Krasnowodsk ist durch ein unterseeisches Kabel mit Baku und Astrachan telegraphisch verbunden und die regelmäßigen Fahrten des Dampfers der Gesellschaft „Kawkas i Merkuri" setzen den Ort einmal die Woche aufwärts und einmal abwärts mit allen Uferstädten des Kaspischen Meeres in Verbindung. Dieselben führen ihm alle Lebensmittel und Lebensbedingungen zu, welche es entbehrt. Es war bis 1880 Sitz der Administration der Provinz, der Hauptpost, während des Feldzuges zeitweilig auch des Hauptquartiers. Auch jetzt, seit ihm als Konkurrenz Michailowsk und Aschabad entstanden sind, bewahrt es als bester Hafen und Hauptvermittelungsort zwischen Diesseits und Jenseits eine gewisse Bedeutung. Dies war auch der Grund, warum kompetente Leute, darunter auch einer der Maßgebendsten, dafür stimmten, die Transkaspische Bahn bis Krasnowodsk zu führen und hier mit den Meerschiffen in direkte Verbindung ohne Zwischenumladung zu setzen.

Seit der Chan von Buchara seine Zustimmung gegeben, daß die Bahn durch sein Land nach Russisch-Turkestan geführt wird, ist sie für den Handel wie für die Strategie von hervorragender Bedeutung geworden und damit ist ihr Anfang am Ostufer des Kaspischen Meeres aus einer lokalen zu einer Frage von nationaler und internationaler Bedeutung geworden. Daß derselbe nicht mehr in Michailowsk bleiben kann, darüber ist kein Zweifel bei Allen, die darüber ein Urtheil haben. Michailowsk wurde überhaupt gewählt, weil es sich im Anfange der Expedition nach Achal-Teke um die möglichst rasche Herstellung eines Schienenweges handelte, Michailowsk war eben der äußerste Punkt im Meerbusen, der mit Schiffen erreicht werden konnte, und von dem aus ein relativ flaches felsenloses Territorium ununterbrochen bis Kizil Arwat, 200 Werst weit, und somit bis zur Oase führte. So ward also damals hier der Eisenbahnkopf angelegt. Die Kommunikation geht bis heute in folgender Weise vor sich. Nachdem ein Schiff von Astrachan in zweimal 24 Stunden, von Baku in 18 Stunden bis Krasnowodsk gekommen, so wird es ausgeladen, d. h. Personen wie Fracht auf ein kleines flachgehendes Dampfboot umgeladen oder Barken von entsprechendem Kaliber demselben als Schlepper angehängt und es beginnt nun die Zwischenfahrt von Krasnowodsk nach Michailowsk, anfangs, obwohl innerhalb des Meerbusens, doch in freiem, tiefem Wasser. Auf der Höhe der Insel Rau angekommen, verläßt die Fahrstraße die bisherige Richtung und biegt etwas stärker nach Osten gegen Michailowsk ab, das Fahrwasser verengert sich und verliert an Tiefe. Die Inseln Rau und Kusjuklin bleiben links, Boguruljar rechts. Um die Insel Gjurgjumil biegt die Fahrstraße direkt nach Osten ab, zwischen der größeren langgestreckten Insel Uzun-ada und der kleinen südlich gelegenen Insel Erkekli durchführend. Bis hierher ist immerhin noch von einem eigentlichen Fahrwasser und von geraden Linien die Rede. Nun aber beginnt ein Durcheinander von Sandbänken, Inseln, Halbinseln, um welche herum die Schiffe oft in spitzem Winkel zu fahren haben, bei seichtem fortwährend wechselndem Wasserstande. Man fährt in diesen Windungen der Michaelbucht selbst mit den kleinen flachgehenden Dampfern nur langsam und vorsichtig, die Meerestiefe beständig messend,

und geräth dennoch zuweilen auf Grund. In dunklen Nächten geht man sogar vor Anker. Ich hatte schon im Jahre 1880 bemerkt, daß der Flugsand am Ufer von den Ostwinden gegen die Bucht getrieben, deren Ränder wie deren Tiefe ändert, eine Thatsache, welche die während fünf Jahren gemachten Beobachtungen des meteorologischen Observatoriums in Michailowsk bestätigt haben. Die Fahrt von Krasnowodsk bis Michailowsk dauert im günstigen Falle 16 bis 18 Stunden, im ungünstigen 20 bis 23. Nachdem man von Aschabad bis Michailowsk in 16 Stunden gefahren oder von Baku bis Krasnowodsk in 18 Stunden zur See gelangt ist, nimmt diese Zwischenstrecke mit einer 16- bis 20stündigen Fahrt und zweimaligem Umladen eine verhältnißmäßig große Zeit in Anspruch. Haben wir aber die große Handelsstraße vom Schwarzen Meere bis Indien im Auge, so ist in dieser Riesenkette von Dampfschiffahrt und Eisenbahn das Zwischenglied Krasnowodsk-Michailowsk eine Anomalie. Von diesem Gesichtspunkte aus ließ nun der Erbauer der Bahn, General Annenkow, Chef des Militärtransportwesens, die Michaelbucht einer genauen, mehrfachen Tiefenmessung, sowie ihre Ufer sorgfältigen Untersuchungen unterziehen und darauf die Berechnung verschiedener Projekte basiren, welche zu einer Verbesserung der Kommunikation in Vorschlag kommen konnten.

Das erste Projekt bestand darin, die letzte Strecke des Fahrwassers in der Michaelbucht auszubaggern, gleichmäßig zu vertiefen und so Michailowsk größeren Schiffen zugänglich zu machen, also auf diese Art eine direkte Schiffsverbindung zwischen dem Eisenbahnkopfe und dem Ostufer herzustellen. Es handelte sich darum, ein Fahrwasser von



Skizze des Meerbusens von Krasnowodsk. (Nach der russischen Seekarte Nr. 1644.)

9 Fuß Tiefe zu schaffen, wie es dem von Astrachan entspricht, so daß dieselben Schiffe, welche zum Anlaufen in Astrachan befähigt sind oder, die Wolga herabkommend, Astrachan passiren, auch zum Anlaufen von Michailowsk geeignet wären ohne umzuladen. Alle betreffenden Lastschiffe und auch die Dampfer des Kaspischen Meeres (mit Ausnahme von dreien) haben nur 9 Fuß Tiefgang. Die Messungen haben nun ergeben, daß zur Herstellung dieser Tiefe in hinreichender Länge nicht weniger als 40000 Kubikfaden Erde ausgebaggert werden müßten, was einen unverhältnißmäßigen Aufwand von Geld, Zeit und Arbeit erfordern würde. Die Arbeit würde aber möglicher Weise keine definitive, sondern eine periodisch wiederkehrende sein, da die Versandung eine von Osten nach Westen fortschreitende zu sein scheint. Ich möchte mir die Hypothese erlauben, daß die ganze Halbinsel Dardsha eine Erdanschwemmung in dem ehemaligen Ausflusse des Amu-Darja ist, auf welcher die vorherrschenden Ostwinde beständig Sand anhäufen. Die Reste der ehemaligen Mündung des Flusses sind im Norden der Halbinsel die längliche Balchanbucht, im Süden die gewundene Michaelbucht; ostwärts aber zwischen dem großen und kleinen Balchangebirge führt eine Zeit lang ein deutliches, breites, gleichmäßiges Flußbett, in welchem wir oft genug marschirt sind und dessen Eigenthümlichkeit und abgegrenzte Ufer Jedermann auffielen.

Das zweite Projekt war folgendes. Die Eisenbahn wird von Michailowsk hinter der Balchanbucht hinweg an deren Norduser bis Krasnowodsk weiter geführt, eine Strecke von nur 120 Werst, scheinbar die kürzeste und wegen der

Bedeutung des Hafens von Krasnowodsk glücklichste Lösung der Frage.

Aber diesem so schönen Plane stehen Gründe der Oekonomie entgegen, also praktische, entscheidende Gründe und außerdem scheint es, daß eine möglichste Beschleunigung resp. baldige Fertigstellung der Arbeiten gewünscht wurde. Der Weg, den die Eisenbahn zu nehmen hätte, war uns als Karawanenweg für Kameele während der Expedition bekannt und vertraut; er ist absolut ohne Wasser, gebirgig und trostlos. Von Michailowsk oder vielmehr schon von Molla-Kary, ohne Michailowsk zu berühren, würde der Bau ohne Schwierigkeit erst in dem alten Bette des Amu-Darja bis zur Balchanbucht zu führen sein. Im weiteren Verlaufe am Nordrande dieser Bucht hätte sie zuerst den quergestellten Bergrücken Irtyg-Burul zu durchschneiden, dann die Ausläufer des Kuram-Kary, hierauf den Kuba-Dagh, um endlich in Krasnowodsk am Meere zu endigen. Diese Gebirge bestehen aus harten, kahlen, vielzackigen und viel durchklüfteten Felsen, welche durch Einschnitte und Tunnels durchbrochen werden müßten, was bedeutende Felssprengungen voraussetzt. Dies aber würde den Bau verzögern und vertheuern. Er würde mehrere Jahre bis zur Vollendung in Anspruch nehmen und per Werst auf 60000 Rubel zu stehen kommen, während diese Eisenbahn im Durchschnitte nur 30000 Rubel per Werst kostet. Nun wäre es denkbar, an einem früheren Punkte der Balchanbucht mit Umgehung der Felsgebirge den Landungsplatz und den Eisenbahnkopf anzulegen. Die ganze Balchanbucht ist aber nur 4 Fuß tief, wodurch auch diese Möglichkeit beseitigt wird.

Das dritte und beinahe schon ausgeführte Projekt ist das Produkt der für Realisirung der beiden anderen gemachten Untersuchungen und Messungen. Es besteht in Folgendem: Fortsetzung der Bahn von ihrem jetzigen Endpunkte am Nordufer der Michaelbucht über die Halbinsel Dardsha bis auf die Insel Uzun-ada, im Ganzen nur 24 Werst. Vom Ufer zur Insel hat der Bahnkörper eine Untiefe resp. Sandbank mit nur 1 Fuß Wasser zu überschreiten. Er wird auf der südwestlichsten Spitze der Insel enden, woselbst eine hölzerne Anfahrt zum Anlegen der Schiffe erbaut wird und wo das Wasser eine Tiefe von 12 Fuß zeigt. Die ganze Wasserstraße vom Meere bis an diese Stelle hat 12, 11, 10 Fuß Tiefe mit alleiniger Ausnahme einer Durchfahrt zwischen Uzun-ada und einer kleinen südlich gelegenen Insel, wo auf einer ganz kurzen Strecke nur 8 Fuß Wassertiefe sind. Das Ausbaggern dieser Stelle erfordert die Entfernung von 1500 Kubikfaden Erde. Von nun an wird die Fahrt von Baku bis Uzun-Ada ohne Unterbrechung vor sich gehen, nur 18 bis 20 Stunden währen, und sich folgendermaßen gestalten. Nachdem das Schiff durch die Einfahrt aus dem offenen Meere in die Bucht gelangt ist, wird es nicht mehr nach Norden abbiegen, sondern direkt nach Osten halten, bei der Insel Nau in das Fahrwasser Krasnowodsk-Michailowsk gelangen, dasselbe aber nicht ganz bis zur Insel Erkelli verfolgen, sondern es gleich nach der Insel Kytschi-Kyzyl und der unbenannten Sandbank verlassen, um nach Nordost gegen Uzun-ada abzulenken und daselbst zu endigen. An der Landungsstelle ist eine junge Stadt im Entstehen. Bahnhof, Waarenschuppen, Hotels werden daselbst erbaut und die Arbeiten sind so weit gediehen, daß Ende April diese neue Linie eröffnet werden kann. Auch dann wird Michailowsk seine Existenz und Existenzberechtigung nicht verlieren. Es soll als Depot und Werkstätte beibehalten werden, wie auch die Dampfmaschine in Aktivität bleiben wird, welche daselbst Trinkwasser aus Seewasser bereitet.

Michailowsk entstand nur für und durch die Eisenbahn an einem absolut unfruchtbaren und unbewohnten Orte, an welchem vorher außer dem Wasserhuhne und dem Habicht kein lebendes Wesen zu sehen war. Allerdings war Molla-Kary und von dort aus Michailowsk seit 1871 von Militär besetzt. Aber Anfahrt, Bahnhof, Werkstätten, die Wohnungen für das Eisenbahnbataillon entstanden erst 1880. Damals hatten wir in Michailowsk ein Hospital von 200 Betten, welche in Baracken und Eisenbahnwagen untergebracht waren. Dieses Hospital hatte besonders als Etappenpunkt für die Krankenevacuation und beim Rückmarsche der Truppen Bedeutung [1]).

Daß man überhaupt diesen Punkt, wo Alles erst zu schaffen war, zum Eisenbahnkopfe wählte und nicht Tschikischljar, das Hauptquartier der Expedition im Jahre 1879, wo schon Häuser, Proviantmagazine, ein großes Baracken-hospital und sogar eine durch Schienen mit den Hauptgebäuden verbundene Landungsbrücke vorhanden waren und wo die befestigte, mit Wasser wohl versehene Atreklinie beginnt, welches durch die nahe persische Stadt Astrabad mit dem europäisch-asiatischen Telegraphennetze telegraphisch verbunden war, erklärt sich aus Folgendem. Vor Allem liegt Tschikischljar $2^1/_2$ Breitengrade südlicher als Krasnowodsk, ist also für Dampfer um eine ganze Tagereise von Baku, Petrowsk und Astrachan weiter entfernt. Für Segelschiffe ist der Unterschied noch größer. Außerdem ist aber das Meeresufer so flach, daß von einem Hafen und einem Landen in Tschikischljar gar keine Rede ist. Die Seeschiffe, z. B. die Postdampfer der Gesellschaft „Kawkas i Merkuri", die Kriegsschiffe 2c. gehen eine deutsche Meile vom Orte in der See vor Anker. Dorthin kommen turkmenische Schifferboote, Barken und Dampfbarkassen von der Marine denselben entgegen und es erfolgt so zu sagen in offenem Meere die Umladung, was mit großem Zeitverluste und bei den Pferden der Artillerie und Kavallerie, wie des Schlachtviehes mit vielfachen Unzuträglichkeiten verbunden war. Bei schlechtem Wetter konnte oft mehrere Tage gar nicht ausgeladen werden, wie Prshewusky [2]), ein Kosakenofficier, von seiner Ankunft 1879 recht drastisch erzählt. Dabei fielen auch zuweilen Pferde ins Wasser, von denen einzelne wieder aufgefischt wurden, andere schwimmend das Ufer erreichten.

[1]) Vergl. hierzu meinen Aufsatz über das Sanitätswesen der Achal-Teke-Expedition in der „Berliner klin. Wochenschrift", 1881.

[2]) „Von Tiflis bis Dengil-Tepe." Aus den Aufzeichnungen eines Theilnehmers. Wojenny Sbornik. 1884 und 1885.

Unser Verhältniß zu den Völkern niederer Kultur.

Von Prof. Dr. **Eduard Petri** (Bern).

II. (Schluß.)

Wenn wir nunmehr den Satz aufstellen können, daß die Völker niederer Kultur, so weit bekannt, im Principe für kulturfähig erachtet werden müssen, d. h. daß sie unter günstigen Umständen der Kultur theilhaftig werden können (unter den obwaltenden ungünstigen Umständen ist die Mehrzahl dieser Völker nicht nur in ihrer Kulturentwickelung, sondern auch in ihrer Existenz gefährdet), so vermögen wir uns um so mehr in diesem Gedanken zu befestigen, wenn wir tiefer in das geistige Leben dieser Völker eindringen [1]). Wir überzeugen uns davon, daß die bei den Wilden hervorgehobene Einseitigkeit der Entwickelung der physischen Fähigkeiten keineswegs in dem Maße überwiegend erscheint, um in dem Gemüthe des Wilden nicht diejenigen feineren und reineren geistigen Regungen aufkommen zu lassen, welche gemeiniglich als Specialgut der Kulturvölker gelten.

Kein Volk der Erde ist den schönen Künsten fremd. Kein Gebiet der schönen Künste ist den Wilden fremd. Wir werden dieser Frage demnächst einen speciellen Aufsatz widmen und begnügen uns vor der Hand mit der kurzen Bemerkung, daß die Poesie, die vornehmste unter den Künsten, ihre begeisterten Jünger unter allen Himmelsstrichen findet: unter den von der Natur in geistiger und in materieller Beziehung so reich bedachten Polynesiern und unter den darbenden Australiern, unter den gemeiniglich für prosaisch geltenden Negern der Tropen und unter den Jägern und Renthiernomaden des hohen Nordens (Syrjanen, Samojeden). Auch die Musik, die subjektivste unter den Künsten, ist schon dieses ihres Charakters wegen unter den vornehmlich im Subjektivismus befangenen Völkern niederer Kultur allgemein verbreitet. Wir erinnern an die von zahlreichen Forschern hervorgehobene musikalische Begabung der Neger, der Saan, der Australier, der Eskimos u. s. w. Die Malerei erscheint als Tatuirung und als Bemalung des menschlichen Körpers; sie erreicht als solche eine großartige Vollkommenheit z. B. bei den Polynesiern. In der Malerei zeigt sich im Allgemeinen eine bereits mehrfach hervorgehobene Vertheilung in der künstlerischen Neigung und Befähigung [2]), indem einzelne Völker eine Meisterschaft in der Darstellung von lebenden und sich bewegenden Figuren besitzen (Steinzeit in Europa, Eskimos, Tschuktschen, Buschmänner), andere wieder in der Zeichnung von Ornamenten und geometrischen Figuren (Bronzezeit, Polynesier). In Bezug auf den architektonischen Sinn der Wilden verweisen wir den kunstsinnigen Leser auf die Illustrationen der Reiselitteratur. Die Plastik als diejenige Kunst, welche die höchsten Anforderungen an den idealen Gehalt des Kunstwerkes setzt, ergeht sich bei den Völkern niederer Kultur im Einklange mit ihren phantastischen religiösen Anschauungen in grotesken Formen, erreicht aber mitunter in den Schnitzereien (Polynesier) eine gewisse Vollkommenheit. Zu erwähnen ist noch die bei uns Kulturvölkern bereits in Verfall gerathene Tanzkunst. Im Leben des Wilden kulminiren sämmtliche Künste in dem Tanze und finden sämmtliche Regungen seines Geistes in dem Tanze ihren Ausdruck: zum Tanze erscheint der Wilde geschmückt mit all der Malerei und dem plastischen Schmucke, die sein Kunstsinn aufbieten kann; zum Tanze erklingt Musik und Gesang; in den Liedern und in dem Tanze, als symbolischer Handlung, ergeht sich die schöpferische Phantasie des primitiven Menschen und spiegelt sich sein geistiges und materielles Leben ab.

Schon aus dieser Uebersicht ist zu ersehen, daß die geistige Befähigung und somit auch die Empfänglichkeit des Wilden für eine höhere Kultur in der Regel unterschätzt werden. Indessen lesen wir in einer modernen Völkerkunde: „Es ist gewiß nicht die Intelligenz, welche Mensch und Thier unterscheidet, denn intelligent sind auch die Thiere, die Hunde, Pferde, Elephanten, Füchse u. s. w., und der Unterschied der menschlichen und der thierischen Intelligenz ist zwar ein verhältnißmäßig sehr großer, aber kein wesentlicher. Das einzige, was uns über die Thiere stellt, sind unsere sittlichen Regungen, und diese fehlen, bei einer merkwürdigen Entwickelung der Intelligenz, den Papua und manchen anderen sogenannten Naturvölkern fast gänzlich [1]).“

Hier also liegt der Schwerpunkt! Hier der greifbare Unterschied zwischen den echten Kulturträgern und den „wilden Bestien“! Eine Grenze, welche durch die Moralität gezogen wird, hat, wenngleich sie schon bei geringer Ueberlegung schwankend und darum unwissenschaftlich erscheinen muß, doch viel Bestechendes an sich. Prüfen wir indessen die Schriften v. Hellwald's, so finden wir, daß er neben den unmoralischen Eigenschaften der Australier und Papuas, auf welche sich seine Folgerungen beziehen, auch mancherlei sehr empfehlenswerthe und mit seinem harten Urtheile absolut unvereinbare Eigenschaften derselben zu nennen weiß (S. 16, 17, 78, 79). Jeder Fachgenosse wird sich darüber klar sein, daß unsere geographische Litteratur neben den von Hellwald citirten zahlreiche andere ungleich günstigere und auch ungleich absprechendere Urtheilssprüche über diese Völker, sowie über jedes beliebige andere Volk bietet. Er wird sich aber auch sagen müssen, daß das Herbeiziehen von subjektiven, einander widersprechenden Aussagen lediglich nur dazu dienen kann, um für die geringe Vorbereitung der Beobachter und den Mangel an einem

---

[1]) Wir stehen hier von einer Analyse der Angaben der vergleichenden Anthropometrie (bezüglich Schädelmessungen und Gehirnwägungen), hauptsächlich aus Rücksicht auf die Beschaffenheit des Materials, ab. Abgesehen davon, daß das anthropometrische Material für nichteuropäische Völker sehr gering ist, hätten wir bei näherer Erörterung dieser Frage noch mit dem Umstande abrechnen müssen, daß das Problem der genaueren Beziehungen zwischen der äußeren, so zu sagen handgreiflichen Erscheinung des Gehirns, des Volumens und Gewichtes desselben, und der Intelligenz noch lange nicht gelöst ist. Das anthropometrische Material könnte nach dem heutigen Stande unseres Wissens keineswegs den endgültigen Ausschlag in der einen oder anderen Richtung geben.

[2]) Hans Hildebrand: „Beiträge zur Kenntniß der Kunst der niederen Naturvölker.“ („Studien und Forschungen“, herausgegeben von Nordenskiöld. Leipzig, Brockhaus, 1885, S. 289 bis 386.)

[1]) Hellwald: A. a. O. S. 73.

festen Kriterium für die Beurtheilung der moralischen Eigenschaften eines Volkes zu zeugen.

Jedenfalls aber hat der Forscher bei einer derartigen Beurtheilung sich aller persönlichen Sympathien und Antipathien zu entschlagen, er hat den wahren Standpunkt des Anthropologen einzunehmen, er hat den Menschen in seinem Wesen und in der Entwickelung seines Wesens zu studiren; er muß sich dessen bewußt sein, daß die Moral kein fester Begriff ist, sondern in ihrer gegebenen Ausbildung eine Summe von aus fernerhin wandlungsfähigen Anschauungen, die sich aus den vorhandenen gesellschaftlichen und kulturellen Zuständen ergeben haben und nur insofern konstant sind, als der Mensch trotz seiner verschiedenen geographischen Provinzen allerorts seinen Bedürfnissen nach gleichgeartet und auch geistig verwandt ist.

Die übliche Vorstellung von dem Wilden ist die, daß der Wilde sich durch ungezügelte Leidenschaften, durch Rohheit, Eigennutz, Genußsucht, Willkür, Gewaltthätigkeit rc. rc. auszeichnet, kurzum, daß er eben ein Wilder ist. Es bedarf jedoch wahrhaftig keiner mühevollen Studien, um sich von der Oberflächlichkeit dieser Anschauung zu überzeugen. Unter den Wilden herrscht keineswegs das Faustrecht als entscheidendes Rechtsprincip, Sittenlosigkeit und Maßlosigkeit als Lebensnorm. Das Wesen der primitiven menschlichen Verbindung (Stammhorde) charakterisirt sich vielmehr durch einen aus der Cooperation der Individuen beim Lebenserwerbe sich naturgemäß ergebenden, dabei aber durchweg instinktiven Rechtssinn. Ueberaus typisch tritt dieser instinktive Rechtssinn in der Erscheinung des Gemeingutes auf, welches auf Gegenstände der verschiedensten Art sich erstreckend und in verschiedensten Abstufungen sich äußernd (mitunter nur in Spuren oder in der Ueberlieferung) bei allen Völkern des Erdballs zu finden ist. Bei den Eskimos gehört ein gefangener Walfisch der ganzen Gemeinde an; ebenso ein Seehund zur Winterszeit. Mit guten Stücken aus der Jagdbeute werden nicht nur die Theilnehmer an der Jagd oder diejenigen, von denen man eine ähnliche Spende erwarten könnte, sondern vor Allem die Kränklichen und die Wittwen versehen. Niemand, auch nicht der Aermste, bittet um eine Gabe, denn wenn nur etwas vorhanden ist, so erhält er seinen Antheil [1]). Sehr interessant ist es, was Dr. J. Duboc über seine vergeblichen Versuche berichtet, den Australiern den Gemeindesinn auszutreiben. „Ich beschenke", schreibt er [2]), „den Fleißigen mit einer Hose in der Hoffnung, seinen Egoismus anzureizen und ihn in eine Opposition zu den weniger Glücklichen zu stellen. Aber bis zum nächsten Tage hat dieselbe Hose schon die Rundreise über verschiedene unbefugte Beine angetreten, und prangt vielleicht gerade an den Gliedmaßen desjenigen, den ich zurücksetzen wollte. Ich gebe Einem eine Portion Mehl — ein sehr begehrter Artikel — und hoffe den Neid der Anderen aufzustacheln. Aber derselbe Abend sieht noch ein lustiges Feuer entstehen, geröstete Kuchen werden bereitet und ohne Unterschied von mein und dein wird von der ganzen Gesellschaft getafelt, bis jede Krume verspeist ist. Alle europäische Berechnung scheitert an dieser Stammesgemeinschaft und kein Verbot hilft dagegen. Man stößt eben auf ein Naturprincip." Bis in das feinste Detail durchgeführt, erscheint dieses instinktive Rechtsgefühl in der Feldgemeindewirthschaft, wie wir das z. B. für den primitiven russischen „Mir" entwickelt haben [1]). Die Vertheilung des Gemeindelandes findet in Anwesenheit der gesammten Gemeinde statt, Weiber und Kinder inbegriffen, und wird mit genauer Berücksichtigung der Arbeitskraft der Familien, sowie der Qualität, nicht aber der Quantität der Antheile vorgenommen. Wenn aber das einzelne Individuum seiner Arbeitskraft gemäß ein Antheil an dem Gemeindegute erhält, so hat es auch diesem Antheile gemäß an den Gemeindelasten ein entsprechendes Antheil zu tragen. Der im Laufe der Zeit sich durch ein Vorrücken im Alter der Familienmitglieder, durch Familienzuwachs, durch Todesfälle oder durch den Wechsel im Bestande des Arbeitsviehes sich ergebenden positiven oder negativen Veränderung in der Arbeitskraft der Familien wird insofern Rechnung getragen, als in gewissen Perioden Umtheilungen der Landparcellen vorgenommen werden; es wird dabei stets dafür gesorgt, daß das einzelne Individuum nicht seine frühere Parcelle zugetheilt erhalte, da ja demselben ohne Vorwissen der Gemeinde irgend eine Bevorzugung oder Benachtheiligung bei der vorhergegangenen Vertheilung zugefallen sein konnte.

Wir können an dieser Stelle nicht näher auf die ungemein zahlreichen Belege eingehen, welche die Erscheinung des Gemeingutes für das Bestehen eines primitiven Rechtssinnes bietet. Es sei uns aber noch vergönnt, gegenüber den zahlreichen Auslassungen der Europäer über die Unredlichkeit und Verlogenheit der Wilden erstens an den demoralisirenden Einfluß der Europäer selber und zweitens an die so mannigfachen Beispiele der Redlichkeit und Wahrheitstreue der Wilden zu mahnen. Wir erinnern etwa an das, was Lansdell [2]) über die Ostjaken und Samojeden vorbringt. Selbstverständlich hat der Forscher, der sein Urtheil über die Ehrlichkeit eines Volkes abgiebt, vor Allem die Begriffe desselben vom Privateigenthume zu berücksichtigen. Die Kirgisen, über deren Rechtsbegriffe wir an einem anderen Orte genauer berichtet haben [3]), schwören vor Gericht nur in geringeren Sachen, da ihnen ihrer Behauptung nach bei wichtigeren Fragen gewisse Einzelheiten des betreffenden Vorganges und jedenfalls die inneren Motive der handelnden Persönlichkeiten unbekannt geblieben sein könnten. Den von Seiten des Angeklagten und nicht des Klägers gewählten „Geschworenen Vertretern" liegt es ob, die fragliche Angelegenheit zu untersuchen und statt der interessirten Parteien den Eid abzulegen. Darüber, daß die Kirgisen gegenwärtig einer traurigen Korruption verfallen, brauchen wir uns nicht näher auszulassen. Die relative Leichtigkeit, mit welcher die Kirgisen, wie auch sonstige Völker niederer Kultur, der Ehrlichkeit und Wahrheitstreue verlustig werden, erklärt sich daraus, daß die Moralität derselben nicht eine bewußte, sondern, wie erwähnt, eine instinktive, durch die gegebene wirthschaftliche Form und die allgemeinen socialen Verhältnisse bedingte ist; bei Erschütterung und Auflösung der bedingenden Momente verliert das althergebrachte Gewohnheitsrecht jede Stütze, der primitive Mensch verfällt der menschlichen Natur gemäß nur gar zu leicht in eine extreme Rechtlosigkeit, die jedoch bei näherer Prüfung durchweg den Stempel moralischer Haltlosigkeit und nicht denjenigen der Immoralität trägt.

Wir haben noch einige Fragen zu berühren, welche schwer genug ins Gewicht fallen würden, wenn wir sie

[1]) Klutschak: „Als Eskimo unter den Eskimos", Wien, 1881, S. 233. Rink: „Tales and Traditions of the Eskimo." 1875. Hall: „Life with the Esquimaux." 1864.

[2]) Duboc: „Die australischen Eingeborenen in Neu-England." „Ausland." 1862. S. 594.

[1]) Petri: „Die Gemeindewirthschaft und der Bauer in Rußland." Mittheilungen der Ost-Schweiz. Geogr. Gesellsch. 1884. Heft 1, S. 12 bis 25.

[2]) Lansdell: „Durch Sibirien." Jena. Costenoble. 1882. Bd. I, S. 91.

[3]) Petri: „Rechtsbegriffe der Kirgisen." „Ausland." 1886. Nr. 4.

unerwähnt lassen wollten. Findet man doch in der „unmenschlichen“ Grausamkeit und in dem „entwürdigenden“ Kannibalismus der Wilden eine Bestätigung dafür, daß dieselben auf einer thierischen und nicht auf einer menschlichen Stufe stehen. Indessen dürfen wir weder die Grausamkeit, noch den Kannibalismus vom Standpunkte des aufgeklärten Europäers beurtheilen. Schon Lubbock hat in der Grausamkeit des kulturlosen Menschen in treffender Weise das Unbedachte und Zügellose eines kindischen Geistes erkannt [1]: „Die meisten Rohheiten, die uns berichtet werden“, sagt er, „dürfen wir nicht für absichtliche Grausamkeiten, sondern vielmehr für die Aeußerungen einer kindischen Gedankenlosigkeit und Erregung halten.“ Allerdings huldigt Lubbock den typischen Anschauungen eines Europäers, indem er [2]) weiterhin bemerkt: „Es giebt allerdings kaum ein grausames Verbrechen, kaum ein Laster, das in Europa nicht seines Gleichen fände. Aber das, was bei uns als Ausnahme gilt, ist bei ihnen eine Regel; das, was bei uns durch den allgemeinen Urtheilsspruch der Gesellschaft verdammt wird und sich nur auf ungebildete und schlechte Persönlichkeiten beschränkt, findet bei den Wilden kaum irgend welche Beachtung und wird beinahe als selbstverständlich betrachtet. Die Missionare behaupten z. B., daß in Tahiti nicht weniger als zwei Drittel der Kinder durch ihre Eltern umgebracht worden seien.“ Aber gerade der letzterwähnte Beweis ist es, welcher uns darüber aufklärt, daß es sich bei Lubbock in diesem Falle nicht um eine streng wissenschaftliche, sondern um eine konventionelle Auffassung der Unmoralität der Tahitier handelt. Unsere Anschauungen von der Bedeutung eines Kindermordes sind himmelweit verschieden von denjenigen der Tahitier und anderer dem Kindermorde fröhnenden Völker [3]): Es glauben dieselben an ein günstiges und fröhliches körperliches Fortbestehen in einem Jenseits; sie gehen ihrer kindischen Genußsucht und Arbeitsscheu gern nach in der Ueberzeugung, daß sie durch den Mord des Kindes demselben eine angenehmere Zukunft gesichert haben, als eine solche ihm auf Erden bevorstehen konnte. „Kinderseelen gelten für besonders heilig“, „sie sind den Göttern besonders lieb.“ Mitunter wird der Kindermord veranlaßt durch abergläubische Furcht vor Mißgestalten, vor schweren Geburten rc. Jedenfalls fehlt diesen Kindermördern das Bewußtsein der Immoralität ihrer Handlung, was schon daraus zu ersehen ist, daß die Kinderliebe bei ihnen im hohen Grade ausgebildet erscheint. Zu bemerken ist schließlich noch, daß der Kindermord keineswegs die enorme Verbreitung besitzt, die ihm traditionell zugeschrieben wird. Ein klassisches Beispiel hierfür bietet die von gelehrten und ungelehrten Schriftstellern noch immer eifrigst kolportirte Fabel von der Verbreitung des Kindesmordes in China [4]).

Ebenso konventionell und unwissenschaftlich wie die unbedingte Verurtheilung des Kindesmordes nach dem Maßstabe unserer europäischen Moral, ist auch die Verurtheilung der Anthropophagie. Lassen sich doch selbst vorsichtige Forscher, wie Peschel, zu Aeußerungen hinreißen, wie „Verunreinigung durch Menschenfresserei“, „Entehrung des Menschengeschlechtes“ ... Wenngleich nun bei zahlreichen Stämmen zweifellos eine „Menschenfresserei aus Lüsternheit“ neben der Menschenfresserei aus Noth, der ja unter Umständen auch der Europäer fröhnen muß [1]), besteht, so wissen wir doch andererseits, daß der Kannibalismus in seiner ursprünglichen Form verknüpft erscheint mit der Idee von einem Uebergange der Eigenschaften des Verspeisten (bezieht sich auch auf Thiere) auf den Speisenden [2]), mit der Idee von einem ehrenvollen Begräbnisse der Anverwandten [3]) und anderen abergläubischen Vorstellungen. Jedenfalls hat der Forscher stets darauf zu achten, inwiefern Kannibalismus oder Menschenopfer in Verbindung mit religiöser Anschauung oder etwelcher Tradition des betreffenden Volkes zu bringen sind.

Allen diesen Erscheinungen gegenüber, welche vielfach ausgebeutet worden sind, um die Wilden als unverbesserliche grausame Thiere darzustellen, möchten wir schließlich noch auf die Thaten der Europäer hinweisen: wir erinnern an die alten Römer, an den Charakter des vielbesungenen Mittelalters, an die Gräuel der Kolonialgeschichte, die Sklavenwirthschaft, die Vernichtung und Ausbeutung der Völker niederer Kultur, an die haarsträubenden Todesstrafen, wie sie noch im vorigen Jahrhundert ausgeübt wurden (Patkul), an die mörderischen Kriege des gegenwärtigen Jahrhunderts u. s. w. u. s. w., wozu bei uns Europäern noch das erschwerende Moment hinzukommt, daß wir uns des Verbrecherischen unserer Handlung bewußt sind, was bei dem nicht reflektirenden und durch den Usus zur Grausamkeit angeleiteten Wilden nur ausnahmsweise oder bei Berührung mit Europäern der Fall sein kann. Erinnern wir uns schließlich daran, daß wir Europäer auch eine Zeit hatten, wo wir für Barbaren galten. Erinnern wir uns der denkwürdigen Worte, die William Pitt den Verfechtern der Sklavenwirthschaft in einer Parlamentsrede zuschleuderte: „Why might not some Roman senator, reasoning upon the principles of some honourable members of this house, and pointing to British barbarians, have predicted with equal boldness, „There is a people, that will never rise to civilization — There is a people destined never to be free — a people without the understanding necessary for the attainment of useful arts, depressed by the hand of nature below the level of the human species, and created to form a supply of slaves for the rest of the world.“ „Might not this have been said, according to the principles which we now hear stated, in all respects as fairly and truly of Britain herself, at that period of her history, as it can now be said by us, of the in habitants of Africa [4]).“

Weniger Werth noch als auf die Grausamkeit der Wilden legen wir auf die von gewissen Forschern hervorgehobene Religions- und Sittenlosigkeit derselben. Im ersten Falle handelt es sich stets darum, daß man sich nicht klar darüber ist, was unter religiösem Gefühle zu verstehen sei; mitunter aber sind auch die von den Missionaren gestellten Fragen außerordentlich ungeschickt [5]).

---

1) Lubbock: „Die vorgeschichtliche Zeit“ rc. Deutsch von Passow. 1874. S. 269.

2) Lubbock: A. a. O. S. 270.

3) Gerland-Waitz: A. a. O. Bd. VI, S. 305, 638, 779. Gerland: „Ueber das Aussterben der Naturvölker.“ Leipzig 1868. S. 59 u. ff. Ploß: „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker.“ 2. Auflage. Berlin 1883. Bd. II, S. 243 u. ff.

4) Siehe die Widerlegung dieser Fabel bei M. Heyne und W. Schott: „Ueber den Kindermord der Chinesen.“ Erman's Archiv f. wiss. Kunde von Rußland, Bd. XVIII, 1859, S. 518.

1) Schaaffhausen: A. a. O. Kapitel 23. „Ueber Menschenfresserei und Menschenopfer.“ S. 515 bis 581.

2) Schaaffhausen: A. a. O. S. 518. Peschel-Kirchhoff: „Völkerkunde.“ 5. Auflage. Leipzig 1881. S. 33, 160.

3) Bastian: „Der Papua des dunklen Inselreiches rc.“ Berlin 1885. S. 16 und 19.

4) Memoirs of the R. Hon. William Pitt. London 1839. S. 474.

5) Hätte Bick (bei Lubbock: „Entstehung der Civili-

Jedenfalls besitzen wir keine einzige wohlverbürgte Angabe über ein absolut religionsloses Volk[1]). Was die Sittenlosigkeit anbetrifft, so wollen wir in dieser, wie in jeder anderen Beziehung den Wilden keineswegs absolut rein waschen und idealisiren. Wir fühlen uns jedoch veranlaßt, auf den den Durchschnittsforscher charakterisirenden phänomenalen Mangel an Kenntnissen in Bezug auf die primitiven Formen der geschlechtlichen Verhältnisse hinzuweisen, daneben aber auch auf das konventionelle Urtheil des Europäers, das sich namentlich durch die Derbheit, die Ungeschminktheit der geschlechtlichen Beziehungen bei den Wilden beeinflussen läßt[2]). Daß diese beiden Momente nur allzu häufig das Urtheil des Europäers getrübt haben, ist eine allbekannte Thatsache. Einen Sittenspiegel den Europäern vorzuhalten, brauchen wir wohl kaum: die raffinirten Schäden unserer Kultur sind mehr als genügend bekannt.

Wir haben uns auf den vorhergehenden Seiten über die geistigen und moralischen Eigenschaften der sogenannten Wilden ausgesprochen und glauben auf Grund derselben von ihrer Kulturbefähigung reden zu dürfen. Unsere Ausführungen erleiden indessen einen furchtbaren Stoß dadurch, daß die Völker niederer Kultur bei einer Berührung mit den Kulturvölkern in der Regel zu Grunde gehen. Wir sind in einem früheren Aufsatze[3]) den Ursachen dieser traurigen und unter dem Namen „Aussterben der Naturvölker" bekannten Erscheinung nachgegangen. Wir haben von einer direkten Ausrottung der Völker niederer Kultur (im Kampfe mit den Europäern, durch gegenseitige Vernichtung, durch importirte Krankheiten, Ausschweifungen 2c.), sowie von einer indirekten Ausrottung gesprochen (durch mangelhafte Konkurrenzfähigkeit den Europäern gegenüber, durch Ausbeutung, die durch die kindliche Sorglosigkeit der Wilden erleichtert wird, durch Demoralisation vermittels Schnaps), wobei die letztere Form genau genommen die gefährlichere ist, weil sie die bei der direkten Ausrottung nicht ausgeschlossene Vermehrung der Bevölkerung und ein Aufkommen derselben verunmöglicht[4]).

sation", deutsch v. Passow. Jena 1875. S. 175) statt die Arafuras zu fragen, „wen sie um Hilfe anflehen, wenn sie in Noth sind und ihre Schiffe von der Gewalt eines heftigen Sturmes erfaßt werden," die Frage gestellt, „wen sie zu beschwichtigen suchen, daß er den Sturm einstelle", so hätte er aller Wahrscheinlichkeit nach eine befriedigende Antwort erhalten. Charakteristisch ist es ferner, daß die Missionare auf Religionslosigkeit schließen, wenn die Eingeborenen nichts über einen „allmächtigen Gott, den Schöpfer und Erhalter der Welt, den Zeugen ihrer Handlungen und den zukünftigen Richter ihrer Thaten" aussagen können (Lang: „Ueber die Australier bei Lubbock" a. a. O. S. 175).

[1]) Peschel-Kirchhoff: „Völkerkunde." 5. Auflage. Leipzig 1881. S. 260. Treffend sagt Bastian: „Religion oder doch die elementare Anlage dafür besitzt jedes Individuum." — „Der Papua des dunklen Inselreiches 2c." Berlin 1885. S. XI.

[2]) Waitz: „Anthropologie der Naturvölker." Bd. I. Leipzig 1859. S. 381. „Was bei fremden Völkern von unseren eigenen Sitten in hohem Grade abweicht, erscheint uns für sich allein schon leicht unvernünftiger und verkehrter als es wirklich ist, und besonders, wo Schmutz, Gemeinheit und Elend uns abstoßen bis zum Ekel, sind wir nur wenig geneigt, das Einzelne, das uns entgegentritt, einer so genauen Betrachtung zu unterwerfen als nöthig ist, um es aus dem Geiste und inneren Lebenszusammenhange des Volkes zu verstehen, dem es angehört: eine rasche Verurtheilung desselben liegt uns alsdann näher, und die Kulturunfähigkeit eines Volkes ist leicht ausgesprochen."

[3]) Petri: „Ursachen des Aussterbens 2c." A. a. O.

[4]) Einen schlagenden Beweis für das Nichtvorhandensein eines „Naturgesetzes", nach welchem die sogenannten „Naturvölker" bei einer Berührung mit den Kulturvölkern zu Grunde gehen, hat Gerland in seiner von uns bereits erwähnten Studie über die Indianer gegeben („Globus", Bd. 35 und 36). Weitere Ausführungen über die Indianerfrage finden sich im „Ausland", 1885 (S. 321). Auch wir haben diese Frage einer Untersuchung unterworfen („Wostotschnoje obosrenije", 1886, Nr. 4, russisch) und sind, wenngleich wir manches an der Statistik der „Annual Reports" auszusetzen hatten, zu übereinstimmenden Schlüssen mit Gerland gekommen. Von Interesse sind die Ausführungen von Sir Bartle Frere darüber, daß die Zahl der Hottentotten sich gegenwärtig nicht vermindert. Sir Bartle Frere hebt den günstigen Einfluß der Briten auch auf die Namaqua und Tamara hervor („On the laws affecting the Relations between civilized and Savage Life etc." Journal of the Anthropological Institute, Vol. XI, 1882, p. 313 bis 352).

Wir sind indessen zu der Anschauung gekommen, daß mit dem Fortschritte der Kultur dem direkten Vernichtungskampfe gegen die Eingeborenen früher oder später selbstverständlich ein Ende gemacht werden wird. Den Schädlichkeiten in der ursprünglichen Lebensart der Völker niederer Kultur ist nur eine untergeordnete Bedeutung zuzuschreiben; derartige Umstände können wohl einzelne Stämme aufreiben, ganzen Völkern aber wenig anthun. Bedenklicher und für die Dauer gefährlicher erscheint dagegen die psychische Seite der Frage: die niederdrückende, entehrende und entnervende Stellung des Eingeborenen dem Kulturträger gegenüber und die Veränderung seines Charakters unter der Einwirkung der Laster, die ihm die Civilisation beizubringen pflegt. Die größte Schwierigkeit aber sehen wir in dem socialen Problem, in dem unheilvollen Resultate des unvermittelten Zusammenstoßes völlig heterogener Kulturen.

„Ein solcher Zusammenstoß, das Auftreten neuer socialer Mächte und Begriffe, ist eine äußerst schwierige und gefährliche Sache selbst für die widerstandsfähigen Kulturvölker. Ein Einblick in die Geschichte der europäischen Industrie, namentlich aber in die Geschichte des Kampfes der Industrie mit dem Handwerke, des Großkapitals mit dem Kleinkapitale u. s. w. läßt uns das Ungeheure der Umwälzungen erkennen, welche durch neue Erfindungen etwa, durch veränderte Betriebsweisen hervorgerufen werden, und das Unaufhaltsame, das Naturgemäße in dem Niedergange und Untergange der den Forderungen der Zeit und des Kampfes minder entsprechenden Elemente.

„Zahllose, ungekannte und ungenannte Opfer erfordert unter den Kulturvölkern die unablässig vor sich gehende Umgestaltung der socialen Verhältnisse, das „Schicksal" der Völker. Widerstandslos unterliegen dieser Macht die Völker niederer Kultur[1])."

Im Schoße der Kulturvölker erscheinen die Arbeiterklassen im Vergleiche mit den besser situirten Klassen in Bezug auf Lebensdauer, auf Betheiligung an Kultur und Lebensgenüssen und in der Aussicht auf Befestigung in ihren menschlichen Rechten schwer benachtheiligt; in einem noch höheren und für die Existenzbedingungen noch entscheidenderen Maße gilt dieses für die Völker niederer Kultur.

Wir trösten uns damit, daß die Gegenwart mit aller Macht an neuen ökonomischen Formen arbeitet, welche den Ausgleich der socialen Benachtheiligung zu bewirken haben werden.

Diese Formen werden es uns mit der Zeit ermöglichen, in unserem Verhältnisse zu den Völkern niederer Kultur rechtlichere und humanere Bahnen einzuschlagen und das, was jetzt theoretisch gefordert wird, die Kulturgewinnung der Wilden, auch praktisch durchzuführen.

Die Völker niederer Kultur sind somit als gleichberechtigte Mitmenschen der Kulturvölker zu betrachten, sie sind lediglich durch eine schwere Kette von geographischen und

[1]) Petri: „Ursachen des Aussterbens 2c." A. a. O. S. 265.

historischen Kombinationen auf einer niederen Stufe der Kultur zurückgehalten worden. Die Völker niederer Kultur sind weder besser noch schlechter als die Kulturmenschen. Sie stehen auf verschiedenen Stufen der menschlichen Entwickelung. Die Tugenden und nicht minder die Laster derselben sind vorwiegend instinktiver Natur; sie lassen sich je nach dem äußeren Einflusse abstreifen oder auch entfalten. Dem Wilden sind die guten und die bösen Eigenschaften des Kulturmenschen in einem latenten oder embryonalen Zustande eigen. Unter günstigen Umständen und mit gewissen Anstrengungen kann der Wilde für die Kultur gewonnen werden; weit leichter aber läßt er sich der Schwäche der menschlichen Natur gemäß bei schlechter Behandlung zu Grunde richten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In dem um die siebenbürgische Litteratur vielfach verdienten Verlage von Karl Graeser in Wien ist ein kleines, sehr hübsch und reich illustrirtes Heft von Dr. W. Lauser, „Ein Herbstausflug nach Siebenbürgen“ betitelt, erschienen, dessen Hauptzweck es ist, andere zum Besuche des landschaftlich, ethnographisch und historisch so merkwürdigen Landes zu veranlassen. Unter den Bildern sind einige, nach Photographien von M. von Déchy geschnitten, von besonderem Interesse. — Wir heben hier einige Punkte heraus, welche die dortigen Nationalitätsverhältnisse betreffen. „Die Romänen Siebenbürgens — heißt es S. 23 — stellen sich uns heute nicht mehr als jene große gleichgültige Masse dar, die sich mit Leichtigkeit niederhalten, und der sich etwa die besseren Bestandtheile einfach entnehmen ließen, um das magyarische Volksthum zu verstärken. Einer der hervorragendsten Romänen Siebenbürgens sagte mir mit Stolz, daß man unter seinem Volke Abtrünnlinge so gut als gar nicht, jedenfalls weniger als unter den Deutschen kenne, und daß es ein Verhängniß für die Magyaren sei, nicht daran glauben zu wollen, daß unter den Romänen seit einigen Jahrzehnten eine gebildete Klasse herangewachsen ist, die, weil ihr das Emporkommen unter den Magyaren erschwert wird, zu den Stammesbrüdern nach Rumänien hinüber wandert. Die Zahl der siebenbürgisch-romänischen Gewerbsleute in Bukarest ist heute schon größer als diejenige in ganz Siebenbürgen. Siebenbürger Romänen beherrschen theilweise die Plätze von Galatz, Braila, Plojest, Krajova und Giurgewo. In Rumänien findet man heute ferner Alle, die während der letzten anderthalb Jahrzehnte an irgend einer deutschen Hochschule oder daheim sich ein Diplom erworben haben, Professoren, Ingenieure, Architekten, Aerzte, Advokaten und Richter. Auf nicht weniger als etwa 15000 Köpfe dürfte sich die in Rumänien befindliche „intelligente Emigration“ siebenbürgischer Romänen, auf nicht weniger als 25000 Köpfe die Zahl derjenigen überhaupt belaufen, welche Jahr für Jahr aus Siebenbürgen zu den Stammverwandten im Nachbarreiche auswandern. Wir müssen aber in der Thatsache, daß der Kultur-Schwerpunkt von den siebenbürgischen Romänen mehr und mehr nach Rumänien hinüberrückt, eine ungleich erstere Gefahr erkennen als in den Brandschriften einiger Querköpfe.“ — Die Magyaren freilich fahren in ihrer Unterdrückung und Bekämpfung des romänischen wie deutschen Wesens unbeirrt fort, und namentlich hat Hermannstadt darüber zu klagen, dem man das Schwurgericht genommen hat, und das für den Verlust der Landesirrenanstalt, des Landesmilitärkommandos u. s. w. fürchtet. „In die städtische Gesellschaft Hermannstadts ist eine große Zerfahrenheit eingerissen; die hierher gesetzten magyarischen Beamten bilden eine Gruppe abseits; die romänische Gesellschaft ist durch die fortwährende Auswanderung ins Schwanken gerathen; die militärische Gesellschaft darf mit der deutschen nicht zu vertraulich verkehren und diese sieht sich peinlicher Ueberwachung und Angeberei durch übereifrige Anhänger des magyarischen Kulturvereins ausgesetzt. Ein Trost in solcher Lage ist für die Sachsen die soeben durch die Forschungen ihres landsmännischen Volkswirthes, Meltzl, festgestellte Thatsache, daß die sächsische Bevölkerung stetig in viel größerem Maße als im übrigen Ungarn oder z. B. in Steiermark zunimmt. Auch im Auslande wird man die Thatsache beachten, daß von den 227 Gemeinden der Sachsen, die im Pester Reichstage als Volksdäumling verspottet wurden, in 118 Jahren nur 22 zurückgegangen sind, eine still stehen geblieben ist, alle anderen aber, und zwar 55 um mehr als 100 Proc., zugenommen haben. Von den abwärts gehenden Gemeinden waren etliche schon vor einem Jahrhundert von fremdem Volksthum überfluthet und sie haben eben durch ihr bloßes Fortbestehen die außerordentliche Zähigkeit ihrer Lebenskraft bewährt. Ein Umstand, den man in Pest wohl beherzigen sollte, ist ferner, daß die romänische Bevölkerung in den sächsischen Gemeinden rückwärts geht und die deutsche an Boden gewinnt, während das Umgekehrte zwischen Romänen und Magyaren stattzufinden pflegt.“ (S. 46 ff.)

— Die russische Regierung hat eine gründliche wissenschaftliche Erforschung der Krim beschlossen. Im kommenden Sommer soll Kuznetsow die Sitten, Gebräuche und die ökonomische Lage der dortigen Mohammedaner studiren, Wesselowski nach Mineralprodukten suchen und mehrere Gärtner feststellen, in wie weit das Klima für gewisse Pflanzen und Früchte sich eignet.

Asien.

— Die Herren Capus und Bonvalet, welche schon 1880 bis 1882 Russisch-Turkestan durchwanderten, sind in Begleitung des Malers Pepin Mitte März in Tiflis eingetroffen, um im Auftrage der französischen Regierung Transkaspien, Turkestan und Persien zu bereisen.

— Gegen Ende Mai wird eine englische Gesandtschaft nach Tibet von Dardschiling aufbrechen und sich durch Sikkim nach Schigatze und von dort nach Lhasa begeben. An ihrer Spitze steht Mr. Macaulay; als Arzt und Naturforscher begleitet sie Dr. Cunningham, als Vertreter der Landesaufnahme wahrscheinlich Oberst Tanner.

— Lieutenant Cairns vom Ingenieurkorps hat den Irawadi oberhalb Bamo bis Mougung (25½° nördl. Br.) aufgenommen und dabei nachgewiesen, daß die Nebenflüsse Simbo und Mougung für Dampfer nicht zu befahren sind.

— Im kommenden Sommer sendet die K. Russische Geographische Gesellschaft die Herren Ignatiew und Krasnow nach dem Tien-schan, um dessen höchste Erhebung, den Chan-Tengri, eingehend zu erforschen.

Afrika.

— Die französische Kolonie Obock ist durch ein Dekret des Präsidenten der Republik vom 3. März 1886 zur Sträflingskolonie erhoben worden, und zwar in erster Linie für Sträflinge arabischer Rasse. Durch diese Maßregel

soll dem Mangel an Arbeitskräften, welcher in der Kolonie herrscht und welcher durch die Einfuhr von Kulis nicht gehoben wurde, abgeholfen werden. („Petermann's Mitth.")

— Die bereits (s. oben S. 190) erwähnte Expedition der Mailänder Gesellschaft zur kommerciellen Erforschung Afrikas nach Harrar ist in einem sehr großen Maßstabe ausgerüstet worden. Anführer ist Graf Porro, Geologe Prof. Licata, Meteorologe Graf Cocastelli, Arzt Dr. Gottardo, Kaufmann Romagnoli, Maler Valle u. s. w. Die Expedition verfolgt einen doppelten Zweck: den, in Zeilah und Harrar neue Handlungshäuser zu errichten, und zweitens die Erforschung der Länder im Westen und Süden von Harrar und besonders der noch fast ganz unbekannten Gegend westlich von Kaffa bis zum Nil, eine Aufgabe, welche schon Cecchi und Chiarini gestellt war, die zu lösen sie aber durch die Königin von Gera verhindert wurden. Den Stützpunkt für die Erforschung jener Länder, in welchen man Absatzgebiete für den italienischen Handel zu finden hofft, soll Harrar abgeben, wo freilich die Verhältnisse für Europäer nicht zum besten sich gestaltet haben, seitdem die ägyptischen Truppen abgezogen sind. (Die ganze Expedition ist inzwischen in Arbut zwischen Zeilah und Dschaldessa [220 km von der Küste] durch den Emir von Harrar ermordet worden.)

— Die Befürchtung, durch die Ausdehnung der französischen Kolonie Gabun nach Norden hin ganz vom afrikanischen Festlande verdrängt zu werden, hat die Spanier veranlaßt, eine Expedition in das von ihnen beanspruchte Gebiet des Muni zu entsenden. Unter Führung von Dr. Osorio und Montes de Oca drang dieselbe an seinem südlichen Nebenflusse Noya, welchen bereits Du Chaillu befahren hatte, nach Osten vor, dann überschritt sie die Wasserscheide zum Benito und gelangte an diesem aufwärts bis ca. 12° östl. v. G. („Petermann's Mitth.", 1886, Heft 4.)

— H. A. Krause hat sich wieder nach Westafrika begeben, um das Hinterland des Togo-Gebietes zu erforschen. Der dort gelegene, noch zum deutschen Schutzgebiete gehörige Ort Adangbe, den schon H. Zöller erkundet hatte und 87 km von der Küste ansetzt, ist zu Anfang des Jahres 1885 von zwei französischen Missionaren, P. Ménager, dem apostolischen Präfekten von Dahome, und P. Lecron, erreicht worden; dieselben fuhren über die Avon-Lagune und gingen dann in nordöstlicher Richtung über Gpome, Agome, Yobome, wo hohe Wälder beginnen, und Gati nach Adangbe, einer Stadt von 7000 bis 8000 Einwohnern, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von flüchtigen Minas aus Akra gegründet worden ist. Den Missionaren wurde vom Häuptlinge der Stadt Land zu einer Station angewiesen und nach den letzten Nachrichten sind sie schon damit beschäftigt, sich dort niederzulassen.

— Aus einem Briefe des Afrikareisenden Dr. Fischer aus Kagehi an der Südspitze des Viktoria Njansa, 8. Januar, an Professor Bastian theilt der letztere der „National-Zeitung" Folgendes mit:

„Uganda nicht passirbar; Kabaka ein roher, gewaltthätiger Mann, der dem Bangi-Rauchen ergeben. Europäer werden verfolgt; Araber haben intriguirt, auf Vorgänge in Sansibar fußend, besonders gegen Deutsche. Englischer Bischof Hannington ermordet, alle Missionskinder verbrannt, Hunderte von Waganda (auch Wakunga) getödtet, weil sie zu den Engländern in die Schule gegangen. Gestern Nacht durch zwei meiner Leute, welche nach Uganda geschickt, um mich anzumelden, einen Brief von M. Mackay erhalten, der sagt, daß der Kabaka vorhat, mich mit allen Trägern zu tödten. Ich solle sobald wie möglich Kagehi verlassen. Ein Glück, daß ich nicht zwei Monate früher hier eintraf, bevor Bischof Hannington Uganda erreichte, welcher mit 400 Mann durchs Massailand über Kawirondo und Ussoga gezogen; in der Nähe des Nil-Ausflusses ist er mit 50 Sansibarleuten getödtet, seine zwei Begleiter sollen entkommen sein. Emin Bey hat an Mackay geschrieben, daß er keine Erlaubniß erhält, Unjoro zu passiren, Kabarega will weder Europäer noch Aegypter und Araber sehen. Emin Bey soll mit Junker unweit Unjoro lagern, im Grenzgebiete von Kedi. Die Bakedi hat er zurückgeschlagen. — Will übermorgen fort und versuchen, östlich um den See zu gehen, über Kawirondo, von dort die Grenzgebiete von Ugando-Unjoro weit links lassend, die ägyptischen Provinzen zu gewinnen suchen. — Habe keinen Augenblick Ruhe, alle Waaren müssen wieder umgepackt werden; dabei noch schwach von Fieber. Sehr ungesunder Ort hier: bösartige Fieber, Dyssenterie, Augenentzündungen (4000 Fuß über dem Meeresspiegel). Die Route ist sehr schwierig, da keine mohammedanischen Handelswege hier bestehen. Auch sind meine Waaren für Uganda-Unjoro eingerichtet (viele theure Zeugstoffe), während in jenen Gebieten hauptsächlich Messingdraht und Perlen gehen. — Habe an Mackay geschrieben, wo möglich Emin Bey wissen zu lassen, daß ich versuche, auf besagtem Wege mich mit ihm zu vereinigen."

Nordamerika.

— Der Bericht des Lieutenant Ray über die Expedition nach Point Barrow ist, mit amerikanischer Liberalität ausgestattet, nun erschienen[1]) und bringt manches Interessante. Die Reise selbst, obschon hin und zurück stürmisch und ziemlich lang, ist glücklicher Weise von allen „interessanten" Zwischenfällen frei geblieben und das Leben auf der Station floß bei gleichmäßiger wissenschaftlicher Arbeit ziemlich eintönig dahin. So nimmt der Reisebericht nur wenig Raum weg und weitaus den größten Theil des stattlichen Bandes wissenschaftliche Mittheilungen und die genaue Aufzählung der Beobachtungen. Von besonderem Interesse ist das ethnographische Kapitel, da durch den zweijährigen Aufenthalt die Glieder der Expedition mit den Eskimos sehr vertraut wurden; verschiedene Typen, die Sommer- und Winterwohnungen und eine Anzahl von der Expedition erworbener Geräthe sind sehr gut abgebildet. Die mitgebrachten Sammlungen sind von John Murdoch bearbeitet; die Säugethiere ergaben 24 Species, die Vögel, von denen die seltene Rhodostethia rosea im Sommer- und im Winterkleide sehr hübsch abgebildet ist, 54, von denen besonders die Eiderente bei ihrem Frühlingsdurchzuge als Proviantlieferantin wichtig war und in gefrorenem Zustande das ganze Jahr hindurch aufbewahrt wurde. Nur die Mollusken, 61 Arten, davon drei neu, sind von Dall, dem genauesten Kenner der arktisch-polaren Molluskenfauna, bearbeitet, die Pflanzen von Asa Gray. — Wir behalten uns vor, einzelne interessante Beobachtungen, besonders aus der ethnographischen Abtheilung, gelegentlich unseren Lesern mitzutheilen.

Vermischtes.

— L. Lindenschmit: Handbuch der deutschen Alterthumskunde. Erster Theil, zweite Abtheilung. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1886; S. 321 bis 456. Die erste Abtheilung (erschienen 1880) dieses ebenso nothwendigen wie verdienstvollen Werkes des Nestors der deutschen Alterthumsforschung enthielt nach der umstrittenen Einleitung die Grabbauten, die Körperbildung, die Waffen unserer fränkischen Urzeit. Mit S. 302 war das schwierige Gebiet der Kleidung begonnen worden. Dieses Kapitel führt die neue Abtheilung weiter, indem Kopftracht, Wamms, Hosen, Spangen, Schuhwerk, Gürtel und Zubehör, besonders die mächtigen Schnallen der männlichen Tracht, ferner Kranz, Haarnadeln, Ringe, Perlen, Zierscheiben, Gewänder der weiblichen Tracht in Text und Abbildung nach den schriftlichen Quellen und den Ausgrabungsfunden geschildert wer-

[1]) Report on the International Polar Expedition to Point Barrow, Alaska, in response to the Resolution of the House of Representatives of December 11, 1884. Washington, Gov. Printing Office 1885.

den. Daran schließt sich eine sachkundige Beschreibung des Webstuhles und der Spindeln und von S. 421 an eine detaillirte Darstellung der hervorragendsten fränkischen Schmuckstücke, der Spangen und Zierscheiben. Auf S. 452 bis 456 wird die Frage nach dem Charakter der merkwürdigen Vögel behandelt, welche auf Zierscheiben und Nadeln am Mittelrheine abgebildet vorkommen. Lindenschmit erklärt sie für Habichte oder mit Bezug auf die altgermanische Falkenjagd für Falken (vergl. Taf. XXI, Fig. 5 und 6, Taf. XXIII, Fig. 13, 16, 18). Jedoch mit dem Habitus stimmt nur der Schnabel, dagegen weichen Flügel und Leibbildung davon ab und nähern sich besonders auf der Obrigheimer und Deidesheimer Vogelfibel (leider sind beide, die sprechendsten Exemplare, nicht abgebildet) dem Hühnertypus. Am meisten wird man durch Schnabel, Gefieder und Schwanz an den Pfefferfresser, den Tukan, erinnert. Sollte es nur ein Phantasiegebilde, etwa eine Art von Phönix vorstellen? So die Ansicht von Prof. Pfißner, Sekretärs der Pollichia zu Dürkheim. — Abgesehen von dieser noch offenen Streitfrage bietet das Werk nach Text und Abbildung (Fig. 256 bis 447 und 24 Tafeln, trefflich gezeichnet) jedem Archäologen das Material für die merovingische Kultur in reicher Auswahl und die nöthige Kritik dazu. Möge es dem Meister kunstgeschichtlicher Darstellung bald gelingen, den Rest der „Alterthümer der Merovingischen Zeit" den Forschern der gebildeten Welt als hoch willkommene Gabe zu bieten!
C. M.

— Richthofen's Führer für Forschungsreisende. Zu einem stattlichen Bande von 750 Seiten hat sich der Abschnitt über Geologie in Neumayer's bekannter „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen" erweitert, der nun als separates Werk dem Publikum vorliegt. Nur die erste Abtheilung hat den alten Charakter bewahrt und giebt ausführliche Anleitung bezüglich der Reisevorbereitung und Reiseausrüstung zum Messen und Zeichnen und zum Anstellen von klimatischen und biologischen Beobachtungen. Was dann folgt, kann eigentlich kein Führer mehr genannt werden, aber es ist unendlich dankenswerther als ein solcher, denn es giebt in allgemein verständlicher und sehr übersichtlicher Form einen Ueberblick über alle die geologischen und physikalischen Fragen, welche die Erdkunde gegenwärtig beschäftigen und stellt klar und präcise alle die Richtungen auf, in welchen Forschungen nöthig thun und auch von Nichtspecialisten gefördert werden können. Es mag manchen Nichtfachmann im Anfange sonderbar anmuthen, wenn er alle Erscheinungsformen der Erdoberfläche und die sie bedingenden Vorgänge hübsch klassificirt und in ein System gebracht sieht und vielleicht wird er die Achseln zucken über den Professor, der hier dem Reisenden immer über die Schulter sieht. Aber er wird bald nicht umhin können, diese Klassifikation anzuwenden, vielleicht nur auf seine nächste Umgebung, auf Gegenden, die er durchwandert, und er wird sofort finden, daß sie ihm unzählige neue Gesichtspunkte eröffnet und daß selbst die durch tägliches Sehen völlig interesselos gewordenen Gebiete einen ganz neuen Reiz für ihn gewinnen und Gelegenheit zu Beobachtungen und Forschungen bieten. Aber auch wer schon mit Erfolg gereist, wird reiche Anregung in dem Buche finden und er wird manchmal bedauern, daß er es nicht schon vor seinen Reisen gekannt hat, wenn er Erscheinungen in ihrem Zusammenhange aufgeführt findet, die er wohl bemerkt, aber keines genaueren Studiums gewürdigt hat.

Die zweite Abtheilung giebt eine Uebersicht der äußerlich umgestaltenden Vorgänge und der dabei zu machenden Beobachtungen. In großen Zügen werden vorgeführt die Verwitterung, der Einfluß der Quellen, der fließenden Gewässer und des Eises, die Seebecken, ihre Entstehung und Eintheilung, die Meeresküsten in ihren verschiedenen Typen und der Einwirkung der Brandung auf dieselben, die Kennzeichen positiver und negativer Bewegung des Meeres und schließlich die Einwirkung der bewegten Luft. Die äolische Ablation und Korrosion, die Umlagerung und Aufbereitung der lockeren Bodenbestandtheile, welche in der modernen Geologie eine immer größere Wichtigkeit erlangen, werden auch in dem folgenden Abschnitte noch einmal eingehend besprochen und ihre Bedeutung für den Löß, den südrussischen Schwarzboden, den indischen Regur, aber auch für die Entstehung der Wüsten und der Oasen in denselben erörtert.

Die dritte Abtheilung beschäftigt sich zunächst mit dem sonst meist unbeachtet bleibenden lockeren Erdboden, seinen Bildungsfaktoren, je nachdem sie primär durch Bildung aus dem festen Gesteine, oder sekundär durch Fortführung des gebildeten Bodens, oder auch in beiden Beziehungen zugleich arbeiten, dann mit den Bodenarten, die in Alluvialboden, der am Orte seiner Bildung verbleibt, und in Aufschüttungsboden unterschieden werden. Hier findet die Lateritfrage eine eingehende Erörterung, wenn auch natürlich noch keine Lösung. — Die folgenden Kapitel beschäftigen sich mit den festen Gesteinen, den Vulkanen, dem Gebirgsbaue im Allgemeinen und den Hauptformen der Bodenplastik. Hier müssen wir dem Verfasser ganz besonders dankbar sein, daß er eine sorgsam ausgearbeitete Terminologie auch in das große Publikum einführt, denn, wenn irgendwo, ist es hier nöthig, daß dieselbe Erscheinung überall auch mit demselben Namen bezeichnet wird; nur damit wird eine Verwerthung und Vergleichung der zerstreuten Beobachtungen möglich.

Es ist natürlich nicht unsere Aufgabe, aus dem reichen und in knapper Form gehaltenen Inhalte des Richthofen'schen Buches Auszüge zu bringen; wir können darauf um so eher verzichten, als es hoffentlich rasch die verdiente Verbreitung finden wird.
Ko.

— Warum der Arzt Dr. Otto Stoll, welcher Jahre lang sich in Guatemala aufgehalten hat, keine Schädelmessungen an Indianern ausgeführt hat, sagt er in beherzigenswerthen Worten in seinem Reisewerke „Guatemala" (S. 297): er hielt die Gewinnung von linguistischem Materiale für bringlicher. „Die Köpfe bleiben noch lange, nicht aber die Sprachen. Da der Mensch, wohl seit er „Mensch" ist, unter den stark variirenden Einflüssen der Domestikation, des Lebens in Gesellschaften, extensiver Wanderung mit nachfolgender Kreuzung, in welcher komplicirende Faktoren, wie Vererbung und Rückschlag, in nicht zu ermittelnder Ausdehnung mitwirkten, gestanden hat, so möchte es noch fraglich erscheinen, ob dem Schädel wirklich diejenige morphologische Bedeutung zukommt, die ihm gegenwärtig vielfach zugeschrieben wird. Jedenfalls ist in Gebrauch dieses Kriteriums Behutsamkeit von Nöthen, wenn die Rassenklassifikation einen anderen als künstlichen Inhalt haben soll und man nicht Gefahr laufen will, Zusammengehöriges zu trennen, Heterogenes zu vereinigen."

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIX. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1886.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

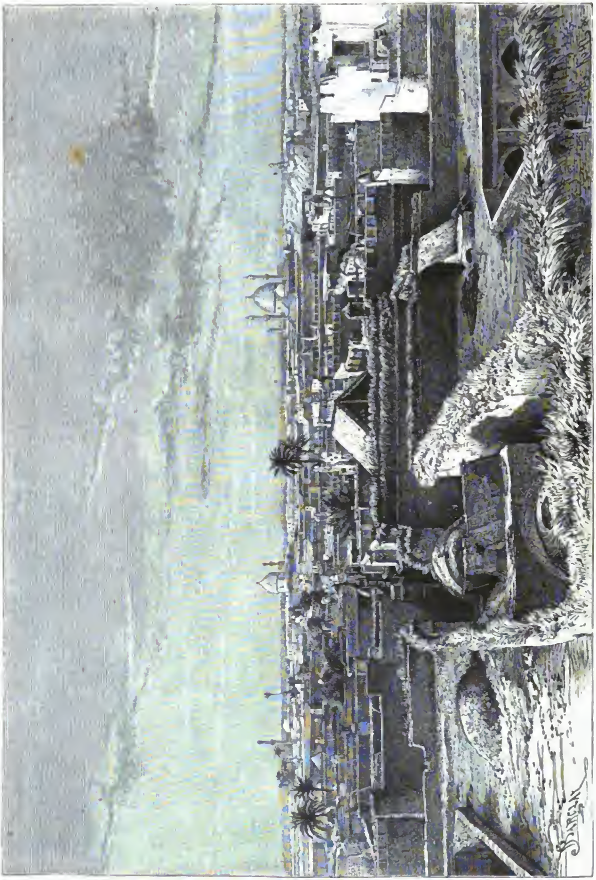
XXXI.

Am Morgen des 19. December brachen die Reisenden nach Kerbela auf, indem sie, wie es scheint, am linken, östlichen Ufer des Euphrat nach Norden ritten, um die große Straße — bei diesem Worte darf man aber nicht an einen europäischen Verbindungsweg denken — zwischen Baghdad und Kerbela zu erreichen. Die Landschaft war überaus einförmig, zwar von zahlreichen Bewässerungsgräben durchschnitten, aber zu jener Jahreszeit gänzlich öde und verbrannt, und so weit das Auge reichte, war weder Haus noch Dorf zu sehen. Nur zwei Stunden vom Hügel Babil entfernt stieß man auf ein Araberlager, vor dessen größtem, vom Häuptling bewohnten Zelte an langer Lanze eine Fahne flatterte. Der Scheich allein hat das Recht, seine Wohnung auf diese Weise zu bezeichnen; dort müssen sich beim ersten Alarmruf seine Krieger versammeln, und Standarte und Waffe sind dem Anführer dann gleich zur Hand. Selbst der Schah von Persien bezeichnet noch heute in genau derselben Weise seinen Aufenthaltsort, mag er sich nun in seinem Palaste zu Teheran oder in irgend einem Jagdlager befinden.

Ein Unwetter, das heraufzog, ließ unsere Karawane vom richtigen Wege abkommen und sich in einem Sumpfe verirren, aus welchem sie sich nur durch die Hilfe zufällig herbeikommender Kohlenbrenner heraus in das nächste Dorf zu retten vermochte. Dort verbrachte sie die Nacht in einem Karawanserai, brach früh am nächsten Morgen auf, überschritt bei Sonnenaufgang eine Schiffbrücke über den Euphrat und hatte damit die ersehnte Straße nach Kerbela erreicht. Von da an änderte sich auch das Aussehen der Landschaft vollständig: an Stelle der öden Flächen treten prächtige mit tiefen Gräben und hohen Mauern umgebene Gärten und der Weg zieht sich zwischen lauter Hainen von Dattelpalmen und Orangenbäumen, die von üppigster Kraft strotzen, dahin. Aber schon hier merkt man, daß man sich einem Mittelpunkte des Fanatismus nähert: eine Menge Frauen, theils zu Fuß, theils zu Pferde, bewegt sich nach beiden Richtungen hin auf der Straße und kann sich nicht enthalten, dem verhaßten Franken allerlei Schimpfworte zuzurufen, während ihre Männer sich mit bösen Blicken begnügen und außer dem Bereiche der Reitpeitschen bleiben.

Vor dem monumentalen Stadtthore dehnt sich ein weiter, mit Leichensteinen, theils fertigen, theils erst angefangenen, angefüllter Platz aus. Daneben hocken die Steinmetzen, warten auf die Ankunft der Leichentransporte und preisen deren Führern ihre Waare mit verlockenden Worten an. Sobald man nach langem Feilschen handelseins geworden ist, lassen sie sich sofort die Namen des Todten, seiner Eltern und Nachkommen sagen und graben so rasch, als es geht, die erforderliche Inschrift ein, damit die Todten, endlich auf geweihter Erde angelangt, nicht länger auf das ersehnte Grab zu warten brauchen.

Das oben erwähnte Thor zu durchschreiten, gestatteten jedoch die Wächter den Fremden nicht, damit nicht die Augen der Pilger durch ihren Anblick verletzt würden; die Reisenden mußten vielmehr an den Mauern entlang, an welchen zahllose arme Pilger mit ihrem elenden Gepäcke und abgezehrten Pferden im Freien lagerten, einen weniger belebten Zugang zu der heiligen Stadt suchen. Zuletzt erreichten sie ein Thor und durch dasselbe eine anscheinend erst vor kurzer Zeit durchgebrochene breitere Straße, die auf



Kerbela. (Nach einer Photographie der Mme. Dieulafoy.)

einen großen Platz führte. Aber schon vorher machten ihre Führer vor einem armseligen Hause Halt, das sich als ein schmutziger Chan erwies. Kerbela ist eine so viel von Fremden besuchte Stadt, daß es dort gewiß bessere Unterkunftshäuser giebt; aber im Ganzen mußten die Reisenden ihren Begleitern doch noch dankbar sein, daß diese sie kluger Weise nicht mit rechtgläubigen Pilgern in Berührung gebracht hatten, welche durch die Strapazen einer langen Reise ent-



Der Tigris bei Amara. (Nach einer Photographie von Mme. Dieulafoy.)

nervt und durch die Predigten der Mollahs fanatisirt waren. So richteten sie sich denn in den engen Stuben des ersten Stockwerks häuslich ein und stiegen dann auf die Terrasse des Hauses, um einen Ueberblick über die Stadt zu gewinnen. Zur Linken erhob sich die vergoldete Kuppel und Minarehs des Grabes Hussein's, zur Rechten ein mit türkisblauer Fayence bekleideter Dom, der ohne Zweifel unter den letzten Sofi's erbaut worden ist. Am nächsten Morgen durchwanderten sie die Stadt; nur auf diese Weise kann man sich einen Begriff von der Ausdehnung dieser unermeßlichen Nekropole machen. Nicht allein die schiitische Moschee ist von Gräbern von Leuten umgeben, deren Mittel es ihnen gestatteten, sich in den, dem Heiligthume benachbarten Galerien und den inneren Höfen bestatten zu lassen, sondern rings herum dehnen sich außerhalb der Umfassungsmauern nach allen Richtungen hin unermeßliche Begräbnißplätze aus, wo unter dem Schatten prächtiger Bäume das niedere Volk seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Tiefe Stille herrscht hier; nichts scheint den letzten Schlaf der Gläubigen dort zu stören. Der Zahl der Grabsteine kommt nur diejenige der weißbeturbanten Mollahs gleich, denen man überall auf Schritt und Tritt begegnet; die einen sind alt, traurig, streng, andere jung, blühend, wohlbeleibt, schmuck und so lustig, wie nur irgend Studenten, die zu Tausenden in einer Universitätsstadt leben. Und dazu thun sie dies in Kerbela noch auf Kosten der unablässig herzuströmenden Pilger.



Araber vom Stamme der Beni Lâm.
(Nach einer Photographie von Mme. Dieulafoy.)

Daß ihr Einfluß kein geringer ist, mußten auch Dieulafoy's erfahren; dieselben hatten sich, in dem Wunsche, die große Moschee zu betreten, mit Empfehlungsbriefen an die bürgerlichen, militärischen und geistlichen Spitzen der Behörden versehen, aber trotzdem erreichten sie ihr Ziel nicht. Freilich lehnten sie es als unter ihrer Würde ab, sich bei dem Besuche des Heiligthums mit einem sunnitischen Tarbusch das Haupt zu bedecken, und so mußten sie unverrichteter Sache nach Baghdad zurückkehren, wo sie am 24. December eintrafen und von wo sie zwei Tage später zu einem nochmaligen Besuche der Ruinen von Ktesiphon aufbrachen. Zwei Tage brachten sie dort und bei den Ruinen von Seleucia zu; dann schifften sie sich auf dem schönen englischen Boote „Khalife" ein, welches, stromabwärts gehend, am nächsten Tage vor Amara anlegte. Diese kaum 30 Jahre alte Stadt zieht sich weit längs des Stromes hin und steht auf einem natürlichen, und dabei so festen und bequem gebildeten Quai, daß die Matrosen nur ein Brett hinzulegen brauchen, um die Verbindung zwischen dem Schiffe und dem Lande herzustellen. Sie liegt dort, wo der vielgewundene Tigris sich der persischen Grenze am meisten nähert; aber sie bietet wenig Hilfsmittel für die Reisenden, und nur der Empfeh-

lung seines Baghdader Konsuls hatte es das Dieulafoy'sche Ehepaar zu danken, daß es bei einem christlichen Kaufmanne, Namens Jesus, Unterkunft fand. Dieser räumte ihm zwar sein bestes Zimmer ein, aber Pferde vermochte er ihm nicht zu verschaffen. Denn die wenigen Einwohner der Stadt, welche solche hätten verleihen können, besaßen nur schöne Zuchtstuten aus dem Hedschaz und hätten nie darein gewilligt, ihr Vollblut durch Auflegen auch nur der geringsten Last zu entweihen oder es der Gefahr auszusetzen, daß es den Beni Läm, welche in der Wüste zwischen dem Tigris und Dizful zelten, in die Hände falle. „Willst Du meine Tochter?" sagte kürzlich ein Araberscheich zum Gouverneur von Amara, „nimm sie! Ich gebe sie Dir lieber und 20000 Medschidieh Aussteuer dazu, als daß ich mich von meiner Lieblingsstute Samas trennte."

Erst nach mehreren Tagen gelang es den Reisenden, eine Reisegelegenheit nach Dizful zu ermitteln; sie konnten sich einer von dort gekommenen Indigokarawane anschließen und bestimmten deren Tscharvadar-baschi dazu, ihnen sechs von seinen Thieren zu überlassen. Zwar schützte derselbe die Müdigkeit seiner Pferde vor und wollte nicht in so kleiner Gesellschaft das Land der Beni Läm durchziehen, aber als



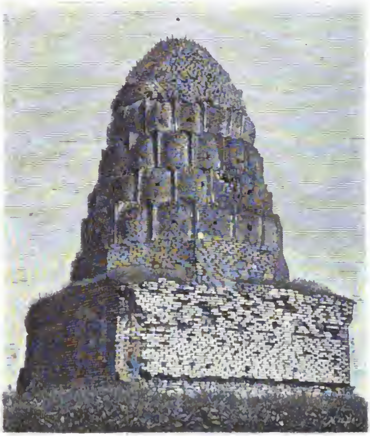
Araberin vom Stamme der Beni Läm.

sich der persische Konsul ins Mittel legte und Dieulafoy ihm den Werth der etwa abhanden kommenden Thiere zu ersetzen versprach, willigte er ein und nahm Handgeld. Der türkische Mutessarif dagegen verweigerte die Hergabe von vier Zaptiehs und erklärte dem Franzosen, daß er die Reise nach Dizful ganz auf seine eigene Verantwortung unternähme.

Am 7. Januar gegen Mittag brachen sie von Amara auf in der Absicht, im Zeltlager Duëridsch zu übernachten. Nachdem sie länger als vier Stunden an einem Kanale entlang geritten waren, machten sie Halt, um die Pferde zu tränken, da es weiterhin nur noch bitteres Wasser gab. Bald darauf begann es zu regnen; die Karawane mußte einen Sumpf passiren, verirrte sich darin und war gezwungen, da die Nacht hereinbrach, dort zu warten, bis der Tag graute. Dann erst, 31 Stunden, nachdem sie Amara verlassen hatten, erreichten sie Duëridsch, die Gattin des Reisenden von heftigem Fieber geschüttelt. Als sich am 9. Januar Morgens das Wetter aufklärte, riethen die Maulthiertreiber zur Weiterreise, da man zu dieser Jahreszeit

nicht auf eine Reihe schöner Tage zählen könne. Die Sonne schien so schön, die Luft war so mild und rein, die Ebene so grün, daß die Reisenden willig den Marsch nach der, in der Ferne sich erhebenden, schneebedeckten Bergkette antraten; am Fuße derselben lag ja ihr Ziel, die Ruinen von Susa und das moderne Dizful.

Aber schon eine Stunde später stellte sich das Fieber bei Mme. Dieulafoy mit solcher Heftigkeit wieder ein, daß sie vom Pferde glitt und sich weigerte, weiter zu reisen; aber dort, wo man sich befand, konnte man nicht bleiben. Es gab da weder Holz, noch Wasser, noch Lebensmittel, kein Obdach, keinen Schutz gegen marodirende Araber; so wurde der Kranken auf einem Maulthiere eine Art Lager zurechtgemacht, auf welchem sie, nahezu bewußtlos, noch sieben oder acht Stunden weit zu einem Nomadenlager der Beni Lâm am Fuße eines hohen Tumulus transportirt wurde. So matt und abgespannt sie aber auch war, so erfreute sie sich doch an dem biblischen Schauspiele, als bei Sonnenuntergang die Schafe von der Weide kamen und ihre Lämmer ihnen entgegensprangen, als Ziegen, Kühe und riesige Kameelstuten, jede Art für sich, in ihre, mit Gestrüpp umhegten Pferche einzogen, und Hirten und Hirtinnen herbeiströmten, um die fremde Dame zu beschauen. Die Araberinnen waren schön, von edler Haltung, mit langen, vorn und hinten geschlitzten Hemden bekleidet, mit Turbanen aus leichter Wolle bedeckt, mit Ohrgehängen aus Glasperlen und silbernen, türkisverzierten Armbändern geschmückt. Auch die Männer besaßen feine, energische Züge



Imamzade Tuil. (Nach einer Photographie von Mme. Dieulafoy.)

lang herabwallende Locken, kräftige und dabei doch zierliche Gliedmaßen.

Diese Nomaden leben fern von jedem Civilisationscentrum, ihren eigenen Trieben überlassen, ohne Priester, fast ohne Religion, nur dem Naturgesetze folgend. Fest begründet ist nur die Familie; sie dient zur Fortpflanzung des Stammes und liefert demselben Vertheidiger. Bricht zwischen zwei Stämmen der Krieg aus, so sind die Frauen die ersten, die Männer zum Kampfe anzufeuern und mit ihrem, aus der Kehle hervorgestoßenen „hu! hu! hu!" aus nächster Nähe ihre Männer und Söhne anzufeuern. Ihnen fällt die Aufgabe zu, die Gefangenen zu quälen und dafür neue Martern zu ersinnen; ja so weit geht ihre Raserei, daß diejenigen, deren Männer gefallen sind, sich dessen rühmen und, wenn sie Jemanden finden, sich schon am nächsten Tage wieder verheirathen.

Der türkischen Regierung ist es nicht gelungen, diese Nomaden zu unterwerfen; sie ist froh, wenn die Steuern ohne Kampf eingehen. Einem solchen wissen obendrein die Araber vorsichtig aus dem Wege zu gehen, da sie es meist vorher in Erfahrung bringen, wenn Truppen gegen sie ausgeschickt werden, und sie sich dann in die Sümpfe zurückziehen, wohin ihnen die türkischen Soldaten nicht zu folgen wagen. Werden sie unvorbereitet überrascht, so versenken sie die Kasten mit Geld und Geschmeide in den Sumpf und flüchten in das Gebirge. Reichere Stämme halten sich einen Seid (Nachkommen des Propheten), dem sie jährlich 1200 bis 1500 Francs bezahlen und unter dessen unverletz-

lichem Zelte sie alle ihre Kostbarkeiten und Waaren deponiren. Ebenso müssen diese Seids mit dem Mutessarif und den Steuereinnehmern im Namen des Stammes verhandeln, und stets wissen sie, Dank ihrem Ansehen und ihrer Unverletzbarkeit, es so einzurichten, daß sie selbst ein leichtes und bequemes Leben führen. Die Beni Lâm im Besonderen brauchen sich aber wenig um Soldaten und Steuererheber zu kümmern; da ihr Gebiet zu beiden Seiten der türkisch-persischen Grenze liegt, so halten sie sich bald hier, bald dort auf, je nachdem sie in dem einen Lande verfolgt werden oder nicht, und erfreuen sich so völliger Unabhängigkeit. Leider nützen sie dieselbe aber den Reisenden gegenüber rücksichtslos aus; wer sich nicht vorher mit ihrem Scheich verständigt und für jedes Lastthier 10 Franken Steuer bezahlt, setzt sich der Gefahr aus, geplündert und ermordet zu werden.

Am 11. Januar wurde die Reise in der bisherigen Weise fortgesetzt und gegen Mittag zwei imposante Bauwerke, ringsum von zum Theil hohen Schutthügeln, Resten einstiger Ansiedelungen, umgeben, erreicht. Das eine, Imamzade Tuil, ist eine elegante, langgezogene Kuppel, welche an das Grab der Zobeide erinnert. Das Grabmal hat aber weder Thür noch Wächter; Jedermann kann ungestört darin Unterkunft suchen und die reizenden Schuppenverzierungen der inneren Wölbung bewundern. Eine halbe Stunde weiter hin liegt der ebenso verlassene, nur noch mehr verfallene Tag Aivan, ein Bauwerk sassanidischen Ursprungs von 20 m Länge und von 9 m Breite, welches durchaus den



Brotbacken bei den Nomaden. (Nach einer Photographie der Mme. Dieulafoy.)

Eindruck einer gothischen Kathedrale macht. Das Vorkommen sowohl von Spitzbogen als auch von dem wesentlichen Princip des Schiffes im Orient beweist nach Dieulafoy, daß die gothische Architektur dort ihren Ursprung genommen hat.

Bald darauf befand sich die Karawane am Ufer des breiten und reißenden Kercha, den es zu durchfuhrten galt, um Dizful und später die Ruinen von Susa zu erreichen. Der Strom theilt sich hier beim Austritt aus den Bergen der Luren in mehrere Arme, deren jeder aber Tiefe und Schnelligkeit genug behält, um die Passage zu einer beschwerlichen, wenn nicht gefährlichen zu machen. Gleich beim Ueberschreiten des ersten Armes wurde eines der Maulthiere fortgerissen und konnte erst 1800 m weiter unterhalb gerettet werden, wobei die Lebensmittel, die es trug, arg beschädigt wurden. Beim folgenden Stromarme aber weigerten sich die Thiere gänzlich, nochmals ins Wasser zu gehen. Zum Glücke erschienen am jenseitigen Ufer einige Reiter auf schönen Pferden, welche die Verlegenheit der Reisenden erkannten, herüberkamen, sich an die Spitze der Karawane setzten und sie glücklich hinüberbrachten. Einer der Führer war der Sohn Kerim-Chan's, des Häuptlings eines mächtigen Lurenstammes, welcher seine Zelte je nach der Jahreszeit an den Ufern der Kercha oder am Fuße der Dizful benachbarten Berge aufschlägt. Auf die Einladung des jungen Mannes hin betraten die Reisenden das Zelt seines Vaters; man brachte ihnen Pfeifen, Thee, saure Milch und warmes Brot, welches die Männer des Stammes kurz vorher auf durch Feuer rothglühend gemachten kupfernen Platten gebacken hatten. Dann setzten Dieulafoy's ihre Reise fort, nachdem sie mit ihrem Wirthe zahllose Glückwünsche ausgetauscht hatten. „Von nun an bin ich Euer Bruder", sagte der Lure, und um seinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen, legte er beide Zeigefinger neben einander — ein auch bei den Arabern gebräuchliches Verfahren, um das Wesen der Brüderschaft zu versinnlichen.

Holländisch-Indien im Jahre 1886.

Von **Emil Metzger.**

I.

Im Allgemeinen sagt man wohl mit ziemlichem Rechte, daß die glücklichsten Zustände diejenigen sind, welche am wenigsten in der Oeffentlichkeit besprochen werden; auf die niederländisch-indischen Besitzungen, auf die man, im Auslande wenigstens, nur selten gründlich eingeht, dürften die eben ausgesprochenen Worte jedoch keine Anwendung finden, da man die Verhältnisse, wie sie sich im Laufe der Zeit dort gestaltet haben, wohl kaum befriedigend nennen kann. Daß man sich mit denselben so wenig beschäftigt, muß in einer Zeit wie die unserige, wo sich so Vieler Augen überseeischen Ländern zuwenden und durch nähere Verbindung mit denselben die wirthschaftliche Entwickelung des Vaterlandes zu höchster Blüthe entwickeln zu können hoffen, Erstaunen erregen, da man meinen sollte, daß ein gründliches Studium der Entwickelungsgeschichte der genannten Kolonien, ihres Entstehens, ihres Aufblühens und ihres — wir wollen kein härteres Wort wählen — Stillstandes, lehrreicher sein würde und bessere Früchte für die Praxis tragen müßte, als akademische Erörterungen, deren Grundlagen so häufig mehr der Welt der Vorstellungen der betheiligten Personen anzugehören, als sich auf wirkliche Thatsachen zu stützen scheinen.

Nun sind allerdings die Einrichtungen und Zustände in den holländischen Kolonien ziemlich verwickelter Natur, so daß, wenn man sich nicht sehr eingehend mit denselben beschäftigt, es beinahe unmöglich wird, auch nur einigermaßen in den ziemlich spröden Stoff einzudringen, und es läßt sich demnach leicht begreifen, daß nur wenige geneigt sind, sich der Mühe, denselben durchzuarbeiten, zu unterziehen, besonders weil das Resultat doch nur einen theoretischen Werth besitzen würde, da das geschriebene Wort, namentlich wenn es in officieller Form erscheint, oft weit von der Wirklichkeit abweicht. Unter solchen Umständen dürfte es gerechtfertigt sein, wenn wir in den folgenden Zeilen den Versuch machen, eine flüchtige Uebersicht der gegenwärtigen Lage zu geben; natürlich müssen wir ganz davon absehen, die Entwickelungsgeschichte der augenblicklichen Zustände bloß zu legen; ein Versuch, dies zu thun, würde viel mehr Raum erfordern, als in den Rahmen einer Wochenschrift paßt; wir begnügen uns daher mit einer kurzen Zusammenstellung von Thatsachen.

Wenn man mit einer Person spricht, die sich für Holländisch-Indien interessirt, so wird beinahe immer mit dem Namen des Landes der Krieg in Atjeh in einem Athem genannt; fangen wir also mit den dortigen Verhältnissen an, wiewohl die Darstellung derselben eine traurige Einleitung zu dem Bilde bildet, welches wir bis vor einigen Jahren trotz mancher ernsten Seiten immer noch als ein ziemlich erfreuliches zu betrachten gewohnt waren. Nach vielen Experimenten hat man sich endlich entschlossen, die „Concentrirung nach rückwärts“ durchzuführen, auf einer Basis, die sich etwa 11 km weit längs der Meeresküste hinzieht, ist landeinwärts ein Dreieck aufgesetzt, dessen Spitze ebenfalls ca. 11 km tief in das Land eindringt. Längs der nach Außen gekrümmten Seiten ist das Vorterrain auf einer Breite von 700 bis 800 m rasirt, eine Reihe von Posten bildet einen Cordon, der den eingeschlossenen Raum und die in demselben befindliche Hauptstellung gegen Angriffe und Belästigungen der unerbittlichen Feinde schützen soll.

In gewisser Beziehung hat diese Concentrirung ihre Vortheile gehabt; man hat die Ausgaben vermindert und, was noch wichtiger ist, man hat einige Truppen aus dem Lande herausziehen können. Wie man auch über die Maßregel an sich urtheilen möge, dem zuletzt genannten Umstande muß ein sehr hoher Werth zuerkannt werden, da vorher die Armee sich in einem sehr bedenklichen Zustande befand und es jetzt vielleicht möglich sein wird, sie nach und nach wieder zu retabliren. Daß aber die Haltung der Atjinesen irgend welche Aenderung erfahren, könnte auch der größte Optimist nicht behaupten; sie führen ihren Guerillakrieg lustig fort, lassen sich Gewehre und Patronen und, was sie sonst nöthig haben, aus den Straits Settlements kommen — kürzlich noch wurde ein Dampfer mit einer Menge Kriegsbedarf abgefaßt — und sie führen den Krieg mit Ueberlegung und Muth; nicht zufrieden damit, dem Feinde Schaden zuzufügen, suchen sie ihm auch Verwickelungen zu bereiten. Die traurige Rolle, welche Holland und in gewissem Sinne auch England in der „Nisero“-Angelegenheit gespielt haben, ist unvergessen; die unglückliche Blockade, welche kaum unternommen, das Unzureichende der Marine in ein helles Licht stellte, ist nicht ohne Einfluß geblieben; ganz vor Kurzem noch haben, wie der London- und China-Telegraph meldete, die Atjinesen in Olahleh das österreichische Kriegsschiff „Nautilus“ beschossen, vielleicht um ihren Feinden Unannehmlichkeiten mit einer europäischen Macht zu bereiten; nach anderen Berichten wurde ein chinesisches Fahrzeug innerhalb der Stellung von ihnen genommen.

Daß der langanhaltende Krieg in Atjeh seine Rückwirkung auch in anderen Theilen des Landes äußert, kann nicht befremden, wenn man bedenkt, wie viele unsichtbare Fäden die Verbindung mit den verschiedenen Theilen des Archipels unterhalten. Seitdem im Mai 1885 ein wohlüberlegter Mordanschlag auf einige Europäer in Djambi gemacht wurde, sind dort Unruhen zum Ausbruche gekommen, welche eine militärische Machtentwickelung nöthig machten, die jedoch noch keinen entscheidenden Erfolg zu erzielen vermochte. Auch in anderen Theilen von Sumatra zeigte sich bei der eingeborenen Bevölkerung eine gewisse Unruhe, ohne daß es jedoch zu ernstlichen Aeußerungen derselben gekommen wäre. Die Unruhen, welche im westlichen Borneo schon 1884 ausgebrochen waren und zu militärischen Maßregeln genöthigt hatten, wurden unterdrückt; die Kongsie Langfong wurde aufgelöst, die arbeitsame chinesische Bevölkerung zerstreute sich. Im südlichen Borneo wurde der Friede wieder hergestellt, dagegen auf Java selbst ganz kürzlich Spuren einer Verschwörung entdeckt. Alles das giebt zu denken; ob Gefahr in dieser Hinsicht droht, läßt sich nicht entscheiden, immerhin aber scheint unter der Asche ein weitverbreitetes Feuer zu glimmen, das vielleicht nur

eines Anstoßes bedarf, um wenigstens Ruhestörungen zu veranlassen.

Es ist nicht unmöglich, daß mit der Zeit auch einmal von den englischen Nachbarn auf Borneo Unannehmlichkeiten drohen; die Grenzen Sabahs gegen den niederländischen Besitz hin sind noch nicht definitiv festgestellt; die Frage ist seit einigen Jahren schon in der Schwebe und wird, wie es scheint, auf englischer Seite absichtlich offen gehalten. Interessant ist in dieser Richtung eine Aeußerung, welche gelegentlich der Behandlung des Themas „Nord-Borneo" bei einer im R. Colonial-Institute im Mai vorigen Jahres gehaltenen Versammlung gemacht wurde. Einer der Redner sagte nämlich in Beantwortung einer in Bezug auf die Grenzbestimmung geäußerten Frage, daß es besser sei, die Grenzbestimmung in der Schwebe zu lassen, um unter Umständen freie Hand zu haben. Wenn man den in verschiedener Hinsicht großen Reichthum der Ostküste kennt und die eigenthümliche holländische Wirthschaftspolitik berücksichtigt, kann man sich dem Gedanken nicht verschließen, daß hier einmal ernste Schwierigkeiten entstehen könnten. Daß sich im östlichen Theile des Archipels wiederholt amerikanische Freibeuter gezeigt haben, erwähnen wir nur beiläufig; das Gerücht, daß auf Sumba und Sumbawa die französische Flagge aufgepflanzt worden sei, beruht wohl nur auf einem Mißverständnisse.

Gegen alle inneren und äußeren Feinde sollen das Landheer und die Flotte dienen. Erstere zählte faktisch (Ende 1884) gegen 1400 Officiere und etwa 30 000 Mann; unter letzteren etwa 13 500 Europäer, wobei 40 Proc. Ausländer (2388 Deutsche), 100 Afrikaner, die Reste jener in Aschanti für den Kriegsdienst losgekaufter Sklaven und ihrer Nachkommen, 1700 Amboinesen und 15 000 Eingeborene verschiedener Inseln, aber der großen Mehrzahl nach Javanen. Die Amboinesen, die als Christen Schuhe tragen und den Sold der Europäer erhalten, sollen jetzt verstärkt werden. Wenn auch streng genommen nicht zur Sache gehörig, dürfte die Mittheilung einiger statistischer Angaben [1]) vielleicht unseren Lesern nicht unwillkommen sein, um so mehr als dieselben möglicher Weise einen deutlicheren Einblick in manche Zustände gewähren, als lange Auseinandersetzungen thun könnten. Unter den Officieren waren 217 in Niederländisch-Indien, 1087 in den Niederlanden, 87 im Auslande geboren; von letzteren stammten 56 aus Deutschland. Der Abgang an Officieren betrug 98 (darunter zwei vor dem Feinde geblieben, einer an den Wunden gestorben), der Zugang 114. Der Abgang bei den Mannschaften stellte sich 1884 auf 351 Europäer, 545 Eingeborene durch Tod (darunter 27 Europäer, 17 Eingeborene vor dem Feinde geblieben, 18 Europäer und 10 Eingeborene an Wunden gestorben), 649 Europäer, 1137 Eingeborene entlassen, 540 Europäer, 543 Eingeborene pensionirt, im Ganzen 1540 Europäer und 2225 Eingeborene, während der Zuwachs durch Werbung 2024 Europäer, 292 Amboinesen und 2827 Eingeborene betrug.

Die Flotte besteht aus drei verschiedenen Elementen, nämlich solchen Schiffen, welche noch der niederländischen Marine angehören und zeitweise nach Indien entsendet sind, ferner einer Anzahl von Kriegsschiffen, welche den holländischen Dienst mit dem indischen Dienste definitiv vertauscht haben, und endlich der sogenannten Gouvernementsmarine mit eigenen Schiffen, welche besonders für lokale Zwecke und zum Theil auch auf den größeren Strömen gebraucht werden; die beiden ersten Klassen sind mit Officieren und Mannschaften der Königl. Niederländischen Marine besetzt, außerdem führt jedes Schiff eine entsprechende Zahl Eingeborener zum Rudern der Boote. Die Gouvernementsmarine hat ein besonderes Personal: Officiere und Maschinisten sind Beamte im indischen Dienste, die Mannschaften Eingeborene. Eine gute Organisation der Marine gehört seit Jahren schon zu den frommen Wünschen, sie scheint eben auf die verschiedenartigsten Schwierigkeiten zu stoßen, unter denen der doppelte Oberbefehl, dem sie in gewisser Hinsicht unterstellt ist, gewiß mit zu den bedeutendsten gerechnet werden darf. Der Oberkommandant der Marine steht nämlich als solcher unter den Befehlen des Generalgouverneurs, außerdem aber als Flagg-Officier der niederländischen Flotte unter dem Marineminister in Holland; da ersteres Verhältniß nur vorübergehend, letzteres dauernd ist, kann es nicht ausbleiben, daß manche Widersprüche und Unzuträglichkeiten aus demselben entstehen.

Das Material der Marine hat seit Jahren schon viel zu wünschen übrig gelassen. Kurz vor Ausbruch des Krieges mit Atjeh gebrauchte der Generalgouverneur in einer Depesche an den Minister der Kolonien den charakteristischen Ausdruck: „Zustand Marine traurig", und trotz großer Anstrengung haben die ermüdenden Dienste, welche die Flotte im Atjehkriege zu leisten hatte, nicht zugelassen, dieselbe in einen nennenswerth besseren Zustand zu bringen; im Gegentheil hat die äußerste Kraftanstrengung, welche mit der gegen Ende 1884, man sollte meinen probeweise, zur Ausführung gekommenen Blockade von Atjeh verbunden war, nicht allein ungeheure Leistungen der Bemannung gefordert, sondern auch den Schiffen, namentlich den Maschinen und Kesseln, welche selbst unter gewöhnlichen Umständen in Indien viel zu leiden haben, außerordentlichen Nachtheil zugefügt. Von 25 Schiffen der zweiten Klasse waren Ende 1884 13 in gutem Zustande; in den beiden folgenden Jahren sollten, wie man erwartete, 6 Schiffe definitiv außer Dienst gestellt werden, 6 andere neue Kessel erhalten müssen; von 15 Dampfern der Gouvernementsmarine waren nur 4 in gutem Zustande, 11 hatten große Reparaturen oder neue Kessel nöthig. 8 bis 9 Meilen ist die größte Schnelligkeit, welche übrigens nur von einem einzigen, diesen beiden Kategorien angehörigen Schiffe erreicht wurde (die Schiffe der ersten Kategorie sind vollkommen tüchtig). Diese wenigen Worte werden genügen, um zu beweisen, daß sowohl für das Heer als für die Marine die Aufgabe, Indien gegen einen europäischen Feind zu vertheidigen, eine sehr schwierige sein würde, während der Atjehkrieg zur Genüge gezeigt hat, daß ein lange dauernder Kampf gegen einen eingeborenen Feind genügt, um die Kräfte und Leistungsfähigkeit beider Theile der bewaffneten Macht bis zu einer sehr bedenklichen Grenze in Anspruch zu nehmen. Ob dem abgeholfen werden kann? Im Augenblicke, wo wir diese Zeilen niederschreiben, hat man sich in Holland wieder einmal das Vergnügen gegönnt, in Versammlungen Beschlüsse zu fassen und der Regierung zur Beachtung zu empfehlen. Der wichtigste ist der, daß die Regierung dem Kriege mit Atjeh ein schnelles Ende machen solle; das würde sie gewiß gerne thun, aber die Ausführung scheint nach den bisherigen Erfahrungen auf bedeutende Schwierigkeiten zu stoßen.

Wir können natürlich nicht alle Faktoren, welche in der indischen Staatsmaschine eine Rolle spielen, hier zur Sprache bringen und müssen uns begnügen, nur die wichtigeren derselben zu berühren; unter denselben stehen die Verbindungen mit dem Mutterlande, die Communicationsmittel in den Kolonien selbst in erster Linie. Letztere bilden wohl den

[1]) Wie immer, wenn nicht ausdrücklich etwas Anderes bemerkt ist, den neuesten Colonialberichten der Regierung entnommen.

stärksten Hebel für die Entwickelung, und, was Ferguson [1]) für Britisch-Indien und für Ceylon behauptet: daß die Eisenbahnen da mehr mitwirken, um die Kasten zu nivelliren und Aberglauben zu zerstören, als alle Anstrengung der Missionare und Schullehrer, obwohl auch diese zur Erreichung des Zieles viel beitragen, gilt gewiß für alle Länder, die unverhältnißmäßig schnell aus einer Art der Kulturentwickelung in eine andere übergeführt werden sollen, und die man die verlorene Zeit mit Windeseile einholen lassen möchte. Eine enge und häufige Verbindung mit dem Mutterlande hat aber in verschiedener Hinsicht die größte Bedeutung; ihr Einfluß wird für den Einzelnen, individuell betrachtet, vortheilhaft und angenehm, für das Ganze, in mancher Beziehung wenigstens, schädlich sein. Um nicht zu weit abzuschweifen, wollen wir nur auf einen Punkt hinweisen: leichter und häufiger Verkehr mit dem Mutterlande erschwert es dem Kolonisten, in der neuen Heimath Wurzel zu fassen. Was die Verbindung Indiens mit Europa betrifft, so ist die Zahl der Dampfer Legion, und auch der Telegraph sorgt dafür, daß der „Vicekönig von Insulinde" hübsch abhängig bleibt vom Minister der Kolonien, und benimmt ihm einen großen Theil seiner Leistungsfähigkeit. Auch auf Handel und Industrie macht er seinen Einfluß geltend. In Indien selbst besteht außer der durchgehenden europäisch-australischen Verbindung nur ein Telegraphennetz auf Java und Sumatra mit 68 und 21 Bureaux und einer Leitungslänge von 5600 resp. 2000 km. Auch unter sich sind diese beiden Inseln verbunden, während die Verbindung mit den anderen Inseln immer noch zu den frommen Wünschen gehört, die wenig Aussicht auf Erfüllung haben. Im Ganzen wurden gegen 370 000 bezahlte Telegramme mit einem Nettoertrage für die Staatskasse von etwa 500 000 Gulden befördert, dazu noch 30 000 Diensttelegramme mit einem (rechnungsmäßigen) Ertrage von 115 000 Gulden. Das Telephon bricht sich, bis jetzt noch in bescheidenen Grenzen, Bahn. Der Ertrag des Briefverkehrs betrug etwa 800 000 Gulden; zur Beförderung kamen im inländischen Verkehre 4 Millionen Briefe (der vierte Theil etwa Dienstbriefe), $2^1/_2$ Millionen Drucksachen, 250 000 eingeschriebene Briefe und über 700 000 Karten. Im auswärtigen Verkehre wurden beinahe 900 000 Briefe, 200 000 Drucksachen ꝛc. und etwas mehr als 40 000 Postkarten befördert.

Die Eisenbahnen, welche auf Java bestehen, sind theils durch den Staat, theils durch Privatgesellschaften erbaut. Von den durch ersteren seit 1875 angelegten Bahnen haben die im östlichen Java eine Länge von etwa 480 km. Sie stellen die Verbindung Surabajas mit Probolinggo, Blitar und Surakarta her, wo sie an das seit 1864 in Mittel-Java angelegte Netz der Privatbahnen anschließen. Diese verbinden Samarang mit Surakarta und Djokjakarta; zwischen den zuerst genannten Orten schließt sich eine Zweigbahn nach Willem I. (der centralen militärischen Stellung) an. Die Länge beträgt im Ganzen 202 km. Von Djokjakarta wird eine Staatsbahn nach Tjilatjap — Hafen und Festung an der Südküste — gebaut, welche 192 km lang werden wird. In West-Java verbindet zunächst eine kleine Staatsbahn ($8^1/_2$ km) Tanjong Priok, den neuen Hafen von Batavia, mit der Stadt, von wo eine Privatbahn nach Buitenzoog führt (55 km); hieran schließt sich die westliche Staatsbahn über Bandong bis Tjitjalengka (183 km). Die Verbindung dieses Ortes mit Tjilatjap, zu der der Entwurf schon lange vorliegt, dürfte mit Rücksicht auf die wegen der Terrainschwierigkeiten zu erwartenden hohen Kosten, sowie auf die Finanzlage, endlich auch auf den wirthschaftlich vermuthlich nicht so bedeutenden Nutzen (die Bahn würde hauptsächlich zur Vollendung des strategischen Netzes dienen) vorläufig nicht zur Ausführung kommen. Die östlichen Staatslinien geben etwa 57 Proc. vom Bruttoertrage, $6^1/_2$ Proc. vom Anlagekapitale, die Westlinien (die übrigens 1884, auf welches Jahr diese Angaben sich beziehen, noch nicht ganz in Betrieb waren) einen Nettoertrag von etwa 47 Proc. der Einnahme, aber nicht ganz $1^1/_2$ Proc. des Anlagekapitals. Die Privatbahn in Mittel-Java, welche am längsten in Betrieb ist, ergab 64 Proc., die in West-Java 57 Proc. der Bruttoeinnahme als Gewinn. Die Aktien sanken 1884 nie unter 145 Proc. Einige kleinere Linien, deren Concession leider in verschiedenen Händen ist, befinden sich im Baue. Die Gesuche um Concession nehmen sehr zu, unter allen ist die wichtigste die, welche eine Verbindung längs der Nordküste (von Anjer ausgehend über Batavia und Samarang bis Surabaja) ins Auge gefaßt hatte; leider ist die Aussicht, diesen Plan verwirklicht zu sehen, vorläufig geschwunden. Außerhalb Java ist bis jetzt nur die auf Deli von einer Plantagengesellschaft unternommene kleine Linie (etwa 55 km) zu erwähnen, die wohl erst im nächsten Jahre ganz vollendet werden wird; von allen Linien, die vorgeschlagen werden, würde wohl diejenige, welche die Verbindung der Ombilienkohlenfelder in West-Sumatra mit der Küste bewerkstelligen soll, in wirthschaftlicher Beziehung die höchste Bedeutung besitzen. Seit Jahren schon wird über den Bau verhandelt. Die Regierung will sie nicht selbst anlegen, aber auch keine Rentegarantie übernehmen und ohne eine solche findet sich kein Unternehmer.

Alle Theile des Archipels sind durch regelmäßige Dampfschiffahrt mit einander verbunden, welche durch eine von der Regierung unterstützte englische Gesellschaft eingerichtet ist; außerdem ist die große Fahrt sowohl als die Küstenfahrt sehr lebhaft. Die letzten vollständigen Angaben, welche die Kolonialberichte geben, beziehen sich auf das Jahr 1883; nach denselben waren:

[1]) Ferguson: Ceylon in 1884.

Angekommen (Große Fahrt)	Dampfschiffe	Kubikmeter Inhalt	Segelschiffe mit europäischem Zeuge	Kubikmeter Inhalt	Segelschiffe mit malayischem Zeuge	Kubikmeter Inhalt
Auf Java und Madura beladen	428	1 078 845	294	561 773	11	849
„ „ „ „ in Ballast . . .	22	82 824	46	99 234	—	—
Auf anderen Besitzungen beladen	1472	984 685	120	77 868	1 594	114 169
„ „ „ in Ballast . . .	175	9 531	6	2 614	77	2 454
	2 097	2 155 885	466	741 489	1 682	117 472

Abgefahren (Große Fahrt)	Dampfschiffe	Kubikmeter Inhalt	Segelschiffe mit europäischem Zeuge	Kubikmeter Inhalt	Segelschiffe mit malayischem Zeuge	Kubikmeter Inhalt
Von Java und Madura beladen	362	1 013 998	297	616 770	14	877
„ „ „ „ in Ballast . . .	25	54 079	33	52 122	1	76
Von anderen Besitzungen beladen	1 314	679 430	121	83 604	1 174	76 979
„ „ „ in Ballast . . .	252	115 315	16	8 593	549	37 997
	1 953	1 862 822	467	761 089	1 738	115 929
Angekommen (Küstenfahrt)						
Von Java und Madura beladen	275	390 232	378	133 228	935	28 047
„ „ „ „ in Ballast . . .	—	—	16	10 657	56	868
Von anderen Besitzungen beladen	411	466 371	379	192 860	1 296	36 748
„ „ „ in Ballast . . .	3	958	18	15 444	59	1 079
	689	857 561	791	352 189	2 346	66 742
Abgefahren (Küstenfahrt)						
Von Java und Madura beladen	285	392 113	366	170 602	831	25 976
„ „ „ „ in Ballast . . .	3	1 282	84	24 612	158	3 779
Von anderen Besitzungen beladen	366	486 231	383	187 433	2 072	45 847
„ „ „ „ in Ballast . . .	3	1 178	24	41 297	24	334
	657	880 804	857	423 944	3 085	75 936

Die niederländisch-indische Handelsflotte zählte an über 30 cm messenden Schiffen am 31. December 1884:

Java	40 Dampfer	59 846 cbm Inhalt	1175 Segelschiffe	95 801 cbm Inhalt
Andere Besitzungen . . .	18 „	5 704 „ „	652 „	66 986 „ „
	58 Dampfer	65 550 cbm Inhalt	1827 Segelschiffe	162 787 cbm Inhalt

Für Rechnung von Privatpersonen wurden 1883 Waaren eingeführt

im Werthe von 137 401 082 Gulden; ausgeführt im Werthe von 151 893 525 Gulden,

und für Regierungsrechnung „ „ „ 8 421 585 „ „ „ „ „ 50 721 409 „

145 822 667 Gulden 202 614 934 Gulden

Der Werth der Ein- und Ausfuhr von und nach einigen Ländern (Privatrechnung) betrug:

	Einfuhr Gulden	Ausfuhr Gulden		Einfuhr Gulden	Ausfuhr Gulden
Deutschland	318 656	23 170	Singapore	33 784 066	29 336 862
Frankreich	1 568 592	5 083 790	Siam	1 720 588	44 966
Oesterreich	413 276	721 480	Saigon	4 498 391	82 659
England	22 122 549	14 474 280	China	1 901 606	290 404
Niederlande	52 122 155	48 988 489	Hongkong	748 579	222 101
Amerika	5 760 058	8 655 455	Timor delli	1 225 043	730 656
Britisch-Indien	8 706 507	512 280	Australien	2 171 442	4 088 310
Pulu Pinang	—	4 207 013			

Wir lassen nun die Angabe des Werthes der Ein- und Ausfuhr einiger Artikel folgen, welche erlauben, in Bezug auf das Leben der Eingeborenen und Kolonisten und auf Einnahmequellen wichtige Folgerungen zu ziehen, schicken denselben jedoch eine summarische Uebersicht der Bevölkerungsziffer (31. December 1883) voraus.

Dieselbe betrug mit Ausschluß der Armee und der Flotte 45 541 Europäer (darunter 34 912 in Indien Geborene), 351 252 Chinesen, 15 461 Araber, 7395 anderen orientalischen Rassen angehörige Personen, 20 367 944 Eingeborene auf Java; die Anzahl der Eingeborenen auf einzelnen anderen Inseln wird als zu unsicher gar nicht angegeben, die Totalziffer derselben außerhalb Java dürfte aber immerhin gegen 10 Millionen betragen.

Eingeführt wurden	Aus Holland Gulden	Aus anderen Ländern Gulden	Total Gulden
Eßwaaren	2 372 382	9 460 176	11 832 558
Reis	—	11 878 366	11 878 366
Bier	409 044	289 376	698 422
Branntwein	196 907	322 506	519 413
Genever	678 247	113 524	791 771
Allerhand Spirituosen	469 849	164 391	634 240
Wein	1 355 594	845 021	2 200 615
Mineralwasser	138 834	70 310	209 144
Manufakturen: baumwollene	20 194 949	17 757 260	37 952 209
Manufakturen: wollene u. halbwollene	1 929 191	745 112	2 683 303
Manufakturen: seidene u. halbseidene	587 823	1 299 125	1 886 948
Manufakturen: andere Arten	404 753	397 521	802 274
Modewaaren	375 796	674 030	1 049 826
Petroleum	443 071	6 067 962	6 511 033
Cigarren	180 480	3 087 276	3 267 756
Rauch- und Schnupftabak	71 317	877 603	948 920
Thee	—	1 041 899	1 041 899

Ausgeführt wurden u. A.	Nach Holland	Nach anderen Ländern	Total
Indigo (für den europäischen Markt)	3 459 448	78 496	3 537 944
Kaffee (geschält)	17 411 455	11 071 040	28 482 495
„ in der Schale	6 732 123	227	6 732 350
Zucker	6 370 791	53 872 743	60 243 534
Tabak	4 117 886	8 350 453	12 468 339
Thee	1 296 654	577 904	1 874 558
Zinn	2 154 559	884 381	3 038 940

Außerdem für Rechnung der Regierung:

Ausgeführt wurden u. A.	Nach Holland Gulden	Nach anderen Ländern Gulden	Total Gulden
Kaffee geschält	47 005 417	—	47 005 417
„ nicht geschält	207 261	—	207 261
Zinn	3 386 223	—	3 386 223

Die von der Ein- und Ausfuhr erhobenen Zölle, sowie die für den Gebrauch der Magazine bezahlte Pacht ergaben für die Regierung 1884 auf Java und Madura eine Einnahme von 8 677 212, auf den anderen Besitzungen von 1 389 767 Gulden. Unter den Einnahmequellen des Staates ist der Verkauf von Opium verhältnißmäßig eine der bedeutendsten; wie viel dagegen auch schon geschrieben und gesprochen ist, die Sache ist zu vortheilhaft, als daß der Staat sie aufgeben sollte. Für 1884 wurde der Gewinn am Verkaufe desselben (den die Regierung dem Pächter zu bestimmten Preisen liefert) auf Java und Madura allein auf beinahe drei Millionen, die von jenem bezahlte Pacht auf 12 Millionen Gulden angeschlagen; für die anderen Besitzungen lieferte diese Einnahmequelle etwa 3,7 Millionen. Leider würde es uns zu weit führen, wenn wir die einzelnen Einnahmen, die sich aus Patentrechten, Pachten, Kopfsteuer u. s. w. ergeben, eingehender besprechen wollten, was keine ganz leichte Aufgabe ist, da hinsichtlich derselben im ganzen Archipel durchaus keine Einheit besteht.

Ehe wir dazu übergehen, über Landbau und Industrie einige nähere Angaben zu machen, bemerken wir noch, daß der Salzverbrauch auf Java und Madura 1884 944 409 Pikols, à 125 Amsterdamer Pfund, auf den anderen Inseln zusammengenommen noch nicht ganz 200 000 Pikols betrug; das Pikol wurde auf Java zum Normalpreise von 6,72 Gulden verkauft (die Höhe des Preises erfährt in den verschiedenen Besitzungen und für verschiedenen Gebrauch kleine Aenderungen).

Die Sandwichsinseln und ihre Vulkane.

II. Zum Kilauea.

Ko. Havaii ist verhältnißmäßig sehr schwach bevölkert, und wer in seinem Inneren reisen und von dem gewöhnlichen Wege, auf welchem er auf Gastfreundschaft rechnen kann, abweichen will, muß sich wie zu einer Expedition in unbewohnte Gebiete ausrüsten. Der Kilauea wird gewöhnlich von Hilo aus besucht, aber diese Stadt liegt auf der Regenseite der Insel, ihre Umgebung ist darum reich bewachsen und für geologische Forschungen sehr wenig geeignet. Landet man dagegen auf der Südseite, von wo aus die Vulkane ebenso gut zugänglich sind wie von Hilo aus, so kann man sicher auf trockenes Wetter rechnen und hat ein wenig bewachsenes Land vor sich, auf dem man die geologischen Verhältnisse in aller Bequemlichkeit studiren kann. Das war für den Geologen entscheidend, und Dutton benutzte darum den wöchentlich nach der Provinz Kau gehenden Dampfer, der ihn in reichlich anderthalb Tagen von Honolulu nach dem Dorfe Waiohinu brachte. Hier fand er gastfreundliche Aufnahme auf der Zuckerplantage Naalehu und konnte mit Hilfe eines dort angesiedelten Europäers die nöthigen Packthiere und Leute miethen; ein Eingeborener, der den ganzen Vulkandistrikt genau kannte, wurde als Führer engagirt und nach sechs Tagen konnte der Reisende aufbrechen, mit einem Zelte, Kochgeschirren und den nöthigen Provisionen für sechs Wochen versehen.

Der Kilauea ist von Naalehu in gerader Linie nur 45 Miles entfernt; der Abhang, ausschließlich von unzähligen über einander ergossenen Lavaströmen gebildet, erhebt sich ganz allmählich und besteht zum Theil aus noch erkennbarer Lava, zum Theil aber ist er verwittert und äußerst fruchtbar geworden. Die Zuckerpflanzung liegt auf einem Gebiete, das seit vielen Jahrhunderten von keinem neuen Ausbruche berührt worden ist, etwa 600 bis 800 Fuß über dem Meere. Wenig weiter nach innen erhebt sich das Terrain rasch bis zu 1800 Fuß und der Abhang der dadurch gebildeten Hügelkette besteht aus Thon mit zwischengeschichteten Lavabetten. Diese Terrassenbildung erstreckt

sich um ganz Süd-Havaii herum, soweit sie nicht durch neuere Lavaergüsse unkenntlich gemacht worden ist; auch die Terrasse, auf welcher Naalehu mit den umgebenden Küstendörfern liegt, hat genau dieselbe Zusammensetzung aus Thon und Lavaschichten und beide beweisen, daß Süd-Havaii zwei bedeutende Hebungen, durch einen langen Zwischenraum getrennt, erfahren hat.

Die Straße von Waiohinu zum Kilauea läuft einige Miles weit der untersten Terrasse entlang, dann senkt sie sich in steilen Windungen hinunter zu dem am Meeresstrande gelegenen Honuapo. Die unterste Terrasse weicht hier ein paar Meilen vom Strande zurück und bietet einen merkwürdigen Anblick, der ganz an die Mesas und Buttes der nordamerikanischen Prärien erinnert. Zwischen diesen Massen sind tiefe Einschnitte, durch welche Lavaströme heruntergekommen sind, die unten in der trockenen Ebene noch schwarz und unbewachsen liegen, während sie je weiter nach oben desto reichere Vegetation tragen, bis sie in der Region der Nebel ganz unter dem Grün verschwinden. Die Lavaströme selbst zeigen zwei weit verschiedene Typen. Der eine, von den Eingeborenen Pahoehoe genannt, ist verhältnißmäßig wegsam; er besteht aus lauter in einander verfließenden Schlackenbuckeln mit rundlicher Oberfläche, als habe man eine Unzahl Kübel mit halbflüssigem Pech dicht neben einander ausgeschüttet. Der andere Typus heißt bei den Eingeborenen A-a und wird von unzähligen scharfkantigen Schollen und Trümmern gebildet, über die kaum fortzukommen ist. Beide Typen finden sich an demselben Lavastrome. So lange die Lava noch heiß ist und rasch, d. h. mit einer Geschwindigkeit von 15 bis 20 Miles stündlich, dahinfließt, bildet sich auf ihr eine Kruste, die aber fortwährend springt und kleinen Strömchen den Durchgang gestattet, welche auf ihr erstarren und zu den einzelnen Buckeln des Pahoehoe werden. Sobald aber die Lava so weit abgekühlt ist, daß sie zähflüssig wird, treten andere Erscheinungen ein; es bildet sich eine feste dicke Kruste, unter welcher die Lava sich, wie das Eis eines Gletschers, langsam weiter bewegt; die Kruste bricht, mengt sich mit der zähen glühenden Masse, es bildet sich eine neue Kruste, die wieder bricht, und so entsteht endlich die schollige Oberfläche des A-a, der „Superlativ von Rauhheit".

Gleich der nächste zu passirende Lavastrom bot ein schönes Beispiel von A-a, aber man hatte eine gute Chaussee hindurchgeführt; er hat seinen ganzen wilden Charakter noch, obschon die Tradition der Eingeborenen nichts über seine Entstehung weiß, und er somit mindestens einige Jahrhunderte alt ist. Ein zweiter Strom ähnlichen Charakters wird passirt, dann kommt die Pflanzung von Hilea und der Terrassenrand. Eine genaue Untersuchung stellt unwiderleglich fest, daß diese alluvialen Thonschichten unmöglich hier 1200 Fuß über dem nahen Meere abgelagert worden sein können; sie sind im Meere gebildet und ebenso die zweite und wahrscheinlich auch eine dritte in ca. 3400 Fuß Höhe gelegene, aber bis fast zur Unkenntlichkeit zerfressene Terrasse. Weiterhin steigt der Weg bei Punaluu noch einmal zum Meere herab. Hier mündet eine der unzähligen Wasseradern, welche alle unterirdisch vom Mauna Loa herabfließen. Auf seiner ganzen ungeheuren Oberfläche findet sich trotz des häufigen Regenfalles kein fließendes Wasser, kleine Sturzbäche nach den allerschwersten Regen ausgenommen; alles Wasser versinkt alsbald und kommt meistens erst unter dem Meeresspiegel zum Vorscheine, an einer Stelle südlich der Insel so stark, daß hier eine Störart, die sonst das Süßwasser aufsucht, ständig vorkommt.

Bei Punaluu verläßt man die Küste und wendet sich dem Berge zu, man marschirt über Pahoehoe, die anfangs mit dünnem, dann aber bei der Pflanzung Pahala mit tiefgrundigem Verwitterungsboden bedeckt ist. Der Rand der ersten Terrasse liegt hier 1600 bis 1800 Fuß hoch und von ihm aus sieht man in geringer Entfernung die etwa 1000 Fuß höhere zweite Stufe. Etwas zur Rechten liegt die Stelle, an welcher 1868 der berühmte große Schlammausbruch von Kapapala erfolgte. Er hat mit dem Vulkane eigentlich nichts zu thun, sondern war ein ungeheurer Bergschlipf; der mit Wasser durchtränkte Thon des steilen Terrassenrandes, durch die schweren Erdbeben von 1868 in seinem Zusammenhange gelockert, gerieth bei einem neuen heftigen Stoße in Bewegung und schoß mit entsetzlicher Geschwindigkeit bergab, so daß keiner von den Bewohnern des Dorfes Kapapala entrinnen konnte. Der Schlamm bedeckt eine Fläche von $2^1/_2$ Miles Länge und $^1/_2$ Mile Breite in einer Höhe von 40 bis 60 Fuß; heute ist er schon wieder überwachsen und bietet eine üppige Weide.

Ein benachbarter Viehhof, Kapapala Ranch, ist der letzte Platz auf dem Wege zum Kilauea, wo man Trinkwasser erhalten kann und ist deshalb, sowie wegen der bekannten Gastfreundschaft seiner Besitzer, eine beliebte Haltestelle für die Touristen, welche die Vulkane besuchen wollen. Hier beginnen die Laven des Kilauea und des Mauna Loa sich zu vermischen. Ersterer wird zwar gewöhnlich nur für ein Anhängsel des Mauna Loa gehalten, ist aber viel unabhängiger von ihm, als man annimmt, was besonders von Süden her deutlich ins Auge fällt. Der Boden tönt häufig hohl und überall sieht man die charakteristischen Tunnelbildungen, wie sie entstehen, wenn ein Lavastrom unter der schon erkalteten Kruste noch langsam weiter fließt; manche davon sind 4 bis 5 Miles lang und 60 bis 80 Fuß weit, andere bilden nur kurze, aber geräumige Höhlen und schrumpfen dann zu einem engen Gange zusammen. Diese Höhlungen sind so zahlreich, daß man sie bei der Berechnung der Gesammtmasse der Vulkane ernstlich in Betracht ziehen muß.

Eine Zeit lang zieht der Weg zwischen den beiden Vulkanen hin. Man trifft hier eine Anzahl Aschenkegel, die auf einer vom Kilauea auslaufenden Radialspalte an einander gereiht sind. Aehnliche Spalten laufen auch nach anderen Seiten von dem Lavasee aus; daß sie vollkommen unabhängig sind von dem Radialspaltensysteme des Mauna Loa, ist auch ein schlagender Beweis für die Selbstständigkeit des Kilauea. Weiterhin verläßt der Weg die Ueberreste der obersten Terrasse und windet sich nun über nackte Pahoehoefelder der Höhe zu. Es ist eine unbeschreibliche Einöde, ringsum nur die nackte braune Lava mit ihrer seltsam geformten höckerigen Oberfläche, ein großartiger, feierlicher, aber trostloser und monotoner Anblick, der sich nur mit dem ersten Erblicken des Meeres oder der Wüste oder eines nordischen Eisfeldes vergleichen läßt. Aehnliche Lavaflächen finden sich nur noch am Snake River in Nordamerika und vielleicht in Island. Ein paar Meilen weiter legt sich ein hoher Damm aus wild zerrissenen Schollen quer über die Pahoehoe, der Rand eines A-a-Feldes, das früher die Erreichung des Kilauea von dieser Seite her sehr erschwerte; es wird von einem Strome gebildet, der vom Mauna Loa 35 Miles weit bis zur Meeresküste bei Punaluu reichte, aber anscheinend schon in vorhistorischer Zeit ergossen wurde. Man hat an seiner schmalsten Stelle, wo er nur ungefähr eine Mile breit ist, einen guten Weg schnurgerade darüber gebahnt, und so gelangen die Reisenden ganz bequem hinüber und folgen seinem Rande einige Stunden lang, bis der Pfad sich ganz direkt dem Kilauea zuwendet. Der Aufstieg ist so ganz allmählich, daß man ihn nur mit Hilfe des Barometers

konstatiren kann. Etwa 12 Miles weiter legt sich wieder eine Barriere in den Weg; der Reisende ersteigt sie durch eine kleine Regenschlucht und sieht sich plötzlich auf einer schmalen Plattform, welche dicht vor ihm gegen 500 Fuß in einen ungeheuren schwarzen Kessel abstürzt; er steht am Rande des Kilauea.

III. Der Kilauea.

Ko. Der Weg von Kau herauf trifft den Kilauea an dem Westrande und zieht um sein Nordende herum nach dem am Ostrande gelegenen Volcano House, wo alle Besucher Nachtquartier nehmen. Schon nach anderthalb Miles steigt man steil empor zum höchsten Punkte des Kilauea-Randes, 4200 Fuß über dem Meere. Hier bietet sich an wolkenfreien Tagen eine wunderbare Fernsicht. Unmittelbar hinter dem Beschauer erhebt sich der Riesendom des Mauna Loa, der vielleicht nirgendwo einen so großartigen Eindruck macht als von hier aus; im Norden ragt, kaum minder großartig, der Mauna Kea und gerade zu Füßen liegt 700 Fuß tief der Boden des Kilauea, eine schwarze dampfende Ebene, aus welcher eine wild zerrissene chaotische Felsmasse vielleicht bis zur halben Höhe des Randes aufragt. Eine schwarze steile Felsenwand umgiebt die Ebene ringsum, aber unmittelbar am Rande beginnt wieder die tropische Vegetation in ihrer ganzen Herrlichkeit und Pracht. Aber nur auf einer Seite, denn die lange Achse des Kilauea bildet eine so scharfe Wetterscheide, wie man sie schwerlich zum zweiten Male auf der Welt findet; darum auf der Windseite ewiger Regen und üppiger Pflanzenwuchs, auf der Leeseite öde, dürre Lava.

Aber für diesmal war hier kein Bleiben; Menschen und Thiere bedurften der Ruhe und eilten dem gastlichen Volcano House zu. Erst am anderen Morgen begann die genauere Untersuchung, und auf den ersten Blick fiel dem Geologen auf, daß es sich durchaus nicht um einen Krater im gewöhnlichen Sinne handle, sondern zweifellos um eine Einsturzbildung, welche in Europa nur ein Analogon hat, das Val di Bove am Aetna. Der Makuaweoweo auf der Höhe des Mauna Loa so gut wie das ungeheure Becken auf der Höhe des Haleakala sind genau in derselben Weise gebildet durch den Einsturz der Bergkruste, welche früher ein Lavareservoir überdeckte und durch dessen Durchbruch an einer tieferen Stelle ihren Halt verlor. Dutton schlägt für solche Bildungen den Ausdruck Caldera vor, dessen Annahme sich empfehlen würde. Solche Calderen haben sich nicht auf einmal in ihrer ganzen Ausdehnung gebildet, sondern sind durch Nachstürze immer größer geworden. Auch am Kilauea läßt sich das in der Stufenbildung der Wände erkennen, welche die Anlage von sicheren Pfaden nach der Bodenfläche hinab erleichtert hat.

Dutton fand den Kilauea nicht als den ausgedehnten Feuersee, wie er gewöhnlich beschrieben wird. Fast zwei Meilen weit vom Rande erstreckt sich neugebildete schwarze Pahoehoe, dann erhob sich ein steiler, gegen 100 Fuß hoher Schlackenwall und erst auf seinem Gipfel sah er sich am Rande eines Lavasees von nierenförmiger Gestalt, etwa 450 Fuß lang und 300 Fuß breit, umgeben von senkrechten Wänden von 15 bis 20 Fuß Höhe. Eine schwarze Lavakruste überdeckte die Feuermasse, nur hier und da schimmerte die Gluth durch; die Hitze war durchaus nicht unerträglich. Dann und wann bricht einmal die Gluth durch und die Lava kocht für ein paar Minuten an einer kleinen Stelle, aber bald schließt sich die Oeffnung wieder. Dann bilden sich Risse am Rande, Lava tritt aus, aber auch sie überdeckt bald wieder eine schwarze Kruste. Auf einmal ändert sich die Scene; ein Netzwerk von Spalten überzieht die ganze Oberfläche, Scholle um Scholle versinkt in der Gluth, die ganze Oberfläche wird eine kochende Masse und hebt sich langsam empor, die strahlende Hitze wird unerträglich und zwingt zum Rückzuge. Aber schon nach wenigen Minuten beginnt die Oberfläche matter zu werden, es bilden sich dunkle Schollen und bald ist wieder die ganze Oberfläche schwarz und das Spiel beginnt von Neuem. Ein solcher Vorgang dauert 40 Minuten bis etwa zwei Stunden. Die Erklärung des regelmäßigen Wechsels ist nicht ganz einfach. Gewöhnlich nimmt man an, daß Lava bei einer Temperatur, die wenig über dem Erstarrungspunkte liegt, specifisch am leichtesten ist und dann allmählich schwerer wird; sobald sie vollständig fest geworden ist, kann sie darum nicht mehr auf der flüssigen Masse schwimmen und sinkt unter. Dutton bezweifelt aber, daß die von unzähligen Luftblasen erfüllte feste Lava wirklich schwerer sei als die flüssige und schlägt darum eine andere Erklärung vor. Er nimmt an, daß die obersten paar Zolle der Kruste durch die bei der raschen Abkühlung gebildeten Luftblasen leicht genug sind, um sich schwimmend zu erhalten, daß aber sich dann an ihrer Unterseite andere Schichten absetzen, die langsamer abkühlen und darum weniger Luftblasen bilden; diese sind darum specifisch schwerer und schließlich wird die Rinde so dick, daß die flüssige Lava sie nicht mehr trägt und sie bricht zusammen.

Auch bezüglich der Bildung von Pele's Haar ist Dutton anderer Ansicht als die meisten Geologen. Gewöhnlich nimmt man an, diese haarförmigen Schlacken bildeten sich, indem die kochende Oberfläche des Lavasees kleine Partikelchen in die Höhe schleudere, die vom Winde ausgezogen und weggeführt werden. Dutton sah sie massenhaft entstehen, obschon die Lava nicht kochte und nur ein schwacher Wind wehte. Er schreibt ihre Entstehung dem entweichenden Wasserdampfe zu; jedes Bläschen nimmt eine Umhüllung von zäher Lava mit empor und zieht sie zu Wolle aus, wenn es von der erhitzten Luft emporgewirbelt wird.

Die Lavaseen des Kilauea wechseln ihre Stelle ziemlich häufig. Der gegenwärtige, als New Lake bekannte, hat sich 1881 gebildet; 1878 war ein größerer am Nordende, dessen Stelle heute nicht mehr bestimmbar ist, 1853 bestanden fünf oder sechs. Heute besteht noch ein zweiter Lavasee, den die Eingeborenen für den Hauptsee ansehen und darum Halemaumau nennen, wie früher der ganze Krater hieß. Er liegt auf der Höhe der oben erwähnten bis zur Hälfte der Umwallung aufragenden Schlackenmasse und ist in ständigem Sieden und Kochen begriffen, so daß sich hier eine Kruste nicht bilden kann. Die Annäherung ist schwierig und gefährlich, da auch die Umgebung eine lebhaftere Thätigkeit zeigt; seine Länge beträgt 1000, seine Breite 600 Fuß. Das Kochen, offenbar durch entweichende, wahrscheinlich schweflige Gase bedingt, findet nur an einigen öfter wechselnden Stellen statt; die sogenannten „blowing cones", verkehrt trichterförmige Schlackenmassen, welche aus einer Oeffnung an der Spitze Dampf ausstoßen, wurden nicht gesehen. Der Halemaumau zeigte überhaupt keine schwimmenden Schlacken.

Ein dritter großer Lavasee, Old South Lake, bestand bis 1880 in der Südecke des Caldera; er ist nun vollständig überrindet, aber nichts weniger als erloschen; aus den Spalten quillt immer noch von Zeit zu Zeit Lava hervor und man muß beim Betreten der Stelle sehr vorsichtig sein.

Eine Vergleichung des heutigen Zustandes mit dem von älteren Besuchern beschriebenen scheint auf eine Abnahme der Feuererscheinungen zu deuten, aber es wäre ein großer Irrthum, wenn man daraus auch auf eine Abnahme der

vulkanischen Thätigkeit schließen wollte. Vor Allem ist die Caldera heute um 400 bis 500 Fuß weniger tief als vor 40 Jahren, die Lavamasse also um eben so viel gestiegen, und kurz nach Dutton's Besuche durchbrach sie die Schlackendecke und verwandelte ungefähr für einen ganzen Monat die Hälfte des Calderabodens in einen ungeheuren Lavasee, indeß ohne daß ein Durchbruch nach außen erfolgt wäre.

Die Caldera des Kilauea wird vom Mauna Loa durch eine Einsenkung geschieden, die allerdings nur 340 Fuß tief ist; sie muß aber schon deshalb als ganz unabhängig von ihm angesehen werden, weil es absolut unmöglich wäre, daß die Lava im Schlunde des Mauna Loa 9300 Fuß höher emporsteigen könnte, wenn sich unten eine kommunicirende Oeffnung befände. Kilauea liegt aber nicht auf dem höchsten Punkte der von ihm aufgebauten Masse, sondern ein paar Miles westlich davon; alte Lavaströme gehen darum auch nicht von dem Caldera, sondern von der Spitze aus, und ebenso die Spalten, auf welchen die Aschenkegel stehen. Hier finden sich auch Bimsstein und andere Auswurfsprodukte, vielleicht die Zeugen des Ausbruches von 1789, welcher in den Traditionen der Kanaken eine große Rolle spielt und bei welchem das Heer des Königs Keoua von Hilo, das zum Angriffe gegen Kau vorrückte, von den Schwefeldämpfen der erzürnten Pele vernichtet wurde. — Am Südende der Caldera klafft ein gähnender Spalt von 12 bis 15 Fuß Weite, in der Umgegend als der 16-Meilen-Spalt bekannt, weil er sich in gerader Linie 16 Meilen weit erstreckt; er trägt zahlreiche Aschenkegel und stößt an verschiedenen Stellen noch Dampf aus.

Weiter östlich liegt eine kleinere, doch immer 1500 bis 1600 Fuß im Durchmesser messende Caldera, Kilauea-iki, Klein-Kilauea genannt, und noch etwas weiter eine zweite, größere, Poli-o-Keawe genannt. Kleinere Einsenkungen finden sich in Menge längs einer Linie, welche bis nach Nanawale am Meere reicht. Hier ist nach der Tradition noch unter der Regierung eines jeden Königs ein Ausbruch erfolgt, der letzte im Jahre 1840; das ganze Gebiet ist nun aber so dicht mit Wald überwachsen, daß genauere Untersuchungen sehr schwierig sind.

Dutton denkt sich die Entstehung des Kilauea in folgender Weise. Eine mächtige Lavamasse ist aus der Tiefe bis nahe an die Oberfläche vorgedrungen, mit oder ohne eigentliche Eruption; die glühende Masse schmilzt einen Theil der oberflächlichen Felsen; sinkt dann ihre Oberfläche plötzlich in Folge eines Lavadurchbruches im tieferen Niveau, so verliert die Decke ihren Halt und ein Theil stürzt ein. Nach dem Aufhören der Eruption steigt die Lava wieder und der Proceß beginnt von Neuem, und der nächste Ausbruch vergrößert die Caldera. Daß der Boden, unter welchem doch zweifellos überall Lava glüht, nicht einsinkt, wie an dem New Lake, scheint davon herzurühren, daß er ausschließlich aus ganz leichter blasiger Pahoehoe besteht.

IV. Der Mauna Loa.

Reisende, welche vom Kilauea aus den Mauna Loa besteigen wollen, gehen gewöhnlich bis Kapapala zurück und benutzen von dort aus einen bequemen Weg. Dutton hatte aber dazu gar keine Lust und beschloß den direkten Aufstieg zu versuchen. Der Weg führt über reiche Grasflächen und durch die charakteristischen Wälder des Koabaums, die früher den Eingeborenen ihre Canoes und jetzt ein gesuchtes Tischlerholz liefern; er herrscht in den Zonen von 4000 bis 6000 Fuß vor und bildet noch ausgedehnte Bestände, hat aber neuerdings sehr durch das verwilderte Rindvieh gelitten, das keinen Nachwuchs aufkommen läßt.

Ein mächtiger rauher Lavastrom zwingt zu einem erheblichen Umwege, auf welchem sein unteres Ende umgangen wird; dann steigt man zu einem Viehhof hinauf, wo eine cementirte Cisterne Trinkwasser für Menschen und Vieh liefert; in der Nähe sind die Ueberreste einer dritten Terrasse noch ziemlich deutlich zu erkennen. Hier in Ainapo machen alle Bergbesteiger Halt, denn hier findet man zum letzten Male Feuerholz, Wasser und Gras beisammen. Das Gehöft liegt in 4200 Fuß Höhe und bietet eine prachtvolle Aussicht aufs Meer hinab. Auch Dutton machte hier Station, um zunächst einmal die Ausbruchsstelle von 1880 zu besuchen. Unter Führung eines eingeborenen Ziegenjägers brach er am anderen Morgen dorthin auf, schlug aber schon in 6700 Fuß Höhe das Lager auf, um zunächst einmal die umliegenden Lavaströme zu erforschen; beim Morgengrauen am nächsten Tage ging es weiter hinauf, immer über kahle Lava, zwischen unzähligen Strömen verschiedenen Alters hindurch. Mit möglichster Vermeidung des A-a, der immer vorherrschender wird, bringt der Führer den Reisenden bis zu 11 800 Fuß, aber hier können die Maulthiere nicht weiter und müssen zurückgelassen werden. Etwa eine Meile weiter erreicht man die ungeheure Spalte, aus welcher der Lavastrom von 1880, einer der größten, die je beobachtet wurden, hervorbrach; sie ist bald eng, bald erweitert sie sich zu Höhlen und Löchern, in deren Tiefe man die obsidianartige Lava sieht. Nirgends ist ein Auswurfskegel zu erkennen, die Lava ist ausgeströmt wie eine ruhige Quelle. Sie ist an drei verschiedenen Stellen und zu verschiedenen Zeiten ausgebrochen; der erste Strom floß in den Raum zwischen den beiden Bergen und bedeckte innerhalb dreier Wochen etwa 12 bis 15 Quadratmiles. Etwas später brach ein wenig tiefer der zweite Strom aus und überdeckte einen Raum von 10 Miles Länge und $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Mile Breite nach Kau hinunter; der Hauptstrom war aber erst der dritte, der wieder etwas tiefer ausbrach und bei einer Länge von 45 Miles und einer Breite von 3 Miles erst ganz kurz vor dem Hafen von Hilo Halt machte. Dem Ausbruch war eine lebhaftere Thätigkeit in der Gipfelcaldera vorausgegangen, ganz wie man dieselbe auch 1855 und 1859 beobachtete; die Ausbruchsstelle liegt etwa 800 Fuß unter dem Boden derselben. Nur wenig weiter nordwestlich liegt die Ausbruchsstelle von 1855, so wenig auffallend, daß man kaum glauben mag, daß aus ihr die Lava ununterbrochen dreizehn Monate lang floß.

Nach einem sehr nöthigen Rasttage in Ainapo brach Dutton zur Besteigung des Gipfels auf; es führt nur ein passirbarer Weg dahin, der ohne Führer nicht zu finden ist, auf dem man aber bis zur Spitze hinaufreiten kann. Man kann die Entfernung, 20 Miles oder 10 Wegstunden, in einem Tage machen, aber Dutton zog vor, zwei Tagemärsche daran zu wenden und an der Vegetationsgrenze zu lagern. In der Waldregion bietet sich überreiche Gelegenheit zur Jagd; alle eingeführten Hausthiere, selbst Pferde und Esel, treiben sich hier verwildert herum, am häufigsten sind Rinder und Ziegen; die gleichfalls sehr häufigen Schweine hält Dutton nicht für verwilderte Hausschweine, sondern für eine einheimische, der indonesischen nächst verwandte Rasse. In nächster Nähe des Lagers, das bei 6700 Fuß aufgeschlagen wurde, gelang es noch am Nachmittag, ein paar Schweine und eine junge Kuh zu erlegen und so die Gesellschaft reichlich mit frischem Fleische zu versorgen.

Am anderen Morgen genügte ein halbstündiger Marsch, um die letzten Spuren der Vegetation hinter sich zu lassen,

und ein fünfstündiger Ritt brachte den Reisenden auf die ausgedehnte Hochfläche, welche den Gipfel des Mauna Loa bildet. Sie hat eine Länge von fünf, eine Breite von vier Meilen, und man hat noch ungefähr $1\frac{1}{2}$ Meilen zurückzulegen, bis man an den Rand der Caldera, des Makuaweoweo, gelangt. Die Hochfläche ist rauher und unebener als die Abhänge, kleinere Lavamassen haben sich aus unzähligen Spalten ergossen, aber nirgends sieht man eine Spur von einem Aschenkegel.

Ganz plötzlich steht man an dem senkrechten Rande der Caldera. Der Anblick ist großartiger als der des Kilauea, obschon die Dimensionen etwas geringer sind. 600 Fuß tief stürzen die Felsen ringsum senkrecht ab und nur an einer Stelle ist ein Abstieg möglich. Von vulkanischer Thätigkeit war augenblicklich durchaus nichts zu bemerken, keine glühende Lava, keine Spur von Dampf, der Lavasee völlig überrindet. Aber es waren kaum zwei Jahre seit der großartigen Eruption verflossen, wo der Makuaweoweo Lavamassen bis zu 1000 Fuß Höhe emporschleuderte und die ganze Gegend erhellte, bis die Lava von 1880 durchbrach. Die Caldera ist etwa drei Miles lang, $1\frac{3}{4}$ breit, ihr Boden besteht ausschließlich aus schwarzer Lava, die jedoch nicht in einer Ebene liegt; nur an der Westseite stand ein kleiner Aschenkegel dicht am Rande, erst 1878 entstanden. Am Nordostrande kann man ohne sonderliche Gefahr hinabsteigen, erst am senkrechten Abhange über dem erkalteten Lavasee findet man Schwierigkeiten. Der Boden gleicht im Ganzen dem des Kilauea, nur daß die Lavaseen fehlen; selbst ein dem Poli-o-keawe entsprechender kleinerer Anhang findet sich. Es scheint aber, als ob die Lavamasse selbst nach schweren Ausbrüchen nicht in derselben Weise in die Tiefe sänke, wie man das zu wiederholten Malen am Kilauea beobachtet hat. Freilich vergehen aber auch Jahre, ohne daß Jemand den Gipfel des Mauna Loa besteigt, während Kilauea so zu sagen unter fortwährender polizeilicher Aufsicht steht.

Dutton verbrachte eine Nacht in der Caldera, aber sie erweckte keine Sehnsucht nach einer zweiten. Die Erforschung der Umgegend lieferte ihm den unumstößlichen Beweis, daß auch Makuaweoweo nicht die Folge einer ungeheuren Explosion ist, welche den Gipfel des Vulkans hinwegschleuderte, sondern ein Einsturzbecken, gerade wie Kilauea. Doch finden sich auf der Höhe auch Spuren von zahlreichen Ausbrüchen, die man am Aetna oder Vesuv schon bedeutend nennen würde; sie gelangen oft gar nicht zur Beobachtung, da der Mauna Loa mindestens die Hälfte des Jahres hindurch von einem dichten Wolkenschleier verhüllt ist und sein Gipfel nur selten besucht wird.

Die Wolken beschäftigten den Reisenden auch fast ausschließlich während des Abstieges. Die des Passatwindes erheben sich nur selten über 8000 Fuß, während ihre Unterfläche bis zu 4000 und selbst 2000 Fuß hinabreicht. Ueber ihnen ist die Luft immer heiter und der 100 englische Meilen entfernte Gipfel des Haleakala auf Maui ist vom Mauna Loa aus vollkommen deutlich sichtbar, während man unterhalb des Wolkengürtels selbst auf 15 bis 20 Miles hin eine Insel von der anderen aus nicht erkennt. Zwischen 8000 bis 10 000 Fuß herrscht fast konstant Windstille, weiter oben spürt man andere Luftströmungen, meist dem Passat gerade entgegengerichtet; auch Stürme sind hier häufig, aber bis jetzt fehlen noch alle genaueren meteorologischen Beobachtungen.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Dem Verlangen Vieler, etwas Zusammenhängendes über diejenigen Gebiete, welche unsere Kolonialpolitik in den Vordergrund des Interesses gerückt hat, zu erfahren, kommen mehrere Publikationen aus dem Verlage von Greßner und Schramm (Leipzig) in erwünschter Weise entgegen, indem sie das in Büchern und Zeitschriften zerstreute Material an Nachrichten und Abbildungen gesammelt und gesichtet vorführen. Namentlich sind es die drei Bände von „Europas Kolonien. Von Dr. H. Roskoschny", welche 1) das Congogebiet und seine Nachbarländer (namentlich Stanley's und Brazza's Reisen und die Errichtung des Congostaates), 2) Südafrika bis zum Sambesi und Kap Frio und 3) Afrikas Ostküste und das Seen-Gebiet behandeln. Der Geograph von Fach findet darin natürlich vielfach Bekanntes aus älterer und neuerer Zeit; für ein großes Publikum wüßten wir augenblicklich keine bessere Zusammenstellung zu nennen. Dasselbe gilt von „Karl Hager, Kaiser Wilhelms-Land und der Bismark-Archipel" desselben Verlages.

— Nach einer Mittheilung von Generalkonsul Playfair (Geol. Magaz. 1885, S. 562) ist ein prachtvolles Marmorlager bei Kleber in der Provinz Oran an der sogenannten Montagne grise gefunden worden, wo sich auf einer Fläche von ca. 1500 Morgen eine ganze Masse der schönsten Marmorvarietäten, weiß, rosenroth gescheckt, auch der prachtvollste Giallo antico finden. Die Brüche gehören einem Italiener in Oran, Namens del Monte.

— Zur Ergänzung der auf S. 157 ff. des laufenden Bandes abgedruckten Mittheilungen über die Buren von Humpata entnehmen wir einem späteren Briefe des Herrn P. J. van der Kellen noch folgende Angaben: Die Kubango-Kommission ist unverrichteter Sache zurückgekehrt, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Es ergiebt sich, daß sie nur eine Demonstration zum Zwecke hatte, und daß die Mittel nicht genügten, sich im Umbellalande festzusetzen. Am 31. August kam die Nachricht, daß die Hottentotten einen Einfall in portugiesisches Gebiet gemacht und sich Mossamedes genähert hatten; die Regierung machte keine Anstalten, ihnen entgegenzutreten, sondern ersuchte die Buren, dies zu thun, die jedoch sich herzlich dafür bedankten. Diese Hottentotten sind verwegene Räuber, die in früherer Zeit durch die Buren nach Damraland zurückgedrängt, jetzt aber in der Behandlung der Waffen sehr geübt sind. Die englischen Händler, welche Damraland besuchten, haben sie mit den besten Hinterladern ausgerüstet, haben sie reiten gelehrt und sie dann zur Jagd auf Strauße und Elephanten verwendet. So stehen sie den Buren im Gebrauche von Pferden und Waffen durchaus nicht nach und sind dadurch für die Portugiesen, von denen man nicht dasselbe sagen kann, sehr gefährliche Feinde geworden. Sie haben keine permanente Wohnungen und pflanzen Nichts für ihren Unterhalt; bis vor wenigen Jahren lieferte die Jagd, deren reichen Ertrag sie in der Walfischbai verkauften, reichliche Mittel, um sich Pulver und Blei und, was ihnen noch wichtiger ist, Branntwein und Kaffee anschaffen zu können. Diese Quelle ist jetzt

erschöpft, die Elephanten sind beinahe alle aus der Gegend verschwunden und die Hottentotten sind jetzt auf Raub angewiesen, was um so mehr zu bedauern ist, als sie ihre Züge gegen eine Kolonie richten, welche anfängt, ein gewisse Entwickelung zu erreichen. — Im nächsten Jahre (1886) wird ein großer Zuzug von Buren aus Transvaal erwartet; die Furcht vor den Schwierigkeiten der Reise scheint dort nicht so groß zu sein als der Wunsch, die gegenwärtige Umgebung zu verlassen. Die Ernte, mit welcher man bei Abgang des Briefes gerade beschäftigt war, machte auf van der Kellen den Eindruck, daß der Ackerbau auf der Hochfläche noch einer bedeutenden Entwickelung fähig sei; Qualität und Quantität des gewonnenen Korns sind sehr bedeutend.

— Die „Berl. Pol. Nachr." geben „auf Grund authentischer Angaben" von der Ausdehnung der neuen deutschen Schutzgebiete über einige Volksstämme in Südafrika folgende Uebersicht: Das Gebiet der Hereros, des nach allen Berichten am höchsten unter jenen Stämmen stehenden Volkes, umfaßt einen fast quadratischen Flächenraum zwischen dem 19. und 23. Grade südl. Br. und dem 15. und 19. Grade östl. L. (von Greenwich). Die Bevölkerung besteht aus den eigentlichen Hereros, welche den ziemlich ebenen südöstlichen Theil des Gebietes bewohnen, und den Berg-Damaras, oder, wie sie sich selbst nennen, Ihaukoin, welche den gebirgigen nordwestlichen Theil inne haben. Die Hauptstadt Okahandya, Residenz des Maherero, in welcher der deutsche Reichskommissär für das südwestafrikanische Schutzgebiet, Dr. Goering, den Vertrag mit dem Herrscher abschloß, liegt in dem eigentlichen Hererogebiete, ziemlich nahe an der Grenze des bereits längst unter deutschem Schutze stehenden Namaqua-Landes, an den Ausläufern des Gebirges. Südlich vom Hererolande liegt das bedeutend kleinere Gebiet der Bastards von Rehoboth, zu beiden Seiten des Wendekreises des Steinbocks, von welchem es ungefähr in der Mitte durchschnitten wird, etwa zwischen dem 16. und 18. Grade östl. L. und dem 24. und 26. Grade südl. Br. Noch weiter südlich liegen die Gebiete der Namaqua in Gideon (24. bis 25. Grad südl. Br. und 18. Grad östl. L.), deren Häuptling sich Moses Witboi nennt, und der Namaqua von Berseba (23. bis 25. Grad südl. Br. und 17. bis 18. Grad östl. L.). Das Oberhaupt des letzteren Stammes, Jakobus Izaak, hat sich bereits am 28. Juli 1885 unter deutsches Protektorat gestellt. Das umfangreichste aller dieser Gebiete ist dasjenige des rothen Volkes, dessen Häuptling, der Kapitän Manasse, zu Hoachanas residirt. Das rothe Volk hat die Landstriche inne, welche die vier oben beschriebenen Gebiete im Osten in einem großen Bogen umfassen, und welche sich etwa als ein nach Westen gebogenes Horn darstellen, dessen Basis auf dem Namaqua-Lande ruht, während seine Spitze, das Herero-Land umschließend, bis an das Ovambo-Land heranreicht. Seine östliche Grenze läuft von der nördlichsten Biegung (zu West) des Oranje-Flusses, sich bis über den 22. Grad östl. L. hinaus in die Kalahari-Wüste hineinziehend und den 20. Grad östl. L. ungefähr unter dem 19. Grade südl. Br. schneidend, bis etwa zum 17. Grade östl. L., nördlich vom Ovambo-Flusse. Allerdings liegt dieses Gebiet zu einem Theile in der englischen Interessensphäre, es werden also dort, wie es auch der siebente Punkt des Vertrages vorsieht, noch genauere Grenzbestimmungen nothwendig werden, wie denn überhaupt die Gebiete aller dieser, zum größten Theil nomadisirenden Stämme bisher durchaus nicht feste Grenzen aufwiesen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Der letzte Census der Hawaiischen Inseln vom Jahre 1884 hat nach „Nature" im Vergleiche zu demjenigen von 1878 einige bemerkenswerthe Resultate ergeben. In diesen sechs Jahren haben sich die unvermischten Eingeborenen von 44 088 auf 40 014 vermindert, die Mischlinge dagegen von 3420 auf 4218 vermehrt. 1878 zählten die chinesischen Einwanderer nur 5916 Köpfe, 1884 aber das Dreifache: 17 931. Alle anderen Bestandtheile der Bevölkerung haben gleichfalls zugenommen: die portugiesischen Arbeiter von 436 auf 9377, die Einwanderer aus den Vereinigten Staaten von 1276 auf 2066, die britischen Unterthanen von 883 auf 1282, die Deutschen von 272 auf 1600 u. s. w. Die Zahl der im Archipel von fremden Eltern geborenen Kinder wuchs von 947 (1878) auf 2040 (1884), die Gesammtbevölkerung von 57 985 auf 80 578, trotzdem die Eingeborenen in den sechs Jahren um etwa 10 Proc. abgenommen haben. So haben wir hier das friedliche Erlöschen einer Rasse anscheinend in Folge von Naturgesetzen vor Augen. Die Hawaiier regieren sich selbst unter einem einheimischen Souverän und unter ihren gewohnten Bedingungen, und doch verschwinden sie reißend rasch, einfach in Folge der Anwesenheit anderer Stämme, ohne Krieg oder irgend eine andere der Ursachen, welchen man gewöhnlich den Verfall der Völker zuschreibt. So bieten die socialen Verhältnisse jenes Archipels gerade jetzt in mehrfacher Hinsicht ein interessantes Studium dar.

Nordamerika.

— Der englische Geologe Mellard Reade macht in seiner Eröffnungsrede in der geologischen Gesellschaft in Liverpool darauf aufmerksam, daß die von den amerikanischen Beobachtern herausgerechnete Periode, innerhalb deren der Mississippi sein Flußgebiet um einen Fuß erniedrigt, mit 6000 Jahren um mindestens ein Viertel zu lang gegriffen ist, da man dabei nur die dem Wasser mechanisch beigemengten Substanzen in Betracht gezogen hat. Rechnet man auch die gelösten Stoffe mit, so genügen schon 4500 Jahre, um das Land um einen Fuß zu erniedrigen.

— In Guanajuato in Mexiko, wo seit Menschengedenken kein Schneefall vorgekommen ist, fielen nach einer Mittheilung im „American Naturalist" am 5. Februar dieses Jahres bei + 4 bis 5° C. binnen wenigen Stunden 8 Zoll Schnee.

— Schon in den alten Zeiten vor der spanischen Eroberung war nach Dr. O. Stoll (Guatemala. Reisen und Schilderungen aus den Jahren 1878 bis 1883) der Kakao ein beliebtes Nahrungsmittel der Indianer gewesen. Linguistische Gründe machen es höchst wahrscheinlich, daß der Gebrauch des Kakao sich von Mexiko aus zu den Maya-Stämmen von Centralamerika verbreitet habe. Im mexikanischen Nahuatl bedeutet Cacauatl die Kakaobohne, und die sämmtlichen, in den Sprachen der Maya-Familie gebräuchlichen Ausdrücke für Kakao sind bloß Verstümmelungen dieses mexikanischen Wortes. Kakaobohnen dienten in den vorspanischen Zeiten als Münze, und heute noch bedienen sich die Indianer vieler Gegenden bei ihren kleinen Handelsgeschäften häufig derselben als Scheidemünze, wobei etwa 16 Bohnen für einen Cuartillo ($^1/_4$ Real = 16 Centimes) gerechnet werden. Acht Bohnen gelten als „Racion".

Inhalt: Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien. XXXI. (Mit sechs Abbildungen.) — Emil Metzger: Holländisch-Indien im Jahre 1886. I. — Die Sandwichsinseln und ihre Vulkane. II. III. IV. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 29. April 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIX. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1886.

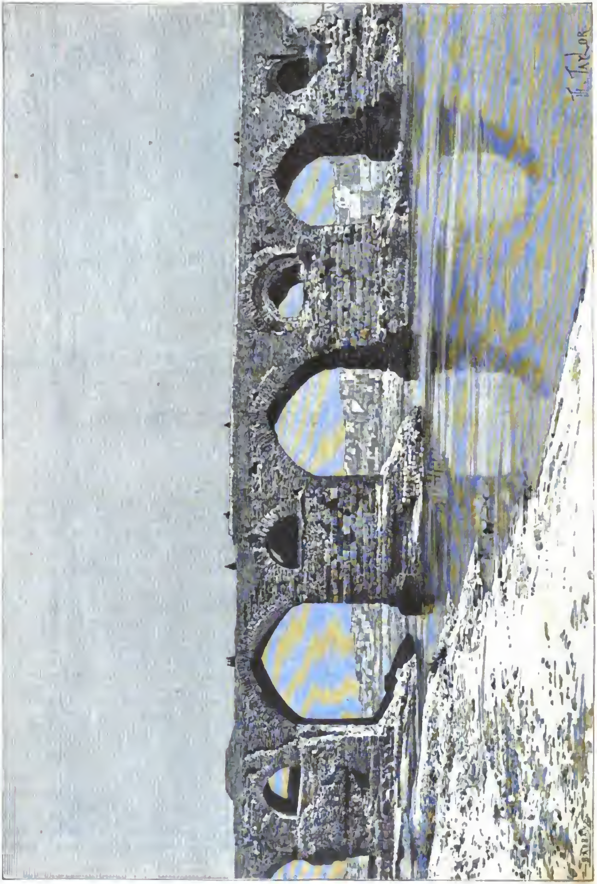
Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXXII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Rings um das Lager des Lurenhäuptlings Mohammed dehnen sich weite Getreidefelder und grüne Weiden aus; weiterhin zeigen sich längs der von Karawanen belebten Straße nach Dizful zahlreiche Dörfer, deren Gärten die Fruchtbarkeit des Bodens beweisen, welchem vielfach nur die Arbeit des Ackerbaues und die Bewässerung fehlt. So zogen sie von Oase zu Oase hin, bis sich Dizful ihren Blicken darbot. Die Stadt liegt an dem aus den Bergen Luristans herabkommenden Ab-Dizful und zieht sich amphitheatralisch auf einem sehr steil abfallenden Ufer hin; ihr Anblick ist ein überaus freundlicher. Schon lange, ehe die Karawane sie erreichte, erfreuten sich die Reisenden an ihren von der Abendsonne beschienenen Gärten, den übereinander aufsteigenden Terrassen der Häuser und der großartigen Brücke, der die Stadt ihren Namen verdankt (diz = Festung, pul = Brücke, also Dizful = Festungsbrücke). Dieses Bauwerk, den Angaben der persischen Geschichtsschreiber zufolge von Ardeschir Babegan ausgeführt, besteht aus riesigen Pfeilern, welche nach römischer Art aus Gußmörtel mit einer Ueberkleidung von Hausteinen errichtet sind, während die ältesten aus Ziegeln erbauten Bogen in ganz persischem Stile auf die Zeit Sultan Saladin's zurückgehen.

Bei vollkommener Nacht ließen die Reisenden ein großes plumpes Gebäude, die Sommerresidenz des Gouverneurs, zur Linken und betraten die Brücke. Das am anderen Ende derselben gelegene Stadtthor war schon seit Sonnenuntergang geschlossen und der Wächter weigerte sich, es zu öffnen. Marcel Dieulafoy reichte also zunächst dem letzteren ein Trinkgeld hinüber, aber dieser fand dasselbe ungenügend und gab es mit würdevoller Geste zurück, in der Hoffnung, daß es vergrößert würde. „Das Thor" — sagte er — „wird bei Sonnenaufgang geöffnet werden; laß mich schlafen." „Du findest das Geschenk zu klein?" schrie Marcel, indem er mit dem Kolben seiner Flinte gegen das Thor schlug. „In einer Viertelstunde wirst du mich umsonst zum Statthalter führen. Inzwischen laufe zum Hakim und bringe ihm diesen Brief Sr. Hoheit Zelle Sultan; die Leute im Palaste werden dir schon sagen, ob du klug gehandelt hast!" Durch diese Drohung eingeschüchtert, nahm der Wächter das Schreiben, prüfte das Siegel, wurde plötzlich milde gestimmt und reichte den Begleitern des Reisenden zur Beruhigung eine brennende Wasserpfeife hinaus. „Entschuldige mich, Excellenz, das Land wird von Räubern unsicher gemacht. Ich glaubte, es mit Beni Lâm zu thun zu haben. Gleich suche ich die Schlüssel." Damit entfernte er sich. Inzwischen stellte sich ein Genosse von ihm ein und bettelte: „Excellenz, schenke einem Unglücklichen, der im ersten Schlafe gestört worden ist, ein kleines Bakschisch!" „Erst öffnen" — war die Antwort — „dann wollen wir weitersehen." Und dann öffnete sich das alte Thor, in seinen Angeln knarrend, um die kleine Karawane einzulassen und mit ihr zugleich einige Kohlenbrenner, welche gleichfalls zu spät gekommen waren und sich schon darauf gefaßt gemacht hatten, die Nacht auf ihren Bündeln gelagert hinzubringen.



Dizful und seine Brücke.

Wie ihm vorausgesagt worden war, führte nun der Thorwächter die Ankömmlinge durch die schmutzigen, gewundenen Straßen von Dizful; die Thiere wateten in dem Rinnsteine, der die Mitte der Gassen einnimmt, die Fußgänger drückten sich auf einem schmalen Steige an den Häusern entlang, aber alle erreichten schließlich ihr Ziel. Das prinzliche Siegel verschaffte den Reisenden ein gut verwahrtes Zimmer, das ihnen nach den im Sumpfe und unter den Zelten der Beni Lâm verbrachten schrecklichen Nächten doppelt wohnlich und gemüthlich erschien. Die nächsten Tage goß ohne Aufhören der Regen vom Himmel herab und erlaubte es den Reisenden nicht einmal, auf die Terrasse des Hauses zu steigen und von dort aus dem Ruinenhügel von Susa wenigstens einen Blick aus der Ferne zuzusenden. So vertrieben sie sich die Zeit dadurch, daß sie mit ihren Wirthen Höflichkeiten austauschten.

Arabistan, eine der wichtigsten Provinzen des südwestlichen Persiens, wird gegenwärtig von einem Oheim des Schahs, Heschtamet Saltane mit Namen, regiert, welcher seine Residenz in jeder Jahreszeit verlegt. Die meiste Zeit wohnt er in Schuster, im Frühlinge aber kommt er nach Dizful, wo die Temperatur kühler ist, als in seiner Winterresidenz. Während seiner Abwesenheit ist die Verwaltung der Stadt einem Stellvertreter (Najeb Lukumet) anvertraut. Dieser Untergouverneur, begleitet von seinen Mirzas oder Sekretären, stellte sich den Reisenden zur Verfügung und suchte sie zu überreden, in Dizful das Ende der Regenzeit abzuwarten. Wie er den Fremden mittheilte, wäre die



Die Mirzas (Sekretäre) des Statthalters von Arabistan.

Stadt im Aufschwunge begriffen und verdiente viel eher als das verfallene Schuster Hauptstadt von Arabistan zu sein. Die Bevölkerung hätte sich seit einigen Jahren verdoppelt und der Handel eine Ausdehnung und Entwickelung genommen, von welcher bei Schuster nie die Rede sein könnte. In den fruchtbaren Ebenen der Umgegend erzielte man mühelos die schönsten Getreideernten, die Heerden lieferten eine durch ihre Feinheit berühmte Wolle, und die gut rentirende Indigokultur versorge zahlreiche Färbereien, welche bei aller Ursprünglichkeit den Webern die Faden lieferten zur Fabrikation der blau und weißen Tschader, die von den Frauen des gemeinen Volkes und der mittleren Klassen getragen werden. Weiter lobten die Mirzas das „süße" Wasser des Ab-Dizful, die Kühle der Zirzamin (unterirdische Wohnräume), welche in dem Konglomerate, auf welchem Dizful erbaut ist, angelegt sind, und vor Allem die unvergleichliche Straßenpolizei, die Reinlichkeit der Stadt, mit welcher es freilich nicht viel auf sich hat. Wenn nicht die winterlichen Regengüsse die Straßen in Gießbäche verwandelten und allen während des Sommers aufgehäuften Unflath mit hinwegspülten, würde wohl auch Dizful darin anderen Städten des Orients vollkommen gleichen. In Wahrheit wird Dizful erst dann eine blühende Stadt werden, wenn es auf persischer Seite mit dem persischen Meerbusen oder auf türkischer Seite mit dem Tigris in regelrechte Verbindung gebracht wird. Verdankt nicht z. B. Amara sein Dasein und seinen Wohlstand den Karawanen, welche kühn genug sind, den Beni Lâm, der Wüste, dem Bitterwasser und den Sümpfen Trotz zu bieten?

Beim Abschiednehmen fragte der Najeb Mme. Dieu-

lafoy, ob es ihr vielleicht angenehm wäre, seinen Anderun (Harem) zu besuchen, und gab ihr, nachdem sie die Frage bejaht hatte, seinen Sohn als Führer mit, der seine Sache vortrefflich machte. Es war merkwürdig zu sehen, wie dieser kleine Ceremonienmeister die Fremde unter tausend Vorsichtsmaßregeln über die mehr oder weniger unsicheren Terrassen, welche alle Häuser der Stadt unter einander in Verbindung setzen, führte und, nachdem er sie in das Anderun eingeführt, keine einzige der so verwickelten Etikettevorschriften vergaß, z. B. den Frauen Stillschweigen gebot, wenn ihre Unterhaltung zu lebhaft wurde, und sie gebieterisch zurückwies, wenn sie sich dem Besuche allzu sehr nahten.

Der erste Besuch galt der ältesten unter den Frauen des Untergouverneurs, der Bibi Scham Sedschu. Beim Eintritte der Französin erhob sich dieselbe, ergriff ihre Hand, führte sie zum Zeichen der Achtung an ihre Stirn und wünschte ihr „chosch amadid" (Willkommen). Dann wies sie ihr einen großen hölzernen Sessel, der in der Mitte des Zimmers stand, zum Sitze an. Dieses Möbel hat seine Geschichte. Gebaut wurde es zu Ehren von Sir Kennet Loftus, als er vor etwa drei Jahrzehnten der mit der Absteckung der türkisch-persischen Grenze beauftragten Kommission präsidirte. Nach seiner Abreise gerieth der „Tacht" oder Thron, wie ihn die Damen von Dizful bezeichnen, in Vergessenheit, und nur bei Ankunft von Europäern wird er aus dem Staube hervorgesucht, um für kurze Zeit einmal wieder seine ursprüngliche Bestimmung zu erfüllen.

Mme. Dieulafoy nahm gravitätisch Platz, und Scham Sedschu nebst ihren zahlreichen, aus dieser Veranlassung



Indigofärberei bei Dizful.

versammelten Freundinnen hockten sich um den Besuch herum und dann erfolgte ein dreimaliger Austausch von Fragen nach der kostbaren Gesundheit der anderen Partei. Bibi erklärte, sie sei Morgens mit heftigen Kopfschmerzen erwacht, aber die Freude, die französische Dame bei sich sehen zu können, habe dieselben vertrieben. Der enthusiastische Beifall der persischen Damen zeigte, wie sehr diese wohlgedrechselte Phrase dem persischen Geschmacke entsprach. Da Mme. Dieulafoy dieselbe nicht zu überbieten vermochte, begnügte sie sich damit, eine dankende Verbeugung zu machen.

Bibi Scham Sedschu ist eine Perserin, wie ihre undurchbohrten Nasenflügel zeigen; als verständige Frau versteht sie es, ihre entschwundenen Reize durch eine angenehme Unterhaltung zu ersetzen, und sie findet keinen Gefallen an den Plattheiten, mit welchen Europäerinnen sonst in den Anderuns traktirt werden. Leider steht ihre Bildung nicht auf der gleichen Höhe, wie ihr guter Wille; die einfachsten Begriffe in der Geographie fehlen ihr. Von Farangistan hat sie wohl gehört, und daß dort die ungläubigen Engländer und Russen hausen, die Schweinefleisch essen und Schnaps trinken; aber der Name Frankreich ist ihr unbekannt geblieben. Beim Anblicke der kurzen Haare, welche Mme. Dieulafoy trug, glaubte sie, daß Allah nur den Perserinnen lange, weiche Zöpfe verliehen habe, um seine treuen Anhänger damit zu erfreuen, und die blonde Farbe hielt sie für das Produkt irgend welcher Zauberei, denn sie kam ihr, wie allen Perserinnen, die pechschwarzes Haar hatten, unnatürlich vor. Vergeblich versuchte die Französin ihr klar zu machen, wie lästig langes Haar auf einer großen Reise sei; aus naheliegenden Gründen verzichtete sie darauf, auf

die Gefahr des Ungeziefers hinzuweisen. „Aber warum muß man sich denn täglich kämmen?" — erwiderte Bibi Scham Sedschu erstaunt — „wöchentlich einmal, wenn man ins Bad geht, reicht doch vollkommen aus!"

Nun wurde Thee gebracht; die erste Tasse wurde dem Gaste gereicht, die zweite ihrem Führer, dem Sohne des Untergouverneurs, der sie als Angehöriger des männlichen Geschlechtes ruhig hinnahm und nicht daran dachte, sie der Frau seines Vaters oder deren Freundinnen anzubieten. Zuletzt probirten sämmtliche Damen den weißen Helm der Französin auf, bewunderten sich in einem Stückchen Spiegel und wollten sich dabei vor Lachen ausschütten; dann brach Mme. Dieulafoy auf, um, wenn möglich, in einem Tage den Besuch der vier Anderuns, wo sie erwartet wurde, abzumachen.

„Nun gehen wir zu meiner Mutter!" sagte vergnügt ihr junger Führer, nachdem er den Lehnsessel einem Diener hatte aufladen lassen, damit er ihn vorantrüge.

Matab Chanum ist eine Araberin; man braucht sie selbst gar nicht zu sehen, um das zu wissen, denn als echte Tochter ihres Stammes hält sie ihre Vollblutstuten im Hofe des Hauses, um sie niemals aus dem Auge zu verlieren. Unmittelbar hinter dem Stande einer schönen Zuchtstute führt die Treppe zu ihrer Wohnung empor. Dieselbe gleicht derjenigen der Bibi Scham Sedschu und ist mit einem gewissen Luxus ausgeschmückt, z. B. mit prächtigem chinesischem Porcellan aus der Zeit des Schah Abbas, neben welchem sich eine Suppenschüssel von englischem Steingute nicht sonderlich gut ausnimmt. Der Lehnsessel wird auf einen feinen kurdischen Teppich neben einen Webstuhl gestellt und Mme. Dieulafoy nimmt Platz. Matab Chanum füllt ihre Muße nämlich damit aus, jene großen Netze aus rother oder gelber Seide, wie sie die Frauen dort um Kopf und Brust tragen, zu weben. Sie ist klein, mager, von brauner Hautfarbe, wenig verführerisch, aber als Mutter des einzigen Erben des Hauses erfreut sie sich unbestrittenen Vorranges vor allen anderen Weibern ihres Gatten. Ihre Laune war damals um so mißlicher, als sie gerade eine sehr schöne und gefährliche Nebenbuhlerin erhalten hatte; aber ihr Blick wurde heiter, so oft er auf ihren Sohn, „die Erquickung ihrer Augen", fiel. Natürlich lobte Mme. Dieulafoy die Liebenswürdigkeit und die gute Erziehung ihres kleinen Führers, und da erfuhr sie von der erfreuten Mutter, daß auch die Mollahs von der Intelligenz Messaud's überrascht wären. „Dies Kind ist bestimmt, eine der Stützen des Staates zu werden. Kaum zehn Jahre alt, weiß es schon mehrere Kapitel des Korans und die schönsten Stücke unserer klassischen Dichter auswendig."



Matab Chanum.

Als Mme. Dieulafoy sich zum Fortgehen anschickte, hielt Matab Chanum sie an der Thür fest und fragte: „Warum gehen Sie unbedeckten Hauptes? Sie müssen ja frieren und dann — ist es sehr unpassend." „Spotten Sie über mich?" „Nein gewiß nicht. Aber unser Prophet hat den Frauen verboten, ihre Haare sehen zu lassen und darum mit bloßem Kopfe zu gehen." Das halten dieselben Frauen für unanständig, welche bei der geringsten Bewegung bald den Busen, bald den Bauch und bald die Beine zu entblößen sich nicht scheuen.

Um Bibi Dordun, die Favoritin des Unter-Gouverneurs und Nebenbuhlerin Matab Chanum's, zu besuchen, mußte Mme. Dieulafoy von den Terrassen herabsteigen und ein anderes Quartier aufsuchen. Denn ein guter mohammedanischer Eheherr muß mit Schlangenklugheit darüber wachen, daß er seinen zahlreichen Gattinnen keine Gelegenheit bietet, ihre schmutzige Wäsche im Beisein der lieben Nachbarschaft waschen zu können. So durchwanderte die Französin denn einige Straßen, die zum Theil durch die Trümmer von während der letzten Regenzeit zusammengestürzten Häusern versperrt waren, und erreichte das dritte Anderun, dessen Insassin, Bibi Dordun, in der That unter allen Frauen, die Mme. Dieulafoy in Dizful gesehen hatte, einzig dastand. Obwohl von arabischer Abstammung, war sie doch von weißer Hautfarbe; Haare und Augen schwarz wie Elfenbein, der Mund granatroth, aber zu dick, die Zähne prachtvoll weiß. Ihr Anzug war von ausgesuchter Zierlichkeit: rother Brokatrock, eine Kappe aus indischem Kaschmir, darunter ein mit kostbaren Perlen zusammengeknotetes Netz, ein Bombayer seidenes Halstuch, ein mit Perlen bedeckter Nasenring, ein Talisman aus Perlmutter mit Gold eingelegt, Armbänder von großem Bernstein- und rothen Korallenkugeln und an beiden Knöcheln wahrhafte, bis zur Wade hinaufreichende Halbstrümpfe aus bunten Perlen, von denen eine Frange aus Rubinen auf die nackten Füße herabhing.

Bibi Dordun erwartete ihren Besuch im Erdgeschosse ihres Hauses, führte ihn dann in das Obergeschoß, schloß die Thür sorgfältig hinter sich und begann dann ruhig süße Limonen auszusaugen, während draußen an 20 ihrer Freundinnen ungeduldig harrten und neugierig nach dem Anblicke der Europäerin verlangten. Anfangs riefen sie den Namen

ihrer Freundin, dann kratzten sie leise an der Thür, bis Bibi Dordun die Geduld riß, sie die Thür aufriß und den flüchtenden unbequemen Besucherinnen ein Paar Pantoffeln nachwarf. Dann schüttete sie der Fremden ihr Herz aus; sie besitze die ganze Liebe und das Vertrauen ihres Eheherrn und werde darum von Matab Chanum eifersüchtig verfolgt; fünfmal sei sie Mutter geworden, aber stets von Mädchen. Jetzt nahe ihre sechste Entbindung heran und nun wolle sie von der klugen Europäerin, die so gescheut sei wie ein Mollah, wissen, ob es der ersehnte Sohn sein und ob sie dadurch in der Familie die bisher von Matab Chanum besessenen Rechte erhalten werde. Mme. Dieula-



Bibi Dordun.

foy bejahte das ohne Anstand; traf ihre Prophezeiung ein, so stieg das Ansehen der Europäer; wenn nicht, nun so hatte sie der Bibi Dordun wenigstens einige frohe Tage bereitet.

Der kleine Messaud wollte seiner Pflicht gründlich nachkommen und die Französin nun in das vierte Andern führen. Aber dieselbe hatte schon zu viel Tassen Thee und Kaffee, Süßigkeiten und Früchte genießen müssen, hatte den persischen Damen so oft ihren Helm, ihre Jacke und selbst ihre Schuhe zum Anprobiren geliehen, daß sie sich nach Ruhe sehnte und in ihre Behausung zurückkehrte. Inzwischen hatten sich die Wolken zertheilt, die Sonne schien wieder vom Himmel herab und so wurden für den folgenden Tag (14. Januar) alle Anordnungen zum Besuche der Ruinenstätte von Susa getroffen.

Holländisch-Indien im Jahre 1886.

Von Emil Metzger.

II.

Bei Beurtheilung der wirthschaftlichen Verhältnisse der holländischen Besitzungen in Asien darf man zwei Kardinalpunkte nicht aus dem Auge verlieren, einmal, daß, wenn dort von Industrie gesprochen wird, gewöhnlich nur der Landbau gemeint wird, zweitens aber, daß auch jetzt noch unter allen Plantagenbesitzern die Regierung in erster Linie genannt werden muß. Es ist bekannt, daß die Kompagnie, später seit Anfang dieses Jahrhunderts der Staat lange Zeit eigentlich nur Handel in tropischen Produkten getrieben hat; die Anpflanzung selbst hat er erst seit 1830 in großem Maßstabe selbst in die Hand genommen und seit jener Zeit hat er sich gleichzeitig auf den Standpunkt des Händlers und des Groß-Industriellen gestellt. Jedoch hat heutzutage die Privat-Industrie eine Ausdehnung gewonnen, die sie zu einem sehr ansehnlichen Faktor für die wirthschaftlichen Zustände des Landes macht.

Des besseren Verständnisses wegen wollen wir hier kurz zusammenfassen, in welcher Art Privatpersonen Besitz dort erwerben und ländliche Unternehmungen begründen können, wenn wir damit allerdings auch auf frühere Vorgänge zurückgreifen müssen. Die alte ostindische Kompagnie hatte schon den Anfang gemacht, kleinere und größere Grundstücke in der Nähe von Batavia zu verkaufen, doch erst im Anfange dieses Jahrhunderts fingen solche Verkäufe in großem Maßstabe an. Durch dieselben gingen die Ländereien mit ihren Bewohnern in die Hände des neuen Eigenthümers — meistens eines Europäers oder Chinesen — über, d. h. die Insassen waren verpflichtet, ihm in ebensolcher Weise, wie sie es dem Landesherrn (resp. der holländischen Regierung, wo sie an die Stelle desselben getreten war) gethan, Dienste zu leisten; der Landherr darf jedoch diese verpflichteten Dienstleistungen nicht im Interesse seiner für den europäischen Markt bestimmten Anpflanzungen verwenden. Später, als nach dem Pariser Frieden der neue König der Niederlande wieder in den Besitz der Kolonie getreten war, hätte man gern den veräußerten Besitz wieder erworben, konnte jedoch nur in sehr beschränktem Maße diesen Wunsch zur Ausführung bringen. In den Ländern der sogenannten unabhängigen Fürsten, des Sultan von Djolja und des Susunan von Solo, hatten und haben noch Europäer in ähnlicher Weise Grundbesitz, aber nur in Pacht bekommen, wobei ihnen außer dem Gebrauche der von den Eingeborenen nicht benutzten Ländereien auch die Dienste der letzteren sogar im Interesse der für den europäischen Markt bestimmten Anpflanzungen zugesichert sind; in beiden Fällen sind jedoch einzelne, sogenannte souveräne Rechte der holländischen Regierung resp. dem eingeborenen Fürsten vorbehalten.

Nach dem Jahre 1830, seit Einführung des viel genannten Kultursystems van den Bosch, suchte man Europäer im Allgemeinen von dem Inneren des Landes fern zu halten; ganz war dies jedoch nicht möglich, da man ihrer Hilfe bedurfte, um die durch die Eingeborenen gepflanzten Produkte für den europäischen Markt vorzubereiten. Man mußte ihnen die Mittel zu den nothwendigen Einrichtungen vorschießen und Mancher hat da mit Staatshilfe ein ungeheures Vermögen erworben. Seit 1848 wurde mehr und mehr gegen das Kultursystem angekämpft, zum Theil wohl aus Mitgefühl für die unterdrückten und mißhandelten Javanen (von anderen Inseln war in wirthschaftlicher Beziehung damals kaum die Rede), zum Theil aber auch, weil die großen Schätze, welche manche Kontraktanten auf so leichte Weise gewonnen hatten, reizten und man durch eine Aenderung des Systems den, wie man glaubte, unerschöpflichen Reichthum, welchen der Boden barg, Vielen zugänglich zu machen hoffte. Die Regierung konnte schließlich dem Drängen keinen längeren Widerstand bieten; nachdem schon im Jahre 1838 ein Entwurf dazu gemacht war, erhielt endlich im Jahre 1853 der General-Gouverneur die Ermächtigung zur Verpachtung von Ländereien, welche dem Staate gehörten (abgesehen von den aus dem Vorhergehenden sich ergebenden Ausnahmen wird aller Grund und Boden als Staatsdomäne betrachtet), an Europäer, insofern diese Ländereien weder von der einheimischen Bevölkerung benutzt wurden, noch für Regierungsanpflanzungen geeignet schienen. Die Pachtzeit wurde auf 20 Jahre festgesetzt. Bald jedoch erkannte man, daß dieser Zeitraum zu kurz sei und nach vielem Streiten wurde 1870 bestimmt, daß derartige Ländereien auf 75 Jahre in Erbpacht gegeben werden konnten. Verkauft werden grundsätzlich nur kleinere Grundstücke, besonders als Bauplätze. Unter Umständen kann der europäische Pflanzer auch mit der eingeborenen Bevölkerung Pachtverträge schließen, durch welche sie ihm den Gebrauch ihrer Grundstücke ganz oder zum Theil überläßt.

So sind im Allgemeinen augenblicklich die Verhältnisse auf Java; auch auf einigen anderen Inseln haben sich Europäer unter ähnlichen Umständen, wie die oben angedeuteten, niedergelassen, während die Regierung nicht allgemein zugleich als Pflanzer und Engros-Händler auftritt und namentlich in der zuerst genannten Eigenschaft nicht überall die großen Vortheile genießt, deren sie sich auf Java erfreut.

Eine eigentliche Konkurrenz der Regierung und der Unternehmer, insofern von einer solchen gesprochen werden kann, besteht bloß auf Java. Der Staat läßt da nur noch die gezwungene Kaffeekultur fortbestehen (die verhältnißmäßig unbedeutenden Reste der Zuckerkultur werden innerhalb weniger Jahre — 1890 — verschwunden sein); außerdem betreibt er seine Chinaanpflanzungen mit freiwilligen Arbeitern. Der Natur der Sache nach hat die Regierung dem Privat-Unternehmer gegenüber sehr große Vortheile auf ihrer Seite: sie überläßt ihm nur den Boden, den sie für ihre eigenen Zwecke nicht nöthig hat (doch giebt es hiervon, wie schon erwähnt, Ausnahmen); sie verfügt uneingeschränkt — denn Niemand, der mit indischen Zuständen bekannt ist, wird den hierüber bestehenden gesetzlichen Vorschriften eine besonders hohe Bedeutung beilegen —, über die Arbeitskräfte der Bevölkerung und, als vor einigen Jahren eine Viehseuche wüthete und die Produkte in den im Inneren des Landes gelegenen Magazinen verdarben, weil man die Transportmittel nicht besaß, um sie nach den Häfen zu

bringen, da mußten die Eingeborenen dies thun und die Möglichkeit, sich Arbeiter zu verschaffen, wurde für die Pflanzer dadurch sehr beschränkt. Noch wichtiger ist in dieser Hinsicht, daß die Regierung die Gesetzgebung in Händen hat; bis vor Kurzem waren die Produkte in sehr verschiedenem Grade durch Ausfuhrzölle gedrückt. Nach einer Anfangs 1885 vom Direktor der indischen Finanzen gemachten Berechnung betrugen dieselben bei Zucker 2,3, bei Kaffee 9,25 Proc. der Produktionskosten, was gewiß die Regierung sehr konkurrenzfähig machte.

Auch was die Pflanzer betrifft, müssen noch manche eigenthümlichen Verhältnisse berücksichtigt werden. Die als Eigenthum besessenen Ländereien sind zum großen Theil verpachtet, während die Besitzer in Europa leben. Die Pächter und Kontraktanten mit der Regierung oder den eingeborenen Fürsten sind hinsichtlich mancher Gewohnheiten Nachfolger der früheren Kontraktanten geworden und haben sich an einen gewissen Luxus gewöhnt, was sie auch thun konnten, da anfänglich ihr Gewinn ein sehr großer war. Ferner aber muß berücksichtigt werden, daß nur sehr wenige mit eigenem Kapitale wirthschafteten und das Geld zu hohen Preisen aufnehmen mußten, daß die meisten oder wenigstens viele der Pflanzer wissenschaftlich gar nicht, praktisch nur wenig für ihren Wirkungskreis vorbereitet waren, so daß in mancher Beziehung die Pflanzungen nicht so ausgenutzt wurden wie es wohl hätte geschehen können. So lange nun die Kolonialprodukte einen hohen Marktpreis hatten, ging alles gut; als aber die Krisis eintrat, als allerlei Unglücksfälle hereinbrachen, da stürzte das Gebäude vielfach zusammen und wenn die vielerlei kolonialen Unternehmungen, die jetzt in Aussicht genommen sind, einmal alle ertragsfähig geworden sein werden, wird die Plantagenwirthschaft auf einem ganz anderen Fuße getrieben werden müssen als bis jetzt der Fall war. Dadurch, daß der Staat selbst als Pflanzer auftritt und den Ertrag seiner Pflanzungen (die einen verhältnißmäßig großen Theil der Einnahmen bilden) für die regelmäßigen Ausgaben des Staatshaushaltes verwendet, wird er in einer sehr bedenklichen Weise von den Marktpreisen abhängig; das Deficit, welches seit einigen Jahren an Stelle der früheren Ueberschüsse getreten, kann man mit gleichem Rechte dem Sinken der Kaffeepreise wie dem Atjehkriege zuschreiben. Auch in diesem Jahre übersteigen die Ausgaben die Einnahmen um einige Millionen; ständen die Kaffeepreise noch auf der Höhe, welche sie 1875 gehabt haben, so würde der Ueberschuß etwa 30 Millionen betragen. Selbst für Privat-Unternehmer sind die Preisschwankungen sehr gefährlich; die meisten arbeiten mit fremdem Kapitale; wird ihnen der Kredit aufgesagt, sind die Mittel der Geldgeber erschöpft, so bedeutet dies sicheren Untergang. Namentlich muß man berücksichtigen, daß früher, so lange die Aussichten glänzend waren, etwas — wir wollen nicht sagen leichtsinnig, aber doch — leichtherzig gewirthschaftet wurde, daß Mancher sich das Recht auf Grund und Boden sicherte, ohne über genügende Mittel zu verfügen, um diese Rechte auszunutzen. Unter diesen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß namentlich seit 1883 die sinkenden Preise (besonders des Zuckers) zu einer sehr ernsten Gefahr wurden, die endlich 1884 sich zu einer Katastrophe gestaltete. Die Preise des Zuckers fielen plötzlich so, daß die Agenten der Pflanzer (d. h. die Banken und Handelshäuser, welche ihnen das Kapital lieferten) 25 bis 30 Millionen weniger zu empfangen hatten als erwartet worden war; ja selbst mit ungeheurem Verluste war es nicht immer möglich zu realisiren und, wenn auch Anlehen auf die in den Magazinen befindliche Waare abgeschlossen werden konnten, so betrugen diese doch nur ³/₄ bis ⁴/₅ des nominellen Werthes, wodurch wieder etwa 10 Millionen weniger in die Kassen der Agenten flossen als man erwartet hatte. Hierdurch kamen verschiedene Häuser zu Falle, einzelne Banken, welche ihr Kapital zum großen Theil in Plantagen angelegt oder zum Betriebe von solchen hergegeben hatten, wankten und wurden nur mit Mühe gehalten; es bedurfte der äußersten Anstrengung, um eine radikale Krisis zu verhüten. Natürlich mußten diese Umstände die traurigsten Folgen für alle Pflanzer haben. Um ihnen Kredit zu verschaffen, wurde es ermöglicht, Hypotheken auf das auf dem Felde stehende Produkt zu nehmen, trotzdem kamen viele in die größte Bedrängniß. Dazu kamen Krankheiten des Zuckerrohrs und der Kaffeesträucher, die man bis jetzt vergebens zu bekämpfen sucht.

Wie jede große Krisis hat auch diese in mancher Beziehung Gutes bewirkt, namentlich dadurch, daß man sich mehr anstrengt, die kleinen Vortheile, die man früher verschmäht hat, besser auszunutzen und besonders bei der Zuckerbereitung ein zweckmäßigeres Verfahren zu befolgen. Wenn die bis jetzt darüber eingegangenen Nachrichten nicht übertrieben sind, machen sich die allerdings bedeutenden Anlagekosten in zwei bis drei Jahren bezahlt; der Ertrag an Zucker soll sich um 21 Proc. vergrößern. Allerdings ist eine bis jetzt noch nicht besiegte Schwierigkeit vorhanden: der Ampas (das ausgepreßte Zuckerrohr) bedarf einer besonderen Behandlung, um, wie bisher, als Brennstoff gebraucht werden zu können. — Ohne die Krankheit des Zuckerrohrs würde durch das neue Verfahren dem Rübenzucker eine sehr gefährliche Konkurrenz bereitet werden.

Ruhig und unerschüttert in dieser ganzen Krisis blieben die Tabakpflanzungen auf Deli (Sumatra), denen wir um so lieber ein Wort widmen, als wir früher schon (Band 42) ausführlich über dieselben berichtet haben und es uns eine gewisse Befriedigung gewährt, die günstige Meinung, die wir damals ausgesprochen, so glänzend bestätigt zu sehen. Seit einigen Jahren hat der Deli-Tabak einen vortrefflichen Markt in Nordamerika gefunden, wo er als Nebenbuhler des Cuba-Tabaks auftritt, der sehr zurückgegangen sein soll. Während vor 20 Jahren der ganze Bruttoertrag der Deli-Produktion 40 000 Gulden werthete, betrug er 1884 25 000 000 Gulden, die sich auf 80 Plantagen vertheilen. Ein großer Theil der Unternehmungen ist in ausländischen Händen (in Händen von Niederländern 56 Proc., von Schweizern 20 Proc., von Deutschen und Engländern je 10 Proc., von Franzosen 4 Proc.). Wenn, wie es vorauszusehen ist, die englische Regierung die Auswanderung aus Britisch-Indien nach Deli erlaubt, gehen diese Unternehmungen einer noch kräftigeren Entwickelung entgegen, wiewohl sie sich natürlich immer weiter ausdehnen, immer wieder jungfräulichen Boden werden bepflanzen müssen, um dem Tabak den Ruf der Güte und Feinheit, welchen er sich erworben hat, dauernd zu erhalten.

Die Sandwichsinseln und ihre Vulkane.

V. Durch Puna nach Hilo.

Ko. Nach der Besteigung des Gipfels wurden in Waiohinu am Meeresstrande vier Rasttage gemacht, um die photographischen Negative zu entwickeln und die Vorbereitungen für eine neue Expedition zu treffen. Von den Negativen gaben leider nur die in den höheren Regionen aufgenommenen brauchbare Resultate, die aus den tieferen waren, wie gewöhnlich in der stets mit leichtem Nebel erfüllten Luft, undeutlich geblieben.

Die Reise sollte diesmal über den Kilauea und durch die ganze (südöstlichste) Provinz Puna gehen und auch den Mauna Kea berühren. Kilauea wurde in zwei bequemen Märschen erreicht; dann ging es in das Gebiet von Puna hinein, durch einen Wald von Ohia-Bäumen mit dichtem Unterholze von Farrn und Gestrüpp; nur die neueren Lavaströme sind bei dem ewigen Regen noch kahl. Man passirt eine Ausbruchsspalte, auf welcher mehrere Aschenkegel, einer gegen 680 Fuß hoch, stehen und sechs bis sieben Einsenkungen in der Art des Poli-o-keawe sich an einander reihen. Der Weg senkt sich allmählich bis zu dem steilen Abfalle der auch hier erkennbaren Hebungsterrasse, der 700 bis 800 Fuß hoch ist. Hier hören die Ohia-Bäume auf und tritt der Kukui, der candle-nut tree der Engländer, mit seinen glänzend grünen Blättern und seinem dichten Schatten an ihre Stelle. Dann geht es die zweite Terrasse hinunter auf die fast im Meeresniveau liegende Küstenebene; sie ist anfangs nur mit Gras bewachsen, das Zeichen trockenen Klimas, aber wenige Meilen weiter wechselt die Scenerie so plötzlich, wie das eben nur auf den Sandwichsinseln möglich ist. Eine üppige Tropenvegetation, in allen Schattirungen von Grün abgestuft, bedeckt den Abhang, die Küste ist mit ganzen Hainen von Kokospalmen und Pandanen eingefaßt. In einem Palmenhaine wird an einer Lache brakischen Wassers das Nachtlager aufgeschlagen, nahe einem Dorfe der Eingeborenen, das hier noch ganz nach alter Sitte aus einer Gruppe von Grashäusern besteht; nur die Glasfenster verrathen den Einfluß der Civilisation; die kleine Kirche, die auch als Schulhaus dient, und ein kleines weiß angestrichenes Bretterhaus sind die einzigen europäischen Gebäude.

Puna hat von allen Provinzen der Sandwichsinseln am meisten die alterthümlichen Verhältnisse bewahrt; nur sehr selten wird es von Fremden besucht und nur zwei weiße Familien wohnen dort. Die Bevölkerung hat sehr abgenommen, doch hier weniger durch Krankheiten als durch die Auswanderung nach den Städten, nach Hilo und Honolulu. Die Zurückgebliebenen leben nach der Väter Weise, wohnen in Grashäusern und nähren sich von Fischen und Poi; sie haben wohl civilisirte Kleider, tragen sie aber nur bei besonderen Gelegenheiten und gehen für gewöhnlich in Hemd und Malo. Trotzdem ist das Christenthum nirgends tiefer eingedrungen wie hier; jedes Dorf hat seine Kirche und der Sabbath wird so streng gefeiert, daß Dutton an Sonntagen ernstliche Schwierigkeiten für die Weiterreise fand. Die Häuser sind innen äußerst sauber, aber das Meublement ist sehr primitiv, Tische und Stühle gelten als Luxus, Matten aus den Blättern des Lauhala (Pandanus) bedecken den Boden und die Familie nimmt die gemeinsame Mahlzeit noch nach alter Sitte ein, mit untergeschlagenen Beinen um die Poischüssel herum sitzend und mit den Fingern zugreifend. Dabei sind sie aber durchaus nicht ungebildet, der Schulbesuch ist obligatorisch und jeder Kanake kann seine Muttersprache lesen und schreiben. Alle Verhältnisse sind auch hier gesetzlich geregelt und Leben und Eigenthum sind in Puna mindestens so sicher wie in Europa und den Vereinigten Staaten. Es ist geradezu wunderbar, wie die Sandwichsinsulaner in kaum zwei Generationen den Uebergang von tiefster Barbarei zur hochentwickelten Civilisation, von alten ungeschriebenen traditionellen Gesetzen zu dem auf den neuesten Principien beruhenden, dem neuenglischen nachgebildeten Code Civil, von einem mittelalterlichen Lehenssysteme zu ganz modernen Eigenthumsverhältnissen durchgemacht haben.

Die Umgebung der Lagerstätte war so reizend, daß sie sogar den eifrigen Geologen zu einem unnöthigen Rasttage verführte, der ausschließlich mit Spazierengehen und Beobachten der Eingeborenen zugebracht wurde. Kaum eine halbe Meile entfernt donnerten die schweren, vom Passatwinde aufgethürmten Wellen gegen das Ufer; hier sind reizende Pandanushaine mit ihren 3 bis 4 Fuß langen Blättern, die spiralig um den Zweig angeordnet sind und, schließlich herunterhängend, fast wie Trauerweiden aussehen und bei dem dichten Wuchse der Bäume einen selbst der Tropensonne undurchdringlichen Schatten geben. Auf einer Lichtung stand ein ziemlich gut erhaltener Tempel (heiau) und in ihm lag noch die große Steinplatte, die bei den Menschenopfern gedient; aber statt des blutdürstigen Götzenpriesters begegnete Dutton dort einem Kanaken in einem tadellosen Sommeranzuge, in welchem er selbst sich unbedenklich in der feinsten Gesellschaft in Washington hätte zeigen können. Nicht minder prachtvoll sind die Kokospalmenwälder, nirgends auf den Inseln gedeiht diese Palme so ausgezeichnet wie in Puna, aber auch hier hält sie sich mit Vorliebe in der Nähe des Strandes und nur gelegentlich findet man einmal ein angepflanztes Exemplar weiter landein bis zu 1000 Fuß Seehöhe.

Der bewohnte Theil von Puna beschränkt sich auf eine flache Lavaebene längs des Strandes, wo der Boden stellenweise mit Lehm untermischt ist; landein steigt das Terrain überall rasch, häufig sogar sehr steil an und auf der Höhe verläuft die große, oben beim Kilauea erwähnte Spalte, aus welcher sich unzählige Lavaströme in die Küstenebene ergossen haben. Manche Ströme sind unverkennbar frisch, aber von keinem wissen die Eingeborenen genau die Epoche anzugeben; die Tradition beschränkt sich darauf, daß noch nie ein König in Puna regiert habe, dem nicht Pele einen Theil seines Gebietes überschwemmte. Aber alle Lavaströme zeigen schon wieder Vegetation; in dem feuchten Tropenklima warten die Pflanzen durchaus nicht, bis die Lava tief genug verwittert ist, sondern ergreifen fast unmittelbar nach dem Erkalten wieder Besitz. Selbst der hier vorherrschende rauhe A-a ist überwachsen und es würde ohne eine gut gebaute Straße völlig unmöglich sein, diesen Distrikt zu passiren. Ein Abweichen von der Straße ist so gut wie unmöglich, und so ist das Interesse, welches die Gegend dem Forscher bietet, auch ziemlich gering; Lava und immer wieder Lava und immer genau derselbe basaltische Typus wie am Kilauea.

Der Straße entlang liegen vielleicht ein Dutzend Dörfer auf eben so viel Lichtungen im Urwalde, sie bestehen fast nur aus Grashütten, nur hier und da sieht man ein prätentiöseres Haus aus kalifornischem Holze. Je weiter nach Westen, desto dichter und üppiger wird der Wald, desto mannigfaltiger die Baumarten; stellenweise stehen auf große Strecken hin die Kokospalmen so dicht, daß ihre riesigen Blätter zu einem geschlossenen Walde verschmelzen; Myriaden von Nüssen vermodern unbenutzt am Boden. So zieht der Weg weiter bis zum Ostkap und wendet sich dann scharf nach Norden. Noch eine Zeit lang bleibt der Boden immer die gleiche von Urwald überkleidete Schollenmasse, dann gelangt man auf eine weite Lichtung, wo die Lava unter Thon verschwindet und auch ein paar Aschenkegel aufragen. Hier liegt ein ausgedehntes Gehöft, in welchem der Reisende die gastfreundlichste Aufnahme findet, es liegt gerade am Ende der großen Spalte, deren Aschenkegel und kleine Krater man bis zum Kilauea in gerader Linie verfolgen kann. In einem der Krater hat sich Wasser gesammelt und bildet einen Teich von etwa 170 Fuß Durchmesser, dessen Rand, von der üppigsten Vegetation eingefaßt, einen wunderbar pittoresken Anblick bietet; ähnliche Kraterseen, in anderen vulkanischen Gegenden so überaus häufig, sind auf Havaii eine große Seltenheit.

Fünf Meilen weiter erreicht man die Stelle, wo die Lava bei dem furchtbaren Ausbruche von 1840 sich in das Meer ergoß. Diese Lavamasse, deren Ursprung ungefähr 12 Miles landein liegt und deren Erguß von Wilkes genauer beschrieben wurde, weicht durch einen auffallend hohen Olivingehalt von den anderen Laven des Kilauea ab und gleicht vielmehr denen des Mauna Loa. An der Stelle, wo sie ins Meer stürzte, stehen drei Aschenkegel, welche den anderen ganz gleichen, obschon sie zweifellos ihre Entstehung der Berührung der Lava mit dem Meerwasser verdanken; die Lapilli sind zwar ziemlich fein, doch nicht feiner als an anderen havaiischen Aschenkegeln auch. Das Meer greift sie übrigens bedeutend an, einer ist schon halb zerstört, und in wenigen Jahren wird nicht mehr viel von ihnen übrig sein.

17 Miles auf guter Straße bringen den Reisenden von dem Lavastrome nach Hilo; immer noch wird der Wald, je weiter man vorschreitet, desto üppiger und es mag wenig Stellen in der ganzen Tropenwelt geben, welche einen Urwald von gleicher Ueppigkeit aufweisen können.

VI. Zum Mauna Kea.

Ko. Von Hilo aus führen zwei Wege zum Mauna Kea, beide nicht sonderlich angenehm, wie denn die Besteigung dieses Berges von der Südseite her viel schwieriger ist als von der Nordseite. Der eine führt der Küste entlang, die von unzähligen Schluchten durchschnitten wird; man hat in die steilen Wandungen derselben Serpentinen eingehauen, um sie überhaupt passirbar zu machen; die ganze Küste, der Passatdünung voll ausgesetzt, stürzt senkrecht ins Meer ab. Wer freilich sein Auge an üppiger Tropenvegetation erfreuen will, kann nichts Besseres thun als diese Route einschlagen. — Der andere, jetzt kaum noch ein Pfad zu nennen, führt direkt durch das Land auf den Berg zu, anfangs auch durch üppige Vegetation, in welcher sich das sogenannte Hilogras unangenehm bemerkbar macht. Es ist ein mannshohes, lebhaft grünes Gras, das auf der Insel nicht einheimisch ist, aber alle feuchten Stellen überwuchert und dort die indigenen Gräser vernichtet hat, sehr zum Leidwesen der Eingeborenen, da es für das Vieh nur sehr wenig Nahrungsstoff enthält. Ein solches Grasdickicht zu durchdringen ist selbst für einen Reiter nur auf gebahnten Pfaden möglich.

Unmittelbar vor Hilo trifft man auf den Lavastrom von 1880, welcher das Dörfchen mit Vernichtung bedrohte. 13 Monate hindurch fließend schob er sich über die wenig geneigte Ebene, welche Hilo umgiebt, heran, unaufhaltsam, täglich um 300 m vorrückend. Noch zwei Tage trennten ihn vom Orte, hüben und drüben schoben sich schon feurige Zungen vor, Hilo zu umschließen, die Einwohner hatten alles Transportable gepackt und waren zur Flucht bereit, da hörte auf einmal ohne jede vorgängige Abnahme die Bewegung auf und begann nicht wieder, sie waren gerettet. Die Länge dieses Lavastromes von seiner Ausbruchsstelle hoch oben am Mauna Loa an beträgt 50 Miles.

Nachdem man sich drei Miles weit durch Hilogras durchgearbeitet, erreichte man den Saum des Waldes. Hier war einmal ein Weg angelegt worden, an den feuchten Stellen als Knüppeldamm, mit den Stämmen des Baumfarrn überdeckt; aber diese waren längst verfault und nun folgten Felsen, Kothlachen und verfaulte Farrnstämme in lieblichem Wechsel auf einander. Alle Augenblicke blieb ein Maulthier im zähen Boden stecken und man brauchte sechs gute Stunden, um vier Miles zurückzulegen. Dann betrat man ganz plötzlich ein ausgedehntes Lavafeld und die rauhe Pahoehoe wurde mit Jubel begrüßt. Aber die Thiere konnten nicht weiter und neben einer schlammigen Pfütze mußte das Lager geschlagen werden.

Der Reisende stand hier auf der Lava des Ausbruches von 1885, des größten, dessen die Geschichte gedenkt. Die ganze folgende Tagereise führte über dieses Lavameer, auf dem nur hier und da ein einzelner Farrn Wurzel gefaßt hat. Der Wald tritt nach beiden Richtungen hin meilenweit zurück. Die Fläche ist Pahoehoe, aber auffallend höckerig und uneben. Der amerikanische Geologe wurde durch diese ungeheure Lavamasse lebhaft an die Lavafelder in Nevada und Californien erinnert, von denen bekanntlich Richthofen behauptet, daß sie nicht aus Lavaströmen entstanden sein könnten, sondern aus langen Spalten auf einmal hervorgetreten sein müßten. An Masse stehen die Lavaströme des Mauna Loa den pliocänen Ausbrüchen in Nordamerika durchaus nicht nach, und auch diese können recht gut durch langdauernde Ergüsse aus kleinen Oeffnungen gebildet sein.

Etwa 20 Miles weiter, bei 5500 Fuß Höhe, ändert sich der Charakter des Waldes, durch den hier eine breite Zone von A-a quer durch zieht. Hier ist der Sommer trocken, das Unterholz darum gering, stellenweise wird das Land geradezu parkartig, und unzählige Pfade, von wildem und zahmem Rindvieh getreten, durchziehen die ziemlich rasch ansteigende Fläche. Auf der einen Seite ragt Mauna Loa in die Höhe, von oben bis unten mit Lava bekleidet, welche auch die ganze Fläche an seinem Fuße erfüllt. Auf der anderen Seite erhebt sich in nächster Nähe Mauna Kea und er bietet ein ganz anderes Bild; ausgezeichnet erhaltene, regelmäßig geformte Aschenkegel ragen allenthalben, manche bis zu 1000 Fuß hoch, jeder mit einem regelmäßigen Krater an der Spitze. Der ganze Berg macht überhaupt einen wesentlich anderen Eindruck, als der Mauna Loa; seine Gehänge sind viel steiler, wenn sie sich auch nicht über 17 bis 18° erheben, während die Neigung an den kürzeren Seiten des Mauna Loa höchstens 7°, an den längeren nur 4° beträgt. Aber auch dem Mauna Kea fehlt ein dominirender Auswurfskegel und er erscheint unverkennbar als ein Konglomerat der Lavamassen verschiedener, dicht bei einander gelegener vulkanischer Oeffnungen, allerdings gemischt mit einem nicht unerheblichen Quantum von Aus-

wurfsstoffen. Da er schon seit Jahrhunderten, vielleicht schon seit Jahrtausenden keine Lava mehr producirt, hat die Verwitterung schon erhebliche Spuren an seinen Gehängen zurückgelassen und überall lehmigen Boden geschaffen. Bis zu 11 000 Fuß ist der Berg darum mit einem langen, blaßgelben Grase bekleidet. Hier und da wuchert massenhaft eine Himbeere mit zwei Zoll langen Früchten bedeckt, die, wenn auch weniger fein wie unsere Gartenhimbeere, dennoch ein sehr erquickendes Labsal abgeben.

Hier wurde an einer kleinen Wasseransammlung das Lager aufgeschlagen; die Maulthiere waren so erschöpft, daß sie mindestens zweier Rasttage bedurften, welche Dutton zu genauer Erforschung der umgebenden Laven und zum Besuche einiger Lavatunnels verwandte. Die Laven des Mauna Kea enthalten weniger Olivin, wie die des Mauna Loa; dafür aber reichlich Feldspath, und ihre Grundmasse ist bläulich statt schwarz.

Am dritten Tage brach Dutton mit einem eingeborenen Führer und drei Packthieren nach dem Gipfel auf, dessen Ersteigung von Süden her keinerlei Schwierigkeiten bietet. Das Lager stand in 5670 Fuß Höhe, es waren also noch etwa 8000 Fuß zu ersteigen, aber nur die letzte Höhe, deren Seiten in einem Winkel von mehr als 20° ansteigen, mußte zu Fuß erklommen werden. Gegen 1 Uhr war die Gipfelfläche mit 12 500 Fuß erreicht; sie ist mit Gruppen von 600 bis 1000 Fuß hohen Aschenkegeln besetzt, von denen die höchsten am Westende des Plateaus stehen. Ihre Ersteigung bot keine sonderlichen Schwierigkeiten, aber sie lohnte schlecht, denn ein dichtes Wolkenmeer, aus welchem nur die Spitzen des Mauna Loa, des Hualalai und des Haleakala aufragten, verdeckte die ganze Gegend. Die Lava auf dem Gipfel des Mauna Kea klingt wie Phonolith und ist auch von manchen Geologen für solchen angesehen worden, ist aber zweifellos ein olivinarmer, feldspathreicher Basalt; vor der Entdeckung lieferte er den Kanaken das Material zu ihren Waffen. Durch die Einwirkung des Frostes sind die meisten größeren Lavablöcke zersprengt; aber Zeichen eruptiver Thätigkeit waren nicht vorhanden.

Die leicht bekleideten Kanaken hatten keine Lust, die Nacht auf dem zugigen Gipfelplateau zu verbringen, und so wurde der Abstieg trotz der späten Stunde noch unternommen. Die Wolken hatten sich, wie gewöhnlich gegen Abend, zerstreut und Mauna Loa lag in seiner ganzen gewaltigen Majestät vor dem Reisenden; die Lavaströme von 1859 und 1880 waren von ihrer Ausbruchsstelle bis herab zu erkennen. Erst gegen Mitternacht wurde das Lager erreicht. Am anderen Tage zog die Expedition nur zwei Stunden weiter nach dem Schafhofe Kalaieha, der fast auf der Höhe des zwischen den beiden Riesenbergen hindurchführenden Passes liegt. Schafe finden hier reiche Weide und das fehlende Wasser wird anscheinend durch den das ganze Jahr hindurch reichlichen Thaufall ersetzt. Aber die Weide ist nur auf den Abhang des Mauna Kea beschränkt und schneidet scharf gegen die frischen Laven des Loa ab.

Die Untersuchung dieser Laven nahm mehrere Tage in Anspruch; dann brach Dutton nach Waimea am Nordfuße des Mauna Loa auf, ein Weg, welcher, obschon über den Berg hinüberführend, keinerlei Schwierigkeiten bietet, aber zwei Tage in Anspruch nimmt. Das Dorf liegt auf einer etwa 3000 Fuß hohen Ebene zwischen Mauna Kea und Kohala, welche die ganze Insel durchschneidet. Auf ihrer Westseite ist sie so öde, wie die Wüste in Nevada; selbst die Kaktus sind vorhanden, und nur die Sage (Artemisia) fehlt, um die Aehnlichkeit vollständig zu machen. Im Moment, wo man die Wasserscheide überschreitet, über welche der Passatwind immer mit großer Heftigkeit herüberstreicht, ändert sich die Scene und man sieht sich in einem Urwalddickicht, welches dem von Hilo an Ueppigkeit nicht nachsteht. Die heftige Brise hat sogar auf den Aufbau der auch hier häufigen Aschenkegel Einfluß gehabt und sie sämmtlich excentrisch gestaltet.

Waimea liegt am Abhange des Kohala, etwas westlich von der Wasserscheide, ein köstlicher Bach rieselt vom Berge herab und verwandelt die Umgebung in eine Oase in der Wüste, versiecht aber schon wenige hundert Schritte weiter abwärts. Das Dörfchen ist gegen früher sehr zurück gegangen, hat aber durch die vorzüglichen Weiden in seiner Umgebung immer noch einigen Verkehr.

Man übersieht hier den ganzen Nordabhang des Mauna Kea und kann die Einwirkungen der Verwitterung auf denselben studiren. Schon sind ein paar ganz tiefe Ravinen in den Abhang eingerissen, welche die kleinen Anfänge an der Südseite sehr in den Schatten stellen. Der Unterschied kann nur durch die höhere Luftfeuchtigkeit bedingt sein, welche ein rascheres Verwittern der Lava bewirkt; dieser Umstand ist bei der Schätzung des Alters eines Lavastromes sehr mit in Betracht zu ziehen. Die chemische und mineralogische Zusammensetzung der Lava kommt dafür viel weniger in Betracht, denn bei dem so schnell wechselnden Klima Havaiis kann man an manchem Strome, der verschiedene klimatische Provinzen durchfließt, beobachten, wie er in trockenen Gebieten noch schwarz und todt daliegt, während er in feuchteren längst verwittert und überwachsen ist.

Die eingeborenen Aerzte im südlichen Tunesien.

Während des öfteren Aufenthaltes der Mission scientifique de Tunisie in Sfax hatte Dr. Bonnet Gelegenheit genommen, die einheimischen Aerzte daselbst kennen zu lernen, um sich über den Zustand der Arzneikunde im Süden der Regentschaft zu unterrichten und besonders die zur Verwendung kommenden vegetabilischen Medikamente zu studiren [1].

In Sfax befinden sich vier gesetzmäßig anerkannte „Thubba“ oder Aerzte; dies sind in Wirklichkeit nur Heilgehilfen, welche von dem letzten Bey Mohammed-es-Sadok die Erlaubniß erhalten haben, die ärztliche Praxis auszuüben. Diese Ermächtigung wird auf ein Zeugniß hin ertheilt, daß von dem Kadi ausgestellt wird und in welchem 20 Notabeln des Ortes erklären, daß der Kandidat die erforderlichen Kenntnisse besitzt. In gleicher Weise werden auch Theologen und Juristen approbirt. Der Unterricht, welchen die Thubba empfangen, ist sehr elementar. Nach dem Verlassen der Medressa (Schule), wo er Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt hat, tritt der junge Mann, welcher sich dem ärztlichen Berufe zuwenden will, in den Laden eines renommirten Barbiers und Heilgehilfen, wo er erst rasiren

[1] Dr. Bonnet, Les Médecins Indigènes du Sud de la Tunisie. (Journal d'Histoire naturelle de Bordeaux et du Sud-Ouest.)

lernt und dann in die Geheimnisse der Heilkunst eingeführt wird. Nach einigen Jahren und nachdem er zwei oder drei Kuren vollzogen hat, kann er sich dem Urtheile der Notabeln unterwerfen.

Die chirurgische Ausrüstung des Thubba besteht aus einem Garengeot-Schlüssel, zwei oder drei Zahnzangen, einigen Lanzetten und Ritzmessern, zwei oder drei Sonden, — alles europäisches, und zwar meist italienisches Fabrikat. Dazu kommen noch Pinzetten, Scheeren, Rasirmesser, Kauterien und Stilets von verschiedenen Formen und meist im Lande fabricirt, ferner eine Anzahl veralteter Instrumente, welche der Meister seinem Lieblingszöglinge vermacht, ohne daß Beide recht ihre Benutzung kennen. Bei einem dieser Thubba fand Bonnet unter zahnärztlichen Instrumenten einen prächtigen Stiefelknecht englischer Fabrikation; sein Besitzer hatte ihn von einem jüdischen Kaufmanne gekauft, da er fand, daß der Stiefelknecht einige Aehnlichkeit mit einem Garengeot-Schlüssel hatte, aber er gestand dem französischen Arzte ganz ungenirt, daß er niemals dieses Instrument benutzt hätte, und daß er nicht wüßte, in welchem Falle man sich seiner bedienen könnte.

Neben diesem chirurgischen Apparate findet man bei jedem Thubib einige medicinische Werke in vulgärer Sprache, gedruckt oder im Manuskripte, welche von Alexandrien oder Kairo stammen; diese Bücher, aus denen jede anatomische Abbildung sorgsam verbannt ist, sind nichts weiter als Sammlungen veralteter Formeln, mit sehr unvollständigen Beschreibungen einer Anzahl von Krankheiten.

Wie alle arabischen Aerzte, treiben die Thubba von Sfax mit Blutentziehungen und Anwendung des Feuers großen Mißbrauch. Letzteres kommt in Form von Brennkegeln (Moxa) oder Glüheisen zur Verwendung.

Eigentliche Apotheker giebt es unter den Eingeborenen im Süden der Regentschaft nicht. Jeder Thubib entnimmt die Arzneien, welche er seinen Kranken verabreicht, seinem eigenen Vorrathe. Einige dieser Substanzen sind der europäischen Therapie entlehnt und die Eingeborenen besorgen sie sich von den französischen, italienischen oder griechischen Apothekern der großen Städte an der Küste oder auch von den Juden, welche in Afrika mit allem Möglichen Handel treiben.

Bonnet bemerkte folgende Arzneistoffe bei den Thubba: Höllenstein, Bleiessig, Alaun, Kupfervitriol, Ammoniak (gegen Skorpionsstiche und Schlangenbisse), Brechweinstein, Magnesia, Chininsulfat, Tinctura thebaica (Opiumtinktur), Campherfalbe, Kupferkarbonat (als Hauptbestandtheil der Cataplasmen), Chehatroug (Fumaria capreolata), Harmel (Peganum Harmala), Senna (Cassia angustifolia), Henna (Lawsonia alba), Dill (Anethum graveolens), Fenchel (Foeniculum dulce), Chieh (Artemisia Herba-alba), Flaimoun (Cuscuta planiflora, das Pulver in Milch soll Irrsinn heilen), Maroubia (Marrubium Alysson), Berzagtouna (Plantago Psyllium), ein Sandrouch genanntes Gemisch aus Sandarak und Aghar (Callistris quadrivalvis), welches ebenso wie die Salera (Globularia Arabica) zur Bedeckung der bei der Beschneidung entstandenen Wunde dient. Die meisten der angeführten Pflanzen wachsen im Utan (Distrikte) von Sfax. Die Callistris kommt in den Gebirgen des nördlichen und mittleren Tunesiens vor; die Henna, welche wahrscheinlich aus Arabien eingeführt worden ist, wird in den Gärten kultivirt.

Am häufigsten werden Dosen von $^1/_{16}$ oder $^1/_{32}$ R'tal (das tunesische Pfund, etwa = 506 g) verschrieben. Für die sehr kräftigen Substanzen ist die Gewichtseinheit das Gran, welches einem Getreidekorne von mittlerer Größe gleichkommt. Alle inneren Medicinen werden Morgens nüchtern genommen und man setzt den Gebrauch drei oder sieben Tage lang fort; letztere Zahl hat nach Ansicht der Araber einen besonders großen Einfluß auf die Wirksamkeit der Medikamente und den Verlauf der Krankheiten.

Da Schweinefett den Vorschriften des Koran gemäß nicht zur Verwendung kommen kann, so werden die Pomaden und Salben mit Hilfe von Olivenöl oder Hammelfett hergestellt.

Einige Juden üben die medicinische Praxis aus, nachdem sie einige Monate lang als Dolmetscher im Dienste eines europäischen Arztes in Tunis oder in einer der Städte an der Küste gestanden und dabei eine geringe Anzahl von Formeln kennen gelernt haben, die sie nun, schlecht und recht, bei allen Krankheiten zur Anwendung bringen.

Außer den gesetzlich anerkannten Aerzten giebt es in Sfax und in der ganzen Regentschaft eine Anzahl von Marabuts, Tholba (Weisen) und Empirikern, welche die Leichtgläubigkeit eines unwissenden und naiven Volkes weidlich ausbeuten. Einige dieser Charlatane nehmen sich schließlich selber ganz ernst; dies war der Fall mit dem Baschmufti der großen Moschee von Sfax, der, als er Dr. Bonnet um seine Ansicht über eine von ihm angewendete Behandlungsweise der Hundswuth bat, ihn mit voller Ueberzeugung versicherte, daß der Kranke nach dem Gebrauche des betreffenden Medikamentes junge Hunde urinirt hätte.

Bloße Gaukler sind auch die marokkanischen Thubba, die im Freien an den Cisternen der großen Moschee ihre Künste zeigen, indem sie allerlei Gefäße vor sich aufbauen und mit Hilfe von kabbalistischen Zeichen, die sie in den Sand zeichnen, ihren Kunden die Zukunft, den Verlauf der Krankheiten &c. vorhersagen.

Als Kuriosum sei hier ein Marabut-Recept gegen Anaphrodisie erwähnt: „Nimm die Leber von sieben männlichen Sperlingen, lasse sie rösten und sieben Tage lang alle Morgen eine nüchtern essen."

Die Impotenz ist übrigens ein in Tunis wie im ganzen Orient gewöhnliches Uebel; die vorzeitige Geschlechtsvereinigung, die Polygamie und ein gewisses, in den Städten leider sehr häufiges Laster sind die augenscheinlichen Ursachen davon, und zahlreiche Mittel werden dagegen in Anwendung gebracht. Unter Anderen dienen die männlichen Blüthen der Dattelpalme, sowie die Blüthenköpfchen von Scorzonera undulata als Aphrodisiaca. Auf den Kerkenna-Inseln, deren Bevölkerung hauptsächlich aus Fischern besteht, genießen die geräucherten Eier des Thunfisches einen großen Ruf gegen das betreffende Leiden und Dr. Bonnet erhielt von den Scheichs stets einen kleinen Vorrath von solchen Eiern als Viaticum; übrigens gehört Muth dazu, dieses Arzneimittel zu sich zu nehmen, dessen Geschmack an Bücklinge und Leberthran erinnert.

Durch Vermittelung des Generals de la Roque kam Dr. Bonnet in den Besitz eines Mittels, das ein Thubib von Djara gegen die Tollwuth verwendete; er erkannte ohne Mühe in der verwendeten Substanz einen in der ganzen Gegend sehr gewöhnlichen Käfer, die Mylabris Oleae. Zufolge der geschriebenen Instruktion, welche dem Medikamente beigegeben war, sammelt man die Käfer im Frühlinge, sobald sie zu erscheinen beginnen; nachdem man sie getödtet hat, läßt man sie an der Sonne trocknen und hebt sie in sorgfältig verschlossenen Rohrbüchsen auf. Erst im Augenblicke, wo man sich ihrer bedient, werden sie gepulvert und 1 bis 3 Gran nüchtern in Hammelbrühe genossen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber die Selbstregierung der siebenbürgischen Bauern berichtet Dr. W. Lauser (nach F. F. Fronius, Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen), wie folgt: „Der sächsische Bauer hat von seiner altgermanischen Selbstregierung Vieles erhalten, vor Allem seine Organisirung in Bruderschaften und Nachbarschaften, die sich in jedem Dorfe vorfindet. Die Bruderschaft vereinigt alle konfirmirten Burschen bis zur Verheirathung zu einem Bruderbunde mit selbständiger Ordnung der eigenen Angelegenheiten, mit eigenen Beamten, die das gesammte Leben der Brüder außer dem Hause beaufsichtigen, Streitigkeiten schlichten, Recht sprechen und strafen. Alt hergebracht sind bei allen Vorgängen Rede und Gegenrede. Der Altknecht ist das Haupt der Bruderschaft; er leitet die Versammlungen, spricht das Urtheil beim „Zugang“, wie das Gericht der Bruderschaft heißt, führt den Reigen beim Tanze u. s. w. Soll die Bruderschaft zum Abendmahl gehen, so hält sie vorher „Versöhnabend“. Dabei bitten sie sich gegenseitig um Verzeihung, voran der Altknecht, damit sie würdig das heilige Abendmahl feiern. Heirathet ein Bruder, so tritt er aus der Bruderschaft in die Nachbarschaft ein. An der Spitze dieser Genossenschaft steht der Nachbarvater; die Artikel, oft uralt in ihren Grundlagen, bestimmen Rechte und Pflichten der Genossen. Der Zweck der Vereinigung ist gegenseitige Hilfeleistung in Freud und Leid, Aufrechthaltung der öffentlichen bürgerlichen Ordnung und Sicherheit, Pflege der sittlichen Wohlanständigkeit und des kirchlichen Sinnes in der Gemeinde. In altgermanischer Weise ruft das „Nachbarzeichen“ den Nachbar zu Gericht und Versammlung, im Feierkleide schreiten sie zum „Sittag“ und durch ein gemeinschaftliches frohes Mahl wird der Mittwoch nachher gefeiert. Die Hilfe aber, die die Genossenschaft dem Einzelnen gewährte und gewährt in allen Fällen, so oft der Genosse „etwas Schweres zu heben hat, so ihm allein zu schwer ist, es möge sein was es wolle, zu Ehren, Freud oder Bekümmerniß“, ist eine so bedeutende, daß, wer aus der Nachbarschaft üblen Verhaltens wegen ausgestoßen wird, dem Geächteten gleicht; es ist, wie die Artikel sagen, so viel, „als des Brunnens, des Backhauses, des Feuers und der eigenen Feuerstelle entbehren müssen“. So lebt hier noch die alte Selbstregierung, die Jeden in strenge Zucht nimmt, auf daß er zuerst sich selbst beherrschen lerne.“

— Die Niveauveränderungen an der Südküste von England haben schon lange die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, sind aber heute noch so räthselhaft wie im ersten Anfange, denn allem Anscheine nach kommen hier positive und negative Bewegungen neben und durch einander vor, in einer Weise, welche jeden Versuch, sie durch eine Niveauveränderung des Meeres zu erklären, unmöglich machen. Steikie Gardner spricht in einem Artikel des „Geological Magazine“ (1885, p. 145) aus, daß die Küste in ihrer ganzen Ausdehnung in Bewegung sei. An vielen Stellen findet man Reste versunkener Wälder bis 70 Fuß unter dem Meeresspiegel; bei Pentuan fand man menschliche Ueberreste 34 Fuß unter der Hochwasserlinie, bei Carnon sogar 64 Fuß tief; die Insel Wight ist erst nach Christi Geburt vom Festlande abgetrennt worden und besonders in Cornwallis hat das Meer große Fortschritte gemacht. Dagegen steht Poole auf einer Stelle, wo vor 70 Jahren noch tiefes Wasser war und die Dünen bei Poole Harbour sind binnen 44 Jahren, von 1785 bis 1829, um eine halbe Meile ins Meer hinein vorgerückt. Im Allgemeinen scheint ganz Kent in der Hebung begriffen, Sussex theils in Hebung, theils in Senkung, die Grafschaften weiter westlich sämmtlich in Senkung, doch kommen an einzelnen Stellen auch Widersprüche vor und hier und da scheinen sogar innerhalb der historischen Zeit positive und negative Bewegung gewechselt zu haben. Gardner spricht sich ganz entschieden gegen die Theorie von Pigeon aus, nach welcher die versunkenen Wälder ursprünglich in durch Dünen oder Landdämme geschützten Depressionen gewachsen sein sollen, so daß sie durch einen Durchbruch des Meeres hätten überschwemmt werden können.

— Nach dem letzten Berichte der Handelskammer zu Dünkirchen nimmt dieser Handelsplatz jetzt die vierte Stelle unter den französischen Häfen ein; seit 1874 hat er an Wichtigkeit beständig zugenommen und zwar in größerem Maßstabe als Marseille, Havre oder Bordeaux. 1884 betrug die Zahl der aus- und einlaufenden Schiffe 5139, deren Tonnenzahl 2 125 812 und die Masse der aus- und eingeführten Waaren 1 026 906 Tonnen. Die Gesammtlänge der vorhandenen Quais beläuft sich auf 4795 m.

Asien.

— Das „Echo des Mines et de la Metallurgie“ meldet die erste von Frankreich ertheilte Concession für eine Eisenbahn von Haiphong nach Petang in Tongking zur Ausbeutung des dortigen Kohlenbeckens.

— Vor dem Gerichtshofe zu Batavia wird jetzt bei der Vereidigung von Chinesen ein neues Ceremoniell befolgt, welches darin besteht, daß jede Person, welche den Eid zu leisten hat, vor einem speciell zu diesem Zwecke bestimmten Opfertische ein Opfer darbringen muß. Auf dem Tische stehen zwei Kerzen, ein Käschen mit Opferstöckchen und ein kleiner Topf mit Asche, in welchen die brennenden (wohlriechenden) Stöckchen hineingesteckt werden müssen. Nachdem drei Stöckchen angezündet und in den Topf gesteckt sind, wie dies bei jedem Opfer geschieht, muß der Betheiligte den Eid aussprechen: „Wenn ich Unwahrheit spreche, möge Gott und die bösen Geister mich zu Grunde richten.“ Das frühere Ceremoniell, wobei jedesmal einem Huhn der Hals abgeschlagen wurde, gehört nur mehr der Geschichte an.

— Recente Lavaströme auf Java. Wir haben früher schon über den Lavaausbruch des Smeru auf Java berichtet (Bd. 48, S. 31 und 95), kommen heute jedoch noch einmal auf dieses Ereigniß zurück, dazu veranlaßt durch einen Artikel, welcher im Neuen Jahrbuche für Mineralogie, 1886, Bd. I, erschienen und von Herrn H. Behrens in Delft verfaßt ist. Demselben liegt ein Brief des Bergingenieurs K. Fennema zu Grunde, welcher mit der Untersuchung der den genannten Ausbruch begleitenden Erscheinungen beauftragt war und auch den Lemongan untersucht hat.

Hinsichtlich des Ausbruchs des Smeru können wir uns auf unsere oben erwähnten Mittheilungen beziehen, indem wir nur noch nachtragen, daß der Smeru nach Ansicht des Herrn Fennema wohl der steilste Bergkegel auf Java ist; von 700 bis 1400 m Höhe ist die Böschung etwa 6°, von 1400 bis 2100 m reichlich 20° und dann bis zur Spitze mehr als 30°. Der Lemongan ist kaum halb so hoch als der Smeru; von 300 bis 600 m ist die Neigung 3,5° [1]), von 600 bis

[1]) Wir citiren nach einem von Herrn Fennema verbesserten Abdrucke.

1000 m 16°, von 1000 bis 1668 m 33°. Trotz der ungewöhnlichen Steilheit finden sich gut ausgebildete Lavaströme und zahlreiche parasitische Kegel zum Theil ohne Krater, wie die Bocche des Aetna und auch wie diese auf zwei radialen Linien an einander gereiht. Kreisrunde Teiche am Fuße des Berges, bereits von Junghuhn beschrieben und auf Einstürze zurückgeführt, sind ebenfalls mit Lavaergüssen in Zusammenhang zu bringen, insofern plötzliches Zurücksinken der Lava die Umbildung von parasitischen Kegeln zu Maaren veranlaßt haben dürfte. Von den Lavaströmen konnten vier chronologisch bestimmt werden: eine Seiteneruption 600 m unter dem Gipfel vom 13. bis 15. September 1849 und drei Ströme aus dem Hauptkrater, vom April 1869, vom Mai 1877 und vom April 1883. Der letztere erreichte eine Länge von 5000 m bei 200 bis 400 m Breite und 10 bis 20 m Dicke. Drei Wochen nach der Eruption war er noch in langsamer Bewegung und stieß im Mai 1885 noch heiße Wasserdämpfe aus. Im April 1885 ergoß sich ein kleiner Strom von nur 25 m Breite nach Südsüdwest aus dem Hauptkrater und am 6. August wurde eine größere Eruption in derselben Richtung gemeldet.

In hohem Grade beachtenswerth ist der Unterschied der Laven des Smeru und des Lemongan, die, beide mit kurzen Pausen thätig, nur 48 km von einander entfernt sind. Sämmtliche Eruptionsprodukte des Smeru sind andesitisch (Hypersthen-Andesit), während der Lemongan ausschließlich Basalt geliefert hat.

An diese Mittheilungen wird die wichtige Folgerung geknüpft, daß die auf die Autorität Junghuhn's gegründete Ansicht, die Vulkane Javas hätten in historischer Zeit nur festes Material geliefert, unrichtig ist, da sowohl bei dem Smeru als dem Lemongan Lavaströme festgestellt sind. Demnach ist auch keine Ursache zu der Annahme vorhanden, daß die vulkanische Thätigkeit in der Abnahme begriffen sei.

— Die englische Bahn nach Quetta ist jetzt bis jenseits des Bolan-Passes ganz vollendet; die Erdarbeiten sind gleichfalls bis Quetta fertig, so daß zwischen dem Passe und Quetta nur noch das Legen der Schienen erübrigt.

— Henry O. Forbes, Wanderungen eines Naturforschers im malayischen Archipel von 1878 bis 1883. Zweiter Band (Jena, H. Costenoble). Der zweite Band von Forbes' Wanderungen ist dem ersten rasch gefolgt und schließt sich ihm würdig an. Der Verfasser, der sich mittlerweile mit einer Gefährtin versorgt hatte, die seitdem seine unzertrennliche Begleiterin geworden ist und eben mit ihm in Neu-Guinea weilt, wandte sich zunächst (April 1881) nach Amboina, wo ihn der holländische Resident den Regierungsempfehlungen zum Trotze sehr unfreundlich empfing und ihm die nöthigen Empfehlungen an seine Untergebenen verweigerte, und dann nach Timorlaut, wobei das Atoll von Gessir am Ostende von Ceram, der Centralpunkt des Handels mit Neu-Guinea, angelaufen wurde. In Timorlaut lagen die Dörfer im Kriege mit einander, das Fieber machte sich bald geltend, doch gelang es, zahlreiche ethnographische Beobachtungen zu machen und Sammlungen anzulegen, die glücklich nach Europa gelangten. Im November ging Forbes nach Buru, diesmal allein; auch hier fehlten ihm die Empfehlungen, doch gelang es ihm in Begleitung des Posthalters, den selten besuchten geheimnißvollen See von Kajeli zu erreichen, den Wakala, dessen Anwohner viele eigenthümliche Gebräuche bewahrt haben. — Da weitere Reisen im Molukkenarchipel gegenüber der Feindseligkeit des Residenten zwecklos erschienen, wandten sich die Reisenden nach dem portugiesischen Timor, dessen Gouverneur sie kennen gelernt hatten. Im Urwalde, etwa 700 Fuß über dem Meere und eine kleine Tagereise entfernt von dem Regierungssitze Dilly (auf der Karte Dehli), verlebten sie köstliche Wochen, aber während Forbes das „Königreich" Bibiçuçu im Inneren erforschte, erkrankte seine ganz allein im Urwalde zurückgelassene Frau schwer und wurde, von ihrer abergläubischen Dienerin im Stiche gelassen, nur durch ein halbes Wunder gerettet. Auch Forbes litt von dem ungesunden Klima so schwer, daß er an weitere Forschungen nicht mehr denken konnte und sich am 1. Juni 1883 mit seiner Frau nach Amboina und Europa einschiffte. (Das Klima von Timor gilt notabene immer noch für besser als das von Neu-Guinea.) Auch diesem Bande sind wieder reichlich wissenschaftliche Anhänge beigegeben, welche ihm einen besonderen Werth verleihen, und eine Karte des Indischen Archipels erleichtert das Verfolgen der Reiseroute. Ko.

Afrika.

— Ueber die gegenwärtigen Zustände in den beiden ägyptischen Provinzen Fajum und Beni Suef spricht sich G. Schweinfurth, welcher im vergangenen Winter das Depressionsgebiet des Fajum bereist hat und dasselbe in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (Bd. 21, S. 96 ff.) eingehend schildert, sehr lobend aus. „Die Autorität der Regierungsgewalt steht, man kann sagen, was man will, reichlich so vollkommen da, wie in den besten Tagen Ismaels. Von dem Räuberunwesen, das in den Provinzen des Deltas herrscht, wo es übrigens ausnahmslos nur die Eingeborenen betrifft, ist hier keine Spur wahrzunehmen. Die Gouverneure sind durchaus vernünftige und achtungswerthe Männer. In ihrer Amtsstube werden die Geschäfte in ganz europäischer Weise erledigt. Die Trennung der Justiz von der Verwaltung ist in diesen Provinzen bereits vollkommen durchgeführt . . . Die Bevölkerung verräth die deutlichsten Anzeichen eines zunehmenden Vertrauens zu den bestehenden Verhältnissen und erholt sich ganz sichtbar und unbezweifelt von den früheren Mißbräuchen der Beamten, die ihre Amtsgewalt bei jeder Gelegenheit überschritten, heute aber durch eine organisirte Kontrolle im Zaume gehalten werden. Was der Bevölkerung dabei am meisten zu Gute kommt, ist der Umstand, daß der früher jedweder Regierungsmaßregel anklebende Stempel des Vexatorischen aufgehört hat, alle Verwaltungsakte zu kennzeichnen. Trotz der schlechten Zeiten gehen die Steuern regelmäßiger ein als je. Die europäischen Kaufleute klagen; aber die Zolleinnahmen erreichen Ziffern, wie sie dieselben unter Ismael nicht erlebt haben. Ungeachtet der niederen Korn- und Baumwollenpreise vermehrt sich das Geld ganz augenscheinlich. Alles ist theuer geworden. Der Fellah kauft Sachen, deren Gebrauch noch vor wenigen Jahren für ihn ins Reich der Fabel gehörte. Tiefer Landfriede herrscht hier, und um den kleinen Krieg in Nubien, den das Programm der Politik mit sich bringt, ängstigt sich keine Fellahseele." So hat auch Oberst Scott Moncrieff, der Leiter des ägyptischen Arbeitsministeriums, sein großes Projekt der Reorganisirung des Fajumer Kanalsystems mit aller Energie in Angriff genommen und wird dabei von den tüchtigsten Ingenieuren, die in Indien die hohe Schule der Wasserbaukunst durchgemacht haben, unterstützt. Allerdings ist im Fajum auch schon Gefahr im Verzuge: seit den letzten zehn Jahren und namentlich seit dem Eingehen der noch vor fünf Jahren sehr ausgedehnten Zuckerrohrkultur am Südufer des Birket el-Querun ist in Folge der jetzt geringeren Absorption des Wasserüberschusses der Wasserspiegel jenes Sees im Steigen begriffen (jährlich um 3 cm) und beginnt in bedenklichem Grade das nur sehr allmählich ansteigende gute Ackerland zu beeinträchtigen. Zunächst hofft man durch neue Schleusenbauten die Kanäle zu zügeln und das Anwachsen des Sees zu bemeistern; dann aber — und dazu werden sehr bedeutende Mittel gehören — müssen sämmtliche Kanäle neue Betten erhalten, da sich die gegenwärtigen durch die lange Vernachlässigung des Schleusenwesens so tief in das Erdreich (17 m und mehr unter dem Kulturlande) eingewühlt haben, daß viele Strecken des besten Bodens ganz unbewässerbar bleiben.

— Marquis de Brazza sprach kürzlich in der Société de Géographie über die Bambusöl-Industrie, welche Herr Manas an der Alima geschaffen hat. Dieses Oel soll als Maschinenöl ausgezeichnet sein und vortheilhaft das europäische Oel ersetzen. Auch sein Geschmack ist ziemlich angenehm, und wenn es frisch und gut zubereitet ist, kann es ganz gut in der Küche statt des Olivenöles Verwendung finden.

Australien.

— In Südaustralien sind 11 km nördlich von Roberts Town in 33° 52′ südl. Br. und 139° östl. v. Gr. und 128 km nördlich von Adelaide an den Black Hills anscheinend sehr werthvolle Silbererzgänge von beträchtlicher Ausdehnung entdeckt worden. Es wäre der Kolonie, deren Zustände zur Zeit recht traurige sind, sehr zu wünschen, daß sich dies bewahrheitete.

— Eine zweite Nachricht über die von Mr. David Lindsay geführte Expedition (vergl. oben S. 46 und 191) traf am 1. Februar von Charlotte Waters, einer Station des Ueberlandtelegraphen in 25° 55′ südl. Br. und 135° 34′ östl. von Gr., in Adelaide ein. Mr. Lindsay hatte 80 km östlich von Charlotte Waters ein Lager aufgeschlagen und von da aus die Erforschung des unbekannten östlichen Gebietes bis 26° 45′ südl. Br. herab unternommen. Die Grenze von Queensland überschritt er in 25° 30′ südl. Br. Hinter der Sandhügelkette kam er über vorzügliches Weideland für Schafe und entdeckte auch acht gute Brunnen der Eingeborenen, in welchen genügend Wasser vorhanden war. Mr. Lindsay wollte am 3. Februar vom Lager aufbrechen und seine Reise in der Richtung auf Lake Nash, welcher in ungefähr 20° südl. Br. und 9 km westlich von der Grenze von Queensland liegt, fortsetzen. Er wird damit wieder einen beträchtlichen Theil noch unerforschten Gebietes berühren. Die Reisenden befanden sich bis dahin sämmtlich wohl. Die Kameele waren eine Zeitlang vom Genusse einer giftigen Pflanze, welche am Macumba R. und überhaupt im nördlichen Südaustralien ziemlich häufig ist, erkrankt, hatten sich aber wieder erholt. Es war dies Euphorbia Drummondii, deren milchiger Saft sehr giftig ist. Unter den Giftpflanzen Australiens — Lotus Australis, Swainsona Grayana, Lobelia pratioides, Lawrencia spicata u. s. w. — ist gerade Euphorbia Drummondii die gefährlichste, und da sie sich selbst in der trockensten Jahreszeit immer grün hält, so wird sie vom Vieh um so leichter gefressen.

Nordamerika.

— Für die Eingeborenen der Umgebung von Point Barrow ist nach Ray das wichtigste Nahrungsthier Phoca foetida Fabr., die einzige Robbenart, die häufiger ist und das ganze Jahr hindurch bleibt. Im Oktober, wenn das neue Eis sich zu bilden beginnt, jagt man sie mit Büchse und Harpune an den offenen Stellen und an den Luftlöchern, die sie sich ins junge Eis machen. Wenn die Winternacht beginnt, fängt man sie mit Netzen, aber nur in ganz dunklen Nächten kann man auf Erfolg rechnen. Es wird dann in der Nähe eines Eisspaltes, in welchem sich Robben aufhalten, ein Loch ins Eis geschlagen und mit Hilfe zweier anderer kleinerer Löcher ein Netz ausgespannt. Dann sucht man durch irgend ein auffallendes nicht zu heftiges Geräusch, durch Picken auf das Eis, durch Pfeifen oder dergleichen die Neugierde der Robben zu erregen; sie kommen in der Richtung auf das Loch zu unter dem Eise geschwommen und verwickeln sich im Netze. Manchmal gelingt es, in einer Nacht bis zu 30 Stück in einem Netze zu fangen; sie werden dann aufrecht in den Schnee gestellt, bis man sie mit den Hundeschlitten abholen kann. — Sind nur kleinere Löcher vorhanden, so umstellt man diese unter dem Eise ganz mit Netzen, die jeden Tag nachgesehen werden. Wenn die Sonne wieder kommt, sucht man die stets offen bleibenden Athemlöcher auf und stellt dort Netze. Im Sommer werden sie in dem offenen Wasser zwischen den Eisfeldern gejagt oder auch beschlichen, wenn sie auf dem Eise neben ihren Löchern schlafen; sie sind indeß so vorsichtig, daß es den amerikanischen Mitgliedern der Expedition nicht ein einziges Mal gelang, einer Robbe auf Schußweite nahe zu kommen.

— Mit welcher unheimlichen Geschwindigkeit die Eskimos auch in Nord-Alaska an Zahl zurückgehen, beweisen die Beobachtungen von Lieutenant Ray in Point Barrow. In dem Dorfe Uglaamie, wo Dr. Simpson 1854 noch über 200 Menschen und 40 Hütten fand, traf Ray nur noch 26 Hütten und 130 Seelen, und von diesen starben während der zwei Jahre ihres Aufenthaltes 18, während nur zwei Kinder geboren wurden. — In Ninouk fand Simpson 48 Hütten und 286 Einwohner, Ray nur noch 30 Hütten und weniger als 150 Menschen. Ray sucht die Hauptursache der Abnahme in den Verheerungen, welche die amerikanischen Walfischfänger unter den Walfischen anrichten. Während Simpson sich an der Küste aufhielt, wurden von den Eingeborenen 24 Wale erlegt; durch die unablässige Verfolgung seitens der Amerikaner sind die Thiere seitdem so selten und so scheu geworden, daß Ray innerhalb zwei Jahren nur zwei Stück erlegen sah, darunter ein Junges. Und dabei waren die Eingeborenen früher auf ihre schlechten selbstgefertigten Waffen angewiesen, während sie heute nicht nur gute Harpunen, sondern sogar Büchsen mit Explosivkugeln besitzen. Auch die Robben sind nicht häufig und verschwinden zeitweise ganz und Hungersnoth kommt darum sehr häufig vor.

— Bei der United States Geological Survey ist unter Major Powell eine Abtheilung errichtet worden, um die geologische Geschichte und die physikalischen Bedingungen der Sumpfländereien der Union in Hinsicht auf deren Verbesserung und Rückgewinnung zu untersuchen. Man erwartet nämlich, daß um das Jahr 1890 alles verfügbare Ackerland besetzt sein und daß die Hochfluth der Einwanderung sich den, bei ihrem raschen Vordringen nach Westen liegen gebliebenen Gebieten zuwenden wird. Oestlich vom Mississippi können über 50 000 Quadratmeilen leicht entwässert werden; ähnliches Land ist in Nordeuropa vor Jahrhunderten trocken gelegt worden und bildet jetzt die fruchtbarsten Felder. In Amerika liegt solches Land hauptsächlich an der Atlantischen Küste und im Mississippi-Thale; dort hindert dichter Pflanzenwuchs, namentlich gemeines Rohr, das Wasser am vollständigen Abflusse, obwohl der Boden genügenden Fall darbietet. Zwischen der Mündung des James River bis zu derjenigen des Albemarle Sound liegt ein Gebiet von 4000 Quadratmeilen, wovon ein Theil bereits entwässert worden ist, und zwar einfach dadurch, daß man das undurchdringliche Gewirr von Stämmen, Wurzeln und sonstigen verwesenden Pflanzentheilen, welche das Regenwasser am Abfließen hinderte, entfernte. Man beabsichtigt nun eine vollkommene Aufnahme, auf Grund deren die Regierung weite Strecken Landes wieder zu gewinnen und der Besiedelung zu eröffnen gedenkt.

Südamerika.

— Aus Surinam wird berichtet, daß in dem Terrain zwischen Lawa (Arva) und Tapanahoni Gold vermuthet wird und Bitten um Erlaubniß, Untersuchungen vorzunehmen, an den französischen Gouverneur von Guyana gelangt sind. Man beunruhigt sich in Surinam hierüber, weil man dieses Gebiet als holländischen Besitz ansieht, seitdem die niederländisch-indische Grenzkommission von 1861 sich dahin ausgesprochen hat, daß der Lawa als Verlängerung des Marowyne (Maroni) betrachtet werden muß und demnach das zwischen Lawa und Tapanahoni gelegene Gebiet niederländisches Eigenthum ist, da der Marowyne die Grenze bilden soll. Diese Angelegenheit schwebt jedoch seit 1862, ohne daß die beiderseitigen Regierungen zu einem endgültigen Abschlusse derselben gelangt wären, und könnte unter gegenwärtigen

Verhältnissen vielleicht noch Schwierigkeiten verursachen, da man in Holland das bestrittene Terrain, wenn es sich wirklich werthvoll erweist, wohl nicht gern verlieren wird.

— Um Studien über das Orayafieber (Veruga peruana) zu machen, ließ sich ein peruanischer Arzt, Daniel Carrion, das Virus einimpfen, starb aber an den Folgen dieses Experimentes. Im Anschlusse hieran bringt die „Rev. scient." einige Mittheilungen über diese eigenthümliche Krankheit. Dieselbe tritt nur in Peru auf, und zwar an gewissen Oertlichkeiten, welche in ziemlicher Höhe, zwischen 3000 bis 7500 engl. Fuß über dem Meere, gelegen sind. Es ist eine febrile Krankheit, welche sich durch Anämie und Hervortreten zahlreicher Pusteln charakterisirt. Dr. Izquierdo in Santiago will einen specifischen Bacillus als Krankheitserzeuger festgestellt haben. Die Affektion ist schon seit der Inkazeit bekannt. 1543 spricht Zarate von einer Gegend, wo sie sehr verbreitet war. 1870 ist sie sehr heftig aufgetreten. Es war dies zu einer Zeit, wo der Erdboden zum Zwecke des Eisenbahnbaues weithin aufgewühlt wurde. Dieses Zusammentreffen ist sehr interessant, da auch bei den Arbeiten am St. Gotthard und auf dem Isthmus von Panama ähnliche epidemische Erscheinungen auftraten. Man beschäftigt sich in diesem Augenblicke in Peru lebhaft mit der Aetiologie der Veruga peruana, und es ist anzunehmen, daß man zu interessanten Ergebnissen gelangen wird.

Oceane.

— Nach zehnjährigen Vorarbeiten ist 1885 von der deutschen Seewarte in Hamburg ein erstes „Segelhandbuch für den Atlantischen Ocean" (Hamburg, L. Friederichsen u. Co.) herausgegeben worden, nachdem der dazu gehörige Atlas „Atlantischer Ocean", welcher auf 36 Karten die physikalischen Verhältnisse und die Verkehrsstraßen darstellt, schon drei Jahre früher erschienen war. Der Hauptnachdruck wird auf die Meteorologie und Physik gelegt, während die Beschreibung der Küsten, Inseln und Häfen, welche in den englischen „Sailing directions" einen großen Raum beanspruchen, fehlt. Mehr als die Hälfte des Werkes behandelt die Meerestiefen (mit Karte), die Temperatur-Vertheilung, das specifische Gewicht des Meerwassers, die Strömungs- und Windverhältnisse, Luftdruck, Lufttemperatur, Ebbe und Fluth und namentlich die Stürme, wobei aus den Beobachtungen der für die deutsche Seewarte ein Journal führenden Schiffe viele interessante Beispiele vorgeführt werden. Den Beschluß macht ein fast 200 Seiten starker praktischer Theil, die eigentlichen Segelanweisungen enthaltend, welche sich folgendermaßen gliedern: I. Von Europa ausgehend: 1) nach dem hohen Norden von Europa; 2) nach Grönland und Island; 3) nach den nordamerikanischen Häfen im Norden von Kap Hatteras; 4) nach der Nordküste von Südamerika, Westindien, dem Karibischen Meere, dem Golf von Mexiko und der Atlantischen Küste von Nordamerika im Süden von Kap Hatteras; 5) nach der Linie; 6) nach der Ostküste von Südamerika und rund Kap Horn; 7) vom Aequator nach Südafrika und dem Indischen Ocean; 8) nach der Westküste von Afrika. II. Nach Europa zurückkehrend: 1) von der Ostküste von Nordamerika, dem Golf von Mexiko und Westindien; 2) vom Kap Horn und der Ostküste Südamerikas nach der Linie; 3) vom Kap der Guten Hoffnung nach der Linie und von der Linie nach dem Kanal; von der Guinea-Bucht nach Europa; und 4) von der Ostküste Nordamerikas nach der Linie und zurück.

— Commodore Barker von der U. S. Navy hat mit der „Entreprise" eine Reise von Tieflothungen durch einen noch ununtersuchten Theil des südlichen Stillen Oceans von Wellington auf Neu-Seeland nach dem Eingange der Magelhãesstraße vorgenommen. Seine Route liegt ziemlich nahe der Nordgrenze des Treibeises, südlich von der vom „Challenger" und auch von der von der „Gazelle" eingeschlagenen. In dieser Breite nimmt von Neu-Seeland ab die Tiefe auf 300 Miles sehr rasch zu und erreicht unter 170° westl. L. bereits 3002 Faden. Weiter östlich nimmt die Tiefe etwas ab, doch nicht erheblich; unter 150° wurde an einer Stelle 2915 Faden gelothet, während zu beiden Seiten nur 2650 und 2506 Faden lagen. Die Tiefe blieb gleichmäßig bis gegen den 135°, dann nahm sie langsam ab, bis unter 115° die geringste Tiefe mit 1562 Faden erreicht wurde; von da ab fällt der Boden wieder gleichmäßig bis an den Beginn der Basis von Südamerika. Der Hochrücken, welcher ein stattliches Gebirge von 3000 m Höhe bilden würde, scheint sich von Daugherty oder Keates-Insel unter 59° südl. Br. bis zur Oster-Insel unter 27° südl. Br. zu erstrecken und wurde auch von dem „Challenger" unter 38° 43' südl. Br. und 112° 31' nördl. L. mit 1600 Faden gelothet.

Vermischtes.

— Marinepfarrer G. Heims hat von seinen Reiseskizzen „Unter der Kriegsflagge des Deutschen Reiches" (vergl. „Globus", Bd. 46, S. 304) eine zweite Reihe erscheinen lassen, welche Schilderungen von der Reise der „Nymphe" nach Westindien (1884 bis 1885) enthält und ebenso frisch, ja mitunter burschikos geschrieben ist, als ihre Vorgängerin. Es sind anziehende Skizzen, aber nicht mehr, welche durch die Schilderung des Lebens an Bord für viele Leser einen eigenthümlichen Reiz erhalten; ein tieferes Eindringen in das Wesen fremder Völker verbietet sich bei solchen Reisen von selbst. Wir halten darum z. B. das, was über Guzman Blanco, Venezuelas Tyrannen, gesagt wird (S. 169 ff.), nicht für ganz zutreffend. Interessant ist die Schilderung der Zuckerfabrikation in Britisch-Guayana (S. 130), ebenso diejenige von der Erziehung der nordamerikanischen Ladies, dem dortigen Kastengeiste, und anderes mehr.

— Nach statistischer Berechnung beläuft sich die Zahl der Blinden auf der Erde auf ungefähr eine Million. Dies würde, die Bevölkerung der Erde auf 1 400 000 000 Seelen angesetzt, auf je 1400 einen Blinden ergeben. In den europäischen Staaten zeigt sich folgende Verschiedenheit: In Oesterreich kommt auf je 1785, in Schweden auf je 1418, in Frankreich auf je 1191, in Preußen auf je 1111, in England auf je 1037 u. s. w. der Bevölkerung ein Blinder. Mit noch höherem Procentsatze folgen Rußland, Norwegen und Finland. Die meisten Blinden finden sich in Aegypten. In Kairo kommt schon auf je 20 Bewohner ein Blinder. Dr. Franke in Wien zählte auf einer Morgenwanderung in Kairo deren gegen 1000. In den australischen Kolonien ist das Zahlenverhältniß ein auffällig verschiedenes. Nach dem letzten Census kam in Neu-Seeland auf je 3550, in Südaustralien auf je 1417, in Victoria auf je 1162, in Westaustralien auf je 725 und in Tasmanien auf je 625 der Bevölkerung ein Blinder. Auch in China und Japan giebt es viel Blinde. Deutschland besitzt die meisten (35) Blindeninstitute, dann folgen England mit 16, Frankreich mit 13, Oesterreich-Ungarn mit 10, Italien mit 9, Belgien mit 6 u. s. w. Amerika, Asien und Afrika besitzen zusammen nur sechs Institute der Art. In Australien besteht ein solches in Victoria und in Südaustralien.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIX. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1886.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXXIII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

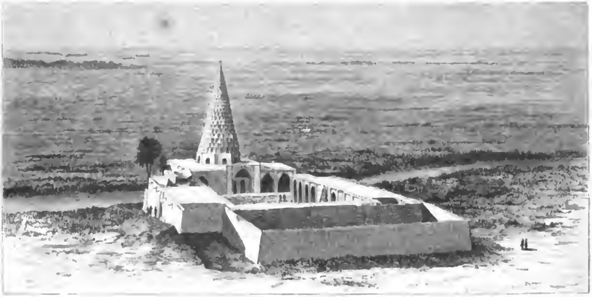
Vor dem Besuche Susas mußten die Reisenden noch den Scheich Thaer, den Verwalter der Wakufgüter Daniel's, aufsuchen, um seine Erlaubniß zu erbitten, bei dem Grabe des Propheten übernachten zu dürfen. Die Wohnung des Scheich war bald erreicht, in drei Vorhöfen wimmelte es von Mollahs, Seids und selbst Beamten; er selbst hatte in der Mitte einiger Getreuen auf einer Terrasse Platz genommen und erwartete den angekündigten Besuch. Es war ein hinfälliger Greis, aber in diesem schwächlichen Körper lebte der Geist noch in voller Macht.

Trotz des höflichen Empfanges machte er Schwierigkeiten, die ihm vorgetragene Bitte zu erfüllen. Wenn man auch Christen während einer oder zweier Nächte innerhalb der Einfriedigung dulden wolle, könne man ihnen doch unter keinen Umständen den Eintritt in den geschlossenen Raum, wo das Kenotaphium sich befindet, gestatten. Vergebens war die Versicherung, daß auch die Franken die größte Hochachtung für den Propheten Daniel besitzen; der Scheich blieb unerbittlich. Endlich gegen Mittag war die Sache erledigt, und die Reise konnte gegen den Mittag des 14. Januar angetreten werden. Das kultivirte Land verschwand bald; nach allen Seiten hin erstreckte sich die mit vertrockneten Disteln bedeckte Ebene; es war die Wüste in ihrer ganzen Trostlosigkeit, welche einen um so schrecklicheren Eindruck machte, als dieser gänzliche Mangel einer belebten Natur der Nachlässigkeit der Menschen zuzuschreiben ist.

Bald war der Ruinenhügel erreicht, dessen ungeheure Abmessungen das Erstaunen des Besuchers erregen. Das Grab Daniel's liegt am Fuße einer hohen Terrasse, welche im Lande mit dem Namen Kaleh Schus (die Festung Susa) bezeichnet wird; den Fuß des Heiligthums bespült ein sumpfiger Bach, der Schaur, welcher sich in den Ab-Dizful ergießt. Das Denkmal steht in keinem Verhältnisse zu seinem Rufe und zu dem Eifer der zahlreichen Pilger, welche ihm in jedem Frühjahre ihren Besuch abstatten. Wenn man durch das Thor von Dizful eintritt, sieht man zunächst Mauern aus Erde und ein massives Eingangsthor; man würde glauben, vor einem mit Mauern umschlossenen Dorfe sich zu befinden, wenn nicht ein im Inneren stehender, in der Form eines Zuckerhutes aufgeführter Thurm den Zweck des Gebäudes andeutete. Bogengänge schließen sich zu beiden Seiten des Heiligthums an und dienen den Tempelwächtern und einigen Viehhirten zum Aufenthaltsorte. Auch die Reisenden sollten hier unter einem unbewohnten Bogen ein Obdach finden, doch nach wiederholter Durchlesung des Geleitbriefes entschloß sich der Aufseher des Heiligthums, ihnen ein weniger luftiges Logis einzuräumen. Da die Betrachtung des eigentlichen Heiligthums den Besuchern nicht erlaubt war, zogen sie bald aus, um einen Ueberblick über die Königstadt des Nachunta und Ahasver zu gewinnen. Drei ungeheure, scharf von einander geschiedene Erdmassen erhoben sich vor ihnen; den größten Eindruck machte die Kaleh Schus, welche sich etwa 36 m über den Schaur erhebt. Der Regen hat tiefe Furchen in die Abhänge gegraben, dennoch aber wäre es ohne zwei Fußpfade, deren einer den Ziegen sein Bestehen verdankt, während der

andere den einstigen Vertheidigern der Citadelle Zugang gewährte, unmöglich, dieselben zu ersteigen; die fremden Besucher schlugen den letzteren ein, der an einem durch ungeheure Mauermassen in Thurmgestalt geschützten Thore endete. Darauf folgte eine kleine Plattform und von deren südlichem Ende führte ein sehr schmaler, über eine Mauer laufender Weg, ein letztes Hinderniß für den Angreifer auf seinem Wege zu dem Kerne der Befestigung. Endlich befanden sich die Reisenden im Inneren dieser Festung, wo die Könige von Susa einst ihre Schätze verwahrten, und wo später eine macedonische Besatzung die Unterdrückten im Zaume hielt. Anstatt der Reichthümer, welche die Eroberer wegschleppten, findet man nur noch einen üppigen Pflanzenwuchs, welcher Alles überwuchert hat.

Auf der nördlichen Ecke des Tumulus fand man nach Entfernung der mächtigen Brombeeren die Sockel mehrerer, in Schachbrettform angeordneter Säulen. Vier derselben waren mit Inschriften in drei Sprachen, welche in Keilschrift eingegraben waren, geschmückt; sie wurden vor etwa 30 Jahren durch Oberst Williams und Sir Loftus bloßgelegt, welch letzterer aus diesen Ueberresten ein dem von Xerxes in Persepolis errichteten Palaste ähnliches Gebäude rekonstruirte. Daß die Ruinen von Susa von den Achämeniden herrühren, wird sowohl durch die Art der Ueberreste als durch die auf denselben befindlichen Inschriften bewiesen. Mit Ausnahme dieser wenigen Erinnerungen an eine große Vergangenheit ist Susa nur noch durch die prächtigen Schneeberge ausgezeichnet, welche das Tiefland Elam von dem hochgelegenen Persien trennen. Dieulafoy bestreitet, daß, wie die englischen Archäologen behaupten, die äußere Facade des Königspalastes gegen Norden gerichtet gewesen sei, und ist der Ansicht, dies dadurch beweisen zu können, daß gerade die Nordseite der Säulenfußstücke ohne Inschriften ist, während er glaubt, annehmen zu müssen, daß letztere so angebracht waren, um die Aufmerksamkeit der dem Throne zugewendeten Besucher auf sich zu ziehen, d. h.



Daniel's Grab.

der Thron stand, wenn diese Vermuthung richtig ist, nach Süden gekehrt.

Doch wir übergehen dies und die an den Besuch angeknüpften historischen Erinnerungen, um die Reisenden mit einbrechender Nacht nach ihrem Lager zurückzubegleiten. Jetzt ist der Hof des Daniel-Grabes angefüllt mit den Heerden, welche zum Schutze gegen herumschweifendes Gesindel während der Dunkelheit dort in Sicherheit gebracht werden; daneben drängen sich die Bewohner des Grabmals, Männer, Frauen und Kinder, durch einander. Während die Reisenden sich häuslich einrichteten, hörte man starke Schläge gegen das Thor der Mauer, ein Seid auf weißem Esel erscheint mit zahlreicher Dienerschaar und befiehlt, das Zimmer neben dem Grabe für ihn herzurichten; als er hört, daß dasselbe von den Franken eingenommen ist, entbrennt er in heiligem Zorne, der ihn selbst sein Gebet vergessen läßt. Nie sollten die Ungläubigen der heiligen Stätte nahen; der Tempelwächter sei die Ursache dieser Entweihung, man müsse diese Hundesöhne wegjagen. In dieser Weise fuhr der heilige Mann fort, bis der Tempelwächter ihn bat, erst den Brief des Scheich Thaer zu lesen, ehe er die Fremden belästige. Nachdem er dieser Aufforderung nachgekommen, stand er davon ab, die Reisenden aus ihrem Obdache zu vertreiben und begnügte sich mit einem Lager unter den Arkaden. Die Nacht war übrigens sehr unruhig; die Wachen machten ihrem Namen Ehre, waren dabei aber so laut, daß die Fremden kein Auge schließen konnten. Der nächste Morgen wurde einem Besuche des dritten Hügels gewidmet, wo sich gleichfalls einige Reste der Vergangenheit befinden. Im Hofe des Grabmals stieß man wieder auf die Karawane des feindlich gesinnten Seid, die sich zum Abmarsche bereit machte; der würdige Mann selbst, ganz in Ekstase, war beschäftigt, eines der Kinder, mit dem die Franken sich am Abend vorher beschäftigt hatten, durch Segenssprüche u. dgl. vor den üblen Folgen dieser unheiligen Berührung zu schützen. Mme. Dieulafoy trat näher und dies genügte, den Seid in das materielle Leben zurückzurufen, so sehr, daß er sofort ein Huhn und zwölf Eier als Honorar für seine ärztliche Hilfe in Empfang nahm. Als die Dame sich später allein befand, glückte es ihr, auch in das Heiligthum einzudringen; sie wurde jedoch für ihre Kühnheit nicht belohnt. Der ziemlich kleine Raum ist

geweißt und mit einem Gewölbe überdeckt. Mitten in demselben steht ein rechteckiges Gemäuer in der Gestalt eines Sarkophages, rund herum ein Gitterwerk, um welches sich die Hände der frommen Beter hinbewegen; an den vier Ecken glänzen große Kugeln, welche von der Berührung der Stirn der Gläubigen polirt zu sein scheinen. Das ist alles, was man im Grabmale Daniel's erblickt.

Da anhaltend Regen fiel, und man fürchtete, in Folge desselben den Fluß Konah, der die Ebene zwischen Dizful und Schuster durchströmt, sonst nicht mehr überschreiten zu können, machte man sich schnell auf den Weg. Wenn auch die Reisenden sich der Schönheit der Umgebung freuten, blieb der Marsch doch für ihre eingeborene Begleitmannschaft traurig und beschwerlich; müde und durchnäßt machten sie wiederholt den Vorschlag, zu lagern. Aber als man der ewigen Klagen satt, ihnen die Erlaubniß dazu gegeben hatte, während die beiden Franzosen die Reise allein fortzusetzen beabsichtigten, wollten sie dies Anerbieten nicht annehmen; sie fürchteten sich, sich von den Europäern, denen sie doch Schutz gewähren sollten, zu trennen. Der Weg führte längs der Telegraphenleitung hin, welche sich gerade in keinem glänzenden Zustande befindet; als die englische Regierung vor einigen Jahren die Erlaubniß erhielt, die indische Linie anzulegen, verpflichtete sie sich, einen besonderen Traht für den Gebrauch des Schah zu reserviren; persische Telegraphenbureaux wurden neben den englischen errichtet, und Dank der nachbarlichen Hilfe der europäischen Beamten fing auch der persische Betrieb an, sich einer gewissen Regelmäßigkeit zu erfreuen. Der Schah wünschte nun eine telegraphische Verbindung mit allen seinen Provinzen zu besitzen und befahl eine solche mit dem fernen Arabistan herzustellen; hier aber mischte sich der Madachel (Unehrlichkeit der Staatsdiener) in die Sache und die Arbeit wurde in sehr ungenügender Weise ausgeführt, so daß der Gouverneur von Arabistan heute nicht mehr durch die telegraphische Verbindung mit seinem hohen Herrn beunruhigt wird.

Am 18. Januar war das Wetter ganz verändert, Donner, Wind und Regen hatten während der Nacht aufgehört und einem herrlichen Morgen das Feld geräumt. Der Anblick auf das reizende Dorf Konah, welches mitten in einer grünen, durch Gruppen von Schafen und Kühen belebten Gegend liegt und durch die hellen Sonnenstrahlen wie mit magischem Lichte übergossen schien, war wirklich prachtvoll; alles athmete auf und die militärischen Begleiter der Reisenden tummelten sich lustig im Sonnenscheine. Gegen 4 Uhr erblickte man Schuster in der Ferne, bald konnte man die glänzenden Kuppeln, die spitzen Dächer der Gebäude, endlich das alte Schloß Selasil unterscheiden. Dort soll nach einer noch umgehenden Ueberlieferung der unglückliche Kaiser Valerian zehn Jahre, von Schapur auf das Unwürdigste behandelt, als Gefangener gelebt haben.

Die Brücke von Schuster dient gleichzeitig als Wehr, sie ist durchaus nicht in gerader Linie gebaut, da die Fundamente den im Flußbette zu Tage tretenden Felsen folgen. Selbst an die kleinste Brücke knüpft sich in Iran eine Legende, um so mehr an diese, welche mehr als 500 m lang über einen mächtigen Fluß geworfen ist; Firdusi selbst hat sie besungen und die Maulthiertreiber beeilten sich, die Legende zu wiederholen. Sie soll durch einen römischen Kriegsgefangenen Baranusch erbaut sein, dem Schapur hohen Lohn versprochen hatte. „Wenn du ein geschickter Baumeister bist“, sagte ihm der Herrscher, „wirst du an dieser Stelle eine Brücke über den Fluß bauen, die einem Stricke gleicht. Wir werden zur Erde zurückkehren, aber die Brücke wird bestehen bleiben kraft der Kenntniß, die



Die Ruinenhügel von Susa.

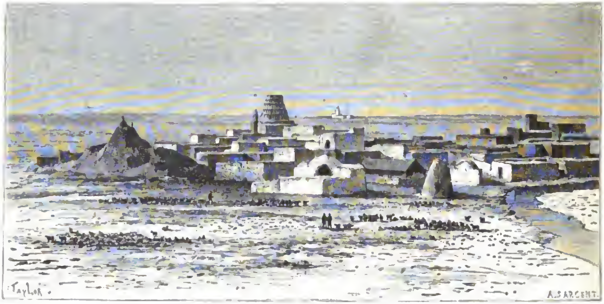
Gott verliehen. Errichte in diesem Lande durch die Wissenschaft der westländischen Gelehrten große Werke, und wenn diese Brücke den Weg zu meinem Palaste bildet, so suche mich auf und sei mein Gast, so lange du lebst; fern bleibe dir dann alles Uebel und die Macht Ahriman's."

Das Werk kam in drei Jahren zu Stande, Schuster



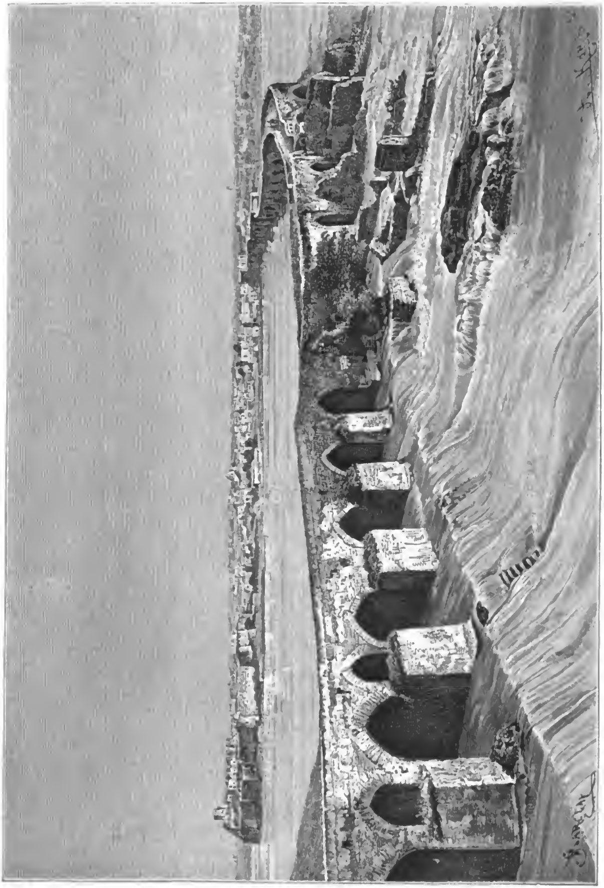
Säulenbasis aus dem Palaste des Artaxerxes Mnemon.

wurde gegründet oder doch vergrößert und verschönert, und mit Hilfe der fremden Gefangenen bezwang Schapur den ungestümen Lauf des Karun, staute ihn auf und leitete sein Wasser durch zahlreiche Kanäle ab, um die angrenzenden Felder zu befruchten. Der Boden von Chusistan war ungemein fruchtbar, er brachte die Auslagen, welche gemacht waren, um ihn unter Kultur zu bringen, hundertfach zurück; wenn man dem alten Dichter Hamed Allah Mustofi glauben will, war es dort zur Zeit der Theuerung noch wohlfeiler als in Schiraz in den Jahren des Ueberflusses. Dadurch



Das Dorf Konah.

wurde die Begierde der Araber erregt; die Perser wurden geschlagen und in die Stadt zurückgedrängt, aber trotz der Tapferkeit der Araber drohte die Belagerung sich in die Länge zu ziehen, als ein persischer Verräther sich in ihrem Lager zeigte und um Gnade bat, wogegen er den Feinden den Weg in die Stadt zu zeigen sich erbot. Sein Anerbieten wurde freudig angenommen, der Verräther, von einem Soldaten aus dem Stamme der Beni Scheibau begleitet, überschritt den Karun und gelangte auf einen Felsenvorsprung, welcher die Stadt und das Lager



Die Brücke von Schuster.

des Hormuzan, des persischen Feldherrn, beherrschte. Nach der Rückkehr der Späher läßt Abu Musa, der Führer der Araber, 40 Mann, denen auf einigen Abstand 200 andere folgen, unter Führung des Renegaten aufbrechen; sie dringen in die Stadt ein, stoßen die Schildwachen nieder und ersteigen die Wälle. Der persische Führer, durch diesen unerwarteten Angriff überrascht, zieht sich in die Citadelle zurück, wo alle seine Schätze aufgehäuft sind.

Am anderen Morgen mit dem Grauen des Tages zieht Abu Musa an der Spitze seiner Truppen über den Fluß und dringt in Schuster ein. Die Bewohner aber erwürgen ihre Frauen und Kinder und werfen die Leichen in den Fluß, um sie nicht den Händen der Feinde zu überlassen. Hormuzan flehte um Gnade, aber Abu Musa wollte die Bitte nicht erhören, bis der Chalif entschieden haben würde; inzwischen ließ er alle diejenigen, welche sich wei-



Große Straße in Schuster.

gerten, die Waffen zu strecken, niedermetzeln. Der Citadelle von Schapur waren danach noch manche Schicksale beschieden; auf die Araber folgten die Mongolen, Hulagu Chan befahl nach der Eroberung Baghdads dem Timor Beg, sich der Stadt Schuster zu bemächtigen. Die Eingeborenen gingen dem feindlichen Anführer mit Lebensmitteln und Geschenken entgegen, um ihre Unterwerfung anzubieten; der Anführer der Tataren befahl seinen Soldaten, die Besiegten zu schonen, trotz den Rathschlägen seiner Umgebung, welche ihn dieser Milde wegen tadelte. Nachdem die Belagerungen und Kriege aufgehört, fiel die Stadt in die Hände der Gottesgelehrten. Ein Verwandter Ali's war im 9. Jahrhundert dorthin gekommen und hatte sich mit einer Tochter des ersten Scherifs der Gegend vermählt; hierdurch an die Stadt gefesselt, hatte er sich der Ausbreitung des schiitischen Glaubens gewidmet und es gelang ihm, manche seiner Mitbürger für denselben zu gewinnen; später unter den ersten Sefevis folgten die übrigen nach, und

seitdem wetteiferte die Bevölkerung von Schuster in Fanatismus und Intoleranz selbst mit Kum und mit Kerbela. Dieser großen Frömmigkeit ist die bedeutende Zahl von Moscheen und Gräbern, die man in allen Stadtvierteln trifft, zu danken.

Begleiten wir nach dieser langen Abschweifung die Reisenden noch nach Schuster. Nachdem sie die Brücke überschritten hatten, gelangten sie zunächst in eine große, an beiden Seiten mit Buden, in denen Früchte verkauft werden, eingefaßte Straße; sie war durch zahlreiche Passanten belebt und um die Fremden sammelte sich bald eine zahlreiche Menge. Später glückte es Mme. Dieulafoy, von dieser Stelle eine photographische Aufnahme zu machen.

Holländisch-Indien im Jahre 1886.

Von Emil Metzger.

III. (Schluß.)

Wir theilen nun noch einige Einzelnheiten über Landbau und Plantagenbau mit, wobei wir uns, auch was die Anordnung betrifft, dem Regierungsberichte darin anschließen, daß wir einzelne Angaben über verschiedene Inseln den über Java zu machenden hier folgen lassen; die Zustände sind zu verschieden, als daß es möglich wäre, dieselben zu einem Gesammtbilde zusammen zu fassen. Der Javane bebaut seinen Acker mit Liebe; ehe er sich aber dieser Arbeit widmen kann, muß er der Regierung seine Frohn- und Kulturdienste leisten; in den Kaffeegärten der letzteren zählte man beinahe 110 Millionen, in den Dörfern gegen 130 Millionen Kaffeesträucher, die zusammen etwa 990 000 Pikols (à 125 Amst. Pfund) Kaffee lieferten. Für die Bearbeitung dieser Pflanzungen waren 688 987 Familien (durchschnittlich zu $4^1/_2$ bis 5 Köpfen) von der Bevölkerung der Residenzen, wo diese Kultur bestand (ca. $16^1/_2$ Millionen) angewiesen; im Ganzen empfingen sie hierfür 13 662 152,72 Gulden, im Durchschnitt per Familie und Jahr 20 Gulden. In den verschiedenen Provinzen zeigten sich sehr große Unterschiede, in Bantam kamen etwa 0,45 Gulden, in Passuruan beinahe 105 Gulden auf den Antheil einer Familie; dem Minimum am nächsten stehen Residenzen mit ca. 6 und 10 Gulden Jahreseinnahme. Außerdem waren noch 23 500 Bau (à 7096,49 qm) für die mit der Regierung noch im Kontrakte stehenden Zuckerfabriken zu bepflanzen, wofür im Ganzen etwa 4 800 000 Gulden vergütet wurden; ferner pflanzten die Eingeborenen freiwillig noch Zucker auf 58 000 Baus, wovon 20 000 kontraktlich für die Fabriken bestimmt waren. Für sich selbst bauten sie ca. 2,7 Millionen Bau mit Reis, 1,6 Millionen Bau mit anderen Gewächsen an; darunter wären zu nennen (in Tausenden Baus) Tabak 90, Indigo 200, Kapas 210, Mais 576, Katjang (Erdnüsse) 222, verschiedene Gewächse 543.

Die Reispreise schwankten zwischen 2,50 Gulden und 10 Gulden für ein Pikol; aus der über die Einfuhr gegebenen Uebersicht folgt, daß Niederländisch-Indien dieses nothwendige und erste Nahrungsmittel nicht in genügender Menge producirt. Hinsichtlich des Anbaues der in neuerer Zeit so wichtig gewordenen Kokosnuß wird bemerkt, daß sie nur selten in regelmäßigen Anpflanzungen vorkommt; erst in neuerer Zeit fangen einige Händler in Tjilatjap an, die Kopra behufs Versendung nach Europa aufzukaufen; der Preis der Nüsse wechselt von 3 bis 10 Cent per Stück. Wie schon erwähnt, betreibt die Regierung auch die Anpflanzung von Chinabäumen; am 31. December 1884 waren 1 753 000 Bäume, die in den offenen Boden verpflanzt waren, und 1 516 000 Stück in jungen Anpflanzungen vorhanden. Die Ernte belief sich auf etwa 200 000 kg Rinde; die Preise, welche im Herbst 1885 erzielt wurden, betrugen im Maximum 1,98 (C. ledgeriana), im Minimum 0,42 (C. lancifolia). (Die eben mitgetheilten Preise sind Durchschnittspreise für die Sorte; als absolutes Maximum kommt eine C. succirubra mit 3,01 Gulden, als Minimum eine C. calisaya Schuhkrafft mit 0,19 Gulden vor.) Die Zahl der Arbeiter, welche ständig im Dienste gehalten wurden, betrug etwas über 200.

An diese Angaben schließen wir einige Mittheilungen über europäische Privatunternehmungen und zwar zunächst über diejenigen, welche, ohne eigene Ländereien zu besitzen, das Produkt auf von der eingeborenen Bevölkerung gemietheten Grundstücken pflanzen lassen resp. von derselben aufkaufen. So bestanden 52 Zuckerunternehmungen, welche ohne eigenen Landbesitz und unabhängig von der Regierung arbeiteten; wie überall zeigten die in Händen von Europäern befindlichen Fabriken eine bedeutend höhere Zuckerernte per Flächeneinheit, als diejenigen, welche von Chinesen betrieben wurden. In ähnlicher Weise bestanden einige 50 Tabakunternehmungen; 36 derselben erzielten über sieben Millionen Kilogramm Tabak. In dieser Weise wurden ferner auch sieben Indigounternehmungen betrieben; vier derselben producirten etwa 27 000 kg Indigo. Von der Regierung hatten im Ganzen 478 Unternehmer Ländereien in Erbpacht (auf 75 Jahre), 12 in Pacht auf kürzere Termine erhalten; es waren hiervon 370 Plantagen mit 194 000 Bau im Betriebe, 16 mit 5400 Bau waren nicht für eigentliche Pflanzungen bestimmt oder waren aufgegeben worden, 104 noch nicht bepflanzt. Ueber die Produktion derselben liegen nur unvollständige Angaben vor; wir fanden 193 Unternehmungen mit 200 000 Pikol Kaffee, 24 mit 208 000 kg Chinarinde, 22 mit 1 880 000 kg Thee, 16 mit 337 500 kg Tabak, 9 mit 114 000 Pikol Zucker, 1 mit 187,5 kg Kakao, 1 mit 365 kg Indigo, 1 mit 7600 Pikol Padi. Hierzu muß bemerkt werden, daß etwa $^2/_3$ aller Unternehmungen sich auf die Anpflanzung eines einzigen Produktes beschränkten.

Im Allgemeinen konnten diese Unternehmungen unter den Eingeborenen eine hinreichende Anzahl Arbeiter bekommen; der tägliche Lohn betrug meistens 0,25 bis 0,30 Gulden, steigerte sich jedoch in einzelnen Gegenden bis zu 0,50, 0,60, 0,70 Gulden pro Tag. Wo im Akkord gearbeitet wurde, stieg der Verdienst auf 0,70 bis 1 Gulden. Der Monatslohn für ständige Arbeiter betrug 6 bis 15 Gulden, wozu manchmal noch Lebensmittel gegeben

wurden; in einer Provinz stieg er gar bis auf 10 bis 30 Gulden.

Die Oberfläche der Ländereien, welche in früheren Jahren an Privatpersonen veräußert waren, betrug 1 404 866 Bau, die Zahl der Einwohner derselben 1 292 662. 1884 waren 254 525 Bau mit Reis bepflanzt. Etwas mehr als $^2/_3$ dieser Ländereien war in den Händen von Europäern (Schätzungswerth 32 040 663 Gulden), 312 000 Baus (464 982 Bewohner) in den Händen von Chinesen (Schätzungswerth 23 786 590 Gulden), und nur 5830 Bau mit 90 362 Einwohnern (Schätzungswerth 2 444 820 Gulden) in den Händen von Eingeborenen oder Arabern &c. Die Produktion dieser Ländereien betrug 100 445 Pikol Zucker, 24 360 Pikol Kaffee, 787 988 kg Thee, 13 112 kg Tabak, 12 kg Kakao, 125 715 kg Chinarinde, 10 586 kg Muskatnüsse u. s. w. (Auch hier sind die Angaben nicht vollständig.)

Endlich wäre noch die Produktion derjenigen Ländereien zu erwähnen, welche von den sogenannten unabhängigen Fürsten an Europäer verpachtet sind; die Zahl dieser Landgüter betrug thatsächlich in Surakarta 138, in Djokjakarta 51. Für die ersteren wurde eine Pachtsumme von 1 002 874 Gulden, für die letzteren von 658 929 Gulden bezahlt; von ersteren verfügten 147 Unternehmungen über 38 686, von letzteren 49 über 17 313 Bau Anpflanzungen für den europäischen Markt. Die Produktion betrug 1 066 489 Pikol Zucker, 625 174 kg Indigo, 407 341 kg Tabak und 36 597 Pikol Kaffee.

Auch das Forstwesen verdient mit einem Worte berührt zu werden; die Djattiwälder und ein Theil derjenigen Wälder, welche aus anderen Baumarten bestehen, sind der Beaufsichtigung eines technisch gebildeten Regierungspersonals unterstellt; die Ausnutzung geschieht größtentheils durch Privatpersonen nach festgesetzten Normen, doch macht sich ein gewisses Streben bemerkbar, die Thätigkeit des Staates in dieser Hinsicht auszudehnen. Zum Schluß sei noch der Bestand an Pferden und Rindvieh für Java angegeben; man zählte am 31. December 1883: 2 419 786 Büffel, 2 071 144 Stück Rindvieh, 520 848 Pferde, dazu 16 305 für Personen, 85 152 für Waarentransport bestimmte Fahrzeuge, die sich sehr ungleichmäßig auf die verschiedenen Provinzen vertheilen.

Im Allgemeinen leidet Sumatra, wie überhaupt alle Besitzungen außerhalb Javas, an noch stärkerem Wechsel des Beamtenpersonals, als es auf der eben genannten Perle der Kolonie der Fall ist, und dadurch wird die Durchführung von guten und nützlichen Maßregeln sehr erschwert, denn die Unterschiede, was Land und Volk betrifft, sind so groß, daß für die Beamten längere Zeit nöthig ist, sich mit denselben bekannt zu machen und Einfluß zu gewinnen; als eine natürliche Folge ergiebt sich, daß von einem eigentlichen Eingreifen in die Haushaltung der Eingeborenen, von einer Entwickelung des Landes nicht die Rede sein kann, und so ist es leicht zu erklären, warum diese Besitzungen, soweit sie nicht besonders von der Natur begünstigt sind, keine Ueberschüsse gewähren. Die Mittheilungen, welche der Kolonialbericht giebt, sind denn auch zum Theil ziemlich mager und wir versagen es uns gerne, auf dem ganzen Felde Nachlese zu halten, um nur einige vereinzelte Thatsachen anzuführen.

Auf Sumatra wäre zunächst Atjeh zu nennen, dessen Pfefferproduktion 1883 einen Werth von beinahe vier Millionen erreichte; die Kopraausfuhr sank sehr (5060 Pikol 1881 gegen 840 Pikol 1884). Die Ausfuhr von Pinangnüssen betrug 46 937 Pikol gegen das Doppelte 1882; ferner wurden einige sogenannte Waldprodukte exportirt (Gutta Pertscha, Damarharz &c.). Auf Sumatras Westküste betrug die Kaffeeernte der Regierung nur 90 000 Pikol, die von Privatunternehmern (11 000 Baus Ländereien) 8500 Pikol.

Ueber die Tabakkultur auf Deli haben wir oben schon im Allgemeinen gesprochen; beizufügen wäre noch an dieser Stelle, daß die Oberfläche des in Kultur befindlichen Bodens etwa 132 000 Bau beträgt; nebenher und in wohlbedachter Sorge für die Zukunft werden auch Proben mit anderen Anpflanzungen gemacht. Die Regierungskaffeekultur auf Menado (Nord-Celebes) lieferte 17 000 Pikol (1884); von den neun Unternehmern, welche Ländereien in Erbpacht erhalten hatten, erzielte erst ein einziger eine nennenswerthe Produktion an Kaffee (1500 Pikol).

An industriellen Unternehmungen im engeren Sinne werden in ganz Niederländisch-Indien 70 aufgezählt, wozu noch 34 Druckereien kommen. 18 Eisfabriken, verschiedene Einrichtungen zur Verfertigung von Mineralwässern, drei Seifenfabriken, eine Diamantschleiferei, einige Arakfabriken, und im Uebrigen Einrichtungen zur Bearbeitung von Holz und Eisen mit Einschluß von Metallgießereien werden genannt. Daneben kommen noch vor: Mehl- und Brotfabrik, Gasfabrik, Beinschwarzfabrik &c.; 60 dieser Einrichtungen befinden sich auf Java, auf den anderen Inseln nur 10; von den Druckereien entfielen 28 auf Java.

Das im Dienste der Regierung stehende Personal des Bergwesens hat folgende Aufgaben zu erfüllen: wissenschaftliche Untersuchungen, namentlich im Interesse der (später an Privatpersonen zu überlassenden) Ausbeutung von Mineralschätzen, ferner das Bohren artesischer Brunnen, und endlich die Beaufsichtigung des Betriebes bestehender Unternehmungen; die außergewöhnlichen vulkanischen Erscheinungen der letzten Jahre haben die wissenschaftliche Thätigkeit dieses Beamtenkörpers auch in weiteren Kreisen in ein sehr vortheilhaftes Licht gestellt.

Die Zinnproduktion von Banka betrug 1884 bis 1885 etwa 74 000 Pikols; der Nettoertrag war im Jahre 1884 beinahe, im Jahre 1885 reichlich vier Millionen Gulden. Die Billiton-Zinngruben (Privatgesellschaft) ergaben 1884 bis 1885 etwa 61 000 Pikols; von diesen gingen 3 Proc. als Abgabe an die Regierung; auf Banka waren etwa 7000, auf Billiton 5600 Arbeiter beschäftigt. Die Kohlenproduktion auf Borneo betrug gegen 8000 Tonnen (Regierung), wozu noch etwa 5000 Tonnen von Pululaut kommen (Privatunternehmung). Eine große Anzahl Bewerbungen um Concession befanden sich in Behandlung, die theils Unternehmungen im östlichen Borneo, theils auf Sumatra zum Gegenstande hatten; da dieselben vorläufig wohl zu keinem praktischen Ergebnisse führen werden — die niederländisch-indische Regierung besitzt einen merkwürdigen Takt, um derartige Sachen in der Schwebe zu halten —, brauchen wir hier nicht näher auf dieselben einzugehen.

Wenn wir uns auch im Allgemeinen nur die Aufgabe gestellt hatten, einige für die wirthschaftliche Lage wichtige Momente zusammen zu stellen, wollen wir doch noch etwas über die im Interesse der geistigen Entwickelung der Bewohner und der Wissenschaft im Allgemeinen getroffenen Maßregeln hier folgen lassen. Der Staatszuschuß für die fünf Anstalten des mittleren Unterrichtes (Gymnasium, höhere Bürgerschulen &c.) betrug etwa 400 000 Gulden, die Zahl der Schüler 186, 92, 89, 51 und 73. Der Elementarunterricht wurde durch 241 Lehrer und 150 Lehrerinnen an 5581 zahlende und 4545 nicht zahlende Kinder ertheilt. Unter denselben befanden sich 9213 Kinder von Europäern (und solchen, welche in diese Kategorie fallen), 655 Kinder von Eingeborenen, 258 Kinder von anderen

Orientalen (Chinesen darunter begriffen); die Kosten beliefen sich auf 1 601 285 Gulden, die Einnahmen auf 205 386 Gulden. Daneben bestanden noch 17 Privatschulen mit 19 Lehrern, 55 Lehrerinnen, 1878 Schülern (wovon etwa $^2/_3$ Mädchen). Etwa $^1/_{10}$ der Kinder von europäischer Abstammung zwischen 6 und 14 Jahren genoß keinen Unterricht.

Die Anstalten zur Ausbildung eingeborener Lehrer wurden sowohl, was die Zahl der Aufzunehmenden als was die Gehälter und Zulagen betrifft, etwas eingeschränkt; im Ganzen wurden über 400 Zöglinge in neun Anstalten unterrichtet. Außerdem bestanden noch einige durch die Missionen unterhaltene Schulen, welche einen ähnlichen Zweck verfolgten. Eigentliche Schulen für Eingeborene bestanden 1883 (für 1884 liegen die Angaben noch nicht vollständig vor): auf Java und Madura 306 mit 37 099, in den anderen Besitzungen 525 mit 39 874 Schülern. Der Regierungszuschuß betrug in genanntem Jahre 1 206 774 Gulden. Ferner bestanden auf Java 14 929 mohammedanische Gottesdienstschulen mit 222 663 Schülern, außerhalb Java, soweit bekannt, 3209 Schulen mit 42 843 Kindern. Die protestantische sowohl als auch die katholische Kirche verfügen jede über etwa 30 Geistliche, außerdem sind verschiedene europäische Missionare und eingeborene Hilfslehrer thätig; etwa 4000 Eingeborene machten die Pilgerfahrt nach Mekka. Für die Wissenschaft als solche geschieht eigentlich nicht besonders viel; der botanische Garten in Buitenzoog mit seinen Filialen, deren eine jetzt auch Versuche zur Anpflanzung von Guttapercha-Bäumen macht, ist zu wohlbekannt, als daß wir über denselben noch ein Wort beifügen sollten; die magnetischen und meteorologischen Beobachtungen werden zu Batavia regelmäßig fortgesetzt; einige Beamte, die für diesen Zweck ausschließlich bestimmt sind, beschäftigen sich mit dem Studium verschiedener einheimischer Sprachen.

Die wissenschaftlichen Gesellschaften zeigen reges Leben; wir nennen in erster Linie die alte berühmte Batavia'sch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen und die jüngere Schwester Natuurkundige Vereeniging; die geographische Gesellschaft zu Samarang ist eingegangen und überhaupt scheint für die Geographie keine günstige Luftströmung zu bestehen; zu erwarten ist noch der Bericht des Dr. B. Hagen über seine Reise nach dem Tobasee. Die von der holländischen geographischen Gesellschaft nach Neu-Guinea geplante Expedition kann nicht zur Ausführung kommen, weil die zweite Kammer der Generalstaaten die von der Regierung in Aussicht gestellte Subsidie von 25 000 Gulden nicht bewilligt hat.

So hätten wir, so gut es uns in einer flüchtigen Uebersicht möglich ist, einige der Hauptmomente zusammengestellt, welche für die Beurtheilung des Zustandes der Niederländisch-Indischen Kolonien von Bedeutung sind; ehe wir schließen, sei es noch erlaubt, einige Betrachtungen vom allgemein kolonialpolitischen Standpunkte beizufügen.

Vor Jahren eröffnete ein bekannter indischer Publicist, H. J. Lion, jeden kolonialpolitischen Artikel mit den Worten der Jobsiade: „Vergeßt doch die 30 Dukaten nicht." So sehr war den Herren, welche damals auf die Geschicke der Kolonie Einfluß besaßen, der Wunsch nach einem „Batig Slot" (den Ueberschüssen, welche Indien lieferte, die dann im Interesse des Mutterlandes verwendet wurden) zur zweiten Natur geworden, die sich in jeder Maßregel äußerte, daß jener Redakteur die angeführten Worte eine Zeit lang für Alles, was er über koloniale Angelegenheiten schrieb, in bitterer Ironie zum Motto wählte. Auch heute könnte man mit demselben Rechte das Gleiche thun, aber leider handelt es sich heute nicht mehr um die Erzielung von Ueberschüssen, sondern um die Deckung der Ausgaben, die nicht nur durch den Atjehkrieg allein, sondern auch durch allerlei unüberlegte Maßregeln zu einer ganz ansehnlichen Höhe gestiegen sind.

Zur Bestreitung der 140 Millionen, auf welche es dem Minister der Kolonien, einem Finanzlalente erster Größe, wo es sich um kleine Ersparnisse handelt, geglückt ist, die Ausgaben auf dem Papier herabzudrücken, reichen die Einnahmen nicht hin, wiewohl man es selbst an dem, was die Franzosen économie de bouts de chandelles nennen, nicht fehlen läßt. Nur eine kleine Probe möge hier angeführt sein: Früher wehte an jedem Orte, wo sich eine europäische Autorität befand, wenigstens an Sonn- und Festtagen, die holländische Trikolore von hohem Flaggenmaste; jetzt scheint die Sparsamkeit diese patriotisch-politische Kundgebung nicht mehr in ihrer ganzen Ausdehnung zu erlauben; denn in Zukunft dürfen nur vor dem Hause des höchsten Beamten einer Provinz solche Masten von Holz errichtet werden, und wenn sie an anderen Orten, wo Beamte von geringerem Range stationirt sind, für unumgänglich nöthig gehalten werden, muß man sich mit einem Bambugerüste behelfen. Auch die Zahl der chinesischen Dolmetscher wird für zu groß gehalten und man läßt die Stelle eines solchen zu Padang eingehen, ohne zu bedenken, daß die Leute, welche die Befähigung zu einem solchen Amte besitzen, sich nicht mit einem Worte aus der Erde stampfen lassen. Im Großen ist man nicht so sparsam; weder hat man gehört, daß die Gehälter der hohen Würdenträger beschnitten worden wären, noch hat man die widersinnigsten, ungeheuersten Ausgaben zu machen sich gescheut. Wie viele Millionen man in Atjeh nutzlos ausgegeben hat für Werke, die hinterher planlos aufgegeben wurden, wie viel die Blockade, die man hinterher nicht durchgeführt hat, kostet, wer mag das zu sagen? Gerade der Mangel an Konsequenz bei den leitenden Persönlichkeiten ist es, der den tödtlichen Stillstand in alle Entwickelung Indiens bringt und dieser Mangel ist wieder eine Folge des parlamentarischen Einflusses und der schiefen Stellung, in welcher der vom (konstitutionellen) Könige als sein absoluter Stellvertreter ernannte General-Gouverneur zu dem den Kammern gegenüber für die Handlungen des Königs und des indischen Vicekönigs verantwortlichen Minister der Kolonien tritt. Lange hatten wir noch gehofft, daß eine kräftige Hand in Indien sich diesem Einflusse zu entziehen wissen werde; doch diese Hoffnung ist verflogen und wir sind im Grunde eigentlich verwundert, daß man im Haag noch nicht auf den Gedanken gekommen ist, die höchsten Stellen in Indien unbesetzt zu lassen und die Kolonie von dem Ministerium und der Kammer aus per Telegraph zu regieren; wir glauben nicht, daß ein bedeutender Unterschied zu bemerken sein würde.

Natürlich fehlt auch die Energie, Maßregeln zur Entwickelung des Landes zu treffen; die einzige Hoffnung, aus der kritischen Finanzlage herauszukommen, scheint augenblicklich auf einer Veräußerung der Staats-Eisenbahnen zu beruhen. Dem dringenden Nothschrei der Plantagenbesitzer hat man sein Ohr nicht verschließen können — sie sind glücklich genug, Freunde in Holland, selbst in den Generalstaaten, zu besitzen — und hat vor wenigen Wochen die Ausfuhrzölle auf Thee fallen lassen, diejenigen für Kaffee auf $^1/_3$, für Zucker auf $^1/_2$ des früheren Betrages heruntergesetzt, dagegen die Einfuhrzölle (mit einigen Ausnahmen) von 6 auf 10 Proc. erhöht.

Es erscheint wie eine wahre Ironie des Schicksals, daß die Plantagen in Deli, deren Ursprung in eine Zeit fällt, als ein eingeborener Fürst in jenem Lande noch unumschränkt herrschte, so prächtig aufgeblüht sind, während der

Zustand derjenigen, welche in Gegenden liegen, die direkt durch eine europäische Macht regiert werden, viel weniger günstig ist.

Auch in anderer Beziehung — nämlich hinsichtlich der Entwickelung als Rechtsstaat — werden die indischen Zustände sehr streng beurtheilt, doch gehört dieses Thema nicht mehr in die Grenzen, innerhalb welcher wir uns in diesem Aufsatze zu halten uns vorgenommen hatten [1]).

Und die Eingeborenen? Ja, um die kümmern sich nur Wenige und nur selten öffnet sich in den Generalstaaten der Mund eines wahren Freundes derselben und auf ihre Lage näher einzugehen — einige Andeutungen finden sich ja im Vorhergehenden — dazu fehlt uns der Raum und, wenn wir dieselbe vom europäischen Standpunkte betrachten wollen, einigermaßen auch der Muth.

[1]) Macht tegen Recht. De vervolging der Justitie in Nederlandsch-Indie toegelicht door Mr. Piepers I, 1884.

Die Sandwichsinseln und ihre Vulkane.

VII. Hamakua. — Kohala. — Hualalai. — Kona.

Es giebt wenig interessantere Stellen auf der Welt, als der Distrikt von Hamakua am Ostabhange des Mauna Kea. Geologen, welche die umgestaltende Einwirkung der Abrasion bezweifeln, sollten einmal hierher gehen und sehen, wie der unablässige Ansturm der von dem Passatwinde getriebenen Wogen die Lavafelsen bearbeitet. Vom Gipfel her senkt sich das Land gleichmäßig und langsam bis zum Küstenrande, um dann auf einmal 100 bis 200, ja 800 Fuß tief senkrecht und selbst überhängend abzustürzen. Der obere Abhang ist von tiefen Ravinen so dicht durchfurcht, daß man zwischen Kohala und Hilo (40 Miles) über 70 zählt, von denen eine bis zu 1400 Fuß tief eingerissen ist. Wie an wenigen Stellen kann man hier die Wirkungen von fließendem Wasser und Meerwasser, Erosion und Abrasion, im selben Gesteine vergleichend studiren. Am Kilauea und Mauna Loa, die immer noch thätig sind, beträgt die Höhe der Strandklippen selten über 50 bis 60 Fuß; hier steigt sie bis zu 800 Fuß und bei der gleichmäßigen Neigung des Bergabhanges können wir mit voller Bestimmtheit sagen, daß die Abrasion seit dem letzten nach dieser Seite hin erfolgten Lavaergusse mindestens eine Zone von 2 bis 3 Miles Breite weggefressen hat.

Waimea ist auch der bequemste Ausgangspunkt zum Ersteigen des Kohala, des kleinsten und anscheinend schon am längsten erloschenen unter den fünf Feuerbergen von Havaii. Seine Laven nähern sich im Ganzen den Andesiten, sind aber immer noch als Basalte zu betrachten; sie sind auch auffallend ärmer an Eisen als die der Nachbarn. Der Kohala ist nur 5600 Fuß hoch und gleicht im Allgemeinen dem Mauna Kea; die Erosion hat an ihm schon weitere Fortschritte gemacht, Laven sind nur noch in den Schluchten erkennbar und in dem neugebildeten Thonboden liegen eine ganze Anzahl Torfmoore, wie man sie auch auf Kauai findet; sie sind aber auf die Wolkenzone von 4000 bis 6000 Fuß beschränkt.

Ein guter Fahrweg führt den dürren Abhang hinunter nach dem Küstendorfe Kawaihae und dann der Küste entlang südwärts. Hier steht ein großer, von Kamehameha I. errichteter Tempel, der letzte auf den Inseln erbaute, auf einem, den Meeresstrand um 60 bis 80 Fuß überragenden Felsplateau. Fünf Miles weiter wurde bei einem halbverlassenen Dorfe an einer Lache schwachsalzigen Wassers gelagert und die Eingeborenen brachten freundlichst, was sie hatten, Milch, Eier und Kokosnüsse; die ganze Umgebung ist mit dem als Futter geschätzten Manianiagrase bewachsen, das aus Mexiko eingeschleppt sein soll, aber nur an trockenen Stellen sich gegen das überwuchernde Hilogras erhalten kann.

Etwas weiter südlich mündet die Thalsenkung, welche den Mauna Kea vom Hualalai trennt und hier treten plötzlich wieder die Laven des fernen Mauna Loa auf, welche zwischen beiden Bergen hindurch die Küste erreicht haben. Namentlich der große Strom von 1859 hat diesen Weg gewählt; er zwingt zum Abweichen von der Küste und dieser Umweg giebt dem Reisenden Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß auch hier Hebungsterrassen zu erkennen sind, und zwar ganz deutlich drei über einander, die oberste etwa 1400 Fuß hoch. Der Lavastrom hat sie nur zum Theil unkenntlich gemacht und die Küste ungefähr dreiviertel Miles in die See hineingeschoben. Gleich hinter ihm beginnen die Laven des Hualolai, von denen die jüngste erst 1806 ausbrach; sie sind von denen des Mauna Loa deutlich verschieden. Bis hierher hat die Küste, wie die Leeküsten immer, ein sehr trockenes Klima, aber im Windschatten des Hualolai wird es wieder eben so feucht, wie auf der Windseite, da dieser hoch genug ist, um einen regelmäßigen Wechsel von Land- und Seewind hervorzurufen.

Ein starker Tagemarsch führt zu der Ausbruchsstelle von 1811, dem letzten Lebenszeichen, das der Hualolai gegeben hat; sie liegt an seinem Westabhange, 2300 Fuß über dem Meere. Der Berg selbst, 8600 Fuß hoch, gleicht in seinem Aufbau ganz dem Mauna Kea und trägt eben solche Aschenkegel, welche nach dem Gipfel hin an Zahl zunehmen; seine Laven sind denen des Mauna Loa am ähnlichsten, basaltisch mit starkem Gehalte an Olivin und Eisen.

Am Hualolai beginnt der Distrikt von Kona, einst berühmt wegen seines köstlichen Kaffees, welchen Dutton dem besten Liberiakaffee gleichstellt. Hier, wo es, einen schmalen Küstenstrich ausgenommen, ziemlich jeden Nachmittag regnet, scheinen der Kukui, der Brotfruchtbaum, und die Banane so recht zu Hause. Der Kaffeebau ist leider einer Krankheit der Bäume erlegen und der Distrikt seitdem von Menschen fast verlassen worden, obschon nun wieder verwilderte Kaffeebäume überall ausgezeichnet gedeihen. Das Land ist zu menschenleer geworden und Handarbeit zu theuer.

Drei Tage lang zog die Karawane durch diese paradiesische Gegend; früher war hier eine gute Straße, aber sie ist nun fast verwachsen und kaum noch ein Saumpfad. Ueberall sieht man noch die Spuren einstmaliger sorgsamer Kultur, die Mauern, welche die Grundstücke einfaßten, und Orangen, Citronen, Bananen und Mangos, die nun unbenutzt und verwildert stehen. Auch am Abhange des Hualolai dauert die üppige Vegetation fort, selbst die zahlreichen

Lavaströme sind überwachsen und nur in der dürren Zone am Meeresstrande noch genauer erkennbar. Auch hier an der Leeseite ist die Abrasion bedeutender, als man glauben sollte, obschon sie nur durch die tägliche Landbrise bedingt wird. Doch sind die Klippen selten über 15 bis 20 Fuß hoch und nur an der berühmten Stelle bei Kealakeakua, wo Cook erschlagen wurde, haben verschiedene über einander ergossene Lavaströme eine Klippe von vielleicht 400 Fuß Höhe hervorgebracht. Weiter nach Süden wird das Land immer feuchter, das Hilogras immer undurchdringlicher, bis man die Grenze von Kau erreicht.

Mit der Grenze wechselt fast momentan wieder das Klima und man tritt auf eine weite, schollige Lavafläche hinaus, welche von zahlreichen Strömen, die alle vom Mauna Loa herunterkommen, gebildet worden ist. Manche liegen noch ganz kahl, andere tragen schon stattliche Bäume, und wenn man den Grad der Verwitterung als ein genügendes Unterscheidungskennzeichen ansehen kann, handelt es sich hier mindestens um 15 bis 20 verschiedene Ströme. Vierzehn Meilen weit führt eine gute Straße schnurgerade über die Schollenfläche und endet an dem reizenden Ranch Kahuku, der auf einer Terrasse gerade über der Ausbruchsstelle von 1868 liegt. Dieser Ausbruch, obschon zu den kleineren zählend, ist besonders merkwürdig, weil er, ganz unten in der bewohnten Region erfolgend, ganz genau beobachtet werden konnte und weil er im Gegensatze zu den sonstigen „gemüthlichen" Eruptionen des Mauna Loa mit der furchtbarsten Erdbebenperiode im Zusammenhange stand, welche Havaii jemals erlebt hat.

Diese vulkanische Convulsion begann mit einer Feuersäule, welche sich am 27. März vor Sonnenaufgang aus dem Mauna Loa-Gipfel erhob; Rauch und Dampf brachen in einer von der Caldera südwestlich streichenden Linie an verschiedenen Stellen aus dem Berge hervor, aber dann verhüllte der gewöhnliche Wolkenschleier Alles. Als Abends der Himmel sich aufhellte, war keine Spur von vulkanischer Thätigkeit mehr zu erkennen. Aber am folgenden Morgen begannen die Erdstöße, und für beinahe zwei Wochen kam die Gegend nicht mehr zur Ruhe. Der härteste Stoß erfolgte am 2. April Mittags drei Uhr; er bewirkte auch den früher geschilderten Schlammausbruch bei Kapalala; die Küste senkte sich auf einer Strecke von 60 Miles um mindestens 2 bis 3 Fuß und eine kolossale Fluthwoge schlug vom Meere aus herein und schwemmte aus der wenig bevölkerten Gegend über 80 Menschen weg. Bis zum 7. April Abends dauerten die Zuckungen, dann bildete sich plötzlich eine Spalte und in einer Breite von mindestens 2000 Fuß brach die feurige Lava heraus, mit solcher Geschwindigkeit vordringend, daß sie binnen zwei Stunden die 10 bis 11 Miles entfernte Küste erreichte. Die Eruption dauerte nur vier Tage, lieferte aber trotzdem eine Lavamasse, welche alles, was Aetna und Vesuv jemals geleistet haben, weit hinter sich läßt. Auch die Masse der ausströmenden Dämpfe war ungewöhnlich groß, die Luft dicht erfüllt mit Pele's Haar und Asche, und massenhaft wurden die leichten basaltischen Bimssteine ausgeworfen, welche man auch auf dem Gipfel des Mauna Loa findet und welche so leicht sind, daß der Wind sie weite Strecken hinwegführt. Die Lava baute das Land ungefähr eine halbe Meile weit in das Meer hinaus und warf auch hier drei Aschenkegel auf, welche den oben beschriebenen bei Nanawale in Puna völlig gleichen.

Von Kahuku nach Waiohinu, wo Dutton seine Tour begonnen, sind nur noch sieben Miles, welche auf einem verhältnißmäßig guten Wege zurückgelegt wurden. Hier fanden sich noch drei große fast kreisrunde Einsenkungen ganz analog den kleinen Nebencalderen des Kilauea, davon eine so dicht am Klippenrande, daß ein Theil der Umwallung ausgebrochen war. Sie sind offenbar uralt, die Ränder dicht mit Verwitterungsprodukten bedeckt, haben aber keinerlei Auswurfsmassen geliefert und ihre Entstehung bleibt vorläufig ganz räthselhaft. Mit der Erreichung von Waiohinu waren Dutton's Forschungen auf Havaii beendigt; er löste darum seine Karawane auf und kehrte mit dem Dampfer nach Honolulu zurück, um nun zunächst der Insel Maui seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

VIII. Maui.

Maui liegt nordwestlich von Havaii, nur durch einen Kanal von 28 Miles Breite von ihm getrennt. Es besteht aus zwei, von einander vollkommen unabhängigen Bergmassen, welche nur durch einen schmalen Isthmus verbunden sind, welchen das Meer bei einer Senkung von höchstens 200 Fuß überfluthen würde. Das größere Ost-Maui erfüllt der gewaltige Haleakala, der würdige Bruder von Mauna Kea und Mauna Loa. Sein Name wird gewöhnlich als „Haus der Sonne" gedeutet, aber der Landessprache kundige Weiße sind der Ansicht, daß man richtiger Heleo-Kala schreiben würde, Sonnenfalle, weil hier der göttliche Stammvater der einheimischen Könige und Nationalheld der Kanaken die Falle aufstellte, in welcher er die Sonne fing und nicht eher wieder losließ, als bis sie sich verpflichtete, in Zukunft zwölf Stunden statt nur acht täglich zu scheinen.

Haleakala hat genau dieselbe domförmige Gestalt wie Mauna Kea und Mauna Loa und trägt auch zahlreiche Aschenkegel; seine Thätigkeit scheint er aber schon vor Jahrhunderten eingestellt zu haben, wahrscheinlich schon vor der Einwanderung der Kanaken, denn keine Tradition weiß von ihr zu melden. Westmaui hat allem Anscheine nach einmal einen ähnlichen Riesenvulkan getragen, aber derselbe ist schon viel länger erloschen und die Erosion hat die einstmals zusammenhängende Masse so zerfressen, daß keine über 5800 Fuß aufragende Gipfel übrig geblieben sind. Mindestens die Hälfte der Gesammtmasse ist schon ins Meer hinab geschwemmt und die so entstandenen Schluchten gehören zu dem Romantischsten, was man auf Erden sehen kann.

Wenn man den Haleakala besuchen will, hat man die Wahl zwischen zwei Dampfern, von denen der eine an der Südseite des Isthmus in Maalaea, der andere an seiner Nordseite in Kahului landet. Dutton vertraute sich dem ersteren an, begab sich aber vom Landungsplatze alsbald nach dem nur sechs Meilen entfernten Wailuku an der Mündung des gleichnamigen Thales und von da vermittels einer schmalspurigen Eisenbahn nach Kahului und der drei Miles weiter gelegenen Zuckerplantage Spreckelsville. Diese großartigste Zuckerpflanzung auf den Sandwichsinseln ist ein Triumpf europäischen Unternehmungsgeistes, welcher den dürren eisenschüssigen Boden des Isthmus durch eine 25 Miles lang an den wild zerissenen Flanken des Haleakala hin geführte Wasserleitung in einen unerschöpflich reichen Fruchtboden umgewandelt hat, welcher auf 2700 Acres jährlich gegen 9000 Tonnen Zucker liefert.

Zwischen Wailuku und Kahului fällt dem Geologen ein Abhang auf, der nur aus Korallensand besteht; er enthält zahlreiche Versteinerungen, lauter Arten, die noch im benachbarten Meere leben, und fällt ganz langsam gegen Ostmaui hin ein. Er beweist, daß Westmaui in neueren Zeiten eine Erhebung von mindestens 200 Fuß erfahren hat, an welcher Ostmaui keinen Antheil nahm. Diese Hebung wird auch noch durch eine andere Erscheinung bestätigt.

Alle die Wildbäche, welche vom Haleakala herunter kommen, besonders auch der Wailuku, bilden bei ihrem Eintritte in die Ebene Schuttkegel, haben aber dieselben jetzt nicht nur wieder bis auf die Unterlage eingeschnitten, sondern auch diese angegriffen, was natürlich nur durch eine nach der Ablagerung der Schuttkegel erfolgte Hebung bedingt worden sein kann.

Von Spreckelsville aus führt der Weg die Küste entlang durch prächtige Zuckerplantagen, welche aber hier auf der Leeseite künstlicher Bewässerung bedürfen. Bald beginnen die Zeichen der Abrasion durch die Brandung, anfangs nur ganz unbedeutend, dann um so stärker werdend, je mehr die Küste sich herumbiegt und der Dünung ausgesetzt ist. Dann beginnen tiefe Regenschluchten, die sich nach oben hin in wildromantische Gorges umwandeln. Eine gute Fahrstraße führt über die erste hinweg und an ihren Wänden kann man ganz genau beobachten, wie die Verwitterung in die Lavaschichten eindringt und die eckigen Segmente in kugelige Gestalten umwandelt, die mehr und mehr schalig abblättern, bis schließlich auch der Kern zerfällt. So ist der Kugelbasalt entstanden.

Auf der Zuckerpflanzung Haiku fand Dutton gastfreie Aufnahme und rüstete sich hier zur Besteigung des Haleakala. Wenige Gebiete auf der Erde mögen diese Gegend an Lieblichkeit übertreffen. Die Temperatur hält sich hier ziemlich konstant auf 75° F. (= 24° C.) und die Regenmenge ist, ohne übermäßig zu sein, gerade groß genug, um den Anbau jeder Kulturpflanze zu gestatten.

Bis zu einer Höhe von etwa 2000 Fuß führt eine bequeme Fahrstraße; dann schrumpft sie zu einem Maulthierpfade zusammen und der Anstieg wird steiler, doch kann man immer noch bequem reiten. In 4000 Fuß Höhe liegt die Sommerstation Olinda, wo man Nachtquartier nimmt. Von hier aus führt ein leidlicher Reitweg bis zum Gipfel, an zahlreichen verwitterten Aschenkegeln vorbei; der Boden ist anfangs mit Gras und Heide bedeckt, dann wird er kahler und plötzlich sieht man sich am Absturze der Gipfelcaldera, der mächtigsten und großartigsten auf der ganzen Welt. Zwei senkrechte Mauern von 1800 bis 2000 Fuß Höhe und 7 bis 8 Miles Länge schließen eine Ebene von 4 bis 5 Miles Breite ein, aus welcher 10 bis 12 Aschenkegel aufragen, auf welche anscheinend die Verwitterung noch keinen Einfluß ausgeübt hat, ihre Gipfelkrater sind deutlich erkennbar, keine Spur von Vegetation, das Ganze ein Bild der Oede und Einsamkeit, so großartig, wie man es sich nur denken kann. Die Ebene ist durch ein vorspringendes Vorgebirge in scharfem Winkel gebogen; nach beiden Seiten hin verflachen sich die Mauern und an den beiden Enden zieht sich die Ebene ohne bestimmte Abgrenzung den Berg hinab. Der östliche Ausgang ist bekannt als Koolau-Gap, der westliche als Kaupo-Gap; ersterer, auf der Wetterseite gelegen, führt in eine entsetzlich wilde, unpassirbare Ravine und endet in einem Netze mit Urwalddickicht erfüllter Schluchten; Kaupo-Gap auf der Leeseite verliert sich allmählich am Bergabhange.

Nahe der Ecke, welche die Caldera macht, steht ein 300 Fuß hoher Aschenkegel, der höchste Punkt des ganzen Berges. Von seinem Gipfel hat man einen wunderbaren Ueberblick über die aus den Wolken aufragenden oberen Theile des Archipels; die Luft in den höheren Regionen ist so klar, daß man mit einem guten Fernrohre die geringsten Details der Bergriesen von Hawaii erkennen kann.

Auch dieses tiefe Thal ist zweifellos eine durch Einsturz entstandene Caldera, wahrscheinlich durch mehrere Einfälle nach und nach zu dieser Größe angewachsen; an Erosion kann bei einer Vertiefung, welche nach unten immer flacher wird, unmöglich gedacht werden. An der einspringenden Ecke kann man über einen Schuttkegel von Lapilli und Bimsstein bequem hinabsteigen und selbst die Maulthiere bei einiger Vorsicht hinabbringen. Nur am Fuße der Aschenkegel findet sich noch frische Lava, und man kann sich hier so recht deutlich überzeugen, daß die Kegel erst gebildet werden, wenn der Lavaausfluß aufhört. Die Wände bieten einen eigenthümlichen Anblick in Folge des sie durchziehenden Spaltensystems, welches aus dem Abhange parallelen, mit ca. 70° einfallenden Hauptspalten und senkrecht darauf stehenden Nebenspalten besteht; ganz ähnliche Zerklüftung zeigen manche der großen amerikanischen Lavabetten.

Nach einem Nachtquartiere in 7600 Fuß Höhe gerade am Ausgange von Kaupo Gap wurde der Abstieg angetreten, keine leichte Arbeit über die rauhen, pfadlosen Lavafelder, die übrigens schon vielfach überwachsen sind und große Heerden wilder Ziegen ernähren. An der Küste trifft man wieder eine gute Straße, deren Errichtung freilich die tiefen Schluchten viele Schwierigkeiten geboten haben. Ganz wie in Hamakua ist hier die Küste tief herein von der Brandung abgefressen und das Plateau von Ravins zerrissen, deren steile Wände sich 400 bis 700 Fuß hoch erheben. Fast alle sind bewässert und enthalten eine wunderbar üppige Vegetation; in einigen sind die Bäche stark genug, um prächtige Kaskaden zu bilden, welche aber fast verschwinden unter dem dichten Dache der Baumfarne mit ihren fünf Fuß langen, zart gefiederten Wedeln.

Erst lange nach Einbruch der Dunkelheit wurde die gastliche Pflanzung von Hana erreicht, wo der Reisende sich von den ausgestandenen Strapazen erholen konnte; es war Zeit, denn die Lastthiere konnten kaum mehr von der Stelle. Hier am Ostende von Maui schiebt sich eine breite Fläche niederen Landes zwischen Berg und See, vorzüglich für Zuckerrohrpflanzungen geeignet, soweit sie nicht neuere Laven bedecken; aber auch diese sind, wie in Puna, mit dichten Dschungeln überwachsen. Dann beginnt aber wieder der Wechsel steiler Rücken mit tief eingerissenen Schluchten, welcher schon nach wenigen Stunden die Thiere so erschöpft hatte, daß man in einem Ravin in der Nähe der Hütten einiger Eingeborenen lagern mußte. Hier machte das Land ganz den Eindruck, als habe es in verhältnißmäßig moderner Zeit eine ziemliche Senkung erlitten; das Meer dringt eine Strecke weit zwischen die Wände der Schluchten ein und ihr Grund ist offenbar durch Geschiebe ausgefüllt und war früher tiefer. Uebrigens hat die Senkung schwerlich über 100 Fuß betragen.

Der Zustand der Lastthiere war derart, daß Dutton, dem die Zeit knapp zugemessen war, die Weiterreise zu Lande aufgab und sich von eingeborenen Fischern mit seinem Gepäcke nach dem Hafen von Haiku bringen ließ. Er sah somit einen Theil der Westgehänge des Haleakala nur vom Deck des Dampfers aus und mußte das um so mehr bedauern, als ihm die Laven hier an der Leeseite erheblich frischer erschienen, als sonst am Berge. Auch das westliche Maui, das in seinen wildzerrissenen Schluchten wahre Juwelen von landschaftlicher Schönheit bergen soll, mußte er aus demselben Grunde unbesucht lassen und sich alsbald wieder nach Honolulu einschiffen, um den Rest seiner Zeit noch auf die Untersuchung von Oahu zu verwenden.

IX. Oahu.

Oahu besteht, wie Maui, aus zwei durch eine niedere Ebene getrennten Bergmassen, aber es handelt sich hier nicht um isolirte Vulkankegel, sondern um vulkanische Bergketten mit zahlreichen, nun erloschenen Kratern, welche so-

wohl Lavamassen wie Auswurfsstoffe hervorgebracht haben. Namentlich die östliche Bergkette zeigt diesen Charakter deutlich; sie streicht von SO nach NW, macht aber eine so bedeutende Krümmung nach N, daß sie als ein Kreissegment erscheint und phantasiereiche Geologen soweit gegangen sind, in ihr nur ein Stück des Randes einer ungeheuren Caldera zu sehen, in deren Innerem die ganze übrige Insel liege. Daß diese Ansicht falsch ist, läßt sich aus dem Aufbaue der ganzen Bergkette leicht beweisen. An der Wetterseite ist sie bereits so weit erodirt, daß die Klippen bis zu 2000 Fuß hoch abstürzen; man kann dort genau erkennen, wie sie aus unzähligen Lavaströmen mit zwischenliegenden Aschen- und Bimssteinlagern gebildet sind. Die Leeseite senkt sich langsamer und von tiefen Schluchten zerfressen gegen den Isthmus und die flache Ebene, in welcher Honolulu liegt; in den Ravinen erkennt man genau dieselbe Struktur wie an der anderen Seite. Man sieht, die Verwitterung hat schon einen guten Theil der Gebirgsmasse hinweggefressen. Dutton glaubt ihn an der Leeseite mindestens auf ein Drittel der Gesammtmasse veranschlagen zu dürfen, an der Wetterseite natürlich noch viel höher. Verfolgt man die Küstenstraße, welche nahe dem Fuße der großen Klippe hingeführt ist, so sieht man sich auf einem deutlichen, allmählich gegen das Meer hin abfallenden Plateau, das in gewissen Abständen von niederen Hügelketten quer durchschnitten wird, welche spornartig ins Meer hinein vorspringen. Die Zwischenthäler nehmen ihren Ursprung in Amphitheatern in der Hauptkette, und wenn sie sich, wie häufig, verästeln, hat jeder Zweig sein eigenes Amphitheater; es sind also alles echte Erosionsthäler. Diese kleinen Hügelketten bilden die Reste einer gewaltigen Gebirgsmasse, welche die Erosion schon beinahe dem Boden gleich gemacht hat, und der Proceß ist immer noch im Gange und hat schon hier und da die Hügelketten in ein anscheinend regelloses Gewirr kleiner Erhöhungen verwandelt.

Es wäre interessant, könnte man in irgend einer Weise die Zeit berechnen, welche nöthig gewesen ist, um die geschilderte Veränderung zu Wege zu bringen; leider fehlen aber dafür noch alle Anhaltspunkte und es können gerade so gut 50 000 wie 500 000 Jahre darüber hingegangen sein. Noch interessanter wäre es freilich, könnte man die Zeiträume vergleichen mit denen, die über der Bildung der einzigen ähnlichen Erosionserscheinungen, der Cañons des Colorado, vergangen sind. Jedenfalls ist es eine der überraschendsten Thatsachen, daß man in dem dürren, fast regenlosen Basaltgebiete Nordamerikas ganz dieselben Erosionsgebilde findet, wie in dem extrem feuchten Tropengebiete nicht nur der Sandwichsinseln, sondern auch der sämmtlichen übrigen hohen Inseln der Südsee.

Der interessanteste Gegenstand in der näheren Umgebung von Honolulu ist der als Diamond Head bekannte Berg ungefähr drei bis vier Miles südöstlich der Stadt. Er besteht nur aus Tuff und vulkanischer Asche und ist also nur ein ungeheurer Aschenkegel, dessen Gipfelkrater freilich mehr als eine englische Meile im Durchmesser hat. Ein nahezu kreisrunder scharfer Rand umgiebt denselben ringsum, ohne einen Durchbruch, so daß man nur durch Uebersteigung des ca. 700 Fuß hohen Kammes in den Krater hineingelangen kann. Die äußeren Gehänge sind überall mit kleinen Regenschluchten durchfurcht, ganz wie in den Bad Land Cliffs von Dakota und der Plateauregion des Great Basin. Auch hier hat eine Hebung stattgefunden; ein von Korallensand gebildetes ehemaliges Gestade liegt nun gegen 200 Fuß über dem Meeresspiegel. Da der darauf stehende Aschenkegel durchaus keine Einwirkung der Brandung zeigt, ist er ohne Zweifel jünger, als die Hebung hier, und viel jünger, als die Auswurfsmassen an der anderen Seite von Oahu.

Diamond Head ist nur ein Beispiel dieser Bildungen; unzählige ähnliche Kraterkegel sind über Oahu zerstreut, alle offenbar viel jünger, als die großen Ausbrüche, welche die Bergkette im Osten gebildet haben. Ganz nahe bei Honolulu steht ein ganz ähnlicher Krater, der unter dem bezeichnenden Namen der Punschbowle bekannt ist. Mehrere andere finden sich östlich von Diamond Head, einer dicht am Meere, welches seine eine Seite durchbrochen und das Innere bloßgelegt hat. Einer der größten dient den von San Francisco kommenden Schiffen als Landmarke und ist unter dem Namen Kokos Head bekannt; er ist über 1000 Fuß hoch. Außerdem verdient noch ein anderer Punkt Erwähnung, welcher so nahe bei Honolulu liegt, daß ihn selbst Reisende, welche mit demselben Dampfer weiter gehen wollen, zu Wagen besuchen können und gewöhnlich auch besuchen, der Pali. Man fährt auf bequemer Straße durch ein breites, langsam ansteigendes Thal hinauf zum Kamme der Hauptkette und sieht sich hier auf einmal am Rande einer Klippe, die 1300 bis 1400 Fuß tief auf eine schmale Plattform abstürzt; dahinter erblickt man die brandende See. Auf einem steilen Zickzackpfade kann man in voller Sicherheit hinabsteigen und sich überzeugen, daß die hier stehenden Aschenkegel gebildet worden sind, als die Lavamasse schon arg von der Erosion zerfressen war. Allem Anscheine nach haben hier noch ganz spät Ausbrüche stattgefunden, und wenn auch nun Jahrhunderte und vielleicht sogar Jahrtausende seitdem vergangen sind, so erinnern diese gut erhaltenen Aschenkegel doch immer wieder daran, daß Pele vielleicht nur temporär auf Havaii beschränkt worden ist und trotz der langen Ruhe jeden Augenblick wieder Besitz ergreifen kann von ihrem alten Reiche.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Bei Rostock haben sich zwei wilde Exemplare des Eibenbaumes (*Taxus baccata*) erhalten, welche Herr stud. jur. L. Krause im „Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg" abbildet und beschreibt. Von diesen uralten Bäumen steht nur einer noch inmitten seiner ursprünglichen Waldumgebung in der Rostocker Heide. Es ist dies ein wildverworrenes Strauchwerk, welches eine Fläche von über 40 m Umfang bedeckt. Aus der Mitte dieses Gestrüpps ragen ziemlich nahe bei einander neun Stämme empor, offenbar die selbständig gewordenen untersten Zweige eines jetzt vollständig verschwundenen Baumriesen. 1805 war dieser Hauptstamm noch vorhanden. Der Umfang der größten Stämme beträgt am Boden durchschnittlich 0,75 bis 1 m; der stärkste hat in einer Höhe von 0,75 m über dem Boden noch 1 m Umfang. Die größte Höhe betrug 1879 noch $7\frac{1}{2}$ m, später sind von ruchloser Hand die beiden höchsten

Spitzen abgehackt worden. Rings um diese neun größeren Bäume herum wuchern über einander und durch einander, nach außen hin immer niedriger werdend, kleine Bäume und Büsche, meist wurzelnde Zweige jener Hauptstämme, welche so von einem Kranze wild verwachsenen Gestrüppes umgeben sind. — Das zweite Exemplar ist längst seiner alten Umgebung beraubt und steht jetzt etwas über 2 km vom Walde entfernt in einem Garten zu Mönkhagen. Es ist ein einzelner, etwa 10 m hoher, mächtiger Baum, dessen Alter auf ungefähr 1500 Jahre berechnet worden ist. Als vor Jahrhunderten das deutsche Dorf Mönkhagen auf dem neu gerodeten Waldboden entstand, war dieser Eibenbaum also schon ein Ehrfurcht gebietender, fast tausendjähriger Greis. Daher blieb er denn auch vom Beile verschont und erhebt so noch immer seine stolze, ca. 9 m im Durchmesser haltende Krone mitten unter kultivirten Obstbäumen als letzter Rest des einst hier emporragenden Urwaldes. Der Stamm mißt in einer Höhe von 0,36 m über dem Boden 2,91 m im Umfange. In 1,7 m Höhe zweigt sich der erste Ast ab, der einen Umfang von 1,5 m hat, und dicht darüber sitzt der zweite Zweig von 1,15 m Umfang. In einer Höhe von 2,21 m über dem Boden hat der Hauptstamm immer noch einen Umfang von 1,71 m. Leider ist der Stamm unten schon fast ganz hohl; aber dennoch blühet und grünt die alte Eibe immer noch aufs Neue. Namentlich in den letzten beiden Jahren hat sie sich wieder stark herausgemacht und im Herbste 1882 eine ungewöhnliche Menge ihrer schönen rothen Früchte getrieben.

— Das Buch von Dr. C. Mehlis: „Bad Dürkheim und seine Umgebungen, ein Führer für Einheimische und Fremde.“ (Dürkheim 1880. 136 Seiten, die Generalstabskarte der Gegend und drei Pläne) will einen Beitrag zur pfälzischen Landeskunde liefern. Als Motto dient dem landeskundigen Verfasser der Horaz'sche Spruch: „Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet“, und das kann man auch mit Recht von der landschaftlich und historisch hochinteressanten Dürkheimer Gegend behaupten. Das Buch giebt die Topographie und Geschichte von Dürkheim, Klima und Kurmittel (Soole und Traubenkur), die Isenachgegend in geognostischer und geologischer Beziehung, die Pflanzengeographie des Isenachgaues. Weitere Abschnitte behandeln die Rheinebene, die Berge und Thäler des Hardtgebirges, Seebach (Kloster), Limburg, Hartenburg (Leiningen), Drachenfels (Ringwall), Peterskopf (Aussicht) und andere Ausflugspunkte der Umgebung Dürkheims. Den Text begleitet eine markirte Generalstabskarte des unteren Hardtgebirges, sowie Pläne von Dürkheim, Limburg, Hartenburg. Der Text wie auch die Karten wurden sichtbar nach den besten Quellen gearbeitet und haben deshalb bleibenden Werth.

— In der Versammlung der Münchener Geographischen Gesellschaft, welche am 15. April unter dem Ehrenpräsidium Sr. königl. Hoheit des Prinzen Ludwig stattfand, sprach Prof. Dr. Sepp über „Geographische Namen im christlichen Gewande aus der deutschen Heidenzeit“. Redner legte zunächst an verschiedenen Beispielen dar, wie die heutige Schreibung von Ortsnamen mit deren Herkunft vielfach im Widerspruche steht und die ursprüngliche Bedeutung verwischt oder ganz verändert ist, und ging hierauf zu seinem Hauptthema über, indem er, durchweg auf eigener Forschung fußend, in mehreren Namen und Namengruppen die darin verborgenen altheidnischen Gottheiten nachwies. Wenn nach Tacitus Odysseus bei Asciburgium einen Altar weihte, an dem der Name seines Vaters Laertes haftete, so ist diese Auffassung durch den Gleichklang von Laertes mit Leart entstanden, welcher Name im etrurisch-rätischen Lart und im dänischen Lars wiederkehrt. In Lauingen, Burgau ꝛc. bestehen noch Kapellen, die dem heiligen Leart geweiht sind. Die Kirche hat bei uns daraus einen heiligen Leonhard gemacht, dessen Kapellen über das ganze Gebiet des bayerischen Stammes verbreitet sind. In Bayern finden sich überhaupt mehr Erinnerungen an die heidnische Vorzeit, als in den anderen Theilen Deutschlands, denn in den protestantischen Gebieten wurde durch die Reformation Vieles als römisch-katholisch beseitigt, was ursprünglich heidnisch war, und in der katholischen Rheingegend hat die französische Revolution ihren zerstörenden Einfluß geltend gemacht. Wie Leonhard der Patron des Großviehes ist, so wird für das Kleinvieh vorzugsweise der heilige Wendelin angerufen. Dieser Heilige ist an Stelle des Wendel, des deutschen Pan, getreten, von dem auch der Wendelstein den Namen führt. Die weiteste Verbreitung hat in Ortsnamen der heilige Bartholomäus erhalten, der für Berchtold, einen Beinamen Wuotans, eingetreten ist. So ist der Bartholomäussee, welche Bezeichnung älter ist als „Königssee“, nach einer im Hintergrunde des Sees gelegenen Wuotanskapelle genannt. Berchtold oder Barthel ist vor Allem ein guter Gott, ein Gott des Getreides und Weines, daher die vielen „Bartholomäusmühlen“ und das Sprichwort: „wissen, wo Barthel den Most holt.“ Ueberaus zahlreich sind die Bartholomäuskirchen und -Kapellen, mit welchen, besonders in der Hollertau, häufig die Sage vom Schimmelreiter verbunden ist, und welche sich nur durch das Vorhandensein früherer Wuotanskapellen erklären lassen. Redner zeigte nun noch an zahlreichen Beispielen die Verbreitung dieser Bartholomäuskirchen in ganz Deutschland, ja sogar im Auslande, wo sich Deutsche niedergelassen haben, und schloß hiermit seinen an Resultaten selbstständiger Forschung überaus reichhaltigen Vortrag.

Asien.

— Die erste Strecke der 67 km langen Bahn Mersina-Adana im südöstlichen Kleinasien, Mersina-Tarsus, ist am 1. Mai eröffnet worden. In zwei Monaten soll der Rest dem Verkehre übergeben werden; da viel Regen gefallen ist und die Ernten gut stehen, so hofft die (anscheinend englische) Eisenbahngesellschaft bereits in diesem Jahre auf reichliche Frachten.

— Der russische Kriegsminister hat im vorigen Jahre eine topographische Rekognoscirung des Amu-Daria von seiner Mündung in den Araltee bis hinauf nach Tschardschni, d. i. bis zu demjenigen Punkte in Buchara vornehmen lassen, wo der geradeste Karawanenweg von der Stadt Buchara nach Merw und Herat den Amu-Daria überschreitet. Nach einem soeben veröffentlichten Berichte des Leiters der Expedition, Oberst Bieliawski, ist es den Topographen gelungen, bis Anfang December, wo die Arbeiten der ungünstigen Witterung wegen eingestellt werden mußten, die Uferlandschaften des Amu-Daria bis Tschardschui hinauf rücksichtlich der Wegeverbindungen aufzunehmen. Auch von der Mündung des Amu Daria nach der Cäsarewitschbucht am Ostufer des Kaspischen Meeres sind unter Oberst Bieliawski's Leitung im vorigen Jahre durch Topographen quer durch die Ust-Urt-Steppe drei militärisch benutzbare Wege, an denen sich auf durchschnittlich je 15 km Entfernung Brunnen vorfinden, aufgenommen worden.

— Der bekannte Ingenieur Robert Gordon ist von der britisch-indischen Regierung mit den Aufnahmen für die Eisenbahn von Mandalay nach Tounghoo (Britisch-Barma) betraut worden.

— Obgleich der Gebrauch des Thees sich schon 2700 Jahre v. Chr. in dem chinesischen Werke „Pent-sao“ erwähnt findet, so kannte man doch bisher keine Oertlichkeit in China, wo derselbe sicher einheimisch wäre. Man hat seine Heimath in der Mandschurei, im Lande Assam, in der Provinz Cachar gesucht, doch war man stets nur auf Vermuthungen angewiesen. Jetzt ist nun die Nachricht eingetroffen, daß ein Herr Henri den Theestrauch in den jungfräulichen Wäldern der Insel Hainan anscheinend wildwachsend angetroffen

habe. Die Eingeborenen kultiviren ihn nicht, sammeln aber die Blätter und verkaufen sie an der Küste unter dem Namen „Thee aus dem Distrikte Lai“.

Afrika.

— Im Anschluß an die letzten Zeilen unseres Artikels über die Aerzte in Süd-Tunesien (vergl. oben S. 331 f.) möge es gestattet sein, hier einige Mittheilungen wiederzugeben, welche Ivan Lapaine in der „Revue scientifique“ über die Behandlung der Tollwuth bei den Arabern, speciell denjenigen Algeriens, macht. Dieselben bedienen sich dazu verschiedener Käfer. So verwenden sie die Coccinella (Marienkäfer), welche sie ghobar es-sma (Himmelsstaub) nennen. Dieselbe Bezeichnung führt der Rosenkäfer (Cetonia) und die meisten anderen Käferarten. Die Rosenkäfer werden gleichfalls sehr viel zur Heilung der Tollwuth benutzt. (Ein russischer Naturforscher hat kürzlich über die Verwendung dieses Mittels in Südrußland berichtet und will selbst zahlreiche glückliche Kuren damit ausgeführt haben.) Ferner finden die Canthariden oder spanischen Fliegen Verwendung, welche sie unter dem Namen debben't el-hind (indische Fliege) kennen. Das Heilverfahren ist folgendes: Man bringt sieben Rosenkäfer in eine Flasche. Durch Hunger gezwungen, sollen diese Thiere sich einander auffressen; der letzte Ueberlebende stirbt endlich. Er wird getrocknet, zerstampft und in einer Rosine dem Patienten zu verschlucken gegeben. Wenn man spanische Fliegen verwendet, darf man nur drei dieser Käfer nehmen, obgleich nur der letzte genossen wird, „wegen der heftigen Wirkung dieses Heilmittels“. Es sind dies übrigens nicht bloß Volksmittel, welche von Quacksalbern ausgenutzt werden. Lapaine hat sie von einem der ausgezeichnetsten Gelehrten der alten Universität von Tlemsen empfehlen hören. Man findet sie auch in dem berühmten Ketel-et-tub, dem Buch der Aerzte von Sidi Abd Allah ben Aäzuz lang und breit abgehandelt. Die folgende Formel ist von den Abkömmlingen des Si M'hamed bel Kasem, dem Marabut der Hassaßna (Süd-Oran) präkonisirt worden: Man schreibt einen Koranvers auf ein grünes Blatt Papier, zerreibt dasselbe in die Milch einer schwarzen Kuh und läßt den Kranken diese Mischung trinken. Die Diener der Zauia von Sidi Mohamed ben Amar, in der Umgegend von Nedroma, sind im Besitze eines anderen Geheimnisses. Sie behandeln nicht den Gebissenen selber, sondern lassen einen Verwandten desselben ein Getränk zu sich nehmen, welches in der Weise bereitet wird, daß man einen Koranvers aufschreibt und in ein Gefäß (Hakema) thut und sofort Wasser darauf gießt, welches die Tinte der Schrift aufnimmt; diese Flüssigkeit bildet den heilsamen Trank. In der Heilkunde des Mittelalters waren solche indirekten Behandlungsweisen sehr gewöhnlich; man heilte eine Person, indem man eine dritte den Trank nehmen ließ, oder man tödtete sie, indem man in den Kopf einer Kröte eine Nadel bohrte. Am allgemeinsten ist aber zur Heilung der Gebissenen jenes Verfahren verbreitet, welches darin besteht, daß man dem Patienten das rohe, noch zuckende Herz des betreffenden Hundes zu essen giebt. Einige kochen letzteres mit pharaun, großen wilden Zwiebeln, die von Scilla maritima stammen. Andere ziehen auch dem Thiere einen Zahn aus und legen ihn zum Stillen des Blutes auf die Wunde. Die Tollwuth heißt arabisch „Keleb“, von Kelb, Hund. Aber es giebt noch ein anderes Wort dafür, welches Gift, und weiterhin soviel wie Virus bedeutet, nämlich „rahdj“. Es ist augenscheinlich mit dem französischen Worte rage verwandt.

— Elisseieff veröffentlicht in den Iswestija der russischen geographischen Gesellschaft einen Bericht über eine anthropologischen Zwecken gewidmete Reise nach Wargla und Ghadames in der Sahara, bei welcher er auch eine Anzahl Messungen vornehmen konnte. Die Mozabiten hält er für Semiten, wofür allerdings ihr Habitus spricht, während Sprache und Sitten sie zu den Berbern verweisen; vielleicht sind ihnen schon früh phönizische Elemente beigemengt worden. Die Bewohner von Ghadames sind theils reine Berber (Beni Ulasid), theils Araber (Uled Belit), theils Mischlinge von beiden (Beni Ulit), theils Mischlinge mit Negern (Artriya); nur unter den reinen Berbern findet man Blonde. Von besonderem Interesse sind Messungen an einigen Tuareg, die er für reinblütige Berber hält; ihr Gesichtsausdruck erinnerte den Russen an manche Stämme in Daghestan; der Schädelinder variirt von 72 bis 74,5, während er bei den Berbern von Ghadames 75, bei den Arabern 78 beträgt. In den Sukomarren, der dienenden Klasse der Tuareg, sieht Elisseieff Mischlinge mit Negern; das ist schwerlich richtig, denn es ist viel wahrscheinlicher, daß sie die Nachkommen der mit den Fulen verwandten dunkelfarbigen Kel Jeru oder Dschebbaren sind, welche die von den Arabern nach Süden gedrängten Tuareg in der südlichen Sahara vorfanden und theils unterwarfen, theils vertrieben. Von den Tuareg selbst sind durchschnittlich 2 Proc. blond mit blauen Augen. Ko.

Inseln des Stillen Oceans.

— Kapitän Dickson's Urtheil über Deutsch-Neu-Guinea. Der englische Kapitän Dickson besuhr Anfang Februar d. J. mit dem Dampfer „Truganini“ die Küste des deutschen Neu-Guinea und besuchte den Finsch- und den Samoa-Hafen. Aus seinem interessanten Berichte entnehmen wir folgende Angaben. „Der Finschhafen ist mehr eine offene Rhede, aber es läßt sich daraus, freilich mit nicht unbedeutenden Kosten, ein guter Hafen herstellen. Die Ansiedelung besteht zur Zeit aus 6 Deutschen und 14 Malayen. Sie haben sich auf einer kleinen Insel in der Bai, welche jedoch jetzt durch einen Damm mit dem Festlande verbunden ist, niedergelassen und sind mit der Anlegung von Plantagen beschäftigt, auf denen gegenwärtig Yams, Mais und einiges Andere für den eigenen Konsum angebaut wird. Nur wenige Acker Land wurden bisher abgeholzt. Die Küste liegt hoch und hat dichten Waldbestand. Der Boden ist ausgezeichnet, das nöthige Wasser verschafft man sich aus einem eine englische Meile nordwärts liegenden großen Flusse. Die Eingeborenen sind sehr zahlreich und scheinen mit den Deutschen nicht auf dem besten Fuße zu stehen. Es sind Schilderhäuser errichtet worden, in denen jede Nacht Wache gehalten wird. Diese Vorsicht ist um so mehr geboten, als kürzlich von Seiten der Eingeborenen ein Versuch gemacht ward, die Ansiedler meuchlings zu überfallen und zu massacriren. Der deutsche Dampfer „Samoa“ traf gerade um diese Zeit im Finschhafen ein. Die Eingeborenen wurden dann landeinwärts getrieben und ihnen strenge verboten, sich in der Nähe der kleinen Inseln wieder sehen zu lassen. Aller Verkehr mit ihnen ist auf drei Monate eingestellt worden. Zu einem blutigen Zusammenstoße kam es dabei aber weiter nicht. Nach einem fünftägigen Aufenthalte im Finschhafen dampfte der „Truganini“ ungefähr 250 Miles (402 km) an der Nordwestküste hinauf nach dem Samoahafen. Die landschaftlichen Schönheiten, welche wir auf dieser ganzen Länge beobachteten, überboten Alles, was man sonst auf den Inseln der Südsee zu sehen bekommt. Die Küstenlinie ist hoch, und Schiffe können dicht an derselben hinfahren, da das Wasser tief und von allen Hindernissen frei ist. Ueberall gewahrten wir zahlreiche Eingeborene. Kein einziger in die See mündender Fluß oder Creek ward auf dieser langen Distanz bemerkt. Dagegen passirten wir mehrere kleine Inseln, welche abgeholzt waren und von vielen Eingeborenen in hübschen Häusern bewohnt wurden. Ein Theil des Küstenlandes war dicht bewaldet, ein anderer wieder offen und mit dem üppigsten Graswuchse bestanden. Der Samoahafen übertrifft den Finschhafen an Werth, aber immerhin müssen noch bedeutende Summen verausgabt werden, um ihn völlig brauchbar zu machen. Die vielen Eingeborenen sind hier durchweg freund-

lich gesinnt. Sie betreiben Ackerbau und halten auf gut kultivirte Gärten. Die zur Zeit fünfzig Köpfe zählende Ansiedelung besteht nur aus Deutschen, und befindet sich vorläufig ebenfalls auf einer kleinen — $\frac{1}{2}$ Mile langen und $\frac{1}{4}$ Mile breiten — Insel, deren Verbindung mit dem Festlande durch Boote bewirkt wird. Die Ansiedler sind mit der Entwaldung derselben beschäftigt, und soll dann dort ein Dorf angelegt werden. Auf dem Festlande selbst war noch kein Versuch einer Ansiedelung gemacht worden. Mit den Eingeborenen unterhielt man einen geringen Handelsverkehr in Tabaksblättern, welche sie in großer Menge anbauen. Sie erhalten dafür in Zahlung Stücke von altem Bandeisen, nach welchem allein sie Begehr haben. Die Deutschen erfreuten sich der besten Gesundheit und waren fröhlich und guten Muthes. Auf beiden Stationen sind die Häuser und sonstigen Gebäude aus Holz aufgeführt und mit Eisenblech bedacht. Erwägt man die kurze Zeit des Bestehens und die geringe Anzahl der vorhandenen thätigen Kräfte, so ist bereits ein erstaunlicher Fortschritt gemacht worden. Ein Schiff mit Auswanderern (? Red.) wurde in nächster Zeit erwartet, und dann sollte mit der Erforschung des Inneren von Neu-Guinea vorgegangen werden. Das Klima ist zwar heiß, aber durchaus gesund, und die Kolonisten fühlen sich darin sehr wohl. Es unterliegt wohl keinem Zweifel (? Red.), daß ein reicher, lohnender Erfolg erzielt werden wird. Zu bedauern ist der Mangel an natürlichen Häfen. Nur durch sehr bedeutende Geldauslagen würden sich ziemlich gute herstellen lassen". Vorstehende Angaben sind um so glaubwürdiger und bedeutungsvoller, als sie aus dem Munde eines gebildeten Engländers stammen, welcher die Südsee-Inseln so genau kennt wie wohl Wenige. Die Engländer in Australien können sonst noch immer ihren Groll nicht überwinden, daß der nordöstliche Theil von Neu-Guinea an Deutschland gekommen ist, und gefallen sich darin, das Ansiedelungswerk der Deutschen als aussichtslos hinzustellen. Auch der bekannte Missionar S. Macfarlane, welcher seit 1871 an der südöstlichen Küste von Neu-Guinea stationirt war und im April d. J. nach England zurückkehrte, sprach sich vor seiner Abreise von Australien noch sehr abfällig in dieser Hinsicht aus. H. G.

— Nach der „Press Association" beabsichtigt die britische Regierung die Annection der **Kermadec- (Kermandek-) Gruppe**. Es sind das vier kleine, mäßig hohe Inseln, Raoul, Macaulay, Curtis und Esperance mit Namen, welche zu beiden Seiten des 30. Grades südl. Br. zwischen Neuseeland und den Tonga-Inseln liegen, neuseeländische Vegetation, von Säugethieren nur Ratten, außerdem einige Land- und zahllose Seevögel besitzen und vollständig oder doch nahezu unbewohnt zu sein scheinen.

Nordamerika.

— Eine interessante Legende der **Cowichans** oder **Wullemusch**, die am Südende von Vancouver wohnen, theilt **Deans** im „American Antiquarian" mit. Nach ihr wohnten in grauer Vorzeit ihre Vorfahren weiter südlich, aber trotzdem war das ganze Land mit Schnee und Eis bedeckt, das auch im Sommer nicht schmolz. Die Wullemusch waren in großer Noth, denn nach Süden hin wohnte ein stärkerer Stamm und sperrte ihnen den Weg. Während sie berietben, was sie thun sollten, kam der Rabe (der durch die Gebrüder Krause so bekannt gewordene Yelch der Tlinkit) und vernahm die Noth seiner Kinder. Er versprach Hilfe, flog in die Schneewüste hinein und verwandelte alles Eis und Schnee in langwollige Bergschafe, die seitdem die Bergketten der Gegend beleben und den Wullemusch Nahrung und warme Kleidung liefern, mit dem Verschwinden des Schnees wurde aber auch das Klima wärmer, und die Indianer konnten von ihren feindlichen Nachbaren weg nach Norden in ihre heutigen Sitze wandern. Liegt hier, wie es scheint, wirklich eine Tradition von der Eiszeit vor?

— Die große Straße, welche **Neufundland** von der Insel **Cape Breton** trennt, hatte bisher keine besondere Benennung. Dieselbe ist jetzt **Cabot Strait**, nach den beiden berühmten Seefahrern John und Sebastian Cabot, durch welche die erste authentische Nachricht über diese Straße im Jahre 1497 eintraf, benannt worden.

— Von einem eigenthümlichen **Hindernisse des Ackerbaues**, welches sich in der Nähe von Monticello im Staate Indiana geltend macht, berichtet S. T. Virden (Purdue university, Lafayette, Ind.) in einer Zuschrift an die „Science". An diesem Orte befinden sich zahlreiche Tümpel und Moorlachen, von denen viele ausgetrocknet und unter Kultur gebracht worden sind. An hellen, warmen Tagen empfinden nun die Landleute auf diesen Feldern ein sehr unangenehmes Jucken an denjenigen Körpertheilen, an denen sich Kleider oder Stiefel reiben. Virden vergleicht diese Empfindung mit dem Schmerze, den der Angriff eines Schwarmes von Moskitos an den heimgesuchten Theilen hervorruft. Sie ist fast unerträglich und Viele werden dadurch genöthigt, in der Arbeit inne zu halten und Linderung zu suchen. Gewöhnlich reicht es hin, ein Bad zu nehmen und den Körper abzukühlen, um die Reizung zu beseitigen; aber wenn er wieder durch Anstrengung erhitzt wird, so erneuert sich der Schmerz und dies kann zwei Tage anhalten. Bei der mikroskopischen Untersuchung des sehr humusreichen Bodens findet man in demselben zahlreiche spindelförmige, scharfspitzige Körper. Einige von ihnen sind hakenförmig oder gekrümmt, andere dicht mit Dornen besetzt ꝛc. Diese Körper sind nichts Anderes als **Kieselschalen von Diatomeen und Nadeln von Süßwasserschwämmen**, welche letzteren in den Tümpeln sehr zahlreich sind. Die scharfen Körperchen dringen mit dem feinen Staube, welcher sich aus dem Boden erhebt, wenn letzterer bearbeitet wird, durch die Kleider und finden ihren Weg zu denjenigen Theilen des Körpers, wo eine Reibung zwischen der Haut und der Kleidung besteht. Man schützt sich am besten dagegen, indem man solche Kleidung trägt, welche den Staub am sichersten abhält. Da die Nadeln aus Kieselerde bestehen, so werden sie auch nicht durch die gewöhnlichen Veränderungen, welche in dem Boden statthaben, aus diesem entfernt werden. Der Wind und die Bearbeitung des Bodens mögen sie zerstreuen, so daß sie weniger unbequem werden, aber das wird ein langsamer Proceß sein. Die Aussichten für die Landleute sind daher wenig ermuthigend, und wenn sie die reichen Ernten gewinnen wollen, welche der Boden zu geben vermag, so müssen sie viel Last und Ungemach in den Kauf nehmen.

Polargebiete.

— Der „**Willem Barents-Verein**" in Amsterdam, welcher seit einer Reihe von Jahren wissenschaftliche Reisen nach den arktischen Gewässern ausrüstete, hat in Folge der ungünstigen Zeitverhältnisse seine **Auflösung** beschlossen, will aber in der Erwartung, daß er später seine Thätigkeit wieder wird aufnehmen können, eine Kasse gründen, in welche u. a. der Ertrag seines jetzt zu verkaufenden Schiffes „Willem Barents" fließen soll.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIX. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1886.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXXIV.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Sobald es unseren Reisenden geglückt war, sich der Neugierigen zu entledigen, folgten sie einem Labyrinthe von engen, zwischen verfallenen Häusern hinführenden Gäßchen, die endlich auf einem offenen Platze, dem Palaste des Stadtgouverneurs Seid Assadullah Chan gegenüber, mündeten. Unter dem Eingangsthore des Palastes erblickte man eine Anzahl mit schweren Fesseln beladener Räuber und Mörder, welche indessen mit den Dienern des Chans auf ganz freundlichem Fuße zu verkehren schienen; ein mit Soldaten besetzter Hof wurde durchschritten, und dann gelangten die Fremden in einen schönen Palmengarten mit einem großartigen, überwölbten Talar, der sich auf eine geräumige Terrasse öffnete.

Dem Blicke könnte sich keine Landschaft, besser geeignet um zu überraschen und zu entzücken, darbieten. Gegenüber dem Beschauer, nur etwa 200 m entfernt, erhebt sich eine hohe Wand von röthlichem Gestein, deren obere Kante eine grüne Ebene trägt, während ihr Fuß tief unten von den Wellen des Karun bespült wird. Wenn man sich vornüber neigt, um den Biegungen des Flusses besser mit den Augen zu folgen, bemerkt man, daß der Palast Assadullah Chans auf Felsen erbaut ist, die ebenso steil sind wie die gegenüber liegenden, und daß der Fluß zwischen riesigen Felswänden dahinrollt. Der Raum zwischen denselben wird nicht ganz durch das Wasser eingenommen; zur Linken liegt vielmehr eine kleine Alluvialfläche, die mit prächtigen Palmenbäumen bewachsen ist. Trotz ihrer Größe würden diese Bäume in der Tiefe des Abgrundes verschwinden und das Grün ihrer Krone würde sich mit dem dunklen Tone des Wassers verschmelzen, wenn hier und da sich nicht mit goldenen Früchten beladene Orangenbäume dazwischen mischten.

Wenn man einer mohammedanischen Legende Glauben schenken will, wird derjenige, welcher während seines Lebens sich in unehrlicher Weise auf Kosten seines Nächsten bereichert hat, vor dem Allmächtigen erscheinen, zur Erde niedergebeugt durch das Gewicht der unehrlich erworbenen Schätze. Wenn nun Alles wahr ist, was man von dem Gouverneur von Arabistan erzählte, dann müßten an dem Tage, wo er in die Unterwelt eingeht, die bösen Geister ihm eine für menschliche Schultern gar zu gewaltige Last tragen helfen. Die herrliche Umgebung schien keinen günstigen Einfluß auf ihn geübt zu haben; viele Klagen über seine Erpressungen erreichten die Ohren der Fremden, Niemand wagte mehr zu pflanzen, die Landbewohner flüchten in die Berge, hieß es; denn jeden Tag wird die Last, die dem Volke auferlegt ist, schwerer; man flehte die Besucher um Hilfe an. Der Gouverneur selbst äußerte sich ganz anders über die Sache; die Eingeborenen von Arabistan sind religiöse Schwärmer und besitzen in Folge dessen einen ungeheuren Hochmuth, sind geizig, faul, lügnerisch, dumm und verdienen kein Vertrauen, sagte er. Wie soll man da entscheiden, wer Recht hat? Wahrscheinlich beide Parteien. Schuster sieht allerdings nicht sehr wohlhabend aus. Ueberall ausgestorbene Stadtviertel, zerfallene Häuser, auf denen Störche ihre Nester gebaut haben. Hier und da nur öffnet sich eine Haus-

thür, welche es ermöglicht, einen neugierigen Blick auf die Thätigkeit der Bewohner zu werfen; meistens beschäftigen sie sich mit dem Weben der bekannten Teppiche von Schuster oder der blau und weiß karrirten Stoffe, in welche sich die Frauen des Mittelstandes einhüllen, wenn sie die Straße betreten; doch im Allgemeinen sind die Straßen todt. Nur ein einziges Viertel macht eine Ausnahme von dieser Regel; es erstreckt sich am Flusse entlang, stromabwärts von einem Bauwerke aus der Zeit der Sassaniden, welches gleichzeitig als Brücke und als Wehr dient; die durch dasselbe aufgestauten Gewässer des Karun treiben eine stattliche Reihe von über einander liegenden Mühlen, in denen alles Mehl für die ganze Gegend gemahlen wird. Mit dieser einzigen Ausnahme kann man den Handel und den Ackerbau der Provinz als ganz unbedeutend bezeichnen. Wie groß aber könnte die Entwickelung derselben sein, und wie groß ist dieselbe schon gewesen! Jetzt aber sind alle von den Sassaniden gemachten Bewässerungsanlagen zerfallen und verschüttet. Die Pest von 1832 zusammen mit einer mangelhaften und von der Centralregierung zu unabhängigen Verwaltung hat dieses einst reiche und glückliche Land zu einem der ärmsten und elendesten der Erde gemacht.

Am 20. Januar sollte Madame Dieulafoy das Vergnügen haben, den Gouverneur an der Spitze seiner Truppen zu photographiren; da sie durch Fieber abgehalten wurde, vertrat ihr Gemahl ihre Stelle. Er wurde nach dem Palaste abgeholt von Mirza Bozorg, dem vertrauten Sekretär Seiner Excellenz, einem Eingeborenen der Stadt Schuster. Er war eine prächtige Erscheinung. Seinen Kopf schmückte ein Turban von blauer, mit Gold gestickter Gaze, welcher bei denjenigen Eingeborenen der Stadt gebräuchlich ist, welche nicht das Recht der schiitischen Nachkommen Mohammed's beanspruchen können, ihr Haupt zur Erinnerung an den Mord des Hassan und Hussein mit dem Trauerturbane zu



Palast des Seid Assadullah Chan.

schmücken. Die officielle Residenz des Gouverneurs, Kaleh Selasil, liegt auf einem Felsenplateau, an dessen Fuße sich ein kleiner Nebenarm des Karun, der unter dem Namen Schetet bekannt ist, hinzieht. Nach der Stadtseite wird sie durch alte Befestigungen aus der Sassanidenzeit vertheidigt; nur die unteren Theile der Mauern sind aus Stein aufgeführt, die oberen bestehen bloß aus Erde und sind moderneu Ursprungs. Wenn man nach der Erfahrung des Herrn Dieulafoy urtheilen darf, werden diese Befestigungsanlagen im Kriegsfalle keine große Bedeutung besitzen. Als nämlich Mirza Bozorg und Herr Dieulafoy sich zu Fuße dem Eingange näherten, fanden sie das Terrain durch den Urin der in der Nähe des Thores lagernden Pferde völlig versumpft, und es war für Fußgänger, ohne sich zu beschmutzen, ganz unmöglich, in den Palast des Gouverneurs zu gelangen. Anstatt nun Pferde satteln zu lassen, befahl der Mirza kurzweg einigen Soldaten, eine Oeffnung in die Mauer zu brechen, und durch diese Bresche trat er mit seinem Begleiter in den geheiligten Raum des Palastes ein. Der erste, von Kasernen umgebene Hof zeigt eine schreckliche Unordnung, hinter demselben sieht man einen in den Fels eingehauenen Kanal, mittels dessen sich die Besatzung im Falle einer Belagerung das nöthige Wasser aus dem Karun verschaffen kann. Das heutige Schloß, welches den Hügel krönt, erinnert in Nichts an die alte Sassanidenburg, sondern ist nur ein einfaches Gebäude ohne jeden Schmuck von Bäumen, Rasen oder Blumen. Alles ist mit Kalk geweißt, der Boden ist nicht mit Steinen belegt, sondern nur mit Strohdecken und Teppichen; die Thüren aus weißem Holze werden nur durch eine in einen Haken eingehängte Kette geschlossen. Dagegen hat man vom Balkon, der über den Fluß hinaushängt, eine prächtige Aussicht auf denselben und die im Hintergrunde liegenden Berge der Bachtiaren. Der Hakem erwartete die Ankunft des Photographen mit Ungeduld. Um seinem



Die Mühlen von Schuster.

Aeußeren einen würdigeren Anstrich zu geben, hatte er am Abend vorher seinem Leibarzte den Befehl gegeben, seine Augenlider zu beizen, und dieser hatte ihm die Augen selbst dabei recht übel zugerichtet. Doch wenn man zum edlen Geschlechte der Kadscharen gehört und an der Spitze eines Regimentes auftritt, ist man immer schön. Bald hatten sich Hof und Garten mit fünf- bis sechshundert Mann angefüllt, wovon die meisten in Lumpen gehüllt, die elegantesten in Uniformen von Ausschuß-Tuch gekleidet waren, welches, wie man behauptete, von allen Trödlern Europas nach Persien verkauft worden war. Nur die Mütze von Astrachan mit der Kupferplatte, auf welcher der Löwe und die Sonne in erhabener Arbeit angebracht sind, und der Gürtel mit demselben Wappen geben der äußeren Erscheinung dieser Bande eine gewisse Gleichförmigkeit — und doch macht sie Ansprüche darauf, einer regelrechten Armee anzugehören.

Man brachte wohl eine Stunde damit zu, die Leute in zwei Gliedern aufzustellen und die schmutzigsten oder gar zu phantastisch gekleideten in das zweite Glied zu stecken. Darauf kommandirten die Anführer einige schwierige Bewegungen: „Faßt das Gewehr an!“ „Das Gewehr über!“ „Gewehr ab!“ „Rührt euch!“ und während dieser verschiedenen, halb in persischer, halb in französischer Sprache gegebenen Kommandos, die möglichst langsam und ungleichmäßig ausgeführt wurden, empfing ein jeder Officier aus den Händen einer hinter ihm aufgestellten Ordonnanz einen brennenden Kalyan (Wasserpfeife). Er steckte dann den Degen zwischen die Beine, that gewissenhaft einige Züge, sah dem davonschwebenden



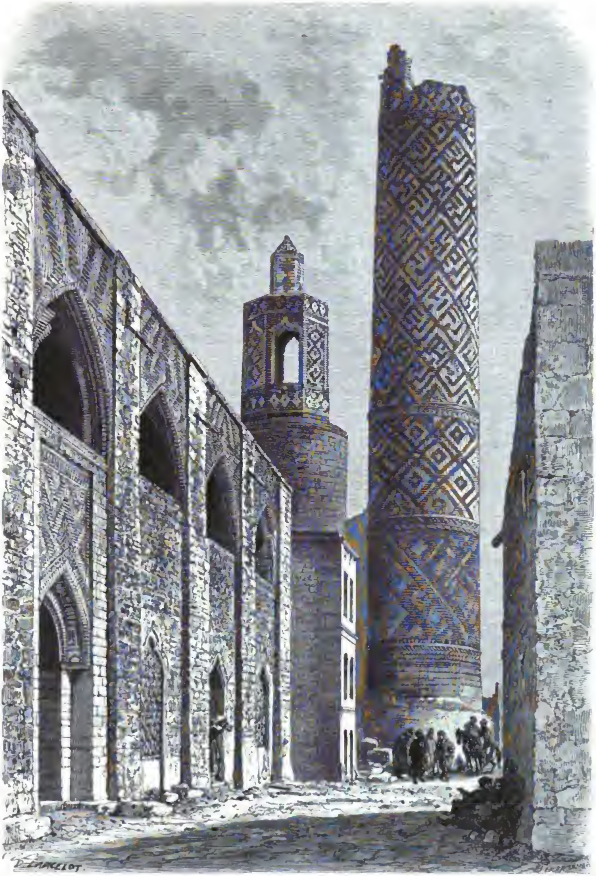
Mirza Borzog.



Seid Mirza Dschafar.

Rauch nach und gab die kostbare Pfeife seinem Diener zurück. Der brave Bursche ließ sie nicht kalt werden. Nachdem die großen Uebungen glücklich abgelaufen, stellte sich der Hakem an die Spitze seiner Truppen. Achtung: Herr Dieulafoy nimmt seine Photographie auf. Nun marschirt der ganze Trupp in vollkommener Auflösung vorbei. Der Schahzade beglückwünscht die Officiere wegen der guten Haltung und Disciplin ihrer Truppen und die Herren dürfen, nachdem sie diese Komplimente in Empfang genommen haben, mit vor Stolz strahlenden Gesichtern unter dem Talare Platz nehmen. Rußland wird sich in Acht nehmen müssen, wenn diese Soldaten einmal die in Europa bestellten Kanonen empfangen haben werden!

Am 21. Januar schon machten die Reisenden die Erfahrung, daß Heschtamet Saltane sie nicht belogen hat, als er die Einwohner seines Verwaltungsbezirkes als unverträgliche Fanatiker hinstellte. Die Leute von Schiras und Ispahan sind, obwohl unlenksam und schroff, doch Engel an Sanftmuth und Freigeister, wenn man sie mit den Bewohnern von Schuster vergleicht. Von einer Bevölkerung bewohnt, welche ihrem heiligen Ursprunge ihr Ansehen und ihren Einfluß verdankt, rechnet sich die Stadt Schuster ihren wüthenden Haß gegen diejenigen, welche sich nicht zum mohammedanischen Glauben bekennen, zur Ehre an und protestirt durch ihr Beispiel gegen die laxe Moral derjenigen Städte, wo man unreine Christen aufnimmt. Da die Reisenden nicht hoffen durften, den Beweisen der allgemeinen Abneigung zu entgehen, würden sie vielleicht auf die Besichtigung der Stadt und des Bazars verzichtet haben, wenn Assadullah Chan ihnen nicht eine Leibwache mitgegeben hätte,



Aeußere Mauer und Minareh der Masdsched Dschuma in Schuster.

welche der alte Intendant seines Hauses kommandirte. Die Begleitung dieses alten, in der ganzen Stadt wohlbekannten Dieners ermöglichte es den Fremden, ohne beleidigt zu werden auszugehen; aber den Versuch, in die große Masdschid Dschuma, ein altes, im Geruche großer Heiligkeit stehendes Gebäude, einzudringen, hatten sie aufgeben müssen. Eine höfliche Anfrage bei dem Imam Dschuma blieb ebenso erfolglos wie ein Besuch bei dem jungen Seid Mirza Dschafar, trotzdem der letztere angeblich den Fortschritt vertritt. Ebenso vergeblich war die freisinnige Auslegung des Korans, welche im Interesse der Reisenden durch die Gottesgelehrten von Ispahan gegeben worden war; sie haben den bösen Willen der Priester nicht überwinden können. Man mußte sich begnügen, bei Tagesanbruch das Minareh der Moschee zu photographiren und einen verstohlenen Blick durch die halb offene Thür in das Innere des Heiligthums zu werfen.

Das Gebäude ist von Stein und, wie es scheint, nach dem Plane der alten Moschee Amrus gebaut; wenig Verzierungen; nur die Giebelfelder der Thüren, die Spitzbogenfenster und das Minareh, welches von dem Schiffe durch einen mit Unkraut bewachsenen Begräbnißplatz getrennt ist, sind mit Ziegelmosaik von eleganter Einfachheit geschmückt. Sonst ist Alles in einem verfallenen Zustande, ganz in Uebereinstimmung mit den benachbarten Stadtvierteln.

Ethnographisches aus Seram[1]).

Aufzeichnungen von G. A. J. Waßmer, herausgegeben von Dr. Wilhelm Joest.

Durch Vermittelung des deutschen Konsuls in Makasser, Herrn Palm Siemsen, erhielt ich ein Manuskript, das ich in Folgendem den Lesern des „Globus“ in wenig veränderter Form vorzulegen mir erlaube. Während meines Aufenthaltes auf Seram im Jahre 1880 hörte ich dunkle Gerüchte von einem Landsmanne, der an der Südostküste der Insel ansässig sei und dort Tabakskultur treibe; Näheres erfuhr ich erst später auf Makasser. Schon damals merkte ich, daß die niederländisch-indische Regierung die Bestrebungen Waßmer's mit durchaus ungnädigem Blicke betrachtete, und ich bin fest überzeugt (oder vielmehr ich weiß es aus bester Quelle, nämlich aus dem eigenen Munde des betreffenden Beamten), daß die holländische Regierung durch ihre Unterbeamten alles Mögliche gethan hat, dem Deutschen das Dasein auf Seram zu verbittern, daß sie auf die erste beste Gelegenheit lauerte, diesen Pfahl aus ihrem Fleische zu entfernen. Waßmer ließ sich aber nicht „wegraulen“.

Ich will nun durchaus nicht Waßmer als unschuldiges Opfer der allerdings nicht wegzuleugnenden indischen Eifersucht der Holländer gegen Deutsche im malayischen Archipel darstellen; im Gegentheil, ich glaube, daß Waßmer's Auftreten auf Seram den holländischen Beamten auf Banda oder Ambon manche unerquickliche Stunde bereitet hat — die Angelegenheit liegt aber heute einer höheren Instanz zur Entscheidung vor, wir wollen uns daher mit einer kurzen Skizze von Waßmer's Thätigkeit auf Seram begnügen.

G. A. J. Waßmer ist in Bruchsal geboren. Er diente einige Jahre in der niederländisch-indischen Armee und beabsichtigte, Officier zu werden, zog aber, in Folge einer von dem damaligen General-Gouverneur von Niederländisch-Indien, London, ausgehenden Anregung vor, im Jahre 1874 von Banda aus nach der damals beinahe noch vollkommen unbekannten Südküste von Seram sich einzuschiffen und hier bei Ilu (Jlu) sein Glück zu versuchen. Zehn Jahre hat er auf Seram gelebt, aber das Glück lächelte ihm nie. Er versuchte ohne viel Gewinn Tabakskultur und Holzhandel, später baute er eine Sägemühle und lieferte Planken und Kisten nach Banda; um sich mit den Küstenbewohnern auf guten Fuß zu stellen, trat er zum Islam über und heirathete eine Tochter des Landes, aber, wie erwähnt, die Holländer unterstützten ihn nie, er verstand es nicht, mit den „Posthouder“ von Gisser und Waru sich zu stellen, so daß eines Tages Bevollmächtigte des Assistent-Residenten von Banda auf dem Grundstücke unseres Landsmannes erschienen, denselben mit Gewalt an Bord einer Prahm und in dieser per Schub nach Banda bringen ließen.

Momentan lebt Waßmer in schlechten Verhältnissen in Makasser. Während seines langen Aufenthaltes auf Seram hatte er Gelegenheit genug, Land und Leute auf dem Theile der Insel, auf dem er vergeblich versuchte, sich eine neue Heimath zu gründen, kennen zu lernen. Daß er das gethan, werden die folgenden Zeilen beweisen. Ich habe bei der Bearbeitung des Manuskripts mich bestrebt, die eigenthümliche Schreibweise des Verfassers einigermaßen beizubehalten — möge der Inhalt die Form entschuldigen.

Die Insel Seram liegt, wie den Lesern bekannt sein wird, westlich von Neu-Guinea unter dem 127° 57′ bis 131° östl. L. und 2° 46′ bis 3° 51′ südl. Br. Im Norden wird sie umströmt von dem Seram-, im Süden von dem Banda-Meere, im Westen von der Buru-Straße. Als größte der Ambonschen Eilanden steht sie politisch, soweit der holländische Einfluß sich überhaupt erstreckt, unter der Jurisdiktion des Residenten in Ambon, nur der südöstliche Theil (auf welchen die folgenden Notizen Bezug haben) gehört zum Bezirke des Assistent-Residenten von Banda.

In Betreff des Klimas unterscheidet sich Seram insofern vollkommen von Java, als gerade so wie auch auf Ambon, Banda oder Buru, an der Südküste der trockene Monsun in die Monate Oktober bis März fällt. Während desselben sind die Nächte ziemlich frisch und gegen Morgen selbst kalt; die Luft ist feucht und der Niederschlag stark. Waßmer beobachtete an geschützter Stelle 65° F. als niedrigste, 96½° als höchste Temperatur. Der Wind kommt bei Nacht von der Landseite, während er bei Tage von Südsüdwest oder West weht. Während des nassen Mon-

[1]) Seram ist entschieden richtiger wie Ceram. Die holländischen Lehrbücher, die wir in dieser Beziehung doch als Autorität anerkennen müssen, wenden jetzt erstere Form an; die jüngsten Autoren, wie z. B. Stemfoort und ten Siethof (Atlas der Nederlandsche Bezittingen in Oost Indie) schreiben: „Ceram oder Serang“; Riedel in seinem eben erschienenen Werke geht noch weiter, er schreibt: „Serang oder Nusaina.“ So weit wollen wir nicht gehen. Der Name mag im Munde der Eingeborenen vielleicht wie „Serang“ klingen oder vielleicht nennen diese ihre Insel wirklich „Nusaina“ (ich selbst habe während meines Aufenthaltes auf Seram diesen Namen nie gehört), aber so lange wir Sansibar nicht „Unguja“, Japan nicht „Dai Nihon“, Madagaskar nicht „Nosy Dambo“ oder …

fuss ist die Temperatur gleichmäßiger, 66° beträgt vielleicht die niedrigste, 84° die höchste Temperatur; im Durchschnitte bewegt sich dieselbe zwischen 68 und 75°. Schwere Regen fallen meist im Monat Mai und dauern gewöhnlich bis Ende August. In den letzten Jahren hat man merkwürdige Veränderungen in den meteorologischen Verhältnissen, ebenso wie außergewöhnliche Meereserscheinungen wahrgenommen.

Das Klima von Ceram ist im Allgemeinen sehr gesund. Die gefährlichste Krankheit, welcher Europäer unterworfen sind, ist das Fieber, das indeß leicht zu vermeiden ist, wenn man sich einer mäßigen, geregelten Lebensweise befleißigt.

Die Bodenbeschaffenheit — wir wollen jetzt Herrn Waßmer das Wort lassen — ist eine sehr gute und ergiebige sowohl auf ebenem als auch gebirgigem Terrain; Humus und Vegetation gehen Hand in Hand und stehen Java in Nichts nach; Ceram bietet im Gegentheil noch den Vortheil, daß seine Vulkane längst erloschen sind und die ausgeworfenen Massen sich bereits in dicke humusreiche Erdlagen zersetzt haben. Der Boden ist in hohem Grade zum Anpflanzen von Kaffee geeignet, der wegen seines herrlichen Aromas selbst besser ist als Timorkaffee, und in Rotterdam mit demselben Preise bezahlt worden ist wie Manadokaffee; ferner Zuckerrohr, das auf dem vulkanischen Boden Cerams besser gedeiht wie auf Java; Tabak, der in Feinheit und Güte dem Javatabak weit voraus ist und in Europa zu 102,50 Francs per Centner verkauft wurde; Kokosnüsse zur Bereitung von Kopra und Baumwolle. Sago wächst in großen Mengen, wird aber mehr an Ort und Stelle verzehrt wie ausgeführt. Produkte für den täglichen Bedarf wachsen ebenso schön wie in Europa, ich pflanzte die besten europäischen Gemüse mit gutem Erfolge, wie Salate, Rettiche, Kohlrabi, Bohnen, Zuckererbsen, Kohl u. s. w. Außer Kartoffeln, die aber von den Eingeborenen nicht angepflanzt werden, hat man noch die herrliche Cassave, die eben so gesund und nahrhaft ist wie die Kartoffel und sich vortrefflich zu Brod, Kuchen u. s. w. verwenden läßt. Auch pflanzt man mit gutem Erfolge zwei Sorten Jam, Mais, Hirse und Reis, indische Gemüse u. s. w. gerade so wie auf Java.

Rindvieh und Pferde gedeihen recht gut, für Schafe und Ziegen ist Ceram weniger günstig, wegen der grünen Fliegen, welche den Thieren ihre Eier in kleine Wunden legen, die zu Würmern werden und so die Thiere lebend auffressen. Für Federviehzucht ist das Land sehr günstig.

Auf geologischem Gebiete war ich wegen des mißtrauischen Charakters der Eingeborenen noch nicht in der Lage, etwas Ordentliches auszuforschen. Ich fand bloß eine Masse Asphalt und schönen Quarz, im Allgemeinen ist Ceram sehr bituminös und dürften mit der Zeit auch Steinkohlen gefunden werden[1]). Metalle finden sich nach meinem Dafürhalten gar nicht vor, wohl aber Petroleum. Das Land ist durch zahlreiche Bergströme reichlich mit krystallhellem Wasser versehen, auch hat man viele Quellen, Flußschiffahrt besteht nicht, da die Flüsse sich nicht dazu eignen.

Die Einwohner sind, was die Strandbewohner betrifft, von sehr gemischter Rasse; die Ureinwohner sind Alfuren[2]), die sich meistentheils im Gebirge aufhalten. Sie sind in Sitte und Gewohnheit ganz verschieden von den Strandbewohnern, welch letztere hier zuerst beschrieben werden sollen.

Die Strandbewohner von Ost-Ceram leben in Häusern, die auf Pfählen ruhen und deren Wände und Dach aus Sagoblättern bestehen; in West-Ceram sind die Häuser direkt auf die Erde gebaut und entweder mit dem Stiele des Sagoblattes oder mit Brettern bedeckt; sie sind im Allgemeinen besser und hübscher gebaut, aber nach meinem Dafürhalten ungesunder als erstere, weil sie den Ausdünstungen der Erde ausgesetzt sind.

Die Wohnungen sind sehr luftig, so daß überall der Wind durchpfeift, weshalb man bereits bei der Geburt eines Kindes eine sehr sonderbare Gewohnheit befolgt, die für die Mutter bisweilen sehr verderblich ist und nicht selten deren Tod zur Folge hat. In einem abgeschlossenen Raume liegt nämlich die Hausfrau bei ihrer Entbindung, während deren sie mit allerhand Ingredienzien, wie zerstampftem und mit Essig vermengtem Pfeffer, Capsicum, Kajuputiöl u. s. w. bestrichen wird und zwar nicht, weil diese Heilmittel etwa zur Beschleunigung der Geburt beitragen sollen, sondern bloß weil die Leute der Meinung sind, der Körper der Wöchnerin könnte sich bei dem steten Zugwinde erkälten.

Ist ein Kind geboren, dann legt man sofort die Mutter unbekleidet mit dem Kinde neben eine Art langer Kiste, aus Blattstengeln der Sagopalme (gabaguba) gemacht, ungefähr $^3/_4$ Fuß hoch und mit Sand gefüllt. Dann wird ein großes Feuer angezündet, durch welches die Wöchnerin so zu sagen beinahe gebraten wird, Alles zu dem Zwecke, daß die Nachblutungen so vollständig wie möglich stattfinden. In dieser Lage verharrt also die arme Frau, von Schweiß triefend, ohne sich bewegen zu dürfen, Tage und Nächte, wobei sie am Feuer die Besuche der Familienmitglieder, auch wohl von Neugierigen und Hausfreunden (die Seramer wohnen zu mehreren Familien in einem Hause) zu empfangen hat. Einem solchen Fegefeuer ist die Frau zwei bis drei Monate, öfters auch länger ausgesetzt, und sie darf während der Zeit keine anderen Nahrungsmittel zu sich nehmen als warmes Wasser, getrockneten Fisch ohne Salz und geröstete Sagokuchen[1]); kein Wunder also, daß die armen Frauen bei solcher Kost trotz des Feuers doch noch frieren und die Kälte durch übermäßigen Gebrauch von Capsicum zu vertreiben suchen, welches sie sich auf heimlichen Wegen durch ihre Freundinnen zu verschaffen wissen. Ich habe Frauen gesehen, welche einen großen Teller voll Capsicum zu sich nahmen, ein Quantum, hinreichend, um zehn Männern heftige Leibschmerzen zu verursachen. Ist nun die Mutter vorsichtig, dann kann sie nach drei bis vier Monaten wieder ihrer Beschäftigung nachgehen. Sie wird nun unter die Mütter aufgenommen, ein Recht, um welches sie gewiß Niemand beneidet, da sie von einem hübschen jungen Mädchen zu einem häßlichen Geschöpfe herabgewürdigt ist; alle Elasticität ist verloren, der ganze Körper hängt schlaff und

---

1) Auf verschiedenen Punkten der Südküste von Ceram sind Zinn und Steinkohlenlager, sowie Erdöl Quellen entdeckt worden.

2) Unter „Alfuren" werden bekanntlich die schlichthaarigen braunen Eingeborenen einiger Inseln des malayischen Archipels, speciell von Ceram, den Molukken, der Minahassa u. s. w. verstanden, die noch „wild" sind, d. h. weder zum Christenthum, noch zum Islam übergetreten sind. Die Abstammung des Wortes mit seinen beinahe unzähligen Varianten ist nicht ganz klar; es kann von dem arabischen „horr" = „frei", aus dem die spanisch-portugiesischen Stämme „horro", „forro", später „al-forro" mit derselben Bedeutung wurden, abgeleitet werden (S. C. J. W. van Musschenbroek in „Mededeelingen omtrent grondstoffen etc.", Leiden 1880, p. 9 und ausführlicher in Terzo congresso geografico internazionale, Rom 1884, herausgegeben durch die Soc. geogr. italiana, p. 620 ff.) oder, wie A. B. Meyer (Ueber die Namen Papua, Dajak und Alfuren, Wien 1882) annimmt, von dem Namen des papuanischen Volksstammes der Afu, der später auf die wilden Eingeborenen der übrigen Inseln übertragen wurde.

1) Vergl. darüber des Herausgebers: „Beiträge zur Kenntniß der Eingeborenen von Ceram" in Verh. der Berliner Ges. für Anthropologie etc., 1882, S. 69.

ist ausgetrocknet, selbst die Augen haben ihren Glanz verloren. Bei jeder ferneren Geburt wird das oben geschilderte Manöver wiederholt. Da die Wöchnerin nun doch bisweilen ihr glühendes Lager verlassen muß, so kommt es oft vor, daß sie sich heftig erkältet, sich Schwindsucht zuzieht und unter Blutspeien, wenn auch nicht sogleich, dann doch sehr kurz nachher stirbt.

Tritt nun solch ein Fall ein, so entstehen daraus oft die schlimmsten Folgen, weil man jeden Sterbefall einer Hexerei oder Vergiftung zuschreibt. In jedem Kampong (Dorf) befinden sich nämlich Teufelsbeschwörer, ebenso wie Hexen und Hexenmeister (Swangi). Als letztere erklärt man gewöhnlich Personen, die in Folge von Fleiß und Zurückgezogenheit mit irdischen Gütern gesegnet sind, welche die Habsucht der anderen Dorfbewohner reizen, oder auch Personen, mit welchen der verwittwete Gatte aus Eifersucht u. dergl. abzurechnen wünscht.

Sobald der Teufelsbeschwörer citirt ist, ruft er alle Dorfbewohner zusammen und beginnt seinen Hokuspokus. Zu dem Zwecke legt er ein kleines rundes Stückchen Holz auf seine flache Hand, spricht mit ihm und befiehlt ihm, ihm den Weg nach der Wohnung der Hexe oder des Hexenmeisters zu zeigen. Die schlimmen Hallunken wissen durch ihre Handmuskeln das Stückchen Holz so zu bewegen, daß es sicherlich nach dem Hause des bereits vorher im Geheimen Designirten weist; ist derselbe anwesend, so wird er sofort ergriffen (im anderen Falle erwartet man seine Rückkehr) und manchmal getödtet, meistens aber gebunden mitgeschleift und abscheulich mißhandelt. Am Grabe oder in der Behausung der Verstorbenen wird der Delinquent gefragt, wie und auf welche Weise er die Verstorbene gefressen hätte (swangi makan) und ihm befohlen, dieselbe wieder ins Leben zurückzurufen, und um diesem Gebote mehr Nachdruck zu verleihen, schneidet man dem Delinquenten das Haar ab, legt dasselbe auf Kohlenfeuer und läßt ihn den widerlichen Rauch einathmen unter Begleitung von Püffen, Schlägen, Fußtritten u. s. w., bis er durch alle die Mißhandlungen bewußtlos wird. Unterdessen versammelt sich die Familie des Aermsten, theilt oder verspricht reichliche Spenden an Andere, die sie zu Hilfe rufen, und sie begeben sich dann bewaffnet nach dem Hause, in welchem der Delinquent gefangen gehalten wird. Nun geht der Spektakel erst recht los, man schießt, man haut, man sticht, bis . . . ein Häuptling oder der Radja selbst, welcher zu Hilfe gerufen ist, sich dazwischen wirft und die Sache als Richter in die Hände nimmt. Ist die Beschuldigung nicht erwiesen, so muß der Beleidiger dem Beleidigten, vulgo Hexenmeister oder Hexe, Sühne bezahlen, je nach der Größe des Kampong und nach der Zahl der Stammeshäuptlinge. Besteht z. B. der Kampong aus 8, 10 oder 12 Stammeshäuptern, dann erhält der Beleidigte 8, 10 oder 12 kleine kupferne Kanonen[1]) oder etwas Anderes von demselben Werthe. Er ist dann vollkommen rehabilitirt.

Die Beschuldigung kann innerhalb mehrerer Jahre bis zu dreimal stattfinden; wird jedoch Jemand zum dritten Male der Hexerei bezichtigt, dann muß er nicht allein Alles wieder herausgeben, was er für die zwei vorhergehenden Beleidigungen erhalten hat, sondern man beraubt ihn auch ganz und gar des Seinen, sein Haus bricht man ab, seine Sago-dussons (Plantagen) werden konfiscirt, seine Habe wird unter die Stärksten vertheilt und er selbst wird mit seiner ganzen Familie zum Dorfe hinausgejagt mit dem Verbote, jemals dorthin zurückzukehren.

[1]) Diese kleinen kupfernen Kanonen spielen im ganzen Archipel eine Rolle, weniger als Waffen, denn als Werthobjekte.

Fälle wie der beschriebene kommen auch bei bloßer Krankheit von Kindern oder Erwachsenen vor. Im April 1882 begrub man zu Batuloming[1]) eine Frau, während ich so zu sagen dabeistand, lebendig, weil ihr Mann der Hexerei bezichtigt war. Derselbe hatte sich aber bei Zeiten aus dem Staube gemacht und statt seiner tödtete man nun seine Frau.

Sobald ein Mädchen 12 bis 14 Jahre alt ist, unterhält es schon Liebeshändel mit verschiedenen Männern, sei es auch nur für etwas Geld oder Näschereien. Wenn die Knaben das Jünglingsalter erreicht haben, werden sie zu allerhand schweren Arbeiten verwendet, was sie aber nicht hindert, allerhand Liebeshändel anzufangen.

Man kann auf drei verschiedene Weisen zu einer Frau gelangen: 1) durch Anfragen bei den Eltern, 2) durch Entführung und 3), wenn man bei einem Mädchen schlafend überrascht wird. Die zwei erstgenannten Fälle kommen bei jungen Mädchen am häufigsten vor; der letztere meist bei bereits geschiedenen nichtsnutzigen Weibern, die längst auf anständige Weise keinen Mann mehr bekommen können und die dann mit ihrer Familie das Ueberraschen eines solchen absprechen. Der Unglückliche, der gerade abgefaßt wird, ist nach dem Gebrauche zur Heirath verpflichtet.

Wird ein Mädchen auf gütlichem Wege zur Frau verlangt und ist man sicher, daß die Eltern ihre Zustimmung dazu geben, so schickt die Familie des junges Mannes so viele Frauen mit leeren Sirihdosen, wie die Braut Familienmitglieder besitzt, nach dem Hause der letzteren. Man nimmt einige Erfrischungen zu sich und dann ziehen sich die Frauen beschenkt mit einigen Tellern[2]) wiederum zurück. Einige Tage später werden die zurückgebliebenen Sirihdosen, in welchen sich nun verschiedene Zeichen befinden, z. B. ein aus Palmblättern geflochtenes Armband, zum Zeichen, daß die Braut ein goldenes Armband zu haben wünscht, oder eine aus Holz geschnitzte kleine Kanone, zum Zeichen, daß der Bruder eine kupferne Kanone haben müsse u. s. w., wieder abgeholt. So kommt es ungefähr darauf hinaus, daß der Bräutigam 30 bis 40 Kanonen, drei bis vier mit Golddraht durchwirkte Frauenröcke, einige goldene Armbänder und Haarkämme, Fingerringe :c. nebst ca. 200 Gulden baaren Geldes zu bezahlen hat. Bei solchem Preise müssen aber Mann wie Frau dem vornehmen Stande angehören; ist die Braut aus höherem Stande und der Bräutigam aus

[1]) Einer der östlichsten Punkte der Südküste.

[2]) Solche „Teller“ spielen überall im malayischen Archipel, speciell auf den Molukken, eine bedeutende Rolle. Es sind entweder ganz gewöhnliche chinesische Teller oder Schalen von kleinem Durchmesser, oder aber große, schwere Schüsseln aus sogenanntem Seladonporzellan. Ich besitze eine solche von 49 cm Durchmesser; Exemplare von Seram schenkte ich an die ethnographischen Museen von Berlin, Dresden und Karlsruhe. Eine Abbildung der letzteren nebst der zweier kleinerer chinesischer Schalen findet sich in A. B. Meyer: „Alterthümer aus dem Ostindischen Archipel“, Leipzig 1884. Tafel 14 und S. 14. Die Abstammung der Seladonschalen aus China (vergl. auch Valetijn: „Oud en Nieuw Oost-Indiën“, Amsterdam 1862. Bd. II, Kap. III) ist in letzter Zeit verschiedentlich aus mir unverständlichen Gründen angezweifelt worden. Die kleineren Objekte, die stets mit Seladon zusammen gefunden werden, sind unzweifelhaft chinesisch, wie z. B. die Funde von den Philippinen im Trocadero-Museum in Paris oder meine oben erwähnten Schalen beweisen, oder der Umstand, daß Révoil, den ich selbst auf den Werth seiner Entdeckung aufmerksam machte, an der Somaliküste bei Mogduschu (s. „Globus“, 1886, Nr. 14, S. 213) chinesische Münzen zusammen mit alten Seladonporzellanschüsseln ausgrub. Ich sehe also keinen Grund, abgesehen von vielen anderen Umständen, die ebenso beweisend sind, die Seladonschalen für nicht chinesisch erklären zu wollen. Diese Teller werden übrigens nicht bei Mahlzeiten u. dgl. verwendet, sondern meist als Schätze begraben.

dem niederen, so wird der Brautschatz verdoppelt; meistens findet dann aber Entführung statt. Von dem verlangten Brautschatze läßt sich natürlich etwas abhandeln, um so mehr, wenn die Braut bereits, wie häufig vorkommt, schwanger ist. In letzterem Falle sehen die Eltern oft auch ganz vom Brautschatze ab, damit wenigstens die übrigen Familienmitglieder etwas abbekommen und die Ehre des Hauses so gerettet bleibt.

Findet Entführung statt, so sucht der junge Mann in das Haus irgend eines Familienmitgliedes aufgenommen zu werden, was bisweilen seine Schwierigkeiten hat, da derjenige, welcher beide Flüchtlinge in seiner Wohnung aufnimmt, für den Brautschatz verantwortlich ist. Die Entführung ist übrigens keine vollständige, da der junge Mann das Mädchen nicht in deren Haus abholt, sondern mit ihr auf einem zuvor besprochenen Platze zusammentrifft. Sobald man die Flucht des Mädchens bemerkt, wird dasselbe durch ihren Vater gesucht, auch wenn der so ungefähr weiß, wo seine Tochter sich befindet: der Hadat (Gebrauch oder Sitte) verlangt es einmal so; auch die Mutter läuft weinend herum. Haben nun beide jungen Leute ein Unterkommen gefunden, so benachrichtigt der Hausherr am folgenden Tage beide Eltern; die Familienmitglieder des Mädchens rücken bewaffnet heran und verlangen sofortige Auslieferung beider Flüchtlinge; sobald dieser Tumult den höchsten Grad erreicht hat und man bereit scheint, das Haus zu stürmen, tritt der Hausherr heraus und fragt nach dem Begehren der Menge. Der Vater bringt sein Anliegen vor, worauf der Hausherr sich erbietet, den Brautschatz zu bezahlen und die Sache friedlich abzuthun. Zu diesem Zwecke werden Eltern und Mitglieder in das Haus eingeladen und nach langer Feilscherei einigt man sich über den Preis. Ist die Familie des jungen Mannes nicht im Stande, den Brautschatz ganz zu bezahlen, so muß letzterer in abhängiger Stellung bei den Schwiegereltern verbleiben (djual diri, wörtlich: „sich selbst verkaufen") oder die Tochter wird aus der Familie ausgestoßen — ein großes Unglück für die Betroffene.

Im dritten Falle, also bei Ueberraschung, kann der Brautschatz ziemlich gering sein, weil die Familie froh ist, daß die Frau wiederum mit Ehren einen Mann besitzt.

Wird man jedoch mit einer verheiratheten Frau überrascht und sollte in dem Falle kein Mord und Todtschlag entstehen, sondern der Ehemann sich ruhig verhalten, so muß der Beleidiger dem Beleidigten den Brautschatz doppelt zurückbezahlen, darf dagegen aber die Frau für sich behalten und sie heirathen.

Die Seramer Strandbewohner sind dem Namen nach Mohammedaner und halten sich in Dingen, wobei sie Vortheil haben, an die mohammedanischen Gesetze, wobei das Ehepfand (mas kawin) eine Hauptrolle spielt. Dieses Ehepfand beträgt beinahe ebenso viel wie der Brautschatz; bekommen also Eheleute Kinder, so gehören die Kinder so lange dem Stamme der Mutter an, bis der Vater das Ehepfand bezahlt hat. Dann hat die Familie der Frau nicht mehr die geringsten Rechte, weder auf Mutter noch auf das Kind. Bigamie ist erlaubt, jedoch wird selten Gebrauch davon gemacht, weil es sehr theuer ist, mehrere Weiber zu heirathen und zu ernähren und weil es auf Seram auch nicht allzu viele Frauen giebt. Blutschande kommt häufig vor, ebenso Paederastie. Im Falle Blutschande zwischen Vater und Tochter oder zwischen Mutter und Sohn ans Licht kommt, so werden die Delinquenten strenge bestraft, aber nicht, um dem verletzten Sittlichkeitsgefühle Genugthuung zu verschaffen, sondern nur, damit die Kläger sich der Habe der Verklagten bemächtigen können. So sah ich vor einigen Jahren, wie Mutter und Sohn zu Kilmuri [1]) am Schandpfahle mit Rottanhieben abgestraft und aus dem Kampong gejagt wurden; die Schläge wurden dem Sohne auf den Rücken applicirt, der Mutter auf den Theil, mit dem sie gesündigt hatte.

Die Beschäftigung der Frauen beschränkt sich auf Fischen, Holzhacken (für den Kochbedarf), Herbeischaffen von Lebensmitteln und das Versorgen der Kinder; die Männer thun so zu sagen gar nichts, sie sind furchtbar faul und verschmitzt und behandeln ihre Frauen sehr schlecht. Dabei geben sie sich dem Spiele und dem Opiumrauchen hin. Jeder Strandbewohner ist so zu sagen ein Advokat und besitzt eine Rednergabe, wie außer den Ambonesen kein zweites Volk im Indischen Archipel; er ist sehr schlau und gebraucht seine geistige Ueberlegenheit nur dazu, Andere zu betrügen. Europäer und fremde Malayen sind gewöhnlich seine Opfer.

Die Sitten und Gebräuche der Alfuren des Inneren sind sehr verschieden von denen der Strandbewohner; bei einzelnen Stämmen verlangt man indeß Brautschatz gerade wie bei den Strandbewohnern, bei anderen Stämmen besteht derselbe aus abgeschlagenen Menschenköpfen, je nach Abkunft der Braut bis zu 30 Stück.

Um diese zu erhalten, entfernen sich die Heirathskandidaten einige Tagereisen weit von ihrem Kampong und lauern dort Menschen auf, welche im Walde oder Felde beschäftigt sind oder auf solche, die sich Nachts nach dem Seestrande begeben, um ihre Nothdurft zu verrichten. Sie stechen, hauen oder schießen ihr Opfer nieder und schlagen demselben alsdann den Kopf ab. Ist das geschehen, so begeben sich die „Koppensneller" im Sturmschritte nach ihrer Heimath; ich sage „Sturmschritt", weil jeder derselben bis $1^1/_2$ m lang ist und mehr einem Fluge als einem Schritte ähnlich ist. Um denselben bei Nacht gehörig ausführen zu können, binden sich die Alfuren kleine abgeschälte, eine Spanne lange Streifen Bambu um die Füße, die durch das Abschälen transparent werden und in welche sie je acht bis zehn Feuer- oder Leuchtkäfer, die auf Seram in großen Mengen vorkommen, einsperren; um jeden Fuß tragen sie acht bis zehn solcher Bambustreifen, welche zusammen das Licht einer Laterne ausmachen, wodurch also der Boden beleuchtet wird und Fehltritte im dunkeln Walde nicht stattfinden können. Auf diese Weise legen sie in einer Nacht oft Strecken zurück, über welche ein gewöhnlicher Fußgänger ungefähr drei Tage lang zu laufen hat.

Diese Streifzüge werden von Zeit zu Zeit wiederholt, bis der Kandidat genügend Köpfe beisammen hat, um eine Frau beanspruchen zu können; im Uebrigen leben die Leute friedsam und bleiben ihrem gegebenen Worte treu. Sie ernähren sowohl sich selbst, wie auch die Strandbewohner vom Landbaue und der Jagd. Die feindlichen Stämme, bei welchen der Brautschatz in Gütern und Geld besteht, sind im Besitze von guter Kleidung, welche sie nur anziehen, wenn sie sich nach den Strandnegoreien begeben. Die Kopfschneller sind vollkommen unbekleidet, nur tragen die Männer einen handbreiten Streifen aus geklopfter Baumrinde, um ihre Schamtheile zu bedecken. Die Frauen sind ganz und gar nackt, wissen jedoch stets eine solche Stellung einzunehmen, daß die Schamhaftigkeit nie verletzt wird. Ein fremder Mann darf eine Frau nur von vorn passiren; geht er hinter ihr herum, so hat er auf seinen Kopf Acht zu geben, da dies als eine große Beleidigung aufgefaßt wird.

Die Alfuren sind im Allgemeinen schön gebaute Menschen, mit männlicher Haltung; die Frauen sind sehr hübsch,

[1]) Kilmuri (Kilmoerie) liegt nordwestlich von Batuloming.

oft ziemlich hell von Hautfarbe, sie haben schönes wellenförmiges, langes Haar und schön geschnittene Gesichtszüge; besonders Nase und Mund sind fein geformt. Die Zähne sind leider meist roth oder schwarz in Folge von Betelkauen.

Die Nahrung der Alfuren besteht hauptsächlich aus Sago, Fisch, Schlangen, Hirsch- und Schweinefleisch, die alle nur flüchtig über dem Feuer geröstet werden; der Sago wird angemacht mit heißem Wasser, wodurch man einen ganz und gar geschmacklosen Papp [1]) erhält; die Strandbewohner essen selbstverständlich keine Schweine, Schlangen oder Beutelthiere, da sie Mohammedaner sind; Honig und Rohrzuckersaft wird sehr viel verbraucht.

Tritt ein Sterbefall ein, so begräbt der Strandbewohner den Todten nach mohammedanischem Ritus: in ein ungefähr 3 Fuß tiefes Grab setzt man eine Kiste ohne Boden; in diese wird die Leiche gelegt und der Deckel lose darauf gedeckt. Das Grab wird dann weiter mit Erde aufgefüllt. Man begräbt die Todten in der Nähe von Häusern, und es kommt oft vor, daß dieselben von den Wildschweinen, die des Nachts in die Kampongs eindringen, aufgewühlt werden; auch wilde Hunde machen sich häufig an die Leichen, so daß man des Morgens hier einen Arm und dort ein Bein in dem Dorfe zusammenlesen kann.

Der Alfure begräbt seine Todten stehend und giebt ihnen ihre besten Kleider, auch Preciosen u. s. w. mit; da man jedoch vor Todten große Furcht hat, läßt man sie oft unbegraben im Hause liegen. Die Familie reißt aus und baut in ziemlich weitem Abstande ein neues Haus, wie denn die Häuser überhaupt sehr zerstreut liegen.

Mit Geisterbeschwörerei, wie die Strandbewohner, hält sich der Alfure nicht auf; ist er Jemandem feindlich gesinnt, so tödtet er ihn und wird dann selbst später durch des Ermordeten Familie wieder getödtet (es sei denn, daß der Getödtete ein schlechtes Subjekt war), da er vogelfrei ist, sobald der Mord ans Licht kommt.

Durch das Heirathen zwischen Blutsverwandten sterben nicht allein die Stämme aus, sondern es entstehen auch viele Familienkrankheiten, wie Schwindsucht, Beinfraß, Elephantiasis, Framboses Ambonensis im ärgsten Grade. Die Schuppenkrankheit (Ichthyosis) ist ziemlich vorherrschend; sie entsteht durch Ansteckung und Schmutz; nimmt der Behaftete fleißig Seebäder, setzt sich dann eine halbe Stunde lang der Sonne aus (wodurch die Milben an die Oberfläche der Haut kommen) und stürzt sich dann plötzlich wieder in die See (wodurch die Milben absterben), so kann er innerhalb eines Monats vollständig geheilt sein. Die Alfuren bleiben von dieser Krankheit meistentheils verschont.

Im Allgemeinen sind die socialen Zustände auf Seram sehr verwirrt. Erbschaft von Grundbesitz u. s. w. geht auf den Aeltesten des Stammes über, wird aber oft bestritten und geregelt nach dem Rechte des Stärksten. Raub ist gestattet, insofern der Beraubte ein armer Teufel ist; ein Mord wird mit 10 Tael Gold bezahlt, also mit 650 Gulden; Verwundung mit der Hälfte u. s. w.

Die geringste Ursache führt oft zum Kriege, der in optima forma angekündigt wird; ein zweideutiges Wort ist oft dazu genügend. Während meines zehnjährigen Aufenthaltes auf Seram wohnte ich mehreren solcher Kriege bei, bald als Wundarzt, bald als Schiedsrichter.

Als Waffen dienen der Klewang (Säbel), Lanzen, Pfeil und Bogen, Feuersteingewehre und Lilas (kleine Kanonen). Die Geschosse der Feuersteingewehre sind sehr gefährlich; man nimmt hierzu nämlich zwei durchlöcherte Gewehrkugeln, die durch ein langes Stück Messingdraht, der federartig aufgerollt ist, mit einander verbunden sind. Sobald das Geschoß den Gewehrlauf verläßt, dehnt sich der Messingdraht aus und die beiden Kugeln beschreiben eine Bahn gerade so wie früher die Kettenkugeln. Die hierdurch angerichtete Verwundung ist furchtbar; ich sah Menschen thatsächlich in zwei Hälften geschnitten. Auch gießt man Porcellan- und Glasscherben in die Kugeln. Die Kanonen werden mit Kieselsteinen, Stücken Eisen u. s. w. geladen. Die Kriege werden nach der Ursache ihres Entstehens benannt. Z. B. prang sukon, weil der Krieg entstand wegen einer Brotfrucht (sukon); prang mister gunong, weil ein Unberechtigter sich die Herrschaft über ein Gebirge anmaßen wollte u. s. w.

Derjenige, welcher einen Krieg aus Privatrache unternimmt, muß die Krieger anwerben und haftet für Alles, Pulver, Blei, Kleider, Lebensmittel, auch für die Frauen und Kinder; Todte und Verwundete unter seiner Truppe muß er extra bezahlen. Handelt es sich dagegen um allgemeine Interessen des Kampong, so muß Alles unter die Waffen, man wirft Barrikaden aus Steinen auf und drängt Frauen, Kinder, Greise u. s. w. in diese hinein. Wald und Strand werden über Nacht strenge bewacht, auch macht man Streifzüge. Zählen beide Seiten ziemlich viel Todte und Verwundete und ist man so ziemlich ausgehungert, so legt sich der Radja ins Mittel. Die Sache wird untersucht und der Schuldige zur Bezahlung 1) einer Sühne, 2) der Todten und Verwundeten und 3) der Kriegskosten verurtheilt. Diese Bezahlung liegt dem Einzelnen oder der Gemeinde ob, je nachdem der Krieg ein Privat- oder Kampongkrieg war.

Ueberlieferungen bestehen anscheinend nicht, es kostet viele Mühe, etwas über frühere Zeiten aus den Alfuren heraus zu bekommen.

Niemals wird aus diesem Volksstamme etwas Ordentliches werden, es sei denn, daß man mit einer mitleidslosen, aber auch rechtschaffenen Strenge gegen denselben vorgeht. Immerhin werden Jahre hierüber vergehen und es fragt sich sehr, ob die Niederländer dieses Ziel jemals erreichen werden.

[1]) Vergl. Anmerkung S. 359, Spalte 2.

Die Transkaspische Eisenbahn.

Vom K. Russ. Staatsrathe Dr. O. Heyfelder.

Die ersten 25 Werst von Michailowsk bis Molla-Kary waren von dem ganzen ersten Abschnitte des Bahnbaues (vergl. oben S. 294 ff.) das schwierigste Stück. Denn hinter dem feuchten, vom Meere zurückgelassenen, relativ harten und kompakten Uferrande erheben sich daselbst Dünen aus gelbem, körnigem, beweglichem Sande, die wie ein Wulst die Bucht umgeben, und durch welche hindurch die Bahn angelegt werden mußte. Da dieselben nicht bewachsen waren

und geradezu aus Flugsand bestanden, dessen Konfiguration sich bei starken Winden beständig ändert, da auch weit und breit kein Wald oder Busch das Material zu Faschinen darbot, so erforderte die Ueberwindung dieses Sandgürtels große Mühe und viel Zeit. Der Erbauer der Bahn, General Annenkow, erfand das Auskunftsmittel, vor Legung der Schienen diese Sandstrecke mit Meerwasser zu begießen und aus der Steppe Lehm herbeifahren zu lassen, durch welche Mischung der Boden die nothwendige Konsistenz erhielt.

Dicht vor Molla-Kary ist ein schmaler Wasserarm, die letzte Fortsetzung der Balchanbucht, überbrückt und zwar durch eine steinerne Brücke, deren einziger Bogen sechs Faden breit ist.

Vom Meere bis Molla-Kary ist die Richtung des Schienenweges in gerader Linie östlich, von da südöstlich und beinahe geradlinig bis Duschak, d. h. bis zur Grenze zwischen der Oase Achal-Teke und der von Merw. Von da ab geht sie wieder gerade nach Osten bis Merw, von wo sie sich nach Buchara resp. Samarkand in nordöstlicher Richtung und ebenfalls in geraden Linien fortsetzt.

Von Molla-Kary bis Bala-ischem steigt das unebene Terrain, auf welchem sich die Eisenbahn bewegt, unmerklich; von da bis Kazantschik durchschneidet sie eine kahle, hier und da salzhaltige Lehmfläche ohne Quellen und ohne Vegetation. Ganze Quadratwerste dieses Bodens bilden platte, von leichten Wasserrinnsalen nach der Regenzeit oktoëdrisch oder quadratisch durchschnittene runde Flächen gleich riesigen Parketböden. Bis Kazantschik wurde die strategische Bahn noch während der Expedition fertig gebaut. Es brachten damals die Bahnzüge alles nothwendige Wasser zum Trinken, Kochen und Bauen aus Michailowsk (aus den Dampfmaschinen). Jetzt bringen eigene Wasserzüge dreimal die Woche von Kazantschik dessen herrliches Quellwasser an alle Stationen der gänzlich wasserlosen Strecke. Nur wer noch wie der Autor diese trostlosen Steppen in heißer Sonne durchritten und die armen Soldaten sie zu Fuß durchwandern sah, hat den rechten Maßstab für die Größe der Errungenschaft, welche die Bahn gebracht hat. In sechs Stunden durchfährt man die 125 Werst der wasserlosen Wüste; die auf der Station Lebenden entbehren nun nicht mehr eines frischen Trunkes gesunden Quellwassers, der Möglichkeit sich zu waschen und sogar zu baden.

Von Kazantschik bis Kizil-Arwat ist wieder eine große Strecke ohne Wasser, denn die Cisternen von Aïdin, welche man auf etwa halbem Wege antrifft, enthalten manchmal so wenig, daß es für eine Karawane nicht ausreicht, manchmal aber so schlechtes, salzhaltiges, erdiges Wasser, daß selbst die Kameele es nicht trinken. Gleichwohl ist Aïdin ein ständiger Lagerplatz für die Truppen und Karawanen gewesen. Von allen Seiten führten die Spuren herzu; rings herum war das Erdreich zertrampelt und lagen bleichende Gerippe gefallener Kameele und Pferde, oder Knochen geschlachteten Kleinviehes. Wer Kizil-Arwat, 200 Werst vom Meere, erreicht hat, ist in das Bereich der Oase gelangt. Hier sind viele Quellen, die vom Kören-Dagh herabfließen und in künstlichen Rinnsalen die ganze Thalfläche zwischen Gebirge und Wüste bewässern; daher umgeben Felder den Platz und Aule, Moscheen und Lehmbauten sind in beträchtlicher Anzahl vorhanden. 1880 fanden wir den Ort von seinen Einwohnern verlassen; sie hatten sich mit den anderen Tekes nach Gök-tepe zurückgezogen und kämpften gegen uns. Von Kizil-Arwat kann man durch die Ebene in gerader Linie und ohne Hindernisse nach Bami gelangen, wie auch die Eisenbahn geführt ist. Man kann aber auch über den Kören-Dagh nach Chodsham-Kala reiten und von da auf der Atrek-Militärstraße über den Kamm von Bendesen, zwischen Kören-Dagh und Köpet-Dagh nach demselben Bami gelangen. Bami war damals der wichtige Vereinigungspunkt der Michaellinie und der Atreklinie, von dem aus unser Vormarsch auf Gök-tepe geschah. Das Gebirge, welches dicht hinter Kizil-Arwat aufsteigt, ist von engen Felsenschluchten und Querthälern vielfach durchschnitten, durch welche die Saumpfade sich mühsam emporwinden. Je höher, um so mehr Vegetation; namentlich sah ich schöne Gruppen von Juniperus Caucasicus in Baumgestalt, einzelne Ahornbäume, Weißdornbüsche und andere Sträucher. Mit dem Laubholze stellten sich auch die kleinen Sänger der gemäßigten Zone ein: Meisen, Stieglitze, Buchfinken, Bergfinken, Amseln und Drosseln, nach der Todtenstille der Ebene ein erfreulicher Eindruck. In den Felsenritzen leben eine Unzahl Eidechsen, darunter eine Art von der Größe einer Katze, die seltsam, aber unangenehm anzuschauen ist. Raubvögel giebt es in Menge; auch sollen Hasen und Rehe nicht ganz selten sein, doch bekamen wir keine zu Gesicht. Das schlimmste Wild in diesen Gebirgsschluchten waren für uns die Tekes. Sie, die alle Fußpfade und Schlupfwinkel kannten, vermochten, ungeachtet der Heliographen-Station, die wir daselbst unterhielten, sich in diesem Gebirgsstocke vor uns zu verstecken und von da aus bald die eine, bald die andere Militärstraße, bald unsere kleinen Besatzungen von Bami, bald von Kizil-Arwet oder Chodschem-Kala zu beunruhigen. Im Monat December 1880 fielen sie über unsere Nachhut her und brachten ihr eine Schlappe bei.

Bami, 275 Werst vom Meere gelegen, besitzt herrliche Quellen, die, zu kleinen Flüssen vereint, eine ganze Reihe von thurmartig gebauten Mühlen treiben und dann in Kanälen und Kanälchen fruchtbare Mais- und Weizenfelder und Obstgärten berieseln. Hier wird die Oase immer besser bebaut und immer fruchtbarer. Ein kunstreiches System von Wassergräben und Rieselfeldern bedeckt das ganze Territorium und bietet der Anlage der Eisenbahn insofern einige Schwierigkeit, als die Kanäle geschont und überbrückt werden müssen, der Eisenbahndamm aber seinerseits Schutz gegen die künstlichen Ueberschwemmungen fordert.

130 Werst von Bami ist die Station Gök-tepe, wo die große, erdwallumgürtete Festung steht, die wir am 12. Januar 1881 stürmten. Einen Theil ihrer Erdmauern, welche etagenartig auf einander saßen, ließ ich im Winter 1881 mit Skobelew's Genehmigung abtragen, um die zahllosen Menschenleichen (gegen 7000) und Thierkadaver gründlich und in einer der Hygiene entsprechenden Weise zu bedecken. Ebenso ist das jetzige Gök-tepe, wo Häuser stehen und sich Handel und Wandel lebhaft regt, aus hygienischen Gründen an seinen heutigen Standort, 7 Werst aufwärts von der Festung, auf reines Territorium und an nicht inficirte Bäche verlegt worden, unweit der malerischen Schlucht Germav, welche den Köpet-Dagh durchbricht und unseren aus Persien kommenden Proviantkarawanen zum Uebergange diente. Gök-tepe war ein Leichenfeld. Wo man häufig ging und ritt, stampfte man die Schädel der nur oberflächlich Verscharrten aus dem Erdreiche; in den zahlreichen Wasserarmen lagen Erschlagene, auf den Zinnen der Festungswälle wie in ihren Erdlöchern fanden wir modernde Leichen. Die Assanisationsarbeiten, welche ich zu leiten hatte, dauerten sieben Wochen. Aber schon gleich nach der Besetzung der Feste brach bei der Besatzung der Flecktyphus aus. Daher schlug ich General Skobelew vor, unser Lager einige Werst entfernt auf höheres, reines Terrain zu verpflanzen und nur eine Besatzung in Gök-tepe zurück

zu lassen, welche gleich einer Wache alle zwei Tage wechseln sollte. Skobelew glaubte dies wegen des Nimbus des Siegers nicht thun zu können. Wir hatten harte Diskussionen, da er nur den militärischen Standpunkt anerkannte, ich aber die Sanitätsverhältnisse im Auge hatte. Endlich, am 27. Februar, nachdem der Typhus schon stark um sich gegriffen hatte, erhielt ich die Erlaubniß, einen neuen Lagerplatz auszusuchen und zuerst mit dem Feldhospital Nr. 4 und einer hinreichenden Bedeckung überzusiedeln. Im Verlaufe des Monates März folgte das übrige Lager nach; so entstand das heutige Gök-tepe. Die Eisenbahn aber geht dicht an den theilweise zerstörten, doch in ihrer Grundform wohl erhaltenen Festungswällen vorüber und die Station befindet sich auf der Seite, von welcher aus wir damals stürmten.

Von Gök-tepe bis Aschabad (426 Werst vom Meere) erstreckt sich der reichste und fruchtbarste Theil der Oase in einem schmalen Streifen zwischen dem Bergrücken des Köpet-Dagh und der Sandwüste. Vom nahen Gebirge kommen zahlreiche Wasserarme herab, die den Boden bewässern und gleich allen diesen Bächen und Flüßchen jenseits der Oase im Wüstensande verschwinden. Der Boden besteht aus leichtem, fruchtbarem Löß. Die Bewässerung geschieht in der Art, daß der Bach am Fuße des Berges gefaßt und um denselben in so unmerklicher Senkung geführt wird, daß man vielfach deutlich zu sehen glaubt, das Wasser fließe aufwärts. Bei unseren Soldaten war es ein Axiom, die Orientalen verständen das Wasser bergauf zu leiten. Durch diese Leitung wird der ganze Fuß des Berges der Vegetation und Produktion gewonnen; im Thale kommt der Bach durch eine Biegung zu seinem Ausgangspunkte zurück, Rinnsale in verschiedenen Richtungen abgebend. Diese umgeben in einem Quadratmaschennetze viereckige Felder von mäßiger Größe, deren jedes stets um wenige Zoll höher liegt als das nächstfolgende. Somit bilden sie eine Reihe von Flächen, die in der Richtung von S nach N und zugleich von O nach W unter einander liegen. Indem nun zuerst eine Schleuse bei dem obersten Rieselfelde geöffnet oder der Rand des Kanales durchstochen wird, setzt man das erste und etwa zweite Feld unter Wasser, dann die nächsten und so fort, bis alle sich gehörig mit Wasser durchtränkt haben. Da auf dem lehmreichen, aufgelockerten Boden das Gehen und noch mehr das Reiten unmöglich ist, so müssen die Zwischenwälle als Fußwege gut erhalten werden und befinden sich Wächterthürmchen wie Schildwachenhäuschen zwischen denselben. Das Ganze aber bildet ein oft die ganze Breite der Oase einnehmendes System von wohl nivellirten und ein gewisses geringes Gefälle besitzenden Schachbrettfeldern, in welches jede neue Konstruktion Störung und Stockung bringt, weshalb die Eisenbahn theils die Ränder der Oase aufsuchen, theils unendlich viel Brücken bauen mußte. Drei Brücken per Werst macht auf die 600 Werst lange Bahn (vom Meere bis Duschak) 1800 Brücken. Was von der Irrigation und dem Verhältnisse der Bahn zu diesem lebenspendenden Kanalsysteme gesagt ist, gilt auch für die Merwbahn und für die von Tedschend. So fruchtbar die Oase (Getreide, Obst, Wein) ist, so gänzlich wird Wald und Baumschlag vermißt. Nur in einem Seitenthale gegen Persien zu habe ich jungen Laubwald von Wallnuß, Esche und Eiche angetroffen. Die ganze Gegend ist stark bewohnt und besiedelt. In den Dörfern ist die Moschee, das Wohnhaus, die Hof- und Gartenmauer, die Krippe, aus welcher im Hofe das Vieh frißt, und der Rand der Cisterne aus getrockneten Lehmsteinen aufgeführt, denen man durch Bestreichen mit frischem, feuchtem Lehm und Kalk eine glatte Oberfläche und ein gefälliges Aeußere zu geben versteht. Einige Pfosten und Haken zum Aufhängen von Sätteln und anderen Geräthen sind in die Wand eingemauert. Spitzwinkelige Fensterausschnitte und Nischen sind Reminiscenzen arabischer Architektur. Schön gebrannte und glasirte Ziegel von bunter Farbe, besonders auch in dem beliebten persischen Blaugrün, kommen nur als Reste uralter Kunstbauten vor. Aschabad, eine Hauptstation der Eisenbahn und Sitz der Behörden, hat schon das Ansehen eines russischen Städtchens gewonnen, ähnlich den Standquartieren der Regimenter im Kaukasus, wie Chassaw, Jurt, Wedeno ꝛc. 12 Werst von Aschabad gegen das Gebirge zu, welches die Grenze zwischen Rußland und Persien bildet, liegt Nissa, eine großartige Ruinenstadt.

Zwischen Gauars (450 Werst), dem Endpunkte der Achal-Oase, und Artik (500 Werst) erstreckt sich eine 45 Werst lange Wüste, ähnlich jener zwischen Michailowsk und Kazantschik. Dagegen folgt nun von Artik bis Duschak (600 Werst) eine reiche, stark bevölkerte Gegend mit vielen persischen Städten und Ruinen, jetzt bewohnt von einer mäßigen Anzahl Ala-Klin-Tekes. Bis Duschak ist der Bahnbau vollendet. Hier macht dieselbe ein Knie nach NO und hat zugleich ihren südlichsten Punkt und ihre nächste Nähe an Serachs und Herat erreicht.

Von Duschak bis zum Flusse Tedschend (680 Werst) und der Oase Tedschend erstreckt sich wieder eine Wüste, welche die beiden Oasen trennt. Am Tedschend aber wohnt eine starke Bevölkerung unter dem Sohne Nur-Berdy-Chan's, des früheren Oberbefehlshabers der vereinigten Tekestämme. Auch der Sohn, Mochdom-Kuli-Chan, hat damals gegen Skobelew mitgefochten, ist aber jetzt russischer Major und, wie es scheint, ein zuverlässiger Vasall. Zu beiden Seiten des Flusses breiten sich gute Wiesen, also Weideland aus für die Heerden, welche die Existenzbedingung und den Reichthum dieser Stämme ausmachen. Der Tedschend, der Unterlauf des Herirud, fließt an Serachs vorbei und verliert sich, ungeachtet seines Wasserreichthums, seines starken Gefälles und seiner Schnelligkeit, wie die geringeren Flüsse und Bäche, nordöstlich von der Bahn resp. der Oase nach einem Laufe von 400 Werst im Wüstensande. Sollte es einer künftigen Epoche, namentlich nach völliger Organisation der Gegend, nicht vorbehalten sein, alle diese größeren und kleineren Flüsse im Anfange oder am Rande der Wüste zu sammeln und ihre immerhin nicht unbeträchtlichen Wassermengen zu einem ansehnlichen Kanale oder Flusse zu vereinigen, der in dem Meerbusen von Krasnowodsk mündete, wo schon einmal ein großer Fluß gemündet hat?

Das Klima auf der ganzen Strecke des Eisenbahnbaues ist Continentalklima mit großer Hitze im Sommer (40 bis 50°) und immerhin nicht unbeträchtlicher Kälte im Winter. Wir hatten im Januar 1881 vor Gök-tepe am Tage 5 bis 10° Wärme, in der Nacht 4 bis 8° Kälte. In diesem Winter 1885 bis 1886 war es überall ausnahmsweise sehr kalt, bis — 18°, am Meere bis — 22°. Dabei besserte sich der Gesundheitszustand besonders der Russen auffallend. Die vorherrschenden Winde sind die von Nordost. Meteorologische Beobachtungen wurden auf fünf Observatorien gemacht, welche General Annenkow vom Michaelbusen an längs der ganzen Linie eingerichtet hat.

Die Skala der gebauten Kulturpflanzen ist etwa folgende: in Kizil-Arwat und durch die ganze Oase Mais, Weizen, Hirse, Wicken und Erbsenarten, Gerste (als Pferdefutter), Klee; bei Bami Aprikosenbäume, bei Gök-tepe Reben, bei Aschabad Nußbäume, Pfirsich, in Merw Maulbeerbäume und alle Obstarten, sowie Baumwolle. Die Fruchtbarkeit ist so groß, daß man zweimal im Jahre erntet und daß

man 100 Körner vom Korn erhält. Alle Reisenden und Schriftsteller stimmen in dem Lobe und Preise dieser fruchtbaren Gegenden überein (Lessar, Vambéry, Subotin, T. Albertus). Die Eisenbahn findet keine Terrainschwierigkeiten außer am Tedschend; derselbe fordert einen größeren Brückenbau. 50 Werst weiter liegt Dshu-dshu-gly, ein bewohnter Ort.

Die Stadt Merw (750 Werst vom Meere) ist so oft zerstört worden, daß sie einem Trümmerhaufen ähnlicher war, denn einer Stadt, als sie 1884 von den Russen besetzt wurde. Aber schon beginnt sie ein anderes Aussehen zu gewinnen. Es wird gebaut, gepflanzt, bewässert. Der herrliche Murghab verleiht der Stadt ihren Hauptreiz und hat auf ihr Klima, ihre Bewässerung und ihre Vegetation den besten Einfluß. Der Distriktschef von Merw, Alichanow, hat aus dem Murghab eine Wasserleitung bis nach dem oben erwähnten Dshu-dshu-gly geführt und dadurch dem Eisenbahnbaue in ersprießlicher Weise vorgearbeitet. Merw hatte stets als Knotenpunkt der Handelsstraßen, welche aus den Chanaten Chiwa und Buchara nach Persien, aus Rußland nach Osten und vom Osten, Indien mit einbegriffen, nach dem Kaspischen Meere gehen, eine große Bedeutung. Der Handel hebt sich schon ganz bedeutend durch die Pacificirung der Provinz unter russischer Herrschaft, durch Herstellung von Ordnung und Sicherheit für Leben und Waaren, und verspricht in Zukunft eine bedeutende Entwickelung. Die Oase hatte dereinst eine Million Einwohner, jetzt nicht den vierten Theil, doch ist sie relativ dicht bevölkert.

25 Werst hinter Merw schließt die Merwer Oase ab; es beginnt die Wüste zwischen hier und Tschardschui. Diese erstreckt sich 200 Werst weit und zeigt eben solche Sandberge wie hinter Michailowsk. Sie entbehren anfangs aller Vegetation, später finden wir sie von einer niedrigen und düsteren Sandflora dicht bedeckt. Durch diese Sandwüste hat sich die Eisenbahn nach Buchara hindurch zu arbeiten. Die beiden größten Schwierigkeiten bietet nun für die Weiterführung der Eisenbahn von Merw aus die sandige Strecke Merw-Tschardschui und der Uebergang über den Amu-Darja.

Die 75 Werst lange Strecke Flugsand hinter Merw gab dem ehemaligen Generalgouverneur von Turkestan, Tschernajew, Anlaß, die Fortführung der Bahn als unmöglich zu bezeichnen, indem dieselbe vom Sande in kürzester Zeit verschüttet werden würde. Die Schwierigkeit wird auch von dem Erbauer der Bahn und seinen Gehilfen nicht unterschätzt, doch hoffen sie ebenso darüber Herr zu werden, wie über die 22 Werst Flugsand zwischen Michailowsk und Molla-Kary und die 7 Werst lange Strecke fliegenden Sandes zwischen den Stationen Balla-Ischem und Kazantschik, nämlich durch Irrigation und Zufuhr von Lehmboden. Seitdem ist aber ein neues günstiges Moment für die Eisenbahnerbauer eingetreten. Ein Ingenieur Grot hat eben auf der Sandfläche vor Molla Kary einen artesischen Brunnen gegraben, der bei mäßiger Tiefe eine Fülle guten Trinkwassers giebt. Da nun die geologische Struktur der ganzen Ebene eine und dieselbe ist, so wird mit Sicherheit darauf gerechnet, auch an anderen bisher wasserlosen Stellen in derselben Tiefe Trinkwasser zu erbohren, was deren Verhältniß zum Bahnbau und zur Ansiedelung radikal zu verändern verspricht.

Nach Ueberschreitung des Amu-Darja folgen noch einmal 20 Werst Wüste mit beweglichem Sande bis Kara-Kul. Doch hier erleichtert schon die Nähe des Flusses, die Möglichkeit, durch Kanalisirung vom Amu-Darja aus Wasser in hinreichender Menge zu gewinnen, die Ueberwindung der Schwierigkeit.

Da, wo jetzt der Amu-Darja übersetzt wird, etwas unterhalb von Tschardschui, theilt er sich in zwei Arme von ziemlich gleicher Stärke, welche in ihrer Mitte eine Insel umschließen. Die Stelle ist $1^1/_2$ Werst breit, aber relativ seicht. Die Eisenbahn soll aber etwas nördlicher den Strom überschreiten und zwar auf einer Dampffähre, gleich dem Trajekt bei Bonn am Rhein, dann den Ort Schich, welcher zur Station gemacht wird, links liegen lassen, bis Iljat die Sandwüste durchschneiden und hierauf an der Grenze des bewässerten und bebauten Landes, eben zur Schonung des Bewässerungssystems, verlaufen. Diese Kulturzone erhält ihr Wasser vom Flusse Sarewschan. Die Stadt Kara Kul wie die bewohnten Orte überhaupt bleiben auf diese Art ebenfalls zur Linken des Schienenweges liegen. Er nähert sich der Stadt Buchara, indem er die Kischljaks (Einzelgehöfte oder mauerumschlossene Gärten) quer durchschneidet, welche von Buchara aus an allen Hauptstraßen sich radienförmig ausbreiten. Bis zur russischen Grenze berührt die Eisenbahn kontinuirlich die bewässerte Zone, sie nur hin und wieder durchschneidend. Von der russischen Grenze und dem Sarabulag-Gebirge steigt das Terrain und mit ihm die Eisenbahn. Sie hat mehrere Schluchten zu überbrücken. Bei dem Dorfe Dschuma-Bazar, welches sie zur Rechten läßt, senkt sie sich wieder auf das kanalisirte Kulturgebiet herunter, welches sie bis Samarkand durchläuft.

Dieser letzte Abschnitt vom Iljat bis Samarkand ist der bewohnteste und voraussichtlich einträglichste der ganzen Linie. Außer den asiatischen Rohprodukten, die sie nach Westen fördern soll, wird sie voraussichtlich der schon begonnenen Anlage von Wald und der Ausbreitung der Baumwollenkultur Vorschub leisten und in ähnlicher Weise zur Entwickelung des Landstriches beitragen, wie sie das schon für die Oasen von Achal-Teke und Merw gethan hat.

Aber abgesehen davon erlebt es vielleicht unsere Generation, daß auch von hier aus den englisch-ostindischen Bahnen entgegengebaut wird und daß sich damit das Ideal gewisser englischer und russischer Patrioten von dem Hand in Hand-Gehen beider Staaten, verbunden durch die Interessen des Handels und der Civilisation im fernen Osten, erfüllt.

Kürzere Mittheilungen.

Zur Ansiedelungskunde von Mittel-Thüringen.

Ueber die Hälfte der „Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. d. S. für 1885" füllt eine Abhandlung von Dr. G. Reischel, „Beiträge zur Ansiedelungskunde von Mittel-Thüringen" aus. Der Verfasser bespricht zunächst die Ansiedelungen der vorgeschichtlichen Zeit. Nach Aufführung sämmtlicher bis jetzt aufgedeckter Wallburgen, Ringwälle &c. und Beschreibung ihrer Lage, wie der in ihnen gefundenen Ueberreste menschlicher Anwesenheit, faßt er seine Untersuchungen dahin zusammen,

daß in dem thüringischen Centralbecken die Wallburgen nicht die ältesten Niederlassungen gewesen sind, sondern daß sie fast ausschließlich zu Kultus- und Vertheidigungszwecken dienten. Nur vorübergehend wurden sie als Wohnplätze benutzt, während die dauernden Niederlassungen sich in fruchtbarerer Gegend am Fuße der Plateaus und in günstiger Lage am rinnenden Wasser befunden haben. Mehrerer solcher Dörfer mögen eine gemeinsame Kult- und Zufluchtsstätte gehabt haben, in deren Nähe sich auch die Todtenäcker, namentlich der angesehenen Stammesmitglieder, befanden.

Dem Vorgange Arnold's folgend, welcher drei Perioden in der Siedelung der deutschen Stämme annimmt und jeder derselben bestimmte Ortsnamen-Endungen zuweist, untersucht der Verf. Mittel-Thüringen hinsichtlich dieser Endungen seiner Ortsnamen. Er findet, daß die der ersten Periode angehörenden Endungen auf aha, mar, loh und lar meist westlich der Unstrut und Gera, nur vereinzelt östlich derselben auftreten. In bedeutender Anzahl finden sich die Endungen der zweiten Periode, nämlich diejenigen auf leben, stedt, ingen, ungen, hofen, heim, hausen, bach, berg, feld, dorf und furt. Namentlich ist charakteristisch für einzelne derselben, wie leben, stedt, ingen, ungen, daß sie in mehr oder weniger großen Gruppen auftreten. Im Allgemeinen hängen die Niederlassungen der zweiten Periode mit den Wanderungen zusammen, welche in dieser Zeit erfolgten, und stellen die Wege derselben dar. In geringer Zahl finden sich die der dritten Siedelungsperiode angehörenden Endungen, namentlich die auf hagen, hein, wie die wendischen Ansiedelungen zukommenden auf ses, fis, sitz, winden, wenden und itz, welche nur zerstreut auftreten. Die stärkste Anzahl von Siedelungen findet sich in der zweiten Periode, während sich in der dritten ein Rückgang einstellt, veranlaßt durch das Aufblühen gewisser Ortschaften zu Städten und das Eingehen benachbarter Siedelungen.

Im Weiteren geht der Verf. auf die Bedingungen ein, welche in seinem Gebiete für die Siedelung günstig oder hinderlich sich erwiesen. Zu den letzteren ist vor Allem der geologische Bau des Thüringer Centralbeckens zu rechnen. Es wird eingehend nachgewiesen, wie so gut wie gänzlich die Gebiete des Muschelkalkes von der Besiedelung frei blieben, weil der Wassermangel dauernde Seßhaftigkeit verbot. Erst an den Grenzen zwischen Muschelkalk und Buntsandstein einerseits und namentlich dem unteren Keuper andererseits finden sich die Ortschaften zum Theil in beträchtlicher Anhäufung. Neben diesen finden sich jedoch auch sonst fruchtbar scheinende, namentlich Lößgebiete, frei oder arm an Ansiedelungen, wenn ebenfalls Quellenarmuth vorhanden ist, veranlaßt durch vorgelagerte Höhen, die jenen Gebieten den Regen entziehen. Wo der Muschelkalk fehlt, finden sich zahlreiche Ortschaften, die ältesten und größten aber in den fruchtbaren Flußniederungen, so am letzten Theile des Oberlaufes der Unstrut, im Gerathale 2c. Immer aber sind diese Ortschaften außerhalb des Inundationsgebietes der Flüsse auf hochgelegenen Punkten angelegt oder durch Dämme geschützt.

Auch die heidnischen Kult- und Opferstätten führten zur Gründung von Dörfern, indem auf oder nahe denselben in der christlichen Zeit Kapellen und Kirchen entstanden, um welche sich dann Ansiedler niederließen; namentlich ist dies bei den Orten der Fall, bei denen die Kirche mitten im Dorfe, nicht seitwärts sich befindet.

Endlich bespricht der Verf. noch den Einfluß der alten Heer- und Handelsstraßen auf die Besiedelung. Die alte Handelsstraße von Leipzig nach Frankfurt diente besonders dazu, an den Flußübergängen entweder neue Orte entstehen zu lassen oder schon vorhandene zu hoher Blüthe zu bringen; namentlich gilt dies von Erfurt. Von hier aus gingen dann weitere Straßen durch Thüringen; namentlich vereinigten sich in Erfurt alle Thüringerwaldstraßen. Hierbei diente auch Nahrungsreichthum, wie fischreiche Seen 2c. dazu, die Heerstraßen nach diesen Gegenden hinzulenken und die Leute hier rasten zu lassen, woraus sich dann dauernde Niederlassungen entwickelten.

Rasche Ausbreitung eines Schmetterlings.

Ueber einen wanderlustigen Schmetterling, der innerhalb der letzten dreißig oder vierzig Jahre sich von seiner ursprünglichen amerikanischen Heimath aus über mehr als die Hälfte der wärmeren Gegenden der Erdkugel ausgebreitet hat, berichtet James J. Walker in „The Entomologist's Monthly Magazine". Es handelt sich um den schönen Danais Archippus Fabr. (Anosia Plexippus L.). Seine Heimath auf dem amerikanischen Kontinente ist weit ausgedehnt, indem sie sich von den Hudsons-Bai-Ländern und Kanada bis zum Amazonenstrome und Bolivia, oder, wenn wir die von einigen Entomologen als besondere Art abgetrennte Form Erippus nur als eine geographische Rasse betrachten, bis an das Aestuarium des Rio de la Plata erstreckt. Jenner Weir erhielt ihn von Moose Fort, 50° 20' nördl. Br., wo acht Monate hindurch der Boden mit Schnee bedeckt ist, und auch bei Esquimalt (Vancouver Islands), das unter derselben Breite liegt, soll er vorkommen. Er breitet sich also über beinahe 90° Breite aus. Fast überall in diesem weiten Gebiete scheint er gewöhnlich zu sein, und an vielen Stellen, besonders in den Vereinigten Staaten, ist er einer der häufigsten Schmetterlinge. Nach Dr. Riley ist die Luft oft mit ihnen bis zu einer Höhe von 300 bis 400 Fuß erfüllt. Diese ungeheuren Schwärme erscheinen gewöhnlich im Herbst und wenigstens einige von ihnen wandern, wie Riley angiebt, bei der Annäherung des Winters nach wärmeren Gegenden.

Wunderbar stetig und rasch hat sich nun dieser Schmetterling über die ganze Breite des Stillen Oceans und weit in den Malayischen Archipel hinein ausgedehnt. Auf den Sandwichs-Inseln, wo er von den älteren Reisenden nicht beobachtet wurde, ist er jetzt häufig und dauernd angesiedelt. Ein Missionar auf den Marquesas-Inseln, welcher dort vierzig Jahre gelebt hatte, erinnerte sich, daß er etwa im Jahre 1860 das erste Exemplar bemerkt hatte, während der Schmetterling jetzt dort einer der gewöhnlichsten ist. Sicher hätte eine so auffallende neue Form unter der sehr beschränkten Insektenfauna dieser Inseln nicht lange übersehen werden können. Auf den Gesellschaftsinseln (Tahiti und Eimeo) und der Cook- und Hervey-Gruppe (Mangaia, Rarotonga, Aitutáki und Atiú) sah Walker sowohl den Schmetterling wie seine Futterpflanze, Asclepias curassavica, in Menge, und letztere ist auf einigen Inseln eine wahre Pest für die Kultur. Das Insekt hat sogar die abgelegene kleine Insel Oparo oder Räpä fern im Süden erreicht; doch konnte es auf der Pitcairn-Insel nicht gefunden werden. Es kommt ferner vor auf den Samoa-, Freundschafts- und Fidschi-Inseln. Letztere sollen nach G. F. Mathew sein Hauptquartier in der gegenwärtigen Zeit bilden. Auch scheint es die nördliche Insel von Neuseeland und die Norfolkinsel erreicht zu haben. In Neu-Caledonien war es vor einigen Jahren häufig, ist aber jetzt selten, wahrscheinlich in Folge der Zerstörung fast aller Futterpflanzen durch die Larven. Von seinem Auftreten in Australien, und zwar in Queensland, hören wir zuerst 1870; jetzt scheint es sich durch alle wärmeren Theile dieser großen Insel und sogar bis Hobart Town unter 42° südl. Br. ausgebreitet zu haben. Auf den Neu-Hebriden, den Salomoninseln, Neu-Guinea scheint es sich fest angesiedelt zu haben und ist nicht selten. Semper hat es auf Celebes angetroffen und auch auf Java wurde es gefunden.

Gehen wir von der Ostküste Amerikas aus, so finden wir den Schmetterling durch das ganze Westindien verbreitet. Seit lange ist er auf den Bermudas angesiedelt und zwei Exemplare wurden 1861 auf Fayal und Flores gefangen. Die Azoren und Madeira scheint er nicht erreicht zu haben.

In England wurde das erste Exemplar 1876 gefangen, und zwar in Süd-Wales. Es hatte den gewöhnlichen nordamerikanischen Typus. 1877 wurde ein Exemplar in der Vendée gefunden; es ist dies der einzige Fall seines Vorkommens auf dem europäischen Continente. Im vergangenen Jahre wurden in England 12 Stück gefangen.

Welche Ursachen haben nun diese wunderbare Ausbreitung des Thieres bedingt? Weder das Insekt, noch die Nährpflanzen, schädliche und giftige Unkräuter, werden absichtlich eingeführt worden sein. Die Samen von Asclepias curassavica sind aber durch ihre Kleinheit und den leichten, baumwollartigen Flaum, der sie umhüllt, einer weiten Verbreitung angepaßt, und es ist sehr leicht möglich, daß sie durch den Handel zuerst und unbemerkt nach den Sandwichs-Inseln gelangten. Was den Schmetterling betrifft, so hat derselbe einen kräftigen, wenn auch schweren Flug und unternimmt weite Ausflüge. Während Walker's Aufenthalt in der Südsee waren stets, sobald man sich irgend einer Insel näherte, die kühnen Danais die ersten Ankömmlinge von dort. Wie die anderen Danaiden wird dies Insekt in allen seinen Verwandlungsformen von insektenfressenden Thieren und gewöhnlich auch von parasitischen Insekten verschmäht. Diese Umstände in Verbindung mit der Gewohnheit der Thierchen, sich in großen Schwärmen zu versammeln, begünstigen ihre weite Verbreitung und rasche Ansiedelung in einer neuen Heimath.

Daß Schmetterlinge und Motten weit über das Meer geweht werden können und dabei doch in verhältnißmäßig gutem Zustande bleiben, wird von mehreren Beobachtern berichtet. Man hat Schwärme auf dem Meere in einer Entfernung von 700, ja über 900 Miles vom nächsten Lande angetroffen. Es macht daher keine Schwierigkeiten, sich vorzustellen, daß einer der großen Wanderschwärme von Danais Archippus von der kalifornischen oder mexikanischen Küste auf das Meer hinaus geweht wurde und mit dem Nordost-Passat weiter wanderte. Die meisten kamen unterwegs um, aber einzelne mögen die Sandwichs-Inseln erreicht haben. Dies mag viele Male vor der Einführung einer geeigneten Futterpflanze geschehen sein, bei deren Abwesenheit eine Vermehrung der Schmetterlinge nicht möglich war; sobald sich aber Asclepias einfand, wurden die Thiere einheimisch. Die zerstreuten Inseln Fanning, Malden, Starbuck, Christmas-Islands und andere zwischen den Sandwichs-Inseln und denen des südlichen Stillen Oceans können als Stationen für das weitere Vorrücken gedient haben. Die Samen der Asclepias konnten auf diese Entfernungen vom Winde fortgeführt werden.

Im Atlantischen Ocean waren die Chancen für die Verbreitung weniger günstig in Folge des stürmischeren Charakters dieses Oceans und der weniger beständigen Winde. Doch muß man die Möglichkeit mit in Betracht ziehen, daß das Insekt unterwegs auf einigen der zahlreichen Schiffe ausruhen kann, welche beständig den Atlantischen Ocean durchkreuzen, ein Umstand, der nach Wallace die kleineren und schwächeren Vögel bei ihrem gelegentlichen Uebergange über diesen Ocean sehr wesentlich unterstützen dürfte.

In England fehlen zwar die Asclepiadeen; da aber nach Riley die Larve in Amerika zuweilen auf Apocynum, das der verwandten Familie der Apocyneen angehört, gefunden wird, und da in England zwei Pflanzen dieser Familie, nämlich Vinca major und minor (Sinngrün) vorkommen, so ist es möglich, daß die Schmetterlinge auch hier einheimisch werden, wenn sie nicht die Feuchtigkeit des Sommers daran hindert. Größere Chancen hat Südeuropa, wo sich neben dem wärmeren und trockeneren Klima auch eine wahrscheinlich geeignete Futterpflanze in Asclepias vincetoxicum vorfindet, eine Pflanze, deren Verbreitungsgebiet sich durch Mitteleuropa bis nach Dänemark erstreckt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Das neueste Heft (1885) der „Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. d. S." bietet als erste Abhandlung eine solche vom Oberlehrer Joh. Maenß über „Die Elbe bei Magdeburg." Unter Beifügung einer Karte zeigt der Verfasser an der Hand historischer Quellen, wie sich die Stromverhältnisse der Elbe bei Magdeburg seit etwa dem 10. Jahrhundert entwickelt haben. Namentlich weist er nach, daß der jetzige Hauptarm der Elbe über Dornburg und Schönebeck nach Salbke früher gar nicht vorhanden war, und daß die Hauptwassermasse früher östlicher wie jetzt durch den Plötzker Arm geflossen ist. Durch Natur und Kunst, letzteres namentlich durch Anlegung von Durchstichen, Schleusen und Wehren, wurde fast die gesammte Wassermasse zu Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts in die heutige Stromelbe geleitet, während die Nebenarme dazu benutzt wurden, als Nothkanäle Ueberschwemmungsgefahren vorzubeugen. Hieran schließt der Verf. eine Diskussion der Pegelstände bei Magdeburg in dem Zeitraume von 1841 bis 1883. Während sich nach den Angaben in Berghaus' physikalischem Atlas bei der Erörterung der „hydro-historischen Uebersicht vom Zustande der Elbe" für die Jahre 1731 bis 1800 eine mittlere Pegelhöhe von 2,54 m, von 1800 bis 1840 eine solche von 1,94 m ergiebt, findet der Verf. für die Zeit von 1841 bis 1883 eine mittlere Pegelhöhe von 1,80 m. Es findet sich also auch bei der Elbe die Erfahrung bestätigt, daß das mittlere Niveau des Wasserspiegels abnimmt, die durchfließende Wassermenge also geringer wird. Unter Zugrundelegung einer mittleren Pegelhöhe von 1,94 m und einer Geschwindigkeit des Stromes von 1,040 m bei einem Gefälle von 0,000288 m findet sich als mittlere in einer Sekunde bei Magdeburg vorüberfließende Wassermasse 467 cbm. Bei Hochwasser erhöht sich die Geschwindigkeit auf 1,41 m und die Wassermasse auf 4900 cbm pro Sekunde. Unter Berücksichtigung der Niederschläge im Stromgebiete der Elbe oberhalb Magdeburg ergiebt sich, daß nur 32 Proc. allen Niederschlages bei Magdeburg vorüberfließt. Endlich kommt der Verf. noch auf die Eisverhältnisse bei Magdeburg zu sprechen und findet, daß die Elbe hier 48 Eistage pro Jahr im Mittel von 54 Jahren gehabt hat, wovon 23⅓ Tage auf Eisstand, die übrigen auf Eisgang entfallen. Am meisten fand der Eisstand natürlich im Januar statt, darauf folgen Februar, December, März. Durch Beifügung graphischer Darstellungen der Pegelstands-, wie Eisverhältnisse werden die letzteren besonders eindrucksvoll.

— Ein herrliches Stück der Schweiz, „Glarnerland und Walensee" schildert Pfarrer Ernst Buß in eingehender Weise den wanderlustigen Touristen in Nr. 96 bis 98 der Europäischen Wanderbilder (Zürich, Orell Füßli u. Co.), welche 57 prächtige Illustrationen von J. Weber und zwei saubere Karten schmücken. Es ist das ein Land, das eine unerschöpfliche Manigfaltigkeit hochalpiner Scenerien, Gletscher, Seen, Hochgipfel, Thalflächen mit vorzüglichen Bade- und Kuranstalten, leichte Verkehrsmittel mit gesundem, angenehmem Klima und Comfort verbindet, eine

hochentwickelte Industrie, merkwürdige Staatseinrichtungen, eine interessante Geschichte besitzt und namentlich auf Geologen seine Anziehungskraft ausübt. An der Linth und ihren Zuflüssen liegen über 70 Fabriken; nur drei Gemeinden des Kantons sind ohne eine solche und gegen 19 000 Menschen, mehr als die Hälfte der Bevölkerung, darunter 8400 Arbeiter, ein höherer Procentsatz als in irgend einem anderen Lande der Erde, England nicht ausgenommen, nähren sich von der Industrie, und namentlich von der Herstellung der im Orient getragenen rothen Kappen, Turbane und schleierartigen Kopftücher. — Glarus ist, wie ein geologischer Anhang aus Prof. Heim's Feder ausführt, ein dicht gefaltetes und völlig zerknittertes Stück Erdrinde; könnte man die Schichten wieder ausglätten, so würde man die ungefähr dreifache Grundfläche erhalten. Vielfach zeigt sich verkehrte Lagerung der Schichten, deren älteste zu oberst liegen; es ist diese sogenannte Glarner-doppelfalte die großartigste Lagerungsstörung, welche bisher in einem Gebirge aufgefunden worden ist. Auf das Deutlichste tritt hier ferner zu Tage, daß die Thäler vorwiegend durch Ausspülung entstanden sind; sie durchschneiden hier die Ketten und Schichten quer. — Das Büchlein, wie die ganze Sammlung sei Schweizerreisenden bestens empfohlen.

— Sardinien besitzt nach den neuesten Zusammenstellungen 1780 Arten Phanerogamen, von denen 47 ihm eigenthümlich sind; 38 Arten kommen nur auf Sardinien und Korsika vor, während die letztere Insel 58 endemische Arten zählt, so daß beide Inseln zusammen 143 eigenthümliche Arten haben. Diese Zahl ist verhältnißmäßig sehr hoch und ein Beweis für ihre frühe Abtrennung vom Festlande.

— Im letzten Hefte (1885) der „Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. d. S." bespricht Prof. Dr. K. v. Fritsch „Carl Ritter's Zeichnungen des Laphiskos auf der Nea Kaimeni, Santorin." Die Zeichnungen, welche sich in meisterhafter Ausführung nachgebildet finden, stellen jenen weißen Bimssteinhügel auf Santorin dar, über dessen Entstehung so viel geschrieben und gestritten worden ist. Er entstand bei den Lavaausbrüchen von 1707 bis 1711 und verschwand wiederum am 10. Februar 1866 bei einem erneuten Lavaergusse. v. Fritsch wendet sich namentlich gegen die Ansicht Fouqué's, nach welcher die Bimssteintuffe der „Weißen Insel" gleichzeitiger Entstehung mit dem oberen Bimssteintuffe der Gehänge von Thera und Therasia sein sollen. Diese Ansicht steht in direktem Einklange mit Fouqué's weiterer bezüglich der Entstehung des Golfes von Santorin durch Einsturz. Beide Ansichten bekämpft aber v. Fritsch, indem er zunächst Fouqué's Gründe widerlegt und dann seine Meinung dahin ausspricht, daß jener Golf durch Explosion, nicht durch Einsturz entstanden, und hiernach die Bildung des Lophiskos als eines jener Beispiele beträchtlicher Hebung einer Scholle älteren Gesteins durch eingezwängte Lava anzusehen sei.

Asien.

— Von einem der künstlerisch wie wissenschaftlich hervorragendsten Prachtwerke, von „Palästina in Bild und Wort" (Deutsche Verlagsanstalt, vormals Eduard Hallberger, Stuttgart und Leipzig), zu dessen Abfassung sich Prof. Guthe, der gelehrte Herausgeber der Zeitschrift des Deutschen Palästinavereins und Kenner des Heiligen Landes, mit dem berühmten Aegyptologen Georg Ebers verbunden hat, erscheint jetzt eine zweite wohlfeile Ausgabe (84 Lieferungen zu 50 Pfg. oder zwei Bände von 252 Foliobogen Text mit über 500 Holzschnitten, zwei Stahlstichen, zwei Karten und einem Plane von Jerusalem), welche das treffliche Werk weiteren Kreisen zugänglich machen soll. Referent, der selbst Palästina bereist hat, kann auch seinerseits die allgemein anerkannte Treue und Vorzüglichkeit der Abbildungen bezeugen; daß es die Herausgeber an wissenschaftlicher Gediegenheit nicht fehlen lassen werden, dafür bürgt ihr Name: Guthe steht unter den deutschen Palästinaforschern obenan, und Ebers ist allbekannt. — Die vorliegenden fünf ersten Lieferungen des schönen Buches beginnen mit der eingehenden Beschreibung Jerusalems, auf dessen Boden Guthe selbst Ausgrabungen veranstaltet hat, und in dessen schwieriger Topographie er bewandert ist, wie Wenige.

— Von den 36 im Jordangebiete beobachteten Fischarten sind bekanntlich 16 demselben eigenthümlich, zehn finden sich auch sonst in Syrien, sieben im südwestlichen Asien, zwei im Nil (Chromis niloticus und Clarias macracanthus), und nur einer auch im Mittelmeere (Blemmis lupulus). — Hull machte in einem Vortrage vor der Association for the Advancement of Science darauf aufmerksam, daß die vielen eigenthümlichen Arten allem Anscheine nach direkte Nachkommen der Bewohner des Eocänmeeres sind, die sich nur hier erhalten haben, denn die Abtrennung des Meeres, dessen Ueberreste der See von Genezareth und das Todte Meer darstellen, erfolgte am Beginne der miocänen Periode, und seitdem hat keine Verbindung dieses Binnenbeckens mit irgend einem Meere mehr stattgefunden.

Afrika.

— Frankreich hat die ganze Gruppe der Comoren in Besitz genommen; der betreffende Vertrag wurde am 21. April d. J. in Johanna, der Hafenstadt auf der Nordwestküste der gleichnamigen Insel, unterzeichnet. Dagegen behauptet die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, frühere Ansprüche auf die Inselgruppe zu besitzen.

— Janssen, der Generaladministrator des Congo-Staates, hat seinen „Regierungssitz" von Vivi flußabwärts nach Boma verlegt. Es giebt wohl keine Residenz auf Erden, welche so excentrisch liegt wie diese: etwa 100 km im Norden von ihr beginnt französisches Gebiet, etwa ebenso weit im Wasser fluthet der Ocean, nach Süden liegt unmittelbar jenseits des Congo portugiesischer Besitz, während die Grenzen des Staates im Osten 1800, im Südosten fast 2000 und im Nordosten gar 2200 km entfernt sind. Nur Peking besitzt, was die Nähe des Weltmeeres betrifft, eine ähnliche Lage.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLIX. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1886.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XXXV. (Schluß.)

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Auch der Besuch des Imamzade Abdullah Banu vertief nicht befriedigender; das Gebäude wird von einer blauen, durch eine mit bunter Mosaik geschmückte Trommel getragenen Kuppel abgeschlossen; das Ganze würde einen recht hübschen Eindruck machen, wenn es sich nur nicht in einem so schlechten Zustande befände. Ein Theil der bemalten Ziegel ist jetzt durch grünliches Moos und Flechten ersetzt, und anstatt des halben Mondes, welcher das Bauwerk krönte, sieht man ein Storchnest, mit dessen Reparatur die Bewohner gerade beschäftigt waren. Auch auf diese Thiere schien der Haß gegen die Franken übergegangen zu sein; bei deren Annäherung erhoben sie sich klappernd in die Luft und enteilten mit schnellem Flügelschlage.

Unsere Reisenden fühlten sich unbefriedigt, sie bereiteten sich zur Abreise vor. Wohl erzählte man ihnen von bedeutenden Grabhügeln in der Umgegend von Schuster, alten Befestigungen, die einige Tagereisen entfernt im Gebirge lägen, alten verlassenen Städten, ja von einem zweiten Grabe des Daniel, doch alle diese verlockenden Aussichten waren nicht im Stande, sie zu längerem Bleiben zu veranlassen. Die anhaltenden Regengüsse machten es unmöglich, in diese unbewohnten Gegenden einzudringen, die Wirkungen des Fiebers wurden in unangenehmster Weise fühlbar und nur die Hoffnung, bald am Ende aller Mühseligkeiten angekommen zu sein, verlieh den Reisenden Kraft, um den Abgang eines französischen Schiffes, welches den Hafen von Bassorah gegen Ende des Monats verlassen sollte, geduldig zu erwarten.

Am 22. Januar verließen sie Schuster und nahmen ihren Weg über die Brücke Laschgiar, die als Wehr dient und dem Bewässerungssysteme, welches die Sassaniden entworfen und ausgeführt haben, die Krone aufsetzt. Den ganzen Tag lang führte der Weg durch eine grüne Ebene; gegen Abend wußten die Reisenden noch nicht, wo sie ihr Haupt niederlegen sollten, als ihnen Rauchsäulen die Nähe einer Niederlassung verriethen. Wüthendes Hundegebell empfing sie und begleitete sie in das Zelt des Scheichs, wo sie zwischen Kühen, Lämmern und Hühnern ein Plätzchen am Feuer fanden; die Soldaten der Escorte, welche ihren Eifer für das Wohlbefinden der ihrem Schutze befohlenen Fremden beweisen wollten, gewiß aber auch ihr eigenes Interesse im Auge hatten, drangen bei dem Gastherrn auf das Hergeben eines Hammels; letzterer schützte seine Armuth vor, bot sich aber an, ein hübsches Lamm zu schlachten, was ja schließlich auch für ein Mahl für sechs Personen genug sei. Die Soldaten stimmten endlich dem Vorschlage bei und der Scheich entfernte sich, um seine Befehle zu geben. Nach einer halben Stunde kam er zurück und wendete sich direkt an seine Gäste. „Herr", sagte er, „deine Begleiter wollen, daß ich ein Lamm für dich schlachte; erlasse mir das, mein Stamm ist so arm." Als man ihm Bezahlung für das Lamm anbot, gerieth er in Furcht, der Schahzade könne das erfahren, erklärte sich aber zur Hergabe eines Huhnes bereit; leider aber suchte man das Huhn noch um 11 Uhr Abends und die Reisenden erhielten schließlich nichts als ein wenig saure Milch.

Mit dem anbrechenden Tage wurden sie durch das Geräusch der Bildars (Besitzer eines Spatens) geweckt, welche sich auf den Weg machten, um Wasserleitungen in den Kornfeldern zu graben. Daneben von der Sonne gebräunte Frauen von schönen Formen und guter Haltung, welche einen an drei Stangen aufgehängten Schlauch lebhaft hin und her bewegen und so den Rahm von dem Duch (Molken) trennen; einige Reiter steigen zu Pferde und reiten zur Jagd oder auf Raubzüge, während die Alten die Pfeife anzünden, schweigend im Kreise Platz nehmen und das Lager bewachen. Es ist ein kräftiger Menschenschlag, der mit den rhachitischen Bewohnern von Dizful und Schuster nichts gemein hat.

Der zweite Marschtag führte unsere Reisenden durch tief liegendes Land, welches ganz in Morast verwandelt war. Wasser unten, Nebel oben; nur das Geräusch, welches die Hufe im Schlamme machten, unterbrach die Stille. Die Aussicht, ohne Obdach die Nacht im Morast zubringen zu müssen, war nicht sehr tröstlich, und man kann sich die Freude denken, als ein nicht sehr entferntes Hundegebell die Nähe eines Lagerplatzes verrieth, wo man bei einer halbnomadischen Bevölkerung ein Nachtlager fand.

Von diesem Lager bis nach Weis ist der Weg von Ruinen aus der Zeit der Sassaniden eingefaßt; weithin bedecken die Trümmer der von Bruchsteinen aufgeführten Bauten den Boden. Theilweise gehörten sie kleinen Palästen



Imamzade Abdullah Banu.

oder großen Wohnhäusern, theilweise den Bewässerungsanlagen an. Weis ist seit Schuster der erste bedeutende Ort; es treibt gewinnreichen Handel mit Mohammerah. Die ziemlich gut gebauten Häuser, die zahlreichen Heerden von Schafen und Kühen, die Schwärme von Booten, welche Getreide auf dem Karun befördern, verrathen den Wohlstand der Bewohner. Die Ankunft unserer Reisenden fand an einem Festtage statt; man feierte die Hochzeit des ältesten Sohnes des Ket Choda (Ortsvorstehers).

Die fremden Gäste wurden freundlich zur Theilnahme eingeladen und erhielten ihren Antheil an den Genüssen des Tages. Sie bekamen Schirin (Zuckerwerk), welches ihnen in feierlichem Aufzuge dargebracht wurde; ein junger Tänzer, ein reizender Knabe, den man in seinen wallenden Gewändern, mit seinen langen Locken, seinem Schmucke und feiner schmachtenden Haltung eher für ein Mädchen hätte halten sollen, kam, sie durch seine Kunst zu erfreuen. Seine Bewegungen wurden von dem kreischenden Tone einer einsaitigen Violine begleitet; bald aber mußte er neuen Künstlern den Platz räumen. Ein Derwisch von Fars erschien mit zwei großen grauen Affen, welche die tollsten Sprünge machten. Dieses Schauspiel gab den Dorfbewohnern einen willkommenen Vorwand, sich einzudrängen, um die Fremden anzustaunen.

Der vierte und letzte Marschtag brachte die Reisenden nach Awas, einem aus 20 bis 30 verfallenen Hütten bestehenden Dorfe, welches sich an einer Stelle befindet, wo zur Zeit der Sassaniden eine mächtige Stadt stand. Es war nun nicht mehr möglich, die Reise nach Süden weiter zu Pferde zurück zu legen, da Alles überschwemmt war;

man mußte ein Schiff miethen. Auch in Awas findet man die Erinnerungen an eine große Vergangenheit; es liegt an einem alten Damme, welcher bestimmt war, die Gewässer des Karun und des Ab Dizful, die sich bei Bend Achil vereinigen, aufzustauen. Der Damm, der schräg zur Flußachse angelegt ist, hat wohl 1 km Länge; die größeren Kanäle, welche oberhalb desselben sich abzweigen, haben theilweise eine Breite von 100 m, und man kann sich jetzt noch bei ihrem Anblicke eine Vorstellung von den ungeheuren Wassermassen machen, welche sie zur Befruchtung des südöstlichen Theiles der Ebene von Susa herbeiführten. Noch ein zweites Denkmal der Vergangenheit findet sich in der Nähe; nachdem man die früheren in Hügel verwandelten Befestigungsanlagen überschritten hat, dreht der Weg scharf nach Osten und man kommt an einer Kalkwand vorbei, die sich mit den Bergen der Bachtiaren vereinigt. Der ganze Felsen ist von Grabhöhlen zu ein oder zwei Plätzen ausgearbeitet; dieselben waren einst mit Steinplatten bedeckt, wie die Falze, welche sie aufzunehmen bestimmt waren, bezeugen; aber die Platten selbst sind verschwunden; man hat sie weggenommen, um Häuser zu bauen oder die Gräber auf dem Begräbnißplatze der Muselmänner, der sich am Fuße der alten Begräbnißstätte hinzieht, damit zu bedecken. Keine Inschrift, kein Zeichen giebt den geringsten Anhalt über die Zeit, in welcher diese Gräber angelegt sind. Viele irdene Scherben bedecken den Boden, sie rühren von Töpfen her, die aus den Gräbern weggenommen wurden, und die Bauern versichern, daß in der Regenzeit das Wasser dem



Laschgiar-Brücke in Schuster.

Flusse goldene Zierrathen, beschriebene Steine und Münzen mit dem Bilde Schapur's zuführt.

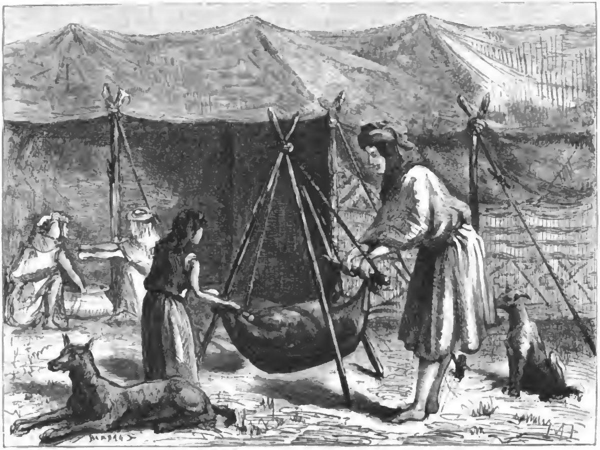
Jetzt hat Awas kaum 200 arme Einwohner, die durch einen sehr bösen Scheich hart gedrückt werden. Den Reisenden gegenüber bewies sich dieser kleine Tyrann sehr gewaltthätig. Er hatte sofort begriffen, welche Vortheile er aus ihrer Lage ziehen konnte, und anstatt ihnen behilflich zu sein, ein Boot für die Reise auf dem Karun zu finden, erklärte er, er wolle selbst für Transportmittel sorgen und verbot allen Schiffern, mit ihnen direkt zu unterhandeln. Drei Tage dauerte der Kampf wegen des Miethpreises, den er drei- bis viermal über seinen Werth stellte; als er seinen Zweck nicht schnell genug erreichen konnte, nahm er den Hunger zu Hilfe und verbot den Dorfbewohnern bei Strafe von Stockschlägen, den Franken irgend welche Lebensmittel zu liefern und zwang Letztere, ihm seine mageren Hühner und verdorbenen Eier abzukaufen. Doch wenn die Noth am größten, ist die Rettung am nächsten. Ganz unerwartet erschien der Scheich in dem den Fremden zum Aufenthaltsorte angewiesenen Stalle und verkündete ihnen die Freudenbotschaft, daß ein Belem (Boot aus leichtem, mit Erdpech überzogenem Holze) für sie bereit liege, daß die Schiffer um niedrigen Lohn gedungen seien und der Abreise nichts im Wege stehe. Die Nachricht schien unglaublich. Eine Stunde später aber hatten sich Herr und Madame Dieulafoy in einem sehr kleinen Boote eingeschifft und zwei Fährleute mit ihren löffelförmigen Rudern nahmen im Vorder- und Hintertheile Platz; Bewegungen mußten



Bildar (Erdarbeiter).

nach Möglichkeit vermieden werden, um das Boot vor dem Kentern zu bewahren, und so ließ das Schiffchen, dem vollen Strome überlassen, Awas und seinen bösen Scheich bald hinter sich zurück.

Ebenso neugierig wie seine Herrschaft, befragte einer der Diener Dieulafoy's die Schiffer nach der Ursache des plötzlichen Umschwunges, welcher in dem Benehmen des Scheichs stattgefunden hatte; sie war bald bekannt. Vor Tagesanbruch war ein Kourier angekommen mit der Nachricht von der baldigen Ankunft eines Generals, der sich an Bord eines Dampfers nach Schuster begeben wollte, um im Auftrage des Prinzen Zelle Sultan eine wichtige Angelegenheit mit dem Statthalter von Susiane in Ordnung zu bringen. Dadurch war der Dorftyrann in Schrecken gesetzt worden und er beschloß, sich seiner Gefangenen möglichst schnell zu entledigen, um ihnen so die Möglichkeit, sich zu beklagen, abzuschneiden. Die Reise war traurig genug; am Morgen nach der Abfahrt hielt das Belem einige Stunden an einem Lagerplatze, wo man ein wenig Brot und saure Milch bekam und, nachdem sich Passagiere und Fährleute etwas erquickt hatten, wurde die Reise fortgesetzt. Gegen Mitternacht wurde der Wind so heftig, daß man wieder anlegen mußte. Plötzlich fragten die Bootsleute flüsternd, ob die Waffen geladen seien. Der Regen hatte aufgehört, der Wind die schwarzen Wolken aus einander getrieben, der Mond erleuchtete den Fluß und gestattete einen ungeheuren



Bereitung des Duch (Molke).

Löwen mit voller Mähne zu unterscheiden, der wie ein Schatten im Schattenspiele vom hellen Hintergrunde sich abhob. Er bewegte sich ruhig auf dem Flußufer und schien keine Neigung zu besitzen, wenn er überhaupt das Boot bemerkt hatte, einen Angriff auf die darin befindlichen Personen zu machen; die Fährleute fürchteten, der Löwe könne, selbst wenn er tödlich verletzt werde, mit einem Sprunge das Boot erreichen, schnitten darum die Stricke durch, mit welchen das Fahrzeug am Ufer festgemacht war, und überließen dasselbe dem Strome.

Um Mitternacht kamen die Reisenden in Mohammerah an, wo sie ein neues Boot mietheten, um am nächsten Tage die Reise in der Richtung nach Basra fortzusetzen; dieselbe dauerte nicht lange mehr; an der Mündung des Karun angekommen, erblickte man auf dem Tigris ein hübsches Schiff, welches am Heck die französische Flagge führte; es war die „Escombrera“, auf welche man für die Weiterfahrt gerechnet hatte. Wenn es nicht glückte, dies Schiff zu erreichen, mußte man einen vollen Monat auf eine neue Gelegenheit warten. Ein Augenblick der höchsten Spannung trat ein; die Tricolore war schon an der Mündung des Karun vorbeipassirt, da verlangsamte das Schiff plötzlich seine Fahrt. Die Schiffer, durch die Aussicht auf ein hohes Trinkgeld angespornt, ruderten aus allen Kräften; das Boot näherte sich und nach wenigen Augenblicken befand sich Herr und Mme. Dieulafoy an Bord der „Escombrera“; der letzte Augenblick der Angst war dadurch veranlaßt

worden, daß bei dem Versuche der „Escombrera", vor Mohammerah zu ankern, wo Ladung eingenommen werden sollte, die Ankerkette brach und das Schiff von dem Strome mitgerissen wurde; erst der Gebrauch eines zweiten Ankers machte es möglich, etwa eine halbe Meile von der Mündung des Karun beizulegen.

Prähistorische Eisenbarren vom Mittelrheinlande.

Von Dr. C. Mehlis.

Auf dem Anthropologenkongresse zu Trier (1883) legte der Verfasser einen auf der Limburg bei Dürkheim mit la Tène-Gefäßen gefundenen Eisenbarren vor[1]). Dieser Eisenbarren besteht aus gutem Schmiedeeisen und hat, wie die übrigen bisher vom Mittelrheingebiete bekannten, die Gestalt einer nach beiden Enden zugespitzten Doppelpyramide und ein Gewicht von rund 6 kg. Die schwarzglänzenden, dünnen, auf der Drehscheibe hergestellten Gefäßreste, mit denen dieser Eisenbarren sich vorfand, sind charakteristisch für die la Tène-Zeit, in welcher eine starke, prähistorische Niederlassung auf der Limburg und der gegenüberliegenden Ringmauer existirt hat[2]).

Die Zahl dieser gleichförmigen Eisenluppen ist nun durch einen neuen Fund vom Jahre 1885 um zwei vermehrt worden. Am mittleren Hartgebirge erhebt sich hinter Deidesheim in dessen besten Weinlagen, unweit des Reiterpfades, einer Römerstraße, der Wallberg. Am Fuße desselben stießen im Herbst 1885 Arbeiter des Gutsbesitzers H. Eckel auf zwei stark verrostete Eisenbarren und zwar in einer Tiefe von gut fünf Fuß. Dieselben besitzen dieselbe zugespitzte Form (vergl. Fig. 1), nur hat der zweite Barren seine Spitzen durch Rost und Beschädigung beim Ausgraben verloren. Die Länge des vollständigen Barren beträgt 40 cm, die des lädirten 31 cm; die Seiten des Rechtecks, welches den Durchschnitt an der dicksten Stelle bildet, messen 6 und 4 cm, folglich der Umfang 20 cm. Das Gewicht des vollständigen Barren beträgt $2^7/_8$ kg. In unmittelbarer Nähe dieser zwei Eisenluppen lagen dicke, rohe, ungebrannte Scherben von derselben Qualität, wie solche sich zahlreich auf der Dürkheimer Ringmauer und in Hügelgräbern der la Tène-Zeit vorfinden[3]).

Die Zahl der vom Mittelrheinlande bekannten Eisenbarren steigt mit diesem neuen Funde auf 42 Stück[4]). Die Fundplätze vertheilen sich in der Pfalz und Rheinhessen folgendermaßen:

1.	Monzernheim in Rheinhessen bei Alzey	26	Stück
2.	Mainz auf dem Kästrich	2	„
3.	Bockenheim	1	„
4.	Studernheim bei Mannheim	1	„
5.	Limburg bei Dürkheim mit la Tène-Sachen	1	„
6.	Wachenheim bei Dürkheim	1	„
7.	Forst bei Dürkheim	3	„
8.	Deidesheim bei Dürkheim mit la Tène-Gefäßen	2	„
9.	Heidelberg mit römischen Funden	2	„
10.	Ramstein bei Landstuhl	2	„
11.	Ebernburg auf römischem Pflaster	1	„
	Summa	42	Stück

[1]) Vergl. Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1883, S. 147 bis 151.
[2]) Vergl. Mehlis, „Studien", VII. Abth., S. 7 bis 13.
[3]) Vergl. Mehlis, „Studien", II. Abth., Taf. II. u. III.
[4]) Vergl. Mehlis, „Studien", VI. Abth., S. 10.

Nur bei vier Funden ermöglichen Beigaben eine chronologische Fixirung: mit den Limburger und Deidesheimer Barren waren la Tène-Sachen vergesellschaftet, bei den Barren von Heidelberg und Ebernburg sind römische Beigaben nachgewiesen.

Als archäologischer Schluß aus diesen Thatsachen ist der anzusehen: Diese Eisenbarren wurden sowohl in der la Tène-Zeit wie in der römischen Periode in gleicher Weise von einheimischer Montanindustrie im Mittelrheingebiete hergestellt.

Aus dem vom Verfasser geführten Nachweise jedoch, daß zu Ramsen und Eisenberg an der Eis zur vorrömischen und römischen Epoche eine starke Eisenindustrie bestand, bei der mit vorgefundenen sogenannten Rennöfen gerade solche in Rede stehende Eisenbarren massenhaft hergestellt wurden[1]), ergiebt sich die hohe Wahrscheinlichkeit, daß diese mittelrheinischen Eisenbarren sammt und sonders — vielleicht mit Ausnahme der Mainzer 2 Stück — zu Eisenberg-Ramsen, dem Rufiana des Ptolemäus, ihren Ursprung haben. Wie das Kärtchen (Fig. 2) beweist, liegen die Fundstellen nach N, O, SO, W und NW peripherisch um Eisenberg herum. Dort, wohin die von der Natur gezeichneten Verkehrsstraßen, die Flüsse Eis, Isenach, Pfrimm, Alsenz, Glan weisen, liegen durchgehends auch die Fundstellen unserer Barren, besonders draußen am Rande des Gebirges und in der reichen Ebene. Dort aber, wo die Wildniß des Mont Vosagus im Süden das Pfälzerland überlagert, sind auch keine Fundstellen bekannt geworden. Ein Blick auf die Karte und den Mittelpunkt, in dem an der Eis die zahlreichen Schlackenhalden und Schmelzöfen aus der la Tène-Zeit und der Periode der Römerokkupation lagern, genügt, um den Ursprungsort der meisten mittelrheinischen Eisenbarren vor Augen zu stellen.

Auf der Trierer Anthropologenversammlung habe ich ferner den Beweis dafür anzutreten versucht, daß die von Julius Cäsar (de bell. gall. V, 12, 4) bei den Britanniern erwähnten „taleae ferreae ad certum pondus examinatae" identisch sind mit den mittelrheinischen Eisenbarren. Cäsar selbst beweist ja die Identität der britischen und gallischen Nationalität, ebenso führt er Zeugnisse für den alten Verkehr zwischen Albion und dem nördlichen Festlande Europas an[2]). Auch das Eisengeld der Lacedämonier dürfte hierher zu rechnen sein. Daß Victor Place im assyrischen Palaste zu Ninive zahlreiche Eisenbarren von derselben Form, nur mit einem Loche zum Aufhängen versehen, auffand[3]), diese Thatsache beweist

[1]) Vergl. Mehlis, „Studien", VI. Abth., und Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie &c., 1884, S. 207 bis 208. Außerdem Gurlt: „Bonner Jahrbücher", Heft 79, S. 241, und L. Beck: „Geschichte des Eisens", 1. Abth., S. 733.
[2]) Vergl. Caesar: de bell. gall. V, 12 bis 14, VI, 13, 11 und Tacitus, Agricola 11.
[3]) Vergl. L. Beck, a. a. O. S. 133 bis 138 mit Abbildung der Barren, S. 135 und unsere dritte Abbildung.

das hohe Alter dieser Schmiedeform und die Abhängigkeit der westeuropäischen Metallurgie von asiatischen Kulturströmungen.

Aber diese Eisenbarren, welche nach einem bestimmten Gewichte geschmiedet und pro nummo, d. h. als Tauscheinheit galten, hatten auch bestimmte Unterabtheilungen.

Schon dem Fachmanne L. Beck ist das in bestimmten Grenzen normirte Gewicht der Monzernheimer Barren aufgefallen; das Durchschnittsgewicht derselben beträgt 5 kg. Vergleichen wir nun Barren, welche demselben archäologischen Kreise, nämlich der la Tène-Periode angehören, die von Limburg und Deidesheim, so wiegt der Limburger

Fig. 1.



Eisenluppe von Deidesheim. (1/5 der natürlichen Größe.)

Barren $5^3/_4$ kg und der Deidesheimer $2^7/_8$ kg, d. i. genau die Hälfte von jenem. Dasselbe Verhältniß besteht zwischen den Barren von Studernheim und denen von Wachenheim und Forst. Kurz, wir stoßen auf zwei Arten von Barren, Vollbarren, welche rund 6 kg wiegen — natürlich muß der Gewichtsverlust durch Oxydation und Abbruch der spitzen Enden in Rücksicht gezogen werden — und Halbbarren von rund 3 kg Gewicht. Nach unserer Besichtigung gehören zu den Vollbarren die meisten Stücke von Monzernheim, die 2 von Ramstein, die Mainzer, zu den Halbbarren die Stücke von Forst, Deidesheim, Wachenheim, sowie einige von Monzernheim.

Die Notiz des Cäsar, daß die taleae ferreae der Britannier nach einem bestimmten Gewichte ausgeprägt seien, erhält durch diese Verhältnisse ihre volle Bestätigung. Nur unter solchen Verhältnissen konnten diese Barren auch als Zahlungsmittel = pro nummo dienen.

Vergleicht man ferner die bei L. Beck a. a. O. S. 135, Fig. 31 und hier als Fig. 3 aufgezeichneten, gelochten Barren Nr. 1, 2, 3, so fällt bei ihrem Anblicke sofort in die Augen, daß

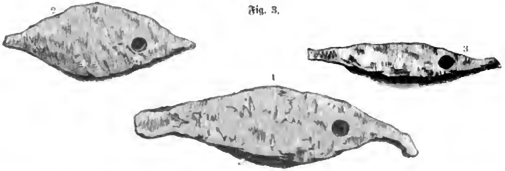
Fig. 2.



Vertheilung der Eisenbarren am Mittelrhein.

zwischen 1, 2 und andererseits 3 ein ähnliches Verhältniß obwaltet, wie zwischen den Barren von Limburg (= 1, 2) und Deidesheim (= 3). Nr. 1 und 2 sind Vollbarren, Nr. 3 Halbbarren; dem Gewichte nach möchten wir die Vollbarren auf nicht unter 6 kg schätzen, die Halbbarren auf etwa die Hälfte. Auch die von Place angegebene Länge von 32 bis 48 cm, sowie die Dicke in der Mitte 7 bis

Fig. 3.



Altassyrische Eisenluppen aus Khorsabad. (Aus L. Beck's „Geschichte des Eisens". I. Abth., S. 135.)

14 cm stimmt mit den mittelrheinischen Barren überein (40 bis 50 cm). Nach Beck's Annahme rühren diese vor der letzten Zerstörung von Ninive (605 v. Chr.) in diesem Magazine angesammelten Eisenbarren zumeist von Tributzahlungen der Chalyber, Moscher und Tibarener im nördlichen Armenien her [1]). Der Engländer W. Hamilton hat nun 1837 den Nachkommen der eisenkundigen Chalyber, welche zum griechischen Namen des Stahles (χάλυψ) zu Pathen standen und deren Land schon Aeschylos „das Mutterland des Eisens" [2]) nennt, einen Besuch gemacht. Das Erz wird von diesen Schmieden in einer gemeinsamen Schmelze gewonnen und in Luppen ausgeschmiedet, von denen jede 6 Oken oder 13 1/2 Pfund wiegt. Der Schmelzofen scheint danach den einfachen Rennöfen der Römerzeit und des Frühmittelalters ähnlich konstruirt zu sein. Höchst auffallend ist aber das Gewichtsverhältniß, in welchem diese Barren der Chalyber zu denen von Khorsabad und dem Mittelrheinlande stehen. Sie kommen nach Abzug des Abnutzungsgewichtes und des Oxydationsprocesses dem Durchschnittsgewichte der rheinischen Barren von 6 kg so nahe, daß hierin an keinen Zufall zu denken sein wird. Nach Aeschylos, Xenophon, Strabo [1]), Aristoteles galt der Stamm der Chalyber als der Eisenstamm κατ' ἐξοχήν; das ganze Volk lebte von der Eisenbereitung; nach des Aristoteles' genauem Wortlaute verstanden sie die Kunst,

[1]) Vergl. L. Beck a. a. O. S. 263 bis 268.
[2]) Prometheus, Vers 302.

[1]) Vergl. L. Beck a. a. O. S. 263 bis 264.

vorzüglichen Stahl herzustellen. Es läßt sich leicht vorstellen, daß das Gewicht ihrer Luppen auf dem Eisenmarkte der Vorzeit, den sie mit Primawaare und in erster Linie versorgten, maßgebend wurde für die ganze Fabrikation von Eisenbarren überhaupt. Man machte die Form von der Seite anderer Schmiede nach, um dem Glauben an gleichen Inhalt Vorschub zu leisten. Auf diese Weise mag es gekommen sein, daß sich die Form dieser chalybischen Barren, vom Süden des Kaukasus, vom metallberühmten Kolchis aus sowohl nach dem Westen zu den Norikern, Galliern und Britanniern verbreitet hat und hier in der la Tène-Zeit und während der römischen Periode den Markt beherrschte, als auch nach Südosten nach Ninive und Babylon und nach dem Süden auf den Eisenmarkt der Phönizier nach Tyrus gelangte. Das Urgewicht der Chalyber, 6 Oken = ca. 6 kg, hielt man dabei fest und theilte die Barren zum handlicheren Gebrauche auch in Halbbarren ein.

Fehlt auch im Kettenschlusse, daß diese Chalyber und Moscher durch die vermittelnde Thätigkeit der Phönizier und Griechen, welche an der Küste von Kolchis eine Reihe von Handelsstädten besaßen[1]) (Kerasia, Phasis, Dioscurias, Sebastopolis u. A.), maßgebend wurden für die Form und das Gewicht unserer mittelrheinischen Eisenbarren, sowie überhaupt des geschmiedeten Eisens der Vorzeit, so liegt doch das Resultat des Schlusses auf der Hand, und gerade ein solcher Ausblick in den Handelsbetrieb der fernen Vorzeit mag zu weiteren Forschungen und Untersuchungen anregen. Dürkheim, März 1886.

[1]) Vergl. H. Kiepert: „Lehrbuch der alten Geographie", §. 88 und L. Beck a. a. O. S. 265 oben.

Die Krankheit Mali-Mali oder Latah der Malayen.

Nach dem Spanischen des Dr. Armangué (Barcelona) und Dr. Maseras (Manila[1]).

In verschiedenen älteren wie neueren Reisewerken wird öfters einer eigenthümlichen Krankheit gedacht, welche unter den Malayen des Indischen Archipels nicht allzuselten ist und welche darin besteht, daß der Kranke gegen seinen Willen alles nachmacht, was ein anderer ihm vormacht oder anbefiehlt. Der Kranke ahmt die lächerlichsten und gefährlichsten Dinge oder alles Geräusch nach, das sein Ohr trifft, in einer Weise, als ob sein Seelenheil davon abhinge, mag nun dieses Geräusch in dem Krähen eines Hahnes, dem Zischen einer Schlange oder den Wirbelklängen einer Trommel bestehen. Dr. Maseras lernte einmal eine Mali-Mali-Kranke in einer kleinen Gesellschaft zu Manila auf folgende Weise kennen. Es war dies eine gebildete und wohlerzogene Mestizin. Ein Herr aus der Gesellschaft, dem die Krankheit des Mädchens bekannt war und der auf Kosten der Unglücklichen für das Amusement der Versammelten sorgen wollte, stellte sich vor die Mestizin hin und begann allerlei groteske „Gesichter" zu schneiden. Die Arme that nun alles wie ein Automat nach; die Angst und der Schrecken, welcher in ihren Augen zu lesen war, bewiesen dem Dr. Maseras sofort, daß die Mestizin nicht freiwillig auf einen Scherz eingehe, sondern daß hier ein Fall von Mali-Mali vorläge, und so machte er dem brutalen „Spaße" des Caballero ein Ende.

Diese Krankheit, welche auch bei anderen Völkern und Rassen, wenn auch nicht so häufig, beobachtet worden ist, wird nach O'Brien von den eigentlichen Malayen Latah genannt, welchen Namen auch die von der Krankheit befallenen Personen selbst führen. Es darf freilich nicht verschwiegen bleiben, daß das Wort Latah auch auf alle jene Leute angewandt wird, welche ein reizbares oder excentrisches Wesen an den Tag legen. Bei den Malayen der Philippinen führt diese Krankheit den Namen Mali-Mali. Das Latah oder Mali-Mali ist schon früher beobachtet und beschrieben worden, am eingehendsten von dem eben erwähnten O'Brien, der in dem 8. Bande der Archives de Neurologie hierüber eine Studie unter dem Titel: Jumping, Latah, Miryachit (Juli 1884) veröffentlicht hat. O'Brien hält diese Krankheit für eine überaus große Reizbarkeit des Nervensystems und unterscheidet drei Klassen derselben. Zur Klasse A. zählt er alle jene Leute, welche durch ein plötzliches, unerwartetes oder sehr heftiges Geräusch oder durch den Anblick einer aufregenden oder gräßlichen Scene in einen Zustand hochgradiger Erregtheit gerathen. Diese Erscheinung kann man zwar bei Individuen aller Rassen wahrnehmen; bei dem Latah der Malayen aber tritt dieser Zustand in eigenthümlichen Formen einem vor die Augen. Der von dieser Art des Latah Befallene stürzt sich, von einem unwiderstehlichen Impulse getrieben, auf den ersten ihm in die Augen fallenden Gegenstand und stößt hierbei, gleichfalls ohne oder auch wider seinen Willen, Ausrufungen aus, welche immer obscönen Inhaltes sind, mag nun der Latahkranke dem männlichen oder weiblichen Geschlechte angehören. Bei dem Mali-Mali der philippinischen Malayen sind obscöne Redensarten nicht immer eine Begleiterscheinung dieser Krankheitsklasse A., ja Dr. A. Maseras hält diese Beobachtung O'Brien's für eine nicht zuverlässige, was aber wohl nur so viel sagen will, als daß eben O'Brien diese Krankheit auf den Philippinen nicht studiren konnte, weil er ja nur auf Malacca und in Holländisch-Ostindien geweilt hat.

Bei der Klasse B. gerathen die Disponirten in die Latah-Ekstase, ohne daß ein außergewöhnliches Ereigniß oder ein heftiger Schall den Anlaß hierzu geboten hätte. O'Brien führt hierfür folgende Beispiele an: Eines Tages fuhr er mit mehreren Ruderern einen Fluß hinauf, als er unter anderem das Wort buaya, d. h. Kaiman, fallen ließ. In demselben Augenblicke sprang einer der Ruderer entsetzt in die Höhe und suchte mit allen Zeichen des Entsetzens sich in Vertheidigungszustand zu setzen. Erstaunt fragte O'Brien die anderen Bootsleute, was dies zu bedeuten hätte; er erhielt zur Antwort, jenes Wort buaya wäre für ihren Kameraden ein Latah (denn mit diesem Namen bezeichnen die Malayen nicht nur die Krankheit, sondern auch alles, was sie hervorruft). Bald darauf tödtete O'Brien mit einem glücklichen Schusse einen Kaiman; statt nun

[1]) La Oceania Española, Manila, Octubre 1885. Vergl. übrigens Emil Metzger, Sakit Latah, im „Globus", Bd. 42, S. 381.

Furcht zu zeigen, stürzte sich nun jener Latah-Kranke sofort auf das erlegte Thier und öffnete demselben mit einem Knittel den Rachen angelweit auf, während seine gesunden Kameraden sich in respektvoller Entfernung von dem Ungethüme hielten, das ja möglicher Weise nur schwer verwundet sein konnte. O'Brien kannte weiter einen malayischen Arzt, der ebenfalls von namenloser Angst ergriffen wurde, wenn man den Tiger nannte, und doch gehörte er sonst zu jenen wenigen Tollkühnen, welche in der Nacht und allein sich in die dichtesten Dschungeln wagten.

Was die Klasse C. anbelangt, so gehören zu dieser alle jene Leute, welche, ohne daß man sie hierzu aufgefordert hätte, plötzlich alles nachsprechen, was ihre Umgebung spricht oder alle Gesten und Bewegungen der umstehenden Personen nachahmen oder schließlich allerlei Geräusch und Töne, die an ihr Ohr schlagen, wiederzugeben suchen. Während die Latah-Kranken der Klasse B. immer in Ekstase gerathen, sobald sie das für sie verhängnißvolle Wort ꝛc. vernehmen, vergehen für die Individuen der Klasse C. oft lange Zeiträume, ohne daß ein Anfall eintritt. Sonst sind sie ganz vernünftige und verständige Leute. Häufig ist diese Art der Krankheit mit den Erscheinungsformen A. und B. kombinirt, doch tritt sie vielfach ganz selbstständig auf. Als O'Brien im Jahre 1875 die Halbinsel Malacca bereiste, nahm er einen jungen Malayen in Dienst, den seine Genossen zwar als einen Latah bezeichneten, der aber in seiner Redeweise wie in seinem Benehmen sich als ein ganz vernünftiger Mensch erwies. 24 Stunden später ließ O'Brien zum Zeichen der Freude eine Rakete steigen und wollte eben die zweite abbrennen, als der Jüngling ihn heftig wegstieß, ihm den Raketenstock aus der Hand riß und selbst den Feuerwerkskörper zum Losgehen brachte; kaum schoß die Rakete empor, so warf sich der „Latah" mit voller Wucht platt auf den Boden, wobei er einen Schrei ausstieß, wie man ihn nur von Wahnsinnigen zu hören gewohnt ist; auch sonst zeigte er alle Anzeichen eines sinnlosen Schreckens. O'Brien war hierüber sehr erstaunt, denn dem malayischen Charakter pflegen heftige Gemüthsäußerungen zu fehlen. Nach diesem Anfalle verhielt sich der Diener wieder so ruhig und vernünftig wie vordem. Am folgenden Tage schiffte sich O'Brien ein und winkte vom Bord seines Bootes dem auf dem Strande zusehenden „Latah" einen Abschiedsgruß zu. Der Malaye begann sofort mit großem Eifer und ohne Unterlaß mit der Hand zu winken. So lange er sichtbar blieb, stand er da wie ein Automat und schwenkte heftig seinen emporgehobenen Arm. Eine Wendung des Flusses entzog den Kranken den Blicken O'Brien's, der nun aus langer Weile ein Liedchen zu pfeifen begann. Als das Boot das Flußknie umschifft hatte, erblickte man am Ufer den hierher geeilten „Latah", welcher wieder unaufhörlich mit der Hand winkte und dasselbe Marschlied pfiff, das O'Brien angestimmt hatte. Einige Zeit darauf kam O'Brien mit einer Malayin zusammen, welche über die Blüthe der Jahre schon hinaus war, und deren Ehrbarkeit nicht bezweifelt werden konnte. O'Brien sprach mit ihr durch volle 10 Minuten, ohne daß er etwas Abnormes an Wesen und Sprache wahrgenommen hätte. In dem Augenblicke aber, als der Begleiter jener Frau eines seiner Kleidungsstücke ablegte, begann sie sofort sich zu entkleiden und sie hätte auch den letzten Fetzen sich vom Leibe gerissen, wenn O'Brien dies nicht verhindert hätte. Das Auffälligste an der Sache war die Wuth der Frau gegen ihren Begleiter, der durch seine Handlungsweise ihren Latah-Anfall hervorgerufen hatte. Während sie eines Kleidungsstückes nach dem anderen sich entledigte, schimpfte sie unaufhörlich auf ihn, nannte ihn „Schwein" u. dgl. und bat O'Brien, er solle den Beschimpfer ihrer Ehre tödten. Dr. Maseras kennt in Manila eine tagalische, etwa 55 bis 60 Jahre alte Bäuerin, welche in ihrem Milchhandel vielfach durch Mali-Mali-Anfälle gestört wird. Wie jene Malayin O'Brien's hegt auch sie während des Anfalles gegen die boshaften Veranlasser eine große Wuth; trotzdem ahmt sie, einem unwiderstehlichen Triebe gehorchend, alles nach, was man ihr vormacht.

Eine vierte Klasse D. könnte man aus jenen Individuen bilden, welche die interessanteste Form der Latah-Krankheit repräsentiren: O'Brien kam nämlich während seiner Reisen mit „Latahs" zusammen, welche, ohne daß er irgendwie etwas dazu beigetragen, ihren Willen, ihre Bewegungen ꝛc. ihm in einem solchen Grade unterwarfen, daß er keine lebenden Menschen, sondern gehorsame Automaten vor sich zu haben schien. Diese Klasse von „Latahs" schien jede eigene Willensäußerung, jede selbständige Handlungsweise eingebüßt zu haben, kurz, sie benahmen sich so, als wären sie der Hypnose verfallen.

Schon bei den übrigen Latah-Klassen ist der Zwang, der den Anfall charakterisirt, ein unüberwindlicher, so daß der Kranke wider seinen Willen zum Verbrecher, ja zum Mörder wird. Für letzteres sei ein Beispiel angeführt. Der malayische Koch eines Dampfers saß in einer freien Stunde auf dem Deck des Schiffes und scherzte und spielte mit seinem Söhnchen, welches er auf seinen Armen wiegte. Ein alberner Matrose, der den bereits als „Latah" bekannten Unglücklichen zum besten haben wollte, ergriff ein Stück Holz, nahm es in seine Arme und wiegte es hin und her. Der Koch bemerkte dies und bekam auch richtig seinen Anfall: was der Matrose mit dem Holze machte, das that auch der „Latah" mit seinem Kinde. Bei einer ungeschickten Bewegung des Matrosen fiel ihm der Knittel aus der Hand, worauf der bedauernswerthe „Latah" sein Kind ebenfalls auf den Boden fallen ließ, so daß es durch die Wucht des Anpralles augenblicklich getödtet wurde. Ein andermal zerriß in Singapur eine Europäerin einen Brief und warf die Fetzen zum Fenster hinaus; kaum hatte dies eine „Latah" gesehen, als sie dieselbe Procedur mit einem Pack neuer Kleider vornahm. Bemerkenswerth ist übrigens, daß junge Mädchen selten an Latah leiden, wenn aber dies der Fall ist, so äußert sich die Krankheit durch völliges Abhandenkommen aller geschlechtlichen Moral; häufiger findet man unter älteren Frauen Latah-Erscheinungen, welche hier, wenn auch nicht so oft, doch erotischen Beigeschmack haben, so daß eine 75jährige Greisin während des Anfalles ein Benehmen zur Schau trägt, das man nur bei einer zwanzigjährigen Prostituirten vorzufinden pflegt.

Da die weiteren Ausführungen der beiden spanischen Aerzte dem Gebiete der Medicin und Psychiatrie angehören, also nicht mehr in den Rahmen dieser Zeitschrift sich einfügen lassen, so sei zum Schlusse nur noch ein „Fall" von Latah (oder richtiger Mali-Mali) angeführt. Dr. A. Maseras ging einmal über die Straßen der Festung Manila, als er eine Gruppe von Sträflingen bemerkte, welche unter der Aufsicht eines Korporals arbeitete. Da die Sträflinge sich nicht besonders eifrig zeigten, so zankte sie der wachhabende Unteroffizier aus. Einer von den Sträflingen, welcher durch die automatenartige Weise seiner Bewegungen dem Arzte bereits aufgefallen war, wiederholte sofort die Worte des Korporals; dieser glaubte sich zuerst verhöhnt und hieb mit seinem Rohrstabe auf den vermeintlichen Spötter ein, der aber entriß ihm das Rohr und hieb nun seinerseits, nicht auf den Aufseher, sondern auf seine Kameraden ein. Letztere merkten gleich, was eigentlich vorläge

und machten ihm allerlei Gesten vor, die der Unglückliche — ein Mann malayischer Abkunft Namens Pedro Gallego — sofort nachahmte. Dem zusehenden Dr. Maseras rief einer der Sträflinge in dem „Küchenspanisch“ der Tagalen zu: Parejo que un espejo, d. h. „er gleicht einem Spiegel“.

F. Blumentritt.

Die Arbeitergenossenschaften (Artelle) in Rußland[1]).

Chr. H. Artell ist die auf Vertrag gegründete Vereinigung einer Anzahl gleichberechtigter Personen, welche durch gegenseitige Bürgschaft gebunden, dieselben wirthschaftlichen Ziele verfolgen und bei Ausübung eines Gewerbes entweder an der Arbeit allein oder an der Arbeit und am Kapitale betheiligt sind.

Die Artelle (Arbeitergenossenschaften) sind in Rußland außerordentlich verbreitet. Man trifft Artelle im hohen Norden, in den südrussischen Gouvernements, im Kaukasus wie in Sibirien, sowohl unter den slavischen, als unter den nichtslavischen Stämmen des russischen Reiches. Am häufigsten finden sich die Artelle in den großrussischen Gegenden, im Gebiete der Flüsse Wolga, Oka und der nördlichen Dwina.

Von Alters her bis auf den heutigen Tag haben die eigentlich russischen Artelle zwei verschiedene wirthschaftliche Zwecke: 1) den Verbrauch (Konsum), 2) das Gewerbe oder den Betrieb. Man kann demnach alle Artelle in zwei Gruppen bringen: Konsumartelle (Verbrauchsartelle) und Gewerbe- oder Arbeitsartelle.

Die sogenannten Konsumartelle führen in der russischen Volkssprache den Namen Chartschewije artelli, wörtlich Speiseartelle; sie sind überall dort anzutreffen, wo Personen, welche einem und demselben Gewerbe nachgehen, entfernt von ihren Familien, ihrem Hause, ihrer Heimath arbeiten müssen. Die Mannigfaltigkeit derartiger Gewerbe in Rußland führt zu einer weit ausgedehnten Verbreitung derartiger Artelle, und die Beweggründe, welche zur Bildung solcher Artelle Veranlassung geben, sind leicht begreiflich.

Dem Arbeiter kosten, wenn er allein lebt, Wohnung und Nahrung sehr viel, deshalb vereinigen sich 10 bis 15, sogar 50 Kameraden, um ein gemeinsames Quartier zu miethen und gemeinsam zu essen. Die Organisation dieser Artelle ist sehr einfach. Alle Mitglieder des Artells bezahlen gleiche Antheile für die Wohnung, Heizung und Lebensmittel. Im Namen des Artells wird eine Köchin gemiethet. Die Glieder wählen den Erfahrensten aus ihrer Mitte zum „Aeltesten“ (Starost); er hat die Sorge und die Verpflichtung zum Einkaufen der Lebensmittel. Die Nahrungsmittel werden beim Fleischer und in den betreffenden Läden auf Schuld genommen, der Starost macht wöchentlich oder zweimal monatlich die Berechnung und giebt seinen Kameraden Rechenschaft. Der Artell prüft die Berechnung und die einzelnen Glieder erlegen die ihnen zugewiesene Summe. Gewöhnlich führt der Starost sein Amt unentgeldlich oder er bekommt eine sehr unbedeutende Entschädigung. Diese Konsumartelle sind so sehr in Gebrauch, so einfach in ihrer Einrichtung, daß ihrem Zustandekommen nur ein mündlicher Vertrag vorhergeht. „Wir wollen zusammen wohnen und zusammen kochen“, sagen einige Leute zu einander, und das Resultat dieser Unterredung ist die Bildung eines Artells. Nach Beendigung der Arbeiten an einem Orte geht der Artell auseinander und im nächsten Jahre nehmen viele Mitglieder Antheil an einem Konsumartell in einem anderen Orte und mit anderen Kameraden.

Viel mehr Mannigfaltigkeit bieten die sogenannten Gewerbeartelle (russisch Promyschlennije Artelli). Man zählt bis 60 verschiedene Gewerbe, welche im Artell betrieben werden, und der Unterschied zwischen den einzelnen Gewerben bedingt auch den Unterschied in der Organisation der Artelle. Um die wichtigsten Unterschiede festzuhalten, kann man diese Artelle in zwei Gruppen theilen: 1) in selbständige, 2) in solche, welche von Unternehmern abhängig sind. In der ersten Gruppe sind Unterschiede bemerkbar zwischen den Artells älterer und neuerer Zeit.

Die selbständigen Artelle des alten Typus finden Anwendung in denjenigen Gewerben, Erwerbszweigen oder Beschäftigungen, welche von Alters her in Rußland bekannt sind: bei der Jagd, Fischerei, Ackerbau, bei den Zimmerleuten (russisch Plotniki), Holzhauern, Arbeitern auf Flößen und Booten (russisch Burlaki) und bei vielen anderen. In diesen Erwerbszweigen sind die Artelle schon in ältester Zeit entstanden und deshalb hat sich ein Gewohnheitsrecht herangebildet, welches den Abschluß besonderer schriftlicher Verträge in jedem einzelnen Falle überflüssig macht. Gewöhnlich treten zu einem Artell Personen zusammen, welche einander bekannt sind, Bewohner einer und derselben Ortschaft, Personen, welche bestimmte, durch den Charakter des Gewerbes gebotene Forderungen erfüllen, Leute, welche geschickt, ehrlich, nüchtern, mannhaft und tapfer sind. Ein jeder bringt seine Werkzeuge mit sich, welche entweder dem Einzelnen zur Nutznießung bleiben oder zur allgemeinen Masse kommen; die Netze der einzelnen Fischer z. B. werden zusammengenäht und geben ein einziges Artellnetz. Der Artell wählt aus seiner Mitte einen Starost und giebt ihm weitere Vollmachten; der Starost leitet nicht nur den Erwerb oder den Betrieb des Gewerbes, er verkauft die Beute, er wacht über die Führung der Glieder: er legt den einzelnen Geldstrafen auf und unterwirft sogar, wie bei Fischern und Bootsarbeitern (Burlaki) für schwere Vergehen (Tielstore), die einzelnen einer Körperstrafe. Der Umfang der Vollmacht ist erklärlich aus dem Vertrauen, welches die Glieder des Artells (Arteltschiki) ihrem „Aeltesten“ schenken; er lebt unter ihren Augen, sie kennen ihn und schätzen seine Erfahrung. Die geringe Zahl der Mitglieder eines Artells giebt jedem einzelnen die Möglichkeit, die Thätigkeit des Starosts zu kontroliren und deshalb erscheint ein besonderes Organ der Kontrole überflüssig. Sobald aber der Starost einmal das Vertrauen seiner Kameraden getäuscht hat, so wird er im nächsten Jahre gewiß nicht wieder an die Spitze des Artells gestellt.

Selbständige Artelle neueren Ursprunges trifft man in denjenigen Erwerbszweigen, welche erst kürzlich, nicht früher als im 18. Jahrhundert, in Rußland aufgekommen sind; solche Artelle sind die der Börsenarbeiter, Lastträger, Ballast-

[1]) Nach dem Russischen von Andrei Issajew (Ergänzungen zu Bd. I. der russischen Uebersetzung von Reclu's Rußland. St. Petersburg 1884, S. 233 u. ff).

träger und aller solcher, welche sich mit Arbeiten in den Häfen, mit dem Bewachen und Verpacken der Waaren u. a. m. beschäftigen. Solche Artelle, wie die letztgenannten, welche in den Städten existiren, größtentheils aus Bauern bestehen und viele Glieder, oft mehrere hundert, zählen, haben eine viel komplicirtere Einrichtung. Schriftlich oder nicht selten gerichtlich bestätigte Gesetze oder Statuten bestimmen genau die Rechte und die Pflichten der Glieder, die Verwaltung und Bildung eines gemeinsamen Kapitals u. s. w. Komplicirte Arbeitsleistungen bedingen auch komplicirte Verwaltungen. Die geschäftsführende (anordnende) Gewalt ruht in den Händen der allgemeinen Versammlung, an welcher die einzelnen Glieder mit je einer Stimme gleichberechtigt theilnehmen. An der Spitze der ausführenden Gewalt stehen die Starosten, welche die Arbeiten leiten, die Schreiber, denen die Korrespondenz obliegt, die Kassirer u. s. w. Die Rechte und Pflichten dieser Leute sind genau begrenzt; die allgemeine Versammlung sowie zeitweilig ernannte besondere Kommissionen führen über jene eine strenge Kontrole. Jenes Vertrauen, welches die Glieder des Artells der ersten Gruppe ihrem „Aeltesten" schenken, existirt hier nicht und kann nicht existiren wegen der großen Anzahl der Glieder und wegen der Unbekanntschaft der einzelnen unter einander. Aber hier wie dort wird strenge Disciplin geübt, unbedingter Gehorsam der einzelnen wird gefordert. Die komplicirte Einrichtung dieser Artelle spricht sich auch darin aus, daß das Bestreben vorhanden ist, die Kapitalien der Artelle richtig zu verwenden: ein Theil des Kapitals ist zum Umsatze, zum Handel bestimmt, der andere Theil dient unter verschiedenen Bezeichnungen als Grundkapital. Endlich ist ein charakteristischer Zug dieser neuen Artelle das Bestreben, in kapitalistische Unternehmungen sich einzulassen. Die große Ausdehnung der Arbeiten, welche das Vertrauen der Handelswelt den Artellen überträgt, zwingt dieselben, in bedeutendem Maße auch an die einzelnen Glieder hohe Anforderungen zu stellen und die Einkaufssumme, durch welche die Einzelnen sich das Mitgliederrecht erwerben, stark zu erhöhen. Hier und da betragen diese Einkaufssummen 800 bis 1000 Rubel (1400 bis 2000 Mark), was selbstverständlich den Aermeren den Zutritt zu diesen Artellen unmöglich macht.

Alle selbständigen Artelle, wie verschieden sie auch im einzelnen sein mögen, sind darin einander gleich, daß die Glieder gleichen Antheil am allgemeinen Gewinne haben; unter der Bedingung, daß er mit seiner Arbeitsleistung und seinem Kapital dem andern gleich sei, erhält ein Jeder auch gleichen Gewinntheil. Im Einzelnen ist die Vertheilung der Einnahmen verschieden: in einzelnen Artellen wird der ganze Gewinn gleichmäßig unter alle Theilnehmer getheilt, so bei den Feldarbeitern, in anderen Artellen (z. B. den Fischern) wird ein Theil des Gewinnes zum Kapital geschlagen, der andere Theil gebührt der Arbeit. Die Vereinigung des Kapitals mit der Arbeit führt dahin, daß die Einnahmen der Artellglieder höher sind, als die der frei gemietheten Arbeiter; die mittlere Einnahme eines Petersburger Arteltschiks übertrifft die eines frei gemietheten Arbeiters um das Doppelte. In den Artellen der Landarbeiter des Gouvernements Kasan verdient ein Glied einen Rubel (zwei Mark täglich), der gemiethete Arbeiter nur 60 Kopeken (1 Mark 20 Pfennig). In Südrußland erwirbt das Glied eines Zimmermanns-Artells 25 Rubel (50 Mark) monatlich, der gemiethete Arbeiter nur 12 Rubel (24 Mark). Die Artelle verbessern die materielle Lage ihrer Glieder und befördern zugleich durch die strenge Auswahl der Glieder und die stete Aufsicht derselben die Entwickelung moralischer Eigenschaften, der Ehrlichkeit, der Nüchternheit.

Diejenigen Artelle, welche vom Kapital allein abhängig sind, verhalten sich wie die selbständigen, insofern als alle Glieder völlig gleichberechtigt sind. Aber sie unterscheiden sich von einander entweder nur durch die Art und Weise, wie die Glieder ihren Vortheil aus dem Unternehmen ziehen, oder auch gleichzeitig durch den Einfluß, den die Glieder auf den Verwaltungsrath ausüben. Als Grund der Abhängigkeit der Artelle vom Kapitale ist der Nothzustand anzusehen, welcher den russischen Bauer drückt. Hat der Bauer Schulden, so hat er nicht die Mittel, an einem selbständigen Artelle sich zu betheiligen, sondern ist genöthigt, in ein Artell zu treten, welches von einem Kapitalisten abhängig ist. Die Beziehung, welche ein Kapitalist zu einem Artell hat, ist nicht überall dieselbe. Hat der Kapitalist auch die Glieder des Artells in Folge von Schulden in seinen Händen, so nimmt er doch keineswegs Antheil an der Leitung des Erwerbes; er begnügt sich damit, den Löwenantheil zu beanspruchen und überläßt den Artell sich selbst, so daß derselbe sich in gleicher Weise verwaltet, wie die Artelle der ersten Gruppe. Es finden sich derartige Artelle des Fischereibetriebes am Weißen Meere und an den binnenländischen Seen. In anderen Fällen betheiligt sich der Kapitalist entweder selbst oder durch einen Bevollmächtigten an der Leitung des Betriebes. Hier ist von einer Selbstverwaltung keine Rede mehr; der Unternehmer hat nicht allein alle Rechte in Betreff der Führung des Unternehmens an sich gezogen, sondern übt auch die ganze disciplinare Gewalt, welche in den selbständigen Artellen die allgemeine Versammlung und die Vertrauensmänner haben. Schließlich muß man sagen, daß in diesen Fällen die Glieder der Artelle keinen größeren Vortheil aus der Unternehmung ziehen, als gemiethete Arbeiter, und nur die Art und Weise, wie der Gewinn vertheilt wird, erinnert noch an die Artelle.

Es liegen keine Daten vor, um auch nur annähernd die Zahl der russischen Artelle und ihrer Glieder zu bestimmen. Ohne große Fehler zu begehen, kann man aber behaupten, daß die Glieder der Konsumartelle nach Millionen zählen, die der Gewerbeartelle mindestens nach Hunderttausenden.

Kürzere Mittheilungen.

Die Entwässerung und Urbarmachung der Polesje.

Eines der letzten Hefte der „Russischen Revue" brachte einen eingehenden Aufsatz über das Wasser in Rußland und seine Heranziehung oder Entfernung zur Erreichung gewisser Kulturaufgaben in den einzelnen Bezirken des europäischen Rußland. Diesem entnehmen wir die nachfolgenden Angaben über das große Sumpfgebiet im Westen des Reiches.

Die Polesje, die Pinskischen Sümpfe umfassend, nimmt ein Dreieck zwischen den Städten Brest-Litowsk, Mohilew und Kiew von einer Größe von 1600 Quadratmeilen ein, ist also dreimal so groß als Belgien. Es umfaßt das

ganze Stromgebiet des Pripet bis zu seiner Mündung in den Dnjepr. Nur ein Viertel des Landes ist bebaut und beherbergt ungefähr eine halbe Million Einwohner, das Uebrige ist von Wäldern und Sümpfen bedeckt. Im Frühjahr treten beim Schneeschmelzen durch den Pripet und seine zahlreichen Nebenflüsse große Ueberschwemmungen ein, was der schlechten Stromregulirung wegen stets zunehmende Verschlammung der Niederungen und Versandung der Ufer zur Folge hat. Der Boden ist mit Feuchtigkeit übersättigt, so daß nur Schilf, Binsen und Riedgras wachsen, und selbst höher gelegene Tannen zu faulen beginnen, wenn ihre Wurzeln den sumpfigen Untergrund erreichen. Der größte Theil der Wälder ergiebt keine Einnahmen, weil der Transport per Achse theils zu theuer, theils unmöglich ist und Kanäle zum Flößen mangeln. Auf den riesigen Weide- und Wiesenabhängen ist das Vieh durch sumpfiges Trinkwasser, zu große Feuchtigkeit und Morastfliegen leicht Seuchen ausgesetzt. Ebenso verderblich wirkt das Klima auf den Menschen, da die im Sommer durch Sumpfgährung entstehenden Miasmen leicht Weichselzopf, Typhus, Fieber, Kehl- und Lungenleiden herbeiführen. Die Communication ist schwierig. Frieren im Winter die Sümpfe zu, so wird sie erleichtert, fällt aber nach einem regnerischen Herbst Schnee, bevor die Moräste frieren, so verhindert der dünne Brei von Schnee und Koth jede Verbindung.

Im Jahre 1873 wurde auf Anordnung des russischen Domänenministers, Grafen Walujew, mit den Entwässerungs- und Austrocknungsarbeiten begonnen, um durch Umwandlung der Sümpfe für die benachbarten Korn bauenden Gouvernements ein großes Wiesen- und Weidegebiet zu gewinnen. Es werden Magistralkanäle da gebaut, wo sich große Krongüter befinden, Seitenkanäle dort, wo Krongüter oder Privatländereien liegen, deren Besitzer an den Ausgaben Theil nehmen. Von 1873 bis 1882 sind 1 320 000 Rubel ausgegeben worden, und zwar 150 000 Rubel für allgemeine Untersuchungen, 1 170 000 Rubel für Kanäle (in der Länge von 1560 Werst), Brücken, Schleusen, Expropriationen und Besoldungen. Privatpersonen haben 73 000 Rubel beigetragen. Dadurch sind bereits 1) 38 Quadratmeilen ganz unzugänglicher Sümpfe in Wiesen verwandelt worden, die acht bis neun Millionen Rubel jährlicher Einnahmen abwerfen, 2) 54 Quadratmeilen Busch und Wald entwässert, fünf bis sechs Millionen Rubel werth, 3) 28 Quadratmeilen Kronwald mit flößbaren Kanälen versehen worden, sechs bis sieben Millionen Rubel, 4) 3,6 Quadratmeilen Acker- und Gartenland der Ueberschwemmung entrückt, und 3,4 Quadratmeilen guten Landes (Inseln) zugänglich gemacht worden, ein bis zwei Millionen Rubel werth, 5) 132 Quadratmeilen durch Kanalisation zu einem Werthe von drei bis fünf Millionen Rubel erhoben worden. Der Gesammtwerth dieser 260 Quadratmeilen ist von fünf Millionen auf 19 bis 25 Millionen Rubel gestiegen, hat sich also vier- bis fünfmal vergrößert.

Für die Staatswirthschaft liegt ein bedeutender ökonomischer Vortheil darin, daß schon jetzt eine Million Pud Heu zu 35 bis 40 Kopeken das Pud gepreßt per Eisenbahn in den Warschauer Militär-Bezirk gebracht wird, während das bisher gebrauchte Quantum von 1 400 000 Pud Heu 60 bis 80 Kopeken das Pud kostet. Ebenso vortheilhaft ist es, daß ein großes Quantum von Fleisch für eine Armee an der Westgrenze disponibel wird. Ferner heben die russischen Berichte hervor, daß durch neu herbeiströmende Ansiedler, besonders Altgläubige aus Kowno und Grodno, eine wünschenswerthe Ausgleichung in der Bevölkerung von Westrußland zu Stande kommt.

Indessen hat das Entwässerungsprojekt in Rußland auch Gegner. So behauptet der „Ruß“, daß durch die Austrocknung der Polesie die strategische Bedeutung derselben als Rücken-, resp. Flankendeckung bei einem Kriege mit den westlichen Nachbaren aufhören werde. Dieser Einwand wird aber durch die Erwägung hinfällig, daß das Sumpfgebiet auch der eigenen Armee das Vordringen oder den Rückzug erschweren muß, und daß es dagegen ein Vortheil ist, dieses große Gebiet durch seine örtlichen Hilfsquellen an Heu, Fleisch und Getreide als Stützpunkt einer in Polen oder Westrußland operirenden Armee dienstbar zu machen.

Wie die „Nowosti“ melden, ist am 18. November vorigen Jahres die Frage, den Bau einer Eisenbahn von Homel nach Briänsk via Klinzy betreffend, endgiltig entschieden worden. Die Bahn soll binnen einem Jahre dem Verkehre übergeben werden. Ein zweiter Einwand, daß der Dnjepr und Pripet durch Kanalisation seicht werden könnten, ist ebenso hinfällig. Während eines Theiles des Jahres müssen sie floß- und schiffbarer werden als früher, die großen Wälder sichern einen steten Zufluß, und zudem lassen sich durch Regulirungen, Sprengungen und Vertiefungen die von Natur flachen Flußbette bessern. Die Meinung der „Ruß“ endlich hinsichtlich der Nutzlosigkeit der Arbeiten beruht auf dem Zirkelschlusse: weil Sümpfe in der Polesje sind, ist die Bevölkerung gering und da diese nicht groß ist und daher kein Bedürfniß nach Land mehr hat, soll keine Entwässerung vorgenommen werden.

Dagegengehalten läßt sich die Pflicht der Regierung nicht leugnen, einen solchen Herd von Krankheiten, sowie die Ursache des physischen und moralischen Siechthums einer halben Million Menschen zu vernichten, ferner die Einträglichkeit ihrer enormen Besitzungen (138 Quadratmeilen) zu steigern und schließlich die großen Vortheile bei der Lieferung von Naturalien für den Warschauer Militärbezirk, sowie strategische Rücksichten im Auge zu behalten. Jedenfalls ist für Rußland hier eine intensivere Kultivirung vermittels Entwässerung und Bedüngung bedeutend gewinnbringender, als auf wasserarme Steppen im Osten und Südosten überzugehen, welche ihre Produkte bei den ungeheuren Entfernungen billig nirgends hinschicken können.

Das indische Theater.

Professor Angelo de Gubernatis schreibt aus Madhoa an die „Gazzetta Piemontese“ ungefähr Folgendes über das indische Theater. Ich komme gerade von der buddhistischen Insel Ceylon zurück, wo ich dem wilden Tanze der Singhalesen beigewohnt habe, einem halb dramatischen Tanze, der von Gesang und einer wahrhaft höllischen Musik begleitet wurde. Die Tänzer, nur Männer, die auch die Frauenrollen spielen, sehen so furchtbar aus, daß ein europäischer Zuschauer bei ihrem Anblicke unwillkürlich erschrickt. Im Allgemeinen hat das indische Theater wenig Anziehendes und spielt im Leben auch nur eine sehr untergeordnete Rolle. Es wird nur im Dialekt gespielt und nirgends findet man ein Theater, welches nur einigermaßen mit einem europäischen zu vergleichen wäre. In einer Art Baracke führen die Schauspieler Dramen und Komödien auf, wobei nur ein kleines Publikum der Aufführung, bei welcher Tanz und Gesang mit einander abwechseln, beiwohnt. Auch hier, wie überall, liebt das Volk dasjenige am meisten, was zu den Sinnen spricht.

Ich habe mein indisches Drama Savitri guzuratisch spielen sehen; was auf die Zuschauer den meisten Eindruck machte, war nicht die aufopfernde Liebe der Heldin (deren Rolle allerdings durch einen Mann gegeben wurde, so daß alle Illusionen verschwunden), sondern das Erscheinen von Yama, dem Gotte des Todes. Man muß dabei noch berücksichtigen, daß man einige Couplets zugefügt hatte, deren indische Musik im Stande war, uns Europäer einzuschläfern, der jedoch die guten Indier mit größtem Vergnügen zuzuhören schienen.

Drei Musikanten stehen immer bei der ersten Kulisse bereit, den Gesang zu begleiten, sobald die Schauspieler von dem gesprochenen zu dem gesungenen Worte übergehen; das Lieblingsinstrument ist eine kleine Schalmei, kleiner als die

unserige, der sie einen scharfen, einförmigen Ton entlocken, ähnlich dem Summen einer großen, unerträglichen Mücke.

Ich hoffe die Sakuntala in Bengalen zu hören; sie wird auch im Dialekt gegeben, doch der gesungene Theil ist Sanskrit. Ich kann nicht behaupten, daß ich mir viel davon verspreche. Ein Brahmane hatte die Freundlichkeit, seine Tochter die lyrischen Abschnitte aus der Sakuntala für mich herlagen zu lassen, und fühlte sich glücklich, mich ihren ausgezeichneten Vortrag bewundern zu sehen. Aber leider wurden alle die schönen Verse mit demselben Nasentone, ohne Gluth und Abwechslung gesungen. Alles das hat mich zu der Ueberzeugung gebracht, daß wir das Ideale der Sakuntala viel besser als die heutigen Indier selbst empfinden. Wenn die indischen Schauspieler jedoch sprechen, ist ihr Ton natürlicher, als wenn sie singen.

Ich habe einer im guzuratischen Dialekte geschriebenen Komödie beigewohnt, deren Gegenstand viel Aehnlichkeit hatte mit dem verlorenen Sohne, und welche den Zweck hatte, zu zeigen, wie verkehrt die Indier handeln, wenn sie bei den Hochzeitsfeierlichkeiten nicht nur alle ihre eigenen Besitzthümer, sondern auch den Brautschatz ihrer Frau ausgeben. Es ist eine Thatsache, daß die Indier, die beinahe von nichts leben, von keinem Aufhören wissen, wenn sie einmal anfangen Festlichkeiten zu begehen. Die Gesellschaft, welche dieses Stück aufführte, bestand aus Parsen, natürlich lauter Männern. Die Parsen sind praktische Menschen, ohne viel Ideale, sehr solide und vernünftig und verstehen sich sehr gut mit den Engländern, während sie als „die Juden Indiens“ überall hin kommen, wo sie etwas verdienen zu können glauben.

Hier in Madhoa im südlichen Indien ist eine stehende Gesellschaft, welche in der Tamilsprache vorträgt. Die Preise der Plätze sind 25 Centesimi, ein und zwei Lire; doch sieht man nur selten mehr als 100 Personen im Theater.

Die zahlreichen Mohammedaner in Indien geben besondere Vorstellungen zur Verherrlichung ihrer gottesdienstlichen Feierlichkeiten; gewöhnlich räumt irgend eine angesehene Persönlichkeit den geräumigen Vorplatz ihrer Wohnung zu diesem Zwecke ein, ruft alle Freunde zusammen und erlaubt ferner jedem, der Lust dazu hat, einzutreten. Die Handlung ist immer, ebenso wie in den persischen Dramen, dem Leben Ali's und seiner Jünger entnommen. Auffallend ist dabei die große Theilnahme des Volkes an den Scenen dieser Mysterien; man lacht, man schreit, man weint über das Geschick der Hauptpersonen, schließlich wird die Aufregung so groß, daß man nicht selten die Sache mit Blutvergießen beschließt. Die Mohammedaner haben kein stehendes Theater, keine einzige feste Gesellschaft, ihre improvisirten Theater machen nur einen Theil ihres Gottesdienstes aus.

Gegengift gegen Schlangenbisse.

Die Mittheilung über Mittel gegen Schlangenbisse im „Globus“, Bd. 49, S. 208 ruft uns eine Stelle aus dem 1878 erschienenen Werke des Kapt. Forbes über Britisch-Birma in das Gedächtniß zurück, wo er über die Schlangenbeschwörer handelt. Es heißt da: Manchmal hat man behauptet, daß die Schlangenbeschwörer des Ostens die Thiere ihrer Giftzähne berauben oder daß sie, ehe ihre Vorstellungen beginnen, die Schlangen in Stückchen Wolle beißen lassen, wodurch der Giftvorrath bald erschöpft wird. In der Regel ist dies jedoch nicht der Fall, die Schlangen sind wirklich im vollen Besitze ihres unheilbringenden Vermögens, und das einzige Wunder besteht darin, daß nicht mehr Unglücksfälle stattfinden. In den 10 Jahren, die Forbes als obrigkeitliche Person dort fungirte, kamen fünf Fälle zu seiner Kenntniß, in denen der Tod durch tanzende Schlangen verursacht worden war; in zwei Fällen waren es die Schlangenbeschwörer selbst, in drei anderen Zuschauer, welche dem Gifte als Opfer fielen. Dies ist ein ziemlich deutlicher Beweis gegen die Behauptung, daß die Thiere immer unschädlich gemacht worden sind.

Eines Tages sah Forbes, während er in einem kleinen Dorfe in seinem Zelte saß, zwei Leute und einige Jungen mit einem Korbe von besonderer Form schnell vorbeilaufen. Er rief sie an und hörte auf seine Frage, daß sie Beschwörer wären, die auszogen, um eine große Schlange zu fangen, welche einige Knaben in einem hohlen Baume gesehen hatten. Forbes forderte sie auf, bei ihrer Rückkehr ihm die Schlange zu zeigen, wenn sie dieselbe gefangen hätten. Nach etwa einer halben Stunde kamen sie, gefolgt von einem Haufen Menschen, zurück, drehten den Korb um, und es zeigte sich ein Python, welcher beinahe $2\frac{1}{2}$ m lang war. Das Thier war unschädlich; einer der Beschwörer, der vor dem Thiere auf den Fersen hockte, bewegte seinen Körper hin und her und winkte mit den Händen, wobei die Schlange allen seinen Bewegungen folgte; ab und zu machte sie einen Versuch, auf ihn zu springen, aber dann hielt er sie mit einem Hé! Hé! und einer schnellen Bewegung der Hand zurück.

Nach den ausgedehnten Versuchen, welche Dr. Fayres mit den verschiedenen Schlangengiften und einheimischen Gegenmitteln unternommen hat, scheint sich mit Sicherheit zu ergeben, daß, wenn das Gift einmal durch den Biß einer ausgewachsenen Schlange in das Blut eingedrungen ist, kein Gegengift mehr besteht. Trotzdem haben die Schlangenbeschwörer, deren Beruf es mit sich bringt, sich täglich der Todesgefahr auszusetzen, ein festes Vertrauen in den Nutzen ihrer Gegengifte. Sie räumen nur ein, daß die Gegengifte, nicht zeitig genug angewendet, wirkungslos bleiben können, oder daß vielleicht ein in dem Verwundeten vorhandener Krankheitsstoff die Wirkung beeinträchtigt, wie dies ja auch in anderen Krankheitsfällen manchmal stattfindet.

Während Forbes die obenstehenden Mittheilungen niederschrieb, hatte er einen Schlangenstein und zwei Wurzeln vor sich liegen. Der Gebrauch der letzteren beschränkt sich darauf, daß mit denselben schnell, aber gelinde der gebissene Theil über der Bißwunde bestrichen wird, um zu verhüten, daß das Gift höher steige. Der Stein wird auf die Wunde gelegt, an welcher er festklebt, um nach etwa einer halben Stunde wieder abzufallen, in welcher Zeit er, wie man glaubt, das Gift aufgesaugt hat. Ueber diese Wurzeln konnte Forbes nichts Besonderes berichten; es scheint, daß sie durch indische Schlangenbeschwörer, welche von Zeit zu Zeit nach Birma kommen, mitgebracht werden. Der Stein scheint von derselben Art zu sein wie derjenige, welchen Sir Emison Tennent von Ceylon mitbrachte und der nach der Erklärung Professor Faraday's aus Horn oder Knochen bestand, die verkohlt waren.

Derartige Mittel gebrauchen die Schlangenbeschwörer von Britisch-Birma nicht, sondern sie verlassen sich auf die Wirkung eines Arzneimittels, welches sie an Rumpf und Gliedern einimpfen. Wenn sie gebissen sind, tatuiren sie den ganzen Körper mit der Medicin. Forbes erzählt von einem Falle, den er allerdings nicht selbst sah, der ihm jedoch von einem sehr glaubwürdigen Zeugen mitgetheilt wurde, Folgendes: Einer der berühmtesten Schlangenbeschwörer gab eine Vorstellung mit seinen Schlangen und befahl einem seiner Schüler, eine bestimmte Cobra aus dem Korbe zu nehmen. Der Schüler sah in denselben hinein und bemerkte, daß die Schlange in Ruhe gelassen sein wollte, doch sein Lehrer befahl ihm wiederholt, dieselbe herauszuholen; er gehorchte und spielte mit dem Thiere, worauf dasselbe ihn biß. Er fiel nieder, betrachtete sich als verloren und klagte den Lehrer seines Todes wegen an; der letztere aber begann sofort die Behandlung und brachte mit einer Nadel eine gewisse Quantität des Heilmittels in verschiedene Körpertheile. Der Verwundete wurde ganz schwarz und etwa eine Stunde lang stöhnte und zitterte er, dann erholte er sich nach und nach zur Freude aller Anwesenden, die ihn schon aufgegeben hatten.

Die Beschwörer behaupten, daß sie zweierlei Medicin haben: eine, welche die Schlange anzieht und eine, die sie abschreckt, und sie tatuiren mit der ersten auf eine Hand und auf einen Schenkel die Gestalt einer Schlange, und mit der zweiten auf die andere Hand und den anderen Schenkel die Gestalt eines Adlers. Ob diese Behauptung wahr ist, konnte Forbes nicht entscheiden; doch hat er, wie er sagt, öfter gesehen, daß die Schlange, die allen Bewegungen derjenigen Hand, welche mit ihrem Abbilde verziert war, gehorsam folgte, sofort zurückfuhr, wenn ihr die Hand mit dem Adler entgegengehalten wurde und bewegungslos liegen blieb, bis die Hand weggenommen wurde. Wir kennen, sagt Forbes, den Einfluß, den gewisse Stoffe auf manche Thiere haben, und es scheint nicht unmöglich, selbst nicht unwahrscheinlich — darf ich beifügen — daß eine Menschenrasse, welche Jahrhunderte lang diesen einen Punkt genau beobachtet und hinsichtlich desselben Versuche gemacht hat, ein geheimes Mittel entdecken konnte, welches auf Schlangen eine große Wirkung ausübt. Dem oft gemachten Einwurfe, daß es, wenn die Gegengifte wirksam wären, Verwunderung erregen müßte, Schlangenbeschwörer jemals dem Schlangengifte zum Opfer fallen zu sehen, stellt er die Bemerkung entgegen, daß auch die Pockenimpfung, obwohl sie doch gewiß im Allgemeinen Schutz gewährt, in einzelnen Fällen sich unwirksam bewiesen hat. Wenn auch die Bemerkung des Kapt. Forbes, sowie sie hier vorliegt, keine Erklärung einer von verschiedenen Reisenden beobachteten Thatsache giebt, so weist sie doch auf ein Verfahren hin, welches mit Rücksicht auf die hinsichtlich der Einimpfung von Giften in neuester Zeit gemachten Erfahrungen immerhin einige Aufmerksamkeit verdienen dürfte.

Der Einfluß des Waldes auf den Stand der Gewässer wird von Prof. Bühler in einem Aufsatze der „Schweizerischen Bauzeitung“ erörtert. Während die Ueberschwemmungen, z. B. des Rheins und in Tirol, vielfach auf die schlechte Waldwirthschaft in der Schweiz bezw. in Tirol zurückgeführt wurden, ist dieser Ansicht von anderer Seite widersprochen worden. Die neuestens in verschiedenen Staaten angeordneten Wasserstandsbeobachtungen werden auf dem hydrographischen Gebiete in kurzer Zeit an die Stelle von Ansichten die Thatsachen setzen, und da auch die kleineren Flüsse, in deren Einzugsgebiet der Wald eine verhältnißmäßig größere Ausdehnung hat, in das Beobachtungsnetz aufgenommen werden, die Einwirkung des Waldes eher erkennen lassen.

Es ist unrichtig, die Verminderung des Waldes den Rodungen der neueren Zeit zuzuschreiben und mit den Ueberschwemmungen in Zusammenhang zu bringen. Die heutige Ausdehnung des Waldes ist in der Hauptsache in Süd-, West- und Mittel-Deutschland und in der Schweiz schon im 13. und 14. Jahrhundert vorhanden gewesen und was heute gerodet wird, beträgt kaum 1 Proc. der Gesammtfläche des Landes. Daß die Ueberschwemmungen heute nicht öfter eintreten als in früheren Jahrhunderten, geht aus den Nachweisen von Sonklar („Von den Ueberschwemmungen.“ Wien 1883) hervor.

Der Einfluß des Waldes kann sich erstrecken auf die Niederschlagsmenge selbst und auf ihre Vertheilung im Boden.

Durch die Baumkronen werden im Jahresdurchschnitt etwa 23 bis 26 Proc. des Niederschlages aufgefangen.

Bei einem Schneefalle fand Bühler sogar 88 Proc. zurückgehalten. Da der Schnee auf den Kronen zum Theil verdunstet, ferner auch im Waldesschatten später schmilzt als im freien Lande, so vertheilt sich der Wasserabfluß auch auf längere Zeit und Ueberschwemmungen können weniger leicht auftreten. Bei starken Regengüssen ist die zurückhaltende Kraft des Waldes geringer. Krutzsch fand, daß schon bei einem Niederschlage von 30 bis 50 mm 80 bis 90 Proc. desselben auf den Boden gelangen.

Von dem auf den Aesten zurückgehaltenen Wasser läuft jedoch noch ein Theil am Stamme herab, ein anderer wird vom Winde zu Boden geschüttelt. Immerhin wird vom jährlichen Niederschlage der Boden unter dem Kronenschirme ca. 20 Proc. weniger erhalten als das freie Feld.

Von der an den Boden gelangten Niederschlagsmenge verdunstet ein Theil, ein anderer fließt oberflächlich ab, der Rest dringt in den Boden ein. Je mehr in den Boden eindringt, um so nachhaltiger ist die Speisung der Flüsse durch die Quellen, um so größer die Verminderung der Hochwassergefahr.

Die Moosdecke saugt einen großen Theil Wasser auf. Unverwest und lose liegende Laub- und Nadelstreu bilden nur Filtra, welche das Wasser durchdringen lassen und sein oberflächliches Abfließen verlangsamen. Dichte verweste Streu bildet dagegen ein starkes Hinderniß für das Eindringen des Wassers und läßt es abfließen. Eine Buchenlaubdecke hält im Maximum 1,8 mm, eine Moosdecke 6 mm Wasser zurück. Bei den höchsten Niederschlägen von 100 bis 200 mm würden 2 bis 6 bezw. 1 bis 3 Proc. von der Streu zurückgehalten — ein Betrag, der die Ueberschwemmungsgefahr vermindern, aber nicht beseitigen kann.

Es wird mithin im Walde einerseits weniger Wasser auf den Boden gelangen, andererseits auch unter Umständen weniger in denselben eindringen als im freien Lande. Die Verdunstung ist im Walde geringer, dagegen muß der Wasserverbrauch durch die Vegetation im Walde ein bedeutenderer sein als bei landwirthschaftlichen Kulturpflanzen. Daraus folgt, daß die Zufuhr von Wasser an die Quellen im Walde nicht bedeutend verschieden sein wird gegenüber der Weide oder dem Ackerlande.

Wichtig ist, daß durch den Waldbestand das Erdreich mechanisch festgehalten und durch Verminderung der Stoßkraft des Wassers die Runsenbildung, das Abbröckeln und die Geschiebebildung erschwert wird. In Gebirgsländern ist diese Wirkung des Waldes von entscheidender Bedeutung, um so mehr, als hier der Wald das steilste, also am meisten gefährdete Terrain einzunehmen gezwungen ist.

Die Bewaldung des sogenannten Quellgebietes, auf welche heutzutage so großer Werth gelegt wird, kann auf die Ueberschwemmungen den gehofften Einfluß nicht haben; da dasselbe nur einen sehr kleinen Theil, z. B. bei Rhein und Aar nur 10 Proc. des ganzen Einzugsgebietes ausmacht und der größte Theil der meteorologischen Stationen der Schweiz gleichzeitig Regen hat.

Es beruht daher auf einem Irrthume, wenn in Deutschland die Rheinüberschwemmungen auf die angeblich schlechte Waldwirthschaft in Graubünden zurückgeführt werden. Zudem finden die Ueberschwemmungen am Mittel- und Niederrhein fast immer zu Zeiten statt, wo die Gebirgsflüsse den niedrigsten Wasserstand haben.

In den Kulturländern ist heutzutage keine Freiheit mehr in der Vertheilung des Waldes über ein Land hin vorhanden. Die kahlen, einstmals bewaldeten oder von jeher holzlosen Flächen werden fast allein in Betracht kommen. Wer will in der Schweiz an die Verringerung des Weideareals denken, während überall Futternoth herrscht und die Vermehrung des Viehstandes als Bedürfniß erklärt wird? Da die Weiden außerdem das weniger steile Gelände einnehmen und der Rasen den Boden ebenfalls bindet, so wird durch Aufforstung von Weideareal keine erhebliche Aenderung in Bezug auf die Ueberschwemmungsgefahr zu erwarten sein.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Eine sehr klare, durchdachte und interessante Studie von Prof. Friedrich Pfaff (Frommel und Pfaff, Sammlung von Vorträgen, XV, 1 und 2, Heidelberg, Carl Winter) behandelt „die Gletscher der Alpen, ihre Bewegung und Wirkung", die wir darum besonders empfehlen möchten, weil der in der Erforschung und Beobachtung der Gletscher selbst thätige Verfasser uns in die Detailuntersuchungen einführt, welche nöthig waren, um das Wesen der Gletscher wie des Eises überhaupt kennen zu lernen, und weil er (S. 15, 17, 44) auf die Grenzen der bisherigen Erkenntniß und die Desideraten der Gletscherkunde hinweist. Was die Wirkung der Gletscher anlangt, so bekämpft Pfaff mit mechanischen Gründen die Penck'sche Ansicht, daß ein Eisstrom im Stande sei, Felsmassen auszuhobeln und wesentlich zur Bildung von Thälern und Seebecken beizutragen, auf das allerentschiedenste. Das höchste, was er heute leisten kann, ist, daß er loses Material vor sich her schiebt; von den Gletschern der Eiszeit aber weist Pfaff nach, daß ihre Kraft in dieser Hinsicht eine geringere gewesen sein muß, als diejenige der jetzt existirenden. Penck speciell macht er (S. 80) den Vorwurf, daß er den alten Gletschern eine „wunderthätige, alle Gesetze der Mechanik überwindende Kraft" zuschreibe, und spottet darüber, „welche Glaubensstärke in manchen Naturforschern sich findet, wenn es gilt, eine vorgefaßte Meinung festzuhalten." — Auf Penck's Entgegnung darf man gespannt sein.

— Dr. M. Gehre, Die deutschen Sprachinseln in Oesterreich (4°. Großenhain, Hentze). Neben den geschlossenen Gebieten, in welchen die acht Millionen Deutsche Cisleithaniens beisammen wohnen und schon dadurch gegen den Andrang fremder Nationen geschützt sind, existiren noch eine ganze Menge kleinerer Enklaven in fremdem Gebiete, bald entstanden durch Ansiedelung fleißiger deutscher Bauern in früheren Zeiten, wo man noch nicht an einen Nationalitätenkampf dachte, bald abgerissene Splitter, durch zwischengekeilte Fremde vom Hauptkörper getrennt. Die unerhörte Vergewaltigung, welche die Deutschen in Oesterreich neuerdings von verblendeten Beamten im Bunde mit den Ultramontanen zu erleiden haben, hat ihr Nationalitätsbewußtsein geweckt, das fast eingeschlummert war, und veranlaßt sie auch, sich nun um diese „verlorenen Posten" mehr zu bekümmern. Der Deutsche Schulverein in Oesterreich sowohl wie in Deutschland sucht durch Schulen und Kindergärten das Deutschthum zu erhalten und einigermaßen den Schaden auszugleichen, welchen die Priester, fast ausnahmslos Feinde des Deutschthums, selbst wenn sie von deutscher Geburt sind, demselben zufügen. Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat, um ein genaues Bild von dem gegenwärtigen Zustande und den dringendsten Bedürfnissen zu bekommen, die meisten Sprachinseln selbst besucht, über die übrigen möglichst genaue Erkundigungen eingezogen, und giebt uns nun genauen Bericht über die Zustände in Böhmen, Mähren, Schlesien, in Krain und Istrien, wo der Angriff vielleicht am heftigsten ist, in Südtirol, dessen Gemeinden ja schon lange die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, endlich in Galizien und der Bukowina. An vielen Orten ist es zu spät; die Inseln sind der anstürmenden Brandung erlegen und nur noch Familiennamen und Gewann-(Flur-)Namen erinnern an die deutsche Vergangenheit; aber an sehr vielen Orten sehen wir auch noch zähes Festhalten an der Muttersprache und mannhaftes Eintreten für sie, und hier sind die Stellen, wo die deutschen Schulvereine eintreten müssen in derselben Weise, wie der Gustav-Adolf-Verein für die evangelischen Gemeinden der Diaspora. Noch finden die Bestrebungen des deutschen Schulvereins in Deutschland bei weitem nicht die Beachtung und die Betheiligung, die sie verdienen; möge Gehre's Büchlein, das allein die Thatsachen reden läßt, ihm recht viele Freunde und Mitglieder verschaffen.

Afrika.

— Wie wir der „Allg. Zeitung" entnehmen, vollzieht sich der Verkehr Deutschlands mit Marokko fast ausschließlich über London, derjenige mit Tunis über Marseille und Genua. Direkte Verbindungen sind nicht vorhanden, wenn auch neuerdings dieser Zustand sich durch Eröffnung einer neuen Dampfschiffahrtsroute des österreichisch-ungarischen Lloyd zwischen Triest und Tunis etwas besser gestalten zu wollen scheint, wenigstens zu Gunsten eines Theiles von Deutschland. Darum plaidirt der in Tanger erscheinende „Commerce au Maroc" für eine direkte monatliche Verbindung zwischen Hamburg und Nordwestafrika, welche gewissen Waaren deutschen Ursprunges, wie Farben, Chemikalien, Eisen- und Stahlwaaren u. s. w., neue Märkte eröffnen und das einzige Mittel sein würde, die Naturprodukte jener Länder, Olivenöl, Wolle, Häute, Datteln etc., nach Deutschland einzuführen.

— Die letzte Nachricht von der portugiesischen Expedition zum Muata Jamwo datirt vom 11. Januar d. J. aus der Station Andrade Corvo, welche 690 m hoch unter 7° 17' südl. Br. und 20° 43' östl. L. am Tschikapa liegt (also in der Nähe von Ginambanza der Pogge-Wißmann'schen Karte). Ob sie ihr Ziel, die Residenz des Lunda-Reiches, erreichen wird, steht noch dahin, da der Muata-Jamwo gestorben ist und sich verschiedene Prätendenten um den Thron streiten; derjenige, welchem das meiste Recht zur Seite steht, befindet sich bei der Expedition, aber es fragt sich, ob derselbe Erfolg haben wird, was natürlich für den portugiesischen Einfluß sehr vortheilhaft wäre. Leider ist aber zu befürchten, daß das Lunda-Reich in mehrere kleine Staaten zerfallen, und erst durch einen starken und geschickten Eroberer wieder geeinigt werden wird. — Eine zweite portugiesische Expedition, welche unter Serpa Pinto nach dem Njassa-See ausgesandt wurde und nach der Erkrankung und Rückkehr desselben unter dem Marineofficier Cardozo weiter vordrang, ist nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten, aber mit wichtigen Ergebnissen nach der Ostküste zurückgekehrt. Serpa Pinto und Cardozo sollen nun Europa besuchen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Eine am 6. April dieses Jahres zu Berlin vollzogene „Erklärung betreffend die Abgrenzung der Deutschen und Englischen Machtsphären im westlichen Stillen Ocean" setzt eine Demarkationslinie zwischen beiden fest, welche unter 8° südl. Br. von der Nordostküste Neu-Guineas ausgehend den 1567 von dem Spanier Mendana entdeckten Archipel der Salomon-Inseln so durchschneidet, daß, abgesehen von einigen kleineren, namentlich die großen Inseln Bougainville, Choiseul und Isabel dem deutschen Einflusse verbleiben. Südlich von der Südostspitze Isabels biegt die Linie nach Nordosten um, läuft bis in die Nähe der Keats Bank (6° nördl. Br., 173½° östl. L.) und dann genau nordwärts bis 15° nördl. Br., indem sie den bereits vom Deutschen Reiche besetzten Marshall-Archipel einschließt. Beide Theile verpflichten sich, in dem jenseits dieser Linien liegenden Gebiete weder Gebietserwerbungen zu machen, noch Schutzherrschaften anzunehmen, noch der Ausdehnung des Einflusses der anderen Macht entgegenzutreten, sichern auch in einer zweiten Erklärung den beider-

seitigen Staatsangehörigen in dem „Westlichen Stillen Ocean“ (d. h. dem Gebiete zwischen 15° nördl. Br. und 30° südl. Br. und zwischen 165° westl. L. Gr. und 130° östl. L. Gr.) volle Handels- und Verkehrsfreiheit zu. Keine Anwendung findet die erste Erklärung auf die Samoa-, Tonga- und Niuë-Inseln, sowie auf die Besitzungen und Protektorate einer anderen civilisirten Macht.

Südamerika.

— Auf dem Dresdener Geographentage hatte Dr. Alfons Stübel 86 Oelgemälde von Landschaften und Volkstypen aus Ecuador ausgestellt, welche zu dem Anziehendsten gehört haben sollen, was jene Versammlung und die damit verbundene Ausstellung bot. Zwei Jahre lang begleitete ein einheimischer Künstler, Rafael Troya, die wohlbekannte Expedition der Herren Reiß und Stübel und hat während derselben seiner Kunst mit seltener Hingebung und Aufopferung obgelegen. Naturwahrheit war das oberste Ziel, welches bei den, stets an Ort und Stelle ausgeführten Bildern verfolgt wurde; maßgebend war stets der geologische Gesichtspunkt, und der Standort wurde gewählt ohne Rücksicht auf die Umständlichkeiten, welche der Transport des Zeltlagers oder das Ausharren an dem geeigneten Punkte bis zum Eintritte des richtigen Beleuchtungsmomentes — und das dauerte in Folge der mißlichen meteorologischen Verhältnisse in jenen Hochregionen oft wochenlang — verursachen konnte. So entstand eine Sammlung von naturgetreuen Ansichten von hohem Werthe für die Andes-Forschung, welche Dr. Stübel gern einem freilich erst noch zu begründenden geographischen Museum übergeben möchte. Ein solches müßte in chronologischer Uebersicht den Fortschritt erläutern, welchen die Erforschung der Erdoberfläche im Laufe der Jahrhunderte gemacht hat; es müßte die Entwickelung der Kartographie von ihren ersten Anfängen bis auf die Gegenwart veranschaulichen; es müßte eine permanente Vorführung von bildlichen Darstellungen bieten, welche, nach Ländern geordnet, die Vorstellung unterstützen. Ein solches Museum müßte zugleich das Archiv sein, in welchem die Original-Arbeiten des Forschungsreisenden, seine Tagebücher, die heimgebrachten Photographien und eigenhändigen Skizzen in zugänglicher Weise deponirt wären. Die Begründung eines derartigen Institutes kann bei dem allgemeinen Interesse, welches die Geographie gewonnen hat, nur noch eine Frage der Zeit sein und würde bald von allen Seiten werthvolle Beiträge veranlassen.

Inzwischen aber hat Herr Stübel in dankenswerther Weise einen illustrirten Katalog seiner Bildersammlung unter dem Titel „Skizzen aus Ecuador“ (Berlin, A. Asher und Co., 1886) herausgegeben, welcher in 63 Zinkographien verkleinerte Nachbildungen der Originale und zu den meisten derselben erläuternde Begleitworte enthält, welche in gleicher Weise geologische und topographische Daten, wie solche über Fauna, Flora und Menschenleben bringen, ohne natürlich eine wissenschaftlich erschöpfende Beschreibung zu geben. Welchen Werth diese Veröffentlichung hat, möge man daraus entnehmen, daß sie z. B. vom Iliniza drei, vom Cotopaxi und Altar je fünf, vom Chimborazo und Tunguragua je sieben Ansichten bringt, während bekanntlich richtige Abbildungen merkwürdiger Berge bis jetzt noch sehr selten sind (vergl. Pechuël-Lösche, „Bergumrisse“ im „Globus“, Bd. 44, S. 8), und daß z. B. von dem mysteriösen Vulkane Sangay, den wenige Bewohner Riobambas je mit eigenen Augen gesehen, und den E. Whymper nur kurze Zeit lang von einem 17400 engl. Fuß hohen Punkte am Chimborazo erblickte (Proc. R. G. S. August 1881, S. 458), ein aus nur 13 km Entfernung aufgenommenes detaillirtes Bild auf S. 46 vorliegt. Aus diesem „Kataloge“, der wohl leider nur in engeren Kreisen Verbreitung findet, mögen künftige Reisende lernen, wie Illustrationen zu Reisewerken beschaffen sein müssen, wenn sie wissenschaftlichen Werth besitzen sollen.

— Wie man in Südamerika, speciell in Ecuador, mit statistischen Zahlen umspringt, davon erzählt A. Stübel in seinen „Skizzen aus Ecuador“ (Berlin 1886) zwei lehrreiche Beispiele. Quito — sagt er S. 7 — ist relativ eine sehr volkreiche Stadt; wohl mag sich die Seelenzahl auf 25000 bis 30000 belaufen; statistische Angaben, die jedoch nicht auf thatsächlichen Erhebungen beruhen, und mehr für das Ausland berechnet sind, normiren sie sogar auf 80000 Einwohner. Eine so große Differenz in der Schätzung rechtfertigt sich aber vollkommen, wenn man bei dem beschränkten, scharf begrenzten Raume, welchen die Stadt einnimmt, die niedrigen höchstens zweistöckigen Häuser, die großen Höfe, die vielen Kirchen und vor allem die geräumigen, sehr schwach bewohnten Klöster in Rechnung zieht. Mischlinge und Indianer mögen gut ⅞ der Bevölkerung ausmachen. — Das heutige Riobamba — heißt es S. 19 — ist eine neue Stadt; erst einige achtzig Jahre sind seit ihrer Gründung vergangen. Das alte Riobamba (Riobamba viejo) lag etwa eine Wegstunde westlicher, auch nicht auf freier Ebene, sondern in einer thalartigen Vertiefung, umgeben von Hügeln und Bergen; es wurde zerstört durch das große Erdbeben von 1797, welches noch in frischem Andenken stand, als Humboldt, nur sechs Jahre später, die Gegend besuchte und über die Schrecknisse desselben nach Aussage der Eingeborenen berichtete. Einige Ruinen sind noch an jener Stelle vorhanden; schon aus der Lage, welche die alte Stadt gehabt hat, darf man schließen, daß ihre Einwohnerzahl eine geringere gewesen, als diejenige ist, welche das neue Riobamba (Riobamba nuevo) gegenwärtig (7000 bis 8000) besitzt. Nach den Ueberlieferungen, welche Humboldt sammelte, sollen durch die Katastrophe in der Stadt Riobamba selbst 40000 Menschen ihren Tod gefunden haben. Aus den Archiven von Quito hat Herr Theodor Wolf jedoch authentisch nachweisen können, daß diese Zahl viel zu hoch gegriffen ist, daß die 40000 Todten sich auf 2036 reduciren, und daß selbst diese nicht ausschließlich der Stadt zukommen, sich vielmehr auf die gesammte Provinz von Riobamba vertheilen.

Berichtigungen.

S. 160, Spalte 1, Zeile 16 lies Bila (statt Bisa). S. 172, Spalte 1, Zeile 31 und 44 lies Cinae (statt linae). S. 184, Spalte 2, Zeile 27 und 28 lies: „wahrscheinlich Lemminge, die Hauptnahrung der Füchse, und ein der Ratte ähnliches, im Wasser lebendes Thier.“ S. 184, Spalte 2, Zeile 34 und 35 lies: „Die Samojeden kommen bis zum Nördlichen Eismeere. Auf der Samojedenhalbinsel beim Kap Kamennyi fanden wir ein Todtenlager.“

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.